

HERRSCHER DES SCHWARMS

VPM Verlagsunion Fabel Moewig KG, Rastatt

Alle Rechte vorbehalten © 1997 by VPM Verlagsunion Fabel Moewig KG, Rastatt

Redaktion: Horst Hoffmann

Titelillustration: Johnny Brück

Druck und Bindung: Mohndruck

Graphische Betriebe GmbH, Gütersloh

Printed in Germany 1997

ISBN 3-8118-2079-6

Vorwort

In diesem 59. Band der PERRY RHODAN-Bibliothek geht es um Monstrositäten der unterschiedlichsten Art. Der Reigen wird eröffnet (nach der eher heiteren Episode um den kleinen »Froschkönig« und sein Wasservolk) mit der Entdeckung des intelligenten Zellplasmas, das fast einen ganzen Planeten bedeckt. Es geht weiter mit den Gelben Eroberern und ihrer bereits bekannten Methode, für ihren Nachwuchs zu sorgen. Und es endet schließlich mit den in typischer H.-G.-Ewers-Manier gezeichneten Mordsweibern vom Planeten Heytschapan. Die Freunde des Horrors dürften also ebenso auf ihre Kosten kommen wie jene des Humors, für den natürlich auch wieder unsere beiden Freunde a Hainu und Rorvic sorgen.

Etwas enttäuscht werden vielleicht diejenigen Leser sein, die sich vom Titel dieses Bandes ultimative Eröffnungen hinsichtlich der Schwarmherrscher versprochen haben. Ehrlich gesagt: Mir fiel kein passenderer ein, und wer genau und gründlich liest, wird auch schon einige Hinweise bekommen. Klar ist jedenfalls, daß die Gelben Eroberer zwar einen großen Namen tragen, aber letztlich nur das sind, als was sie bereits bezeichnet wurden, die Ersten Diener. Ohne sie, soviel sei jedoch auch verraten, könnten die wahren Herrscher nicht leben. Die diesem Buch zugrundeliegenden Originalromane sind (in Klammern die Heftnummern): *Der Durchbruch* (533), *Der Schwarze Dämon* (534) und *Die Attacke der Cynos* (540) von William Voltz; *Transport ins Unge- wisse* (535) von Clark Darlton; *Götzendämmerung* (536) von Ernst Vlcek; *Die Panikmacher* (538) von H. G. Francis und *Das Experiment der Cynos* (539) von H. G. Ewers.

Ich bedanke mich bei allen, die meine Arbeit wieder durch Kritik und Vorschläge unterstützt haben. Ihnen im besonderen ist dieses Buch gewidmet.

Horst Hoffmann

Zeittafel

- 1971 Perry Rhodan erreicht mit der STARDUST den Mond und trifft auf die Arkoniden Thora und Crest.
- 1972 Mit Hilfe der arkonidischen Technik gelingt die Einigung der Menschheit, es beginnt der Aufbruch in die Galaxis.
- 1976 Das Geistwesen ES gewährt Rhodan und seinen engsten Wegbegleitern die relative Unsterblichkeit.
- 2040 Das Solare Imperium entsteht und stellt einen galaktischen Wirtschafts- und Machtfaktor ersten Ranges dar. In den folgenden Jahrhunderten Bedrohung durch die Posbi-Roboter und galaktische Großmächte wie Akonen und Blues.
- 2400 Entdeckung der Transmitterstraße nach Andromeda; Abwehr von Invasionsversuchen von dort und Befreiung der Völker vom Terrorregime der Meister der Insel.
- 2435 Der Riesenroboter OLD MAN und die Zweitkonditionierten bedrohen die Galaxis. Nach Rhodans Odyssee durch M 87 Sieg über die Erste Schwingungsmacht.
- 2909 Während der Second-Genesis-Krise kommen fast alle Mutanten ums Leben.
- 3430 Um einen Bruderkrieg zu verhindern, läßt Rhodan das Solssystem in die Zukunft versetzen. Bei Zeitreisen lernt er den Cappin Ovaron kennen.
- 3437/38 Expedition mit der MARCO POLO in die Cappin-Galaxis Gruelfin. Ovaron wird von der Urmutter als Ganjo identifiziert. Der Riesenroboter opfert sich beim Kampf um das Solssystem selbst. Der Planet Pluto wird dabei zerstört.
- 3441/42 Die MARCO POLO kehrt nach zeitlicher Verzögerung in die Milchstraße zurück und findet die Intelligenzen der Galaxis verdummt vor. Ein mysteriöser Sternenschwarm dringt in die Galaxis ein. Gleichzeitig wird das heimliche Imperium der Cynos aktiv.

Prolog

Als Perry Rhodan Mitte des Jahres 3441 mit der MARCO POLO von Gruelfin in die Milchstraße zurückkehrt, findet er eine ihm fremd gewordene Galaxis vor. Mit Ausnahme relativ weniger Immuner sind alle Intelligenzen verdummt - auch auf Terra herrscht das Chaos. Verantwortlich für die Verdummung ist die Veränderung der galaktischen Gravitationskonstante durch die Vorhut eines ungeheuerlichen Gebildes aus Sternen, Planeten und Raumfahrzeugen, das sich über Tausende Lichtjahre ausdehnt und mit Transitionen in die Milchstraße schiebt: der Schwarm!

Doch nicht nur vom Schwarm und seinen unbekannten Lenkern und Völkern droht Gefahr. Die Angehörigen des sogenannten Homo superior, der angeblich nächsten Stufe menschlicher Evolution, sind ebenfalls immun gegen die Verdummungsstrahlung; sie predigen die Abkehr von aller Technik und den bedingungslosen Pazifismus. Dies hält sie jedoch nicht von verheerenden Sabotageakten ab.

Perry Rhodan bricht mit dem Kreuzer GOOD HOPE U auf, um die Geheimnisse des Schwarms zu ergründen und letztlich dafür zu sorgen, daß in der Milchstraße wieder normale Verhältnisse einkehren. Reginald Bull konzentriert sich anfangs darauf, mit der INTERSOLAR so viele Immune wie möglich aufzulesen.

Im Herbst 3441 verlassen erstmals Objekte den Schwarm, Erkundungs und Vermessungsschiffe. Ihnen folgen gewaltige Pilzraumer, die auf Planeten landen, deren Bewohner keine Mittel und Waffen gegen sie finden. Es erfolgt eine sogenannte Sekundäranpassung der Gravitationskonstante, in deren Verlauf die verdummt Menschen einen Teil ihrer Intelligenz zurückerhalten. Die Gattung des Homo superior dagegen stirbt restlos aus. Als neue ernstzunehmende Bedrohung der galaktischen Völker erweisen sich die Cynos, deren heimliches Imperium die Geschehnisse der Milchstraße viele Jahrtausende lang beeinflußt zu haben scheint. Sie haben ihre Anonymität aufgegeben und verfolgen geheimnisvolle Ziele.

Im Frühjahr 3442 beginnen die Pilzraumschiffe, auf den ersten von ihnen besetzten Planeten die Atmosphäre aufzuheizen und die Gravitation hochzutreiben. Gleichzeitig verlassen große Flotten von Wabenraumschiffen der sogenannten Gelben Eroberer den Schwarm und landen auf diesen Welten. Wie sich herausstellt, benötigen die Gelben Eroberer diese neugeschaffenen Umweltbedingungen, um sich zu teilen, während die Bewohner der Planeten qualvoll sterben.

Um endlich die Wahrheit über den Schwarm und dessen Herrscher zu erfahren und das Grauen zu beenden, faßt Perry Rhodan - inzwischen wieder mit der MARCO POLO - den Entschluß, eine Fünfte Kolonne in den Schwarm zu schicken...

1.

Der Schwarm April 3442

Blazon Alpha war gerade dabei, dreiundzwanzig Solar von Roi Danton zu gewinnen, als der Massetaster der GEVARI ansprach. Rhodans Sohn warf die Karten auf den Tisch und stand auf.

»Einen Moment noch!« protestierte Blazon Alpha. »Sie müssen dieses Spiel zu Ende führen.«

»Ich wette, er hat mit den Emotionauten der INTERSOLAR ein Abkommen getroffen«, grinste Blazon Beta. Im Gegensatz zu seinem 1,79 Meter großen Bruder war er ein kleiner, dürrer Mann mit faltigem Gesicht und spitzer Nase. Sein Kopf war teilweise kahlgeschoren, gleichzeitig aber Ausgangspunkt eines armdicken Zopfes, der fast bis zu den Fersen hinabreichte.

Blazon Beta beobachtete, wie sich sein Bruder im Gesicht verfärbte. Unter normalen Umständen war Blazon Alpha ein gutmütiger und verträglicher Mensch. Am Spieltisch jedoch schien er alle seine guten Vorsätze vergessen zu haben.

Blazon Alpha erhob sich ebenfalls und wischte die Karten mit einer Handbewegung vom Tisch.

Danton hatte an den Kontrollen Platz genommen. Auf den Oszillographen der Ortungsanlage erschienen mehrere Amplituden.

Der Bildschirm im Zentrum der Ortungsgeräte zeigte einen hellen Leuchtimpuls.

»Es ist soweit!« rief Danton. »Das ist die INTERSOLAR.«

Blazon Alpha ließ sich in einen Sessel fallen und machte ein mürrisches Gesicht. Danton wandte sich von den Kontrollen ab und blickte ihn an. Er sah einen muskulösen Mann mit kurzgeschnittenen dunklen Haaren.

Die beiden Brüder, die auf Last Hope zusammen mit ihm an Bord der GEVARI gegangen waren, unterschieden sich nicht nur äußerlich. Sie besaßen auch verschiedene Charaktere. Trotzdem hatten beide den gleichen Beruf: Sextadim-Physiker.

Blazon Alpha hatte den Spielabbruch überwunden und zeigte die ihm eigene Gelassenheit.

»An Bord der INTERSOLAR wird man schon ungeduldig auf unsere Ankunft warten«, vermutete Roi Danton.

»Wir bringen die letzten Sextagoniumvorräte von Last Hope mit.«

»Vier Kilogramm«, fügte Blazon Alpha hinzu. »Das ist mehr, als Corello manipulieren kann.«

»Vielleicht sind mehrere Versuche notwendig«, erinnerte ihn Danton. »Dann werden wir froh sein, wenn wir auf eine Reserve zurückgreifen können.«

»Ich bin sowieso skeptisch«, erklärte Blazon Beta. »Wir wissen zuwenig über den Schmiegeschirm, der den Schwarm umschließt.«

Auf dem großen Bildschirm konnte Danton einen Teil des Schwarms sehen. Wenn sie auch nur eine geringe Chance haben wollten, die endgültige Katastrophe von der Galaxis abzuwenden, mußten sie in den Schwarm eindringen und das Übel an der Wurzel bekämpfen. Alles, was sie an einem solchen Einsatz hinderte, war der Schmiegeschirm, der sich bisher nur dann als durchlässig erwiesen hatte, wenn die Schwarmbewohner mit dem Eindringen eines Körpers in den Schwarm einverstanden gewesen waren. Aufgrund seines Aussehens bezeichnete man ihn auch als »Kristallschirm«.

»Wir müssen jede Chance wahrnehmen«, meinte Danton. »Corello weiß außerdem genau, was er will. Er würde uns nicht diesen Flug machen lassen, wenn er keinen Sinn darin sähe.«

Er erinnerte sich noch einmal daran, was Ribald Corello plante. Der Supermutant hatte durch seine Erkrankung zwar viel von seinen ehemaligen Fähigkeiten eingebüßt, konnte jedoch immer noch bis zu 750 Gramm Materie in der Art eines Fiktivtransmitters befördern.

Das Sextagonium, das Danton und die beiden Sextadim-Physiker von Last Hope geholt hatten, sollte von Corello abgestrahlt und unmittelbar vor dem Ziel zur Explosion gebracht werden. Während des Transports durch den fünfdimensionalen Hyperraum würde die Übersättigungsstabilität des Sextagoniums schwinden. Das war eine bereits feststehende Tatsache, die sich bei früheren Experimenten ergeben hatte. Durch Aufhebung der Übersättigungsstabilität sollte die im Sextagonium enthaltene psionische Energie freigesetzt werden. Die Wissenschaftler vermuteten, daß diese Energie dem Schmiegeschirm Schaden zufügen würde.

Abgesehen von der Möglichkeit eines totalen Mißerfolgs, barg das geplante Unternehmen auch das Risiko einer Katastrophe in sich. Niemand konnte genau sagen, wie die artfremde Energie des Schmiegeschirms während des Kontaktes mit dem Sextagonium reagieren würde. Die Gefahr, daß es in der gesamten Galaxis zu schweren Erschütterungen des Raum-Zeit-Gefüges kommen konnte, war nicht auszuschließen.

Von welcher Seite man auch das geplante Experiment betrachtete: Es war ein verzweifelter Versuch von Intelligenzen, die um die Erhaltung ihrer Art kämpfen mußten.

»Worüber denken Sie nach?« erkundigte sich Blazon Alpha bei Rhodans Sohn.

»Worüber sollte ich schon nachdenken?« Danton blickte die beiden immunen Wissenschaftler an. »Es gibt für die Menschheit jetzt nur ein Problem: Wir müssen verhindern, daß die Planeten der Galaxis von Gelben Eroberern überschwemmt werden. Dieses Ereignis scheint jedoch unmittelbar bevorzustehen. Bisher hatten wir es nur mit der Vorhut zu tun.«

Bevor einer der Brüder antworten konnte, erhellte sich der Bildschirm des Hyperfunks. Rhodans energisches Gesicht zeichnete sich darauf ab.

»Michael!« rief er. »Einen Tag später als erwartet.«

»Wir haben uns Zeit genommen und die GEVARI auf Last Hope noch einmal gründlich überprüft. Du weißt, wie wichtig dieses Schiff für uns werden kann.«

»Es war vielleicht gut so«, stimmte Rhodan nachdenklich zu. »Die GEVARI soll unsere Fünfte Kolonne in den Schwarm tragen.« Forschend betrachtete er die beiden Wissenschaftler. »Habt ihr das Sextagonium?«

»Natürlich!« bestätigte Danton. »Sonst wären wir nicht hier. Es sind vier Kilogramm, genug für mehrere Versuche.«

»Du kannst mit der GEVARI neben der Hauptschleuse der INTERSOLAR anlegen«, sagte Rhodan. »Es ist überflüssig, daß wir das Schiff an Bord nehmen.«

Danton, der genau wußte, daß dies eine Vorsichtsmaßnahme war, nickte.

Die GEVARI war eine Sonderkonstruktion. Äußerlich glich sie einer Space-Jet, war jedoch wesentlich größer.

Sie durchmaß fünfzig Meter und war fünfundzwanzig Meter hoch. Mit seinen Schwarzschildreaktoren in Ultrakompaktbauweise erreichte das diskusförmige Schiff Beschleunigungswerte bis zu 800 km/sec. Die Reichweite des Schiffes im Linearflug betrug 800.000 Lichtjahre. An Bord gab es Plätze für zehn

Besatzungsmitglieder. Außerdem hatte die GEVARI in ihren großen Hangars sechs extrem flache Raumlinsen als Beiboote an Bord und war mit zwei Transformkanonen in Kompaktbauweise ausgerüstet.

Rhodan machte für Corello Platz, der jetzt von seinem Tragroboter vor das Funkgerät gebracht wurde. Der

Mutant mit dem zwergenhaften Körper und dem riesigen Kopf wirkte aufgeregt.

»Ich befürchtete schon, daß es zu einem Zwischenfall gekommen sei, Roi.«

»Ich erklärte bereits meinem Vater, daß unsere Verspätung durch ein nochmaliges Testen der GEVARI zustande gekommen ist.«

Corello bewegte seine Händchen. »Hauptsache ist, Sie haben das Sextagonium an Bord.«

»Vier Kilogramm!«

»Ausgezeichnet!« lobte der Mutant. »Das wird auf jeden Fall reichen.«

»Es gibt auf Last Hope kein Sextagonium mehr«, stellte Danton fest.

»Und es ist niemand dort, der aus Howalgonium neues Sextagonium herstellen könnte. Deshalb sollten Sie vorsichtig mit der Lieferung umgehen.«

Corello schwieg. Er schien nachzudenken.

»Ich habe leider meine Fähigkeiten als Quintadimtrafer verloren«, sagte er schließlich. »Ansonsten hätte ich die Energie, die wir brauchen, mit Hilfe meiner parapsychischen Fähigkeiten hergestellt.«

Danton gestand sich ein, daß er die Minderung von Corellos Fähigkeiten unbewußt begrüßte. Zwar hatte Corello sich seit seiner Heilung als loyal erwiesen, aber er war ein seelisch labiler Mensch, bei dem es immer wieder zu Krisen kommen konnte. Ein Corello, der außer Telepsimat auch noch Quintadimtrafer gewesen wäre, könnte von niemand kontrolliert werden. Sollte der Supermutant jedoch unter den gegenwärtigen Umständen die Kontrolle über sich verlieren, würde man ihn überwältigen können.

Danton gab sich einen Ruck. An ein solches Verhalten Corellos durfte er gar nicht denken. Der Mutant war jetzt ihre wichtigste Waffe im Kampf gegen die Gelben Eroberer, die aus unverständlichen Gründen ihre Zellteilung innerhalb der Galaxis vornehmen wollten oder mußten.

Die GEVARI fiel aus dem Linearraum. Sie war nur noch sechshunderttausend Kilometer von der INTERSOLAR entfernt. Rhodan und einige andere wichtige Leute waren an Bord der INTERSOLAR gegangen, weil dieses Schiff besser für die Vorbereitungen des geplanten Einsatzes geeignet war als die GOOD HOPE II.

Danton rief sich erneut ins Gedächtnis zurück, daß die vereinte Menschheit im Augenblick nur über zwei voll einsatzfähige Schiffe verfügte: eben die GOOD HOPE II und die INTERSOLAR. Im Vergleich zu der Anzahl der Flugkörper, die der Schwarm einsetzen konnte, war es zuwenig.

Auf den Bildschirmen erkannte Danton, daß die INTERSOLAR sich im freien Fall bewegte. Sie flog in einem Abstand von zwei Lichtjahren am Schwarm entlang. Das war der Sicherheitsabstand, den Perry Rhodan gewählt hatte. Er wollte sich durch nichts überraschen lassen.

Danton steuerte die GEVARI auf die INTERSOLAR zu.

Er rechnete damit, daß noch ein paar Tage vergehen würden, bevor die GEVARI zu ihrem Einsatz starten konnte. Die Mannschaft mußte ausgesucht und eingewiesen werden. Vor allem aber Ribald Corello mußte sich gründlich auf seine schwere Aufgabe vorbereiten.

Auf dem Bildschirm der Funkanlage erschien jetzt Rhodan neben dem Supermutanten.

»Das Sextagonium bleibt vorläufig in den Spezialbehältern an Bord der GEVARI«, ordnete er an.

Eine weitere Vorsichtsmaßnahme, dachte Danton. Sein Vater war sich also durchaus bewußt, wie gefährlich diese Substanz war, mit der sie experimentieren wollten.

Sextagonium, rief sich Danton ins Gedächtnis zurück, war ein durch Quintatronbeschuß von 910 Milliarden QWA (Quintron-Wari) aus Howalgonium künstlich hergestelltes Element.

Dieses violett strahlende und leicht pulsierende Element war in erster Linie für die Dakkar-Tastresonatoren erschaffen worden. Corello war bei der Stabilisierung während des Quintatronbeschusses maßgeblich beteiligt gewesen.

Auch Blazon Alpha und Blazon Beta waren bereits während der ersten Herstellung von Sextagonium auf Last Hope gewesen. Aufgrund ihrer Immunität hatten sie den Flug der anderen Wissenschaftler zur Hundertsonnenwelt nicht mitgemacht, sondern in den riesigen Labors von Last Hope weitergearbeitet. Inzwischen hatte sich die GEVARI der INTERSOLAR so weit genähert, daß Danton den Schatten des riesigen Kugelschiffes durch die Panzerplastkuppel über der Zentrale sehen konnte. Rhodans Sohn begann mit dem Anlegemanöver.

Er brauchte nur ein paar Minuten, bis das Diskusschiff fest mit der Außenfläche der INTERSOLAR verankert war. Magnettrossen hielten es an seinem Platz neben der Hauptschleuse.

»Wir ziehen Schutzanzüge an und steigen um«, entschied Danton. »Sie haben gehört, daß das Sextagonium vorläufig an Bord der GEVARI bleiben soll.«

»Eine vernünftige Entscheidung«, stimmte Blazon Beta zu.

Blazon Alpha, der, wenn er nicht gerade an irgendeinem Spiel teilnahm, sehr verschlossen und wortkarg war, begnügte sich mit einem leichten Nicken.

»Das Teufelszeug kann uns alle ins Jenseits befördern«, bemerkte Blazon Beta, während er seinen Helm verschloß. »Wenn es instabil wird, sind die GEVARI und die INTERSOLAR verloren. Da nutzt es wenig, daß wir das Diskusschiff nicht in einen Hangar gebracht haben.«

»Es geht meinem Vater nur darum, die GEVARI schnell wegzubringen, wenn eine kritische Situation eintreten sollte.« Roi Danton blickte sich um. »Fertig?«

Blazon Beta deutete auf seinen Bruder. »Er braucht ein bißchen länger.«

Blazon Alpha ließ sich nicht irritieren. Als er seinen Anzug druckfest verschlossen hatte, gab er Danton ein Zeichen.

Der ehemalige König der Freihändler, der in den letzten Monaten fast ausschließlich auf Terra gearbeitet hatte, öffnete die Schleuse des Raumschiffes. Dann schaltete er das Flugaggregat ein und schwebte zur Hauptschleuse der INTERSOLAR hinüber. Ihm folgten die beiden Sextadim-Physiker.

An Bord der GEVARI blieb ein harmlos aussehender Behälter zurück, in dem eine violett strahlende Masse gleichmäßig pulsierte.

Ribald Corellos Tragroboter stelte in den Konferenzraum und blieb auf Befehl des Mutanten unmittelbar neben dem Eingang stehen. Der Roboter, der den nahezu bewegungsunfähigen Corello herumtragen mußte, erinnerte Danton immer wieder an eine Metallspinne.

Rhodan, der am Kopfende des Tisches saß und einen detaillierten Bericht der Ortungszentrale las, blickte auf.

»Damit wären wir komplett«, stellte er fest. Er richtete sich auf und stützte sich mit beiden Händen auf den Tisch. Dann musterte er die Anwesenden. Alle wichtigen Immunen hatten sich im Konferenzraum eingefunden. Auch die Mutanten waren da.

»Sie wissen, warum wir uns hier getroffen haben«, eröffnete Rhodan die Besprechung. »Es geht um die Entsendung einer Fünften Kolonne in den Schwarm.«

Er trat ein paar Schritte zurück, wo auf einer Leuchttafel ein Bild des Schwarmes abgebildet war. Er deutete auf den Kopf des Gebildes.

»Hier befinden sich die größten Massierungen von Raumschiffen innerhalb des Schwarmes. Ein Schiff wie die GEVARI würde dort schnell entdeckt werden. An allen anderen Stellen wären unsere Chancen weitaus größer. Doch dort wird der Schmiegeschirm selten oder überhaupt nicht geöffnet. Wir können nicht warten, bis uns der Zufall eine Chance zum Eindringen gibt. Wir müssen die Initiative ergreifen. Corellos Plan kann, wenn er sich verwirklichen läßt, die GEVARI ins Innere des Schwarmes bringen, und zwar an eine Stelle, wo die Besatzung nicht mit gegnerischen Schiffen zu rechnen braucht. Das ist die Ausgangssituation.«

Er nickte dem Supermutanten zu.

»Corello wird Ihnen nun erklären, wie wir vorgehen wollen. Doch zuvor möchte ich Ihnen mitteilen, wer die acht Besatzungsmitglieder der GEVARI sein werden, wenn das Schiff zu seinem gefährlichen Unternehmen aufbricht.«

Im Konferenzraum wurde es vollkommen still. Gespannt sahen die Versammelten zu, wie Rhodan eine Liste in die Hand nahm. Jeder in der Runde hätte sich sofort freiwillig gemeldet, doch bei dem geplanten Einsatz mußte die Besatzung nach bestimmten Gesichtspunkten ausgewählt werden.

»Sicher werden sich einige unter Ihnen wundern, daß wir wichtige Personen mit in diesen Einsatz schicken«, klang Rhodans Stimme wieder auf. »Wir gehen damit von einem früher gefaßten Standpunkt ab. Bisher versuchten wir, Mutanten und andere fähige Wesen abzusichern, um sie im äußersten Notfall einsetzen zu können. Jetzt müssen wir anders handeln. Es muß uns gelingen, im Schwarm einen Brückenkopf zu errichten. Das hat zu geschehen, bevor die große Masse der teilungsbereiten Gelben Eroberer die Planeten unserer Galaxis überschwemmt.«

Er machte eine Pause und wartete auf Einwände. Niemand meldete sich.

»Je schneller und erfolgreicher wir jetzt operieren, desto größer ist unsere Aussicht, den Gegner aufzuhalten«, fuhr der Großadministrator fort. Er wurde nachdenklicher. »Ich frage mich noch immer, warum der Geburtenvorgang der Gelben Eroberer nicht innerhalb des Schwarmes vollzogen wird, obwohl dort offensichtlich genügend geeignete oder zumindest manipulierbare Welten zur Verfügung stehen. Vielleicht bedarf es nur eines geringfügigen Eingreifens, um die Gelben Eroberer an einem Verlassen des Schwarmes zu hindern. Das

herauszufinden wird eine der Hauptaufgaben der fünften Kolonne sein. Die Mitglieder dieses Teams müssen möglichst viel über den Schwarm und dessen Bewohner in Erfahrung bringen. Vielleicht haben wir eine Gelegenheit, mit diesem Team in Kontakt zu bleiben.«

Er lächelte, als er die steigende Unruhe bemerkte.

»Ich will Sie nicht länger auf die Folter spannen. Chef der Immunen-Mannschaft wird Alaska Saedelaere sein.«

Rhodan nickte dem Mann mit der Maske zu. »Ich denke, daß Sie damit einverstanden sind.«

Saedelaere, der rechts neben Atlan saß, stand umständlich auf und sagte: »Ich werde alles tun, damit der Einsatz ein Erfolg wird.« Verlegen rückte er seine Plastikmaske zurecht und nahm wieder Platz.

»Es ist klar, daß die GEVARI einen guten Piloten benötigt, denn sie kann in Situationen geraten, die schnelle Manöver zur Rettung erforderlich werden lassen. Ich habe mich daher entschlossen, einen Emotionauten als Piloten einzusetzen. Mentro Kosum, sind Sie einverstanden?«

Der große Raumfahrer am anderen Ende des Tisches grinste selbstsicher. »Der Flotte bester Emotionaut... bekämpft den Schwarm, dem jetzt schon graut.«

»Lassen Sie das!« verwies ihn Rhodan. »Heben Sie sich diese Sprüche für die Rückkehr auf.«

»Wie Sie wollen«, blieb Kosum gelassen. »Aber ich stehe schon seit Beginn der Diskussion unter Dampf. Da mußte ich einmal einen Spruch loswerden.«

Rhodan winkte ungeduldig ab. »Es ist klar, daß Ribald Corello an Bord der GEVARI sein muß. Er wird versuchen, das Sextagonium direkt vor dem Schmiegeschirm zur Explosion zu bringen.«

»Ich bin gespannt, wann ich endlich an die Reihe komme!« rief Gucky dazwischen. »Schließlich habe ich ein gewisses Anrecht darauf, an diesem Einsatz teilzunehmen. Ich bin schon sehr erstaunt darüber, daß man mich nicht zum Chef des Unternehmens ernannt hat.«

»Nur Geduld«, beruhigte ihn Rhodan. »Du wirst zum Team gehören. Allerdings ohne deinen Freund Ras Tschubai, den wir als Einsatzreserve hier zurücklassen. Zwei weitere Mutanten werden an Bord der GEVARI gehen. Es sind Baiton Wyt und Merkosh. Hat einer der beiden dagegen etwas einzuwenden?«

»Im Gegenteil!« Merkosh stülpte seinen rüsselförmigen Mund nach außen. Ich stelle mir die ganze Sache sehr unterhaltsam vor.«

Baiton Wyt nickte nur. Er war von seiner Wahl nicht überrascht, denn Atlan hatte schon vor der Konferenz mit ihm gesprochen und ihm eröffnet, daß er zum Team gehören würde.

»Die neuangekommenen Wissenschaftler Alpha und Beta Blazon werden die Besatzung der GEVARI vervollkommen.« Rhodan faltete das Papier zusammen. »Beide müssen an Bord sein, da sie Experten der Sexta-dim-Physik sind und Ribald Corello gegebenenfalls beraten können. Corello wird selbstverständlich wieder mit seinem Roboter Zusammensein, damit er größtmögliche Bewegungsfreiheit besitzt. An Bord der GEVARI gibt es zwei Transmitter: einen transportablen, der aufgebaut werden muß, und einen fest installierten. Vielleicht können wir über den Transmitter weitere Personen in den Schwarm schicken, obwohl ich das bei der Eigenart des Schwarms und des Kristallschirms bezweifeln möchte.«

Er schob seine Unterlagen von sich.

»Ich stelle alle Ausführungen zur Diskussion und bitte um Wortmeldungen. Ja, Ribald! Es wäre mir recht, wenn Sie beginnen würden.«

Zwei Stunden später lag Alaska Saedelaere auf dem schmalen Bett in seiner Kabine und versuchte einzuschlafen. Er wußte, wie wichtig es für ihn war, daß er sich jetzt entspannte. Der Einsatz im Schwarm würde seine volle Konzentration erfordern.

Er hatte die Tür zu seiner Kabine von innen abgeschlossen und die Plastikmaske abgenommen. Das Cappin-Fragment leuchtete nur schwach. Ab. und zu glaubte Saedelaere, unter dieser Maske ersticken zu müssen. Eine biologische Maske wäre in jedem Fall sicherer und bequemer gewesen, doch sie wurde von dem Cappin-Fragment abgestoßen.

Saedelaere hatte die Arme hinter dem Kopf verschränkt und dachte nach. Er ahnte, daß er keinen Schlaf finden würde. Die Probleme, mit denen sich die Menschheit und alle anderen Intelligenzen dieser Galaxis auseinanderzusetzen hatten, beschäftigten ihn zu sehr.

Manchmal erschienen ihm die Ereignisse unwirklich, wie Bruchstücke eines Traumes, aus dem er nicht aufwachen konnte. Doch dieses Gefühl war ihm bereits vertraut. Es beherrschte ihn seit jenem Unfall, als er innerhalb eines Transmitters sein Cappin-Fragment erhalten hatte.

Jemand klopfte an die Tür. Der Transmittergeschädigte zuckte zusammen.

»Augenblick!« rief er.

Er schwang die Beine aus dem Bett und griff nach seiner Maske. Hastig befestigte er sie über dem Gesicht, dann überzeugte er sich im Spiegel davon, daß sie richtig saß. Ein Blick auf das Cappin-Fragment hatte bisher fast immer damit geendet, daß die Beobachter wahnsinnig geworden oder gestorben waren.

Saedelaere öffnete. »Mister Blazon!« rief er überrascht.

»Blazon Alpha!« sagte der große Mann, der im Korridor stand. »Mein Bruder hält sich zusammen mit Corello in der GEVARI auf. Sie nehmen sechshundert Gramm Sextagonium aus dem Behälter, um es transportbereit zu machen.«

»Und Sie? Warum sind Sie nicht dabei?«

»Hm!« Blazon rieb sich das Kinn. »Wir kennen uns doch kaum. Da wir längere Zeit auf engstem Raum zusammenleben müssen, dachte ich, daß es nicht schaden könnte, wenn wir uns ein bißchen beschnuppern würden.«

»Nur zu!« Saedelaere trat zur Seite und machte eine einladende Handbewegung. »Kommen Sie herein und schnuppern Sie!«

Blazon blickte sich innerhalb des kleinen Raumes um. »Wo lernt man sich besser kennen als während eines Spielchens?«

Saedelaere sah den Besucher erstaunt an. »Wie?«

»Ja.« Blazon nickte. »Machen wir ein Spielchen.« Er warf Karten, Rombies und Würfel auf den Tisch. »Sie haben die Wahl!«

Saedelaere mußte lachen. Blazons Methode war ziemlich ungewöhnlich. Der Transmittergeschädigte hatte davon gehört, daß sein Besucher ein leidenschaftlicher Spieler war, aber er hatte niemals geglaubt, daß diese Leidenschaft so ausgeprägt sein könnte.

Alpha zog einen Stuhl zu sich heran.

»Ich habe darüber nachgedacht, mit wem ich während des Fluges spielen könnte«, erläuterte er. »Die Mutanten kommen nicht in Betracht, sie können zu leicht betrügen. Kosum wird mit den Kontrollen beschäftigt sein, und mein Bruder mag nicht mit mir spielen. Also bin ich auf Sie gekommen. Spielen Sie gern?«

»Ich bin etwas überrascht«, gestand Saedelaere. »Aber warum sollten wir nicht ein Spielchen machen?«

Blazon drohte ihm mit einem Finger. »Ich warne Sie, Alaska. Ich bin ein guter Spieler. Ich gewinne fast immer.«

Saedelaere lehnte sich zurück und blickte den anderen abwartend an. »Ich werde ein guter Verlierer sein.«

Der Roboter hatte den Behälter mit einer Greifhand hochgehoben und hielt ihn vor Corellos Gesicht. Die Händchen des Mutanten bewegten sich vorsichtig.

Blazon Beta sah bewundernd zu, mit welcher Geschicklichkeit Corello arbeitete.

»Sie müssen dieses Material behandeln, als wäre es etwas Lebendiges«, sagte der Mutant leise. »Denn im gewissen Sinn ist es das auch.«

Blazon Beta sah ihn skeptisch an.

»Sie halten meine Äußerung für übertrieben?« fragte Corello. »Die Energie dieses Sextagoniums kann von uns zwar bis zu einem gewissen Grade manipuliert werden, aber kontrollieren können wir sie nicht. Diese Energie ist genauso geheimnisvoll wie die Energie des Lebens.«

»Das ist mir zu mystisch«, sagte Blazon Beta.

Corello unterbrach seine Arbeit und blickte sich um.

»Ich vermisse Ihren Bruder«, stellte er fest. »Warum ist er nicht hier, um uns zu helfen?«

»Er und Saedelaere machen ein Spiel.« Blazon Beta lächelte entschuldigend. »Wenn wir ihn wirklich brauchen sollten, wird er sofort hiersein.«

»Und woher will er wissen, wann wir ihn brauchen?«

»Er wird es fühlen«, sagte der kleine Plophoser.

»Fühlen?« fragte Corello irritiert.

»Wir fühlen beide, wenn einer den anderen braucht«, erklärte der Sextadim-Physiker. »Das hat nichts mit parapsychischen Kräften zu tun. Es muß mit irgendeinem anderen Phänomen zusammenhängen.«

Der Roboter gab Corello den zweiten Behälter.

»Wir werden jetzt sechshundert Gramm abfüllen«, sagte der Mutant. »Zusammen mit dem Gewicht des Behälters wird unsere kleine Bombe siebenhundertfünfzig Gramm wiegen. Mehr kann ich nicht bewältigen.«

Er schob beide Behälter in den strahlensicheren Arbeitstank und verschloß die Tür.

»Jetzt sind Sie an der Reihe, Blazon Beta.«

Der Wissenschaftler nickte. Er ergriff das Steuergerät. Der kleine Roboter im Arbeitstank begann sich zu bewegen. Durch die Panzerplastscheibe, konnten die beiden Männer genau beobachten, was innerhalb des Tanks geschah. Der Roboter, der wie eine große Heuschrecke aussah, öffnete beide Behälter. Er füllte die vorgeschriebene Menge um. Das Sextagonium sah wie zäher Schleim aus. Die sechshundert Gramm, die abgefüllt wurden, bildeten sofort einen Klumpen, der ebenfalls zu pulsieren begann.

»Sehen Sie!« forderte Corello den anderen auf. »Es ist völlig gleichgültig, welche Menge man abspaltet. Jedes Teilchen Sextagonium besitzt ein Eigenleben.«

Sie sahen zu, wie der Roboter die Behälter wieder schloß. Corello überprüfte ihre Strahlensicherheit.

»Wie alle Energie ist Sextagonium für gute und böse Zwecke zu verwenden«, sagte er. »Es kann nutzbringend und zerstörerisch angewandt werden.«

»Worauf wollen Sie hinaus?«

»Auf die Polarisation aller Dinge«, antwortete Corello. Er gab keine weitere Erklärung ab, sondern öffnete den Arbeitstank und nahm den kleineren Behälter heraus.

»Ich habe mir diese Arbeit schwieriger vorgestellt«, gab Blazon Beta zu. »Auf Last Hope ergriffen wir zahlreiche Vorsichtsmaßnahmen, bevor wir Sextagonium teilten.«

»Es kommt auf die Verhältnisse an«, gab Corello zurück. »Auf das Verständnis zwischen Ihnen und dieser Energie.«

»Das halte ich für übertrieben«, sagte Blazon Beta offen.

Das Gesicht des Supermutanten verzog sich. Blazon Beta begriff, daß Corello lächelte.

»Alles, was existiert, entstand aus einem Uratom«, sagte Corello. »Sie und ich ebenso wie dieses Sextagonium. Wenn es uns auch noch so fremd artig vorkommt, ist es doch ein Teil von uns. Wir sind gemeinsamen Ursprungs.«

Der Sextadim-Physiker antwortete nicht. Corello schien von seinen Theorien überzeugt zu sein. Blazon Beta wußte, daß der Mutant sehr sensibel war. Doch der Sextadim-Physiker hielt nichts von der Mystifizierung physikalischer Ereignisse. Alles konnte mit Formeln erklärt werden. Dinge, die noch nicht bekannt waren, würden sich später mit Formeln erklären lassen.

Das gesamte Universum war eine mathematische Gleichung. Alles paßte zusammen.

»Sie sagen, daß es zwischen Ihnen und Ihrem Bruder eine geheimnisvolle Verbindung gibt«, fuhr Corello fort.

»Warum glauben Sie mir nicht, daß ich fühlen kann, was mit diesem Sextagonium los ist? Ich würde sofort merken, wenn es in eine kritische Phase träte.«

»Sie sind parapsychisch begabt.«

»Ich glaube, daß jeder Mensch latente Psi-Kräfte besitzt«, meinte Corello. »Sie werden nur bei wenigen vollkommen frei.«

Sein Tragroboter hakte den kleinen Behälter an seinem Körper fest.

»Das wäre alles«, sagte Corello. »Wir können uns jetzt um die anderen Vorbereitungen kümmern.«

Blazon Alpha legte den letzten Soli auf den Tisch. Auf der anderen Seite, vor Saedelaeres Platz, lag ein ansehnliches Geldhäufchen.

»Sind Sie mit dem Teufel im Bunde?« erkundigte sich Blazon Alpha. »Sie haben mir in einer halben Stunde achtzehn Solar abgenommen.«

Saedelaere ergriff seine Karten.

»Ich beginne zu verstehen«, fuhr Blazon Alpha fort. »Ich muß das Gesicht des Menschen sehen, mit dem ich spiele. Ich bin darauf trainiert, kleinste Reaktionen zu erkennen: das Zucken eines Muskels, das sanfte Beben der Lippen, die Veränderung der Pupillengröße.«

»Soll ich meine Maske abnehmen?« fragte Alaska.

Blazon Alpha schüttelte den Kopf und warf die Karten auf den Tisch.

»Ich gebe mich geschlagen.«

Der Transmittergeschädigte zog den letzten Soli seines Gegenspielers zu sich heran und stapelte die Geldstücke aufeinander.

»Ich frage mich nur, gegen wen an Bord der GEVARI ich überhaupt eine Chance haben werde«, überlegte Blazon Alpha.

»Was halten Sie davon, nicht zu spielen?«

»Nicht spielen?« Blazon Alpha schüttelte den Kopf. »Spielen gehört zu meinem Leben. Ich kann ohne Spiel nicht auskommen.«

»Dann«, empfahl ihm Saedelaere, »nehmen Sie viel Geld mit auf die Reise. Aber Sie haben einen Trost: Vielleicht werden wir keine Zeit zum Spielen haben.«

2.

Die GEVARI löste sich von der Außenfläche der INTERSOLAR und glitt davon.

In den letzten Stunden hatte sich Mentro Kosum mit der Steuerung des diskusförmigen Schiffes vertraut gemacht. Der Emotionaut war von der GEVARI begeistert. Die verbesserte SERT-Haube ließ einen noch engeren Kontakt zum Schiff zu als die bekannten Modelle. Gedankenschnell wurden Impulse ausgetauscht und ausgewertet.

Perry Rhodan und Atlan standen in der Zentrale der INTERSOLAR vor dem Panoramabildschirm und beobachteten, wie sich das kleinere Schiff langsam entfernte. Auch die GOOD HOPE II hielt sich in der Nähe auf. Die beiden Schiffe waren einsatzbereit. Rhodan rechnete damit, daß die GEVARI angegriffen werden konnte, noch bevor sie ihr Ziel erreicht hatte.

An Bord der INTERSOLAR und der GOOD HOPE II war man darauf vorbereitet, sofort einzugreifen, wenn die GEVARI in Gefahr geraten sollte. Solange sich die Besatzungsmitglieder der GEVARI noch außerhalb des Schwarms befanden, konnten sie auch durch den Transmitter des Diskusschiffs fliehen.

»Glaubst du, daß sie es schaffen?« fragte der Terraner seinen arkonidischen Freund.

»Ich mache mir Sorgen«, gestand Atlan. »Es gibt viele Unsicherheiten. Schon während des

Durchbruchversuchs kann es zu einer Katastrophe kommen. Aber auch wenn die GEVARI in den Schwarm eindringen sollte, ist sie ständig in Gefahr. Objektiv gesehen sind die Aussichten der acht Besatzungsmitglieder nicht sehr gut.«

»Hätten wir diesen Einsatz denn nicht riskieren sollen?«

»Das habe ich mich ebenfalls bereits gefragt«, entgegnete Atlan. »Alle Informationen, die wir besitzen, deuten darauf hin, daß die Teilung aller Gelben Eroberer, die sich innerhalb des Schwarms aufhalten, unmittelbar

bevorsteht. Wenn es dazu auf den Planeten unserer Galaxis kommen sollte, sind alle Zivilisationen bedroht. Die Völker würden Jahrtausende brauchen, um sich von einem solchen Schlag zu erholen. Ein altes terranisches Sprichwort sagt, daß ein Ertrinkender nach einem Strohalm greift, um sich zu retten. Das trifft genau auf unsere Situation zu. Wir sind verzweifelt genug, daß wir alles versuchen müssen. Die GEVARI ist unser Strohalm, nicht mehr und nicht weniger. Wir glauben nicht, daß dieses Schiff und seine Besatzung eine Wende herbeiführen können, aber wir hoffen es.«

Rhodan war derselben Auffassung. Sie befanden sich tatsächlich in einer verzweifelten Lage.

Wenn er an die räumlichen Ausmaße des Schwarms dachte, erschien es ihm unmöglich, daß ein so kleines Schiff wie die GEVARI in diesem Gebiet etwas erreichen konnte. Wieder blieb ihnen nur die Hoffnung, daß ihnen der Zufall zu Hilfe kam.

»Wir arbeiten zu langsam«, fuhr Atlan fort. »Das ist nicht anders möglich, denn die meisten Menschen haben genügend mit der Erhaltung ihrer Existenz zu tun. Die Folgen der Verdummung sind, daß wir keine wirksamen Gegenmaßnahmen treffen können.«

»Vielleicht kann Waringers Team auf der Hundertsonnenwelt ein Gerät entwickeln, das die Verdummung aller Intelligenzen endgültig aufhebt.«

»Wiederum nur eine Hoffnung«, meinte Atlan. »Wir müssen uns an das halten, was uns jetzt zur Verfügung steht.«

Rhodan richtete seine Blicke wieder auf den Bildschirm. Die GEVARI war nur noch ein kleiner Lichtpunkt auf der Mattscheibe. Der Funkverkehr funktionierte jedoch reibungslos. In der Nähe des Schwarms blieb alles ruhig. Wenn irgendwelche Intelligenzen die GEVARI beobachteten, hielten sie sie für harmlos.

Das würde sich ändern.

Sechshundert Gramm Sextagonium würden vor dem Schmiegeschirm explodieren und den Herrschern des Schwarms klarmachen, daß die Immunen der Galaxis zum Gegenschlag ausholten.

Von Konsums Gesicht war nur die Kinnpartie zu sehen. Die neue SERT-Haube war größer und schwerer als alle vorangegangenen Modelle. Eine breite Öffnung in Augenhöhe, zusätzlich mit Objektiven ausgerüstet, ermöglichte dem Emotionauten das Sehen. Aus dem Kopfbereich der Haube führten zahlreiche Anschlüsse zu den Kontrollen und zur Positronik. Saedelaere, der neben Kosum saß, spürte, daß der Emotionaut bereits eine enge Verbundenheit mit dem Diskusschiff erreicht hatte. Alle Manöver der GEVARI liefen schnell und fehlerfrei ab.

Der Transmittergeschädigte schaute in die Zentrale. Er sah Corello im »Sattel« des Tragroboters sitzen. Der Supermutant hatte beide Augen geschlossen. Er machte einen konzentrierten Eindruck. Baiton Wyt und Gucky unterhielten sich leise. Die beiden Sextadim-Physiker studierten Zahlentabellen. Merkosh schien zu schlafen, aber Saedelaere wußte, daß dieser Eindruck täuschte.

»Wir haben direkten Kurs auf den Schwarm«, klang Kosums Stimme auf. »Wie abgesprochen werden wir fünfunddreißig Kilometer vor dem Schmiegeschirm auf Parallelkurs gehen. Diesen Kurs werden wir so lange beibehalten, bis Corello seine Arbeit beendet hat. Danach werden wir entscheiden, ob wir in den Schwarm einzudringen versuchen.«

Der Sextagoniumsprengkörper hing an einem Arm von Corellos Tragroboter. Es war ein zylindrischer, von antimagnetischem Kunststoff umgebener Behälter.

Blazon Alpha blickte auf. »Mein Bruder und ich haben noch einmal alles durchgesprochen. Die Reaktionen des Schmiegeschirms sind nicht vorherzusehen. Wir wissen auch nicht, wie das Raum-Zeit-Kontinuum reagieren wird.«

»Glauben Sie, daß es zu heftigen physikalischen Reaktionen kommen wird?« fragte Saedelaere.

»Wir haben Perry Rhodan bereits davor gewarnt«, entgegnete Blazon Alpha. »Das Unternehmen ist in jedem Fall ein Risiko. Es kann innerhalb dieses Raumsektors zu einem Energieschock mit verheerenden Folgen kommen. Die Sicherheit dieses Schiffes wäre dann ebenso gefährdet wie die der GOOD HOPE II und der INTERSOLAR. Natürlich würden auch alle in diesem Gebiet gelegenen Sonnensysteme davon betroffen werden.«

»Wie gefällt dir das, Alaska?« fragte Gucky. »Bekommst du jetzt kalte Füße?«

Saedelaere reagierte nicht auf den Einwurf des Mausbibers.

»Wir wußten von diesen Gefahren schon vor unserem Start«, erklärte er. »Vielleicht werden wir uns ihrer nur so deutlich bewußt, weil das entscheidende Manöver unmittelbar bevorsteht.«

Corello schlug die Augen auf. »Ich bin bereit«, sagte er.

Blazon Alpha rieb sich nervös die Hände. »Jetzt könnte ich zur Ablenkung ein Spielchen brauchen.«

Wenige Augenblicke später ließ Corello sich die Spezialbombe in die Hände legen. Er hielt sie vor sich. Wie versteinert kauerte er im Tragesitz des Roboters.

Die GEVARI wurde langsamer.

Saedelaere richtete einen Funkspruch an die INTERSOLAR und gab bekannt, daß das Ziel fast erreicht war.

»Alles bleibt ruhig«, lautete Rhodans Antwort. »Unsere Ortungsgeräte zeigen keine Reaktionen, die auf eine ungewöhnliche Entwicklung innerhalb des Schwarms schließen lassen.«

Saedelaere lachte auf. »Wer sollte sich auch um die GEVARI kümmern?«

Er beobachtete aus den Augenwinkeln, daß Kosum ruckartig den Kopf bewegte.

»Vorläufiges Ziel erreicht!« Die Stimme des Emotionauten klang dumpf unter der Haube hervor. »Ich gehe jetzt auf Parallelkurs.«

Saedelaere fühlte, daß es auf seiner Haut zu kribbeln begann. Die Spannung, die ihn überkam, ließ seine Stimme fast schrill erscheinen, als er fragte: »Sind Sie bereit, Ribald Corello?«

»Ja!«

Auf dem Bildschirm war der schillernde Kristallschirm zu sehen. Er bedeckte das gesamte Blickfeld. Die GEVARI hatte ihre Geschwindigkeit der des Schwarms angepaßt. Das bedeutete, daß Corello die Sextagoniumladung vor einem relativ unbeweglichen Ziel zur Explosion bringen konnte.

An der Positronik flammten einige Kontrolllichter auf. Kosum trat über die SERT-Haube mit dem Bordrechner in Verbindung. Sobald die Explosion erfolgt war, sollte das Diskusschiff auf eine eventuell entstehende Strukturlücke zurasen.

Das ist die Theorie! dachte Saedelaere. Was in Wirklichkeit geschehen würde, konnte niemand voraussagen. In der Zentrale der GEVARI trat Stille ein. Alle blickten wie gebannt zu Corello, von dem es nun abhing, wann der Angriff gegen den Schmiegeschirm erfolgen würde.

Saedelaere bekam einen trockenen Hals. Er war froh, daß sich jetzt niemand von Bord der INTERSOLAR über Funk meldete.

Kosum saß leicht nach vorn gebeugt in seinem Sessel und wartete.

Noch lag die Bombe in Corellos Händen. Die Ärmchen des Mutanten zitterten. Corello besaß kaum die Kraft, siebenhundertfünfzig Gramm festzuhalten.

Gucky war als einziger nicht auf seinem Platz. Er watschelte zwischen Baiton Wyt und den Blazon-Brüdern hin und her. Merkosh schien noch immer zu schlafen. Der Gläserne hatte die Lehne seines Sitzes nach hinten sinken lassen und die Arme hinter dem Kopf verschränkt.

Saedelaere blickte auf die Uhr. Seit zwei Minuten befanden sie sich auf Parallelkurs.

In diesem Augenblick meldete sich Rhodan von der INTERSOLAR.

»Ist etwas nicht in Ordnung?«

»Keine Schwierigkeiten, Sir!« Der hagere Mann sprach leise, um Corello nicht zu stören. »Corello läßt sich Zeit.«

Rhodan schien nicht überzeugt zu sein. »Vielleicht ist er zu schwach.«

Besorgt musterte Saedelaere den Telepsimaten.

»Wir werden Sie jetzt nicht stören«, erklärte Rhodan. »Rufen Sie uns, wenn etwas nicht nach Plan verlaufen sollte.«

Saedelaere war sicher, daß Corello mitgehört hatte, aber er wandte sich nicht an den Mutanten. Corello mußte selbst wissen, ob er das Experiment abbrechen wollte. Wieso zögerte er noch?

Die Sensibilität des Mutanten war bekannt. Jede seelische Krise konnte die parapsychischen Fähigkeiten Corellos beeinflussen. Siebenhundertfünfzig Gramm waren das höchste Gewicht, das Corello nach der Art eines Fiktivtransmitters durch den Hyperraum auf ein bestimmtes Ziel schleudern konnte. Vielleicht mußten sie umkehren und einen leichteren Behälter für Corello konstruieren. Je schwächer die Bombe jedoch war, desto weniger bestand Aussicht auf Erfolg.

Während Saedelaere noch darüber nachdachte, wurde die Bombe in Corellos Händen unsichtbar.

Saedelaeres Hände krallten sich um die Lehnen seines Sessels. Unmittelbar nach der Auflösung des Spezialbehälters war ein leichter Hyperschok durch die GEVARI gelaufen. Bevor der Transmittergeschädigte sich davon erholt hatte, brach in einer Entfernung von fünfunddreißig Kilometern eine energetische Hölle los. Das instabil gewordene Sextagonium gab schlagartig die in ihm geballten psionischen Energien frei.

Mit aufgerissenen Augen erkannte Saedelaere, wie ein gewaltiges, mindestens einen Lichtmonat durchmessendes Loch in den Schmiegeschirm gerissen wurde. Ungeheure Energiefluten sprengten das normale Raum-Zeit-Kontinuum und suchten sich einen Weg in den Hyperraum. Die Farbenpracht des Schauspiels konnte Saedelaere nicht über die Gefährlichkeit dieser Entwicklung hinwegtäuschen.

»Corello!« schrie er. »Es entsteht eine Energieverbindung über den Hyperraum in die Dakkarzone.«

»Davor hatte ich gewarnt«, gab der Mutant zurück. »Passen Sie auf, die GEVARI wird in einen energetischen Sog geraten.«

Saedelaere fuhr herum. Obwohl die Bildschirme völlig blendfrei waren, tat die Helligkeit seinen Augen weh. Er konnte nur den oberen Rand der durch die Sextagoniumexplosion entstandenen Öffnung sehen. Der Hintergrund des Schwarminnern wirkte dagegen dunkel, obwohl er normalerweise ebenfalls Licht abgab. Die Ränder des Loches sahen wie brennende Gummiwülste aus, die nach außen hin rötlich leuchteten.

»Ich bekomme das Schiff nicht unter Kontrolle!« rief Kosum. »Die SERT-Haube funktioniert nicht mehr.«

Unwillkürlich griff Saedelaere zum Mikrophon der Funkanlage, ließ es jedoch sofort wieder sinken. Solange sich solch gewaltige Energien austobten, war an eine Funkverständigung mit der INTERSOLAR oder der GOOD HOPEII nicht zu denken.

Auf dem zweiten Bildschirm sah er jene Stelle über der Öffnung, wo der Einsteinraum sich geöffnet hatte. Ein schlauchförmiger Wurm aus reiner Energie reichte bis in den Dakkarraum.

Saedelaere schluckte nervös. Noch fand der Energieabfluß in einer Richtung statt. Nach allen bekannten hyperphysikalischen Gesetzen würde das jedoch nicht so bleiben. Die Natur mußte einen Ausgleich suchen und finden, wenn nicht sämtliche Systeme instabil werden und in sich zusammenbrechen sollten.

Eine unmittelbare Bedrohung der GEVARI bestand im Augenblick nicht. Der HÜ-Schirm des Schiffes absorbierte die Abstrahlenergie der gewaltsam geschaffenen Öffnung im Schmiegeschirm. Die gefährlicheren Energien flossen in den Dakkarraum ab.

Saedelaere sah, wie Energie aus den umliegenden Gebieten des Kristallschirms nachströmte, die einmal entstandene Lücke jedoch nicht schließen konnte. Dadurch erhielt der Schlauch immer neue Nahrung.

Zusätzliche Energie staute sich in den Randgebieten des Loches.

Alles geschah innerhalb weniger Sekunden.

Saedelaere fühlte sich wie gelähmt. Er wußte, daß sie diese Ereignisse nicht kontrollieren konnten. Alles, was ihnen übrigblieb, war, auf die Weiterentwicklung zu warten.

Saedelaere hörte Blazon Alpha aufstöhnen. Offenbar war der Sextadim-Physiker zu einer Erkenntnis gelangt, die für die Besatzung der GEVARI alles andere als angenehm war.

»Was geschieht jetzt?« rief Alaska. Die Stille innerhalb der Zentrale erschien ihm unerträglich.

»Es wird zu einem energetischen Rückschlag kommen!« prophezeite Blazon Alpha. »Niemand von uns rechnete damit, daß so viel Energie abfließen würde. Das lassen sich weder der Hyper- noch der Dakkarraum gefallen.

Beide übergelagerten Medien werden sich auf ihre Weise sichern.«

»Und was heißt das?« fragte Baiton Wyt.

»Es werden energetische Kräfte in unser Kontinuum einfließen, die sich erst stabilisieren müssen«, erklärte Blazon Beta.

»Also fremdartige Energie?« fragte Saedelaere.

Der Sextadim-Physiker nickte bestätigend. »Es wäre besser für uns und das Schiff, wenn wir von hier verschwinden würden.«

»Dazu ist es jetzt zu spät«, meldete Mentro Kosum. »Die Kontrollen sprechen nicht an.«

Bevor jemand noch etwas sagen konnte, trat der von den Wissenschaftlern angekündigte Effekt ein. Der Schlauch im Weltraum, durch den Energie in höhere Dimensionen abgeströmt war, blähte sich auf. Überschlagblitze gewaltigen Ausmaßes entstanden. Es dauerte nur Bruchteile von Sekunden, dann war innerhalb des Energieschlauchs eine zweite Strömung entstanden. Energie floß aus dem Dakkarraum in das Einsteinuniversum.

Sie mündete in der Öffnung, die durch die Sextagoniumexplosion entstanden war.

Saedelaere schluckte. Er sah, wie sich die Ränder des Loches erneut veränderten. Dort prallten die verschiedenartigen Energien aufeinander.

»Der Sog!« schrie Corello. »Passen Sie auf, daß wir nicht in den Sog geraten, sonst werden wir in den Schlauch gerissen und in den Dakkarraum abgestrahlt.«

Mentro Kosum fluchte unbeherrscht und riß sich die SERT-Haube vom Kopf. Seine Hände tasteten nach den Kontrollschaltern der manuellen Steuerung.

Auch dieser letzte Versuch zur Rettung des Schiffes brachte nicht den gewünschten Erfolg. Das Diskusschiff wurde von fremdartigen Energien eingehüllt und mitgerissen.

Saedelaere wollte aufspringen, aber er kam auch nicht mehr zu dieser mehr oder weniger instinktiven Abwehrreaktion.

Ein heftiger Entmaterialisierungsschmerz zwang ihn in den Sessel. Während er nach Atem rang, wurde er sich der Tatsache bewußt, daß das gesamte Schiff in den Hyperraum gerissen worden war.

Das Beben des Schiffes schien in diesem Augenblick die einzige Verbindung zur Realität zu sein. Die Außenwände der GEVARI waren durchsichtig geworden. Die Bildschirme schienen ausgeglüht zu sein, sie ähnelten schwarzen Höhlenöffnungen. Saedelaere hatte das Gefühl, daß sein eigener Körper aufgebläht war. Er drehte den Kopf, wobei die Umwelt um ihn zu kreisen schien. Die anderen Besatzungsmitglieder hingen in ihren Sitzen. Ihre Bewegungen wirkten zeitlupenhaft, ihre Körper schienen schwerelos zu sein.

Saedelaere wollte sprechen, doch es gelang ihm nicht. Hinter den durchsichtig gewordenen Außenwänden des Schiffes tauchten große unförmige Schatten auf. Sie trugen glühende Kugeln mit sich. Noch weiter draußen bewegten sich andere Dinge: geheimnisvolle Leuchterscheinungen und wallende Nebel.

Alles sah unwirklich aus. Auch der Boden, den Saedelaeres Füße berührten, war durchsichtig.

Als der Transmittergeschädigte die Arme ausstreckte, stellte er fest, daß sein eigener Körper ebenfalls transparent zu werden begann. Erschrocken blickte Saedelaere zu den anderen hinüber und stellte fest, daß bei ihnen ein ähnlicher Effekt eintrat. Noch immer wurde das Schiff geschüttelt.

Alaska stellte fest, daß er weder einen Orientierungssinn noch einen Zeitbegriff besaß. Alles schien jetzt zu geschehen. Vergangenes und Zukünftiges waren ohne Bedeutung. Es fiel dem Mann mit der Maske auch schwer, räumliche Begriffe auf seine Umgebung anzuwenden. Nur gewaltsam gelang es ihm, den Schiffsboden als den unteren Bereich zu akzeptieren.

Wo sind wir? dachte er. Sein zweiter klarer Gedanke war: *Wie kommen wir wieder hier weg?*

Er wandte den Kopf und blickte zu Kosum hinüber. Der Emotionaut sah wie ein gläserner Mensch aus. Er erwiderte Saedelaeres Blick und gab ihm ein Zeichen.

Offenbar konnte auch er nicht sprechen. Da die Handbewegung des Raumfahrers zeitlupenhaft wirkte, vermochte Alaska nicht zu erkennen, was der andere damit andeuten wollte. Saedelaere begriff, daß sie sich nicht mehr im Einsteinuniversum befanden. Wie die Sextadim-Physiker befürchtet hatten, war die GEVARI in ein fremdes Kontinuum gerissen worden. Die Frage war jetzt, ob die feindliche Umgebung das Schiff festhalten oder wieder ausstoßen würde. Das hing nicht zuletzt davon ab, ob der Energieschlauch zwischen den Dimensionen noch immer bestand. Wenn er inzwischen zusammengefallen war, gab es für die GEVARI keine Hoffnung mehr.

Auf den Bildschirmen der INTERSOLAR und der GOOD HOPE II war die Strukturlücke im Schmiegeschirm des Schwarms deutlich zu sehen. Rhodan und Atlan hatten aufgeregt zugesehen, wie die GEVARI in einen energetischen Sog geraten und dann plötzlich verschwunden war. Der Energieschock hatte auch die beiden großen Schiffe erreicht und durchgeschüttelt. Die Positronik hatte zuvor alle empfindlichen Geräte ausgeschaltet, so daß es nicht zu Schäden gekommen war. Inzwischen arbeiteten alle Geräte wieder. Noch immer strahlte die Öffnung im Kristallschirm Schockwellen ab. Sie waren jedoch zu schwach, um eines der Schiffe gefährden zu können.

»Ich bedaure, daß Abel nicht an Bord ist«, sagte Rhodan, ohne die Bildschirme aus den Augen zu lassen. »Er könnte uns bestimmt einen Rat geben. Vielleicht war es ein Fehler, beide Sextadim-Physiker an Bord der GEVARI gehen zu lassen.«

Atlan schüttelte den Kopf. »Die Blazon-Brüder sind unzertrennlich. Einer allein ist nur die Hälfte wert.«

»Auf jeden Fall ist die GEVARI verschwunden«, sagte Rhodan. »Wir haben keinen Funkkontakt. Auch die Transmitterverbindung spricht nicht an.«

»Wir waren uns über das Risiko im klaren!« warf Bully ein.

Rhodan sah seinen alten Freund an. »Ich will nicht daran glauben, daß der GEVARI-Besatzung etwas zugestoßen ist.«

»Wir dürfen die Augen nicht vor den Tatsachen verschließen«, sagte Ras Tschubai ernst. »Auch ich hoffe noch immer auf ein Wiedersehen mit meinen Freunden, doch es scheint in weiter Ferne zu liegen.«

Rhodan wandte sich an Maddock Holm, einen der verantwortlichen Wissenschaftler der INTERSOLAR: »Wie beurteilen Sie die Situation?«

Der grauhaarige Gelehrte ließ sich mit seiner Antwort Zeit. Es war offensichtlich, daß er sich über die Vorgänge unmittelbar vor dem Schwarm ebenfalls nicht im klaren war.

»Die Tatsache, daß die Öffnung noch immer besteht, beweist, daß die Verbindung zu übergeordneten Räumen noch nicht zusammengebrochen ist«, sagte er schließlich. »Wenn die GEVARI in den Hyper- oder gar in den Dakkarraum gerissen wurde, was nach unseren Meßergebnissen nicht ausgeschlossen werden kann, besteht immer noch die Chance auf eine Rückkehr, zumal es für den Hyperraum charakteristisch ist, daß er keine Fremdkörper festhalten kann. Andererseits wissen wir zuwenig über den Dakkarraum, um etwas über dessen Reaktionen sagen zu können.«

»Die Öffnung im Schmiegeschirm besteht noch immer«, sagte Bully gedehnt.

»Ich weiß, worauf du hinauswillst.« Rhodan lächelte. »Aber wir werden weder mit der INTERSOLAR noch mit der GOOD HOPE II in den Schwarm eindringen. Wir wissen noch nicht, was mit der GEVARI geschehen ist, außerdem sind die beiden großen Schiffe zu wichtig, als daß wir sie für ein solches Manöver aufs Spiel setzen können.«

Bully verzog das Gesicht. Er war mit Rhodans Entscheidung nicht einverstanden.

»Vielleicht hat der Dicke recht«, meinte jetzt auch Atlan. »Wir haben den Schmiegeschirm aufgebrochen und nutzen die Chance nicht, die sich uns bietet.«

Doch Rhodan ließ sich nicht umstimmen. Keines der beiden großen Schiffe verließ seinen Ortungsplatz.

Eine halbe Stunde später wurde mit einem extrem scharf gebündelten Richtstrahl erneut versucht, Funkverbindung mit der GEVARI zu bekommen, doch auch das mißlang.

Rhodans Gesichtsausdruck wurde immer düsterer. Er zog sich zu einem Platz an den Kontrollen zurück und schwieg. Niemand konnte ihm die Verantwortung für die acht Besatzungsmitglieder der GEVARI abnehmen.

»Daß wir keinen Funkkontakt zur GEVARI bekommen, muß nicht unbedingt das Ende des Schiffes bedeuten«, versuchte Atlan schließlich seinen Freund aufzumuntern.

»Nein«, gab Rhodan sarkastisch zurück. »Vielleicht ist die GEVARI nur im Dakkarraum hängengeblieben.«

»Es kann auch sein, daß sie sich bereits innerhalb des Schwarms befindet«, mischte sich Maddock Holm ein.

»Der Sog hatte das Schiff auf die Öffnung im Schmiegeschirm zugerissen, bevor es endgültig entmaterialisierte. Möglich ist in einem solchen Fall alles. Es kann sogar sein, daß das Schiff an einer anderen Stelle des Universums materialisiert ist. Oder in einem anderen Universum.«

Die Diskussion an Bord der INTERSOLAR ging weiter. Rhodan beteiligte sich kaum daran. Er war in Gedanken bei den Besatzungsmitgliedern der GEVARI. Ihr Ende hätte einen unersetzlichen Verlust für die Menschheit bedeutet und den Gelben Eroberern den Weg in die Milchstraße endgültig frei gemacht.

Die GEVARI hing nach wie vor in diesem seltsamen Raum, in den sie ein energetischer Sog gerissen hatte. Saedelaere war aufgestanden und bewegte sich quer durch die Zentrale. Er fühlte sich unsicher. Jede seiner Bewegungen wirkte übertrieben langsam. Er konnte noch immer nicht sprechen. Er bewegte sich wie durch zähen Schleim. Seine Blicke waren auf die beiden Sextadim-Physiker gerichtet, die wie aufgequollene,

durchsichtige Säcke in ihren Sitzen lagen. Alaska zwang sich, die seltsame Umgebung zu ignorieren. Er mußte voraussetzen, daß nichts von dem, was seine Augen erblickten, Realität war. Menschliche Augen waren nicht imstande, innerhalb des Hyperraums feste Konturen wahrzunehmen. Die Sinnesorgane eines Menschen waren für das normale Raum-Zeit-Kontinuum geschaffen. Innerhalb höherer Dimensionen war das menschliche Gehirn überfordert.

Ein schwacher Trost! dachte Saedelaere.

Er blieb vor den Blazon-Brüdern stehen. Auf keinen Fall durfte er vergessen, daß er für sie ebenso unheimlich aussah wie sie für ihn. Aber es waren Wissenschaftler, die sich mit dem Ungewöhnlichen beschäftigten. Unter diesen Umständen durfte Saedelaere erwarten, daß sie auch in dieser Situation einen gewissen Abstand zu den Ereignissen bewahren konnten.

Saedelaere hob die Hand. Rein gefühlsmäßig dauerte dieser Vorgang über eine Minute, doch Saedelaere wußte, daß dies eine Täuschung sein konnte. Kein Mensch war in der Lage, den realen Zeitablauf innerhalb des Hyperraums zu bestimmen.

Die Wissenschaftler sahen ihn an. Blazon Beta hob ebenfalls die Hand.

Noch einmal versuchte Alaska zu sprechen, aber er brachte keinen Ton hervor. Er trat einen Schritt auf Blazon Beta zu und wollte ihn am Arm ergreifen. Seine Hand glitt durch das transparente Körpergewebe des Sextadim-Physikers. Erschrocken zog er sie zurück.

Blazon Alpha erhob sich. Er ähnelte einem kleinen Ballon, der langsam in die Höhe schwebte.

Saedelaere deutete zu den Kontrollen.

Neben ihm tauchte Gucky auf. Der Mausbiber machte offenbar einen verzweifelten Versuch, seine parapsychischen Kräfte einzusetzen. Es gelang ihm nicht.

Langsam zog er sich zu den Kontrollen zurück. Der Ilt und Blazon Beta folgten ihm.

Sie sahen, daß Kosum sich mit den Kontrollen beschäftigte. Die Hände des Emotionauten glitten jedoch durch alle Schaltelemente hindurch. Kosum konnte nichts verändern. Als er versuchte, die SERT-Haube aufzusetzen, konnte er sie nicht festhalten.

Erst jetzt bemerkte Saedelaere, daß seine Füße, wann immer sie den Boden berührten, ein ganzes Stück darin zu versinken schienen.

Unter diesen Umständen hatten sie keine Chance, die GEVARI auf schaltmechanischem Weg zu beeinflussen.

Saedelaere überlegte, wie er mit den anderen in Verbindung treten konnte. Ein Schreibstift schied von Anfang an aus, denn seine Spitze würde das Papier durchdringen.

Licht! dachte Alaska. *Ich muß es mit Lichtimpulsen versuchen.*

Er trat näher an die Kontrollen heran und deckte ein Lämpchen mit einer Hand ab. Das Licht strahlte durch seine transparente Hand.

Danach versuchte er, mit seinen Lippen bestimmte Worte zu formen, doch das ging so langsam, daß die anderen den Sinn nicht verstanden.

Alaska ließ sich in einen Sessel fallen. Er sank ein Stück in ihm ein, ohne Widerstand zu spüren. Alles schien schwerelos und durchsichtig zu sein.

Vor dem Schiff wallten leuchtende Nebel. Dahinter erkannte Saedelaere blasenförmige Gebilde verschiedenen Ausmaßes.

Waren es Galaxien - oder sogar Universen? Waren es Gebilde aus reiner Energie, Urstoff der Schöpfung?

Saedelaere schloß die Augen. Das Bild verschwand nicht. Der Transmittergeschädigte sah durch seine transparenten Augenlider.

Er blickte zu Mentro Kosum hinüber, der sich noch immer um die Schaltelemente bemühte. Die Erschütterungen, die das Schiff durchliefen, hatten nachgelassen. Saedelaere sah darin jedoch eher eine Gefahr als eine beruhigende Entwicklung. Wenn das Schiff sich überhaupt nicht mehr bewegen würde, konnte das die endgültige Gefangenschaft in einer übergeordneten Dimension bedeuten.

Wie lange konnte man in einem solchen Raum existieren? Wahrscheinlich erlag man dem Wahnsinn, bevor man starb.

Weit im Hintergrund glaubte Saedelaere ein bewegliches Gebilde zu sehen. Es hob sich durch seine Helligkeit von den Nebeln und Blasen ab.

Vielleicht war es die Öffnung zum Einsteinuniversum, unendlich weit entfernt.

Saedelaere wunderte sich darüber, daß sie noch atmen konnten. Oder brauchten sie überhaupt keinen Sauerstoff?

Der Mann mit der Maske ließ sich wieder aus dem Sitz gleiten und versuchte, die transparente Außenwand des Schiffes zu durchdringen. Es gelang ihm nicht. Obwohl er keinen Widerstand spüren konnte, kam sein Körper plötzlich zu Ruhe. Er gelangte nicht weiter nach draußen.

Also gab es auch hier feste Grenzen, Linien, die man nicht überschreiten konnte.

Blazon Beta, der Saedelaere nicht aus den Augen gelassen hatte, unternahm jetzt einen ähnlichen Versuch. Die anderen beobachteten ihn dabei.

Während der kleine Mann zum Teil in die Außenwand des Schiffes eintauchte, ohne jedoch unsichtbar zu werden, nahmen die Vibrationen, die den Schiffskörper durchliefen, wieder an Intensität zu.

Saedelaere winkte Blazon Beta zu. Die beiden Männer kehrten zu ihren Plätzen zurück.

Alaska wartete, was nun geschehen würde. Ihre Situation konnte sich kaum noch verschlimmern.

Die GEVARI vibrierte immer heftiger. Die Bilder, die Saedelaeres Augen aufnahmen, wurden immer undeutlicher. Die Konturen verschoben sich. Das Schiff schien auf eine der im Nichts schwebenden Blasen zuzusinken. Es war hilfloses Opfer unverständlicher Gewalten. Plötzlich verschwand die geisterhafte Umgebung. Helles Licht flutete durch die Panzerplastkuppel und blendete Saedelaere. Er hatte das Gefühl, daß die GEVARI sich mit ungeheuren Beschleunigungswerten auf irgend etwas zubewegte. »Kosum!« rief er mit sich überschlagender Stimme. »Kosum! Tun Sie etwas!« *Meine Stimme!* dachte er. *Ich habe meine Stimme zurückgewonnen.* Irgendwo vor ihnen war ein riesiger orangeroter Fleck. Die GEVARI stürzte darauf zu.

3.

»Eine Sonne!« Wie hingezaubert stand Gucky plötzlich neben Saedelaeres Sessel. Der Transmittergeschädigte begriff, daß der Mausbiber mit Erfolg einen kurzen Teleportersprung versucht hatte. »Eine Sonne mit vier Planeten.«

Verwirrt sah Saedelaere auf die Ortungsanlagen. Vor seinen Augen flimmerte es, aber er konnte die Werte ablesen.

»Wir sind wieder draußen!« Während er sprach, stülpte Mentro Kosum sich die SERT-Haube über den Kopf. »Der Rückfluß der Energie hat uns mitgerissen!« erklärte Blazon Alpha so gelassen, als kämen sie von einem ungefährlichen Rundflug zurück. »Zum Glück scheint die Öffnung im Kristallschirm nach wie vor zu existieren.«

Saedelaere richtete sich auf. Die Bilder waren noch zu verwirrend. Er blickte durch die Panzerplastkuppel nach draußen. Jetzt konnte er die riesige Öffnung im Schmiegeschirm sehen. Die GEVARI mußte eine weite Strecke zurückgelegt haben, denn Saedelaere sah den Schirm jetzt aus einem völlig anderen Winkel.

Dann begann sein Herz schneller zu schlagen. Er begriff, was geschehen war. Der Energiesog hatte die GEVARI auf die Öffnung im Schmiegeschirm zugerissen, mit in den Hyperraum gezogen und dann innerhalb des Schwarms ausgestoßen.

Saedelaeres Hände wurden feucht. Sie hatten ihr Ziel erreicht.

Doch schon kam eine neue Alarmmeldung.

»Die rote Sonne!« meldete Mentro Kosum. »Sie zieht das Schiff an.«

»Praspa!« sagte Ribald Corello leise. Er hockte vornübergebeugt auf dem Tragesitz seines Roboters und beobachtete die Bildschirme. »Das ist Praspa.«

Saedelaere wußte, daß der Mutant früher einen eigenen Sprachschatz besessen hatte.

»Was bedeutet das?« fragte er Corello.

»Die feindliche Rote«, übersetzte der Mutant. Seine dünnen Finger glitten über eine Schaltanlage vor seinem Spezialsitz. Auf diese Weise gab er Befehlsimpulse an seinen Roboter. Der Automat näherte sich den Kontrollen.

Auf den Bildschirmen tauchte die dritte Welt des geheimnisvollen Sonnensystems auf.

»Glauben Sie, daß es Zufall ist, daß wir ausgerechnet hier herausgekommen sind?« fragte Baiton Wyt die beiden Sextadim-Physiker.

Keiner der beiden Brüder antwortete. Ebenso wie die anderen Besatzungsmitglieder beobachteten sie jetzt die Bildschirme, wo die Fernortung ein großes Bild des dritten Planeten aufzeichnete. Der etwa erdgroße Planet wurde von einem kugelförmigen Netz verschiedenartig gefärbter Energiebahnen umgeben.

Saedelaere hatte niemals zuvor etwas Derartiges gesehen. Es sah so aus, als hätte man den gesamten Planeten in Strahlbahnen eingehüllt.

»Der Planet ist in einen Kokon aus Energie gehüllt«, sagte Blazon Beta mit gedämpfter Stimme.

»Kokon wäre ein guter Name für den Planeten«, meinte Saedelaere.

»Die Energiebahnen sehen wie Schienen aus«, stellte Mentro Kosum fest. »Ich möchte nur wissen, wer dafür verantwortlich ist. Natürlichen Ursprungs können die Bahnen nicht sein.«

»Auf jeden Fall können wir sicher sein, daß wir von diesem System nach unserem Rücksturz aus dem Hyperraum angezogen wurden«, sagte Blazon Beta.

Saedelaere registrierte erleichtert, daß die Erschütterungen der GEVARI nachließen. Auch Kosum entspannte sich. Er bekam das diskusförmige Schiff mehr und mehr unter Kontrolle.

Die Gefahr, daß die GEVARI in die rote Sonne stürzen würde, war damit gebannt.

»Das Loch im Schmiegeschirm besteht noch immer«, sagte Merkosh. »Wir könnten jetzt umkehren.«

Saedelaere schüttelte den Kopf. Er beugte sich über die Kontrollen und versuchte, eine Funkverbindung zur INTERSOLAR herzustellen. Es mißlang. Eine Wand aus Energie lag zwischen ihnen und den beiden großen Schiffen und verhinderte jede Kontaktaufnahme.

»Ich schätze, daß der Schmiegeschirm noch eine Stunde geöffnet bleiben wird«, meldete sich Corello zu Wort.

»Erst dann wird sich die Lage stabilisieren.«

»Wir bleiben der Schienenwelt vorläufig fern«, entschied Saedelaere. »Es wäre zu riskant, sie schon jetzt anzufliegen. Erst wollen wir uns einmal orientieren. Es wird am besten sein, wenn wir auf einem der anderen Planeten landen.«

Kosum beugte sich vor. Er beobachtete die Bildschirme der Ortungszentrale. »Ich schlage den äußeren Planeten vor, Alaska. Sehen Sie ihn sich an.«

»Es scheint eine Wasserwelt zu sein«, stellte Baiton Wyt fest.

Saedelaere sah den Telekineten an. »Ziemlich kalt vermutlich. Die Meere sind jedoch nicht gefroren.«

»Wir interessieren uns sehr für Kokon«, erklärte Blazon Beta. »Doch unter den gegebenen Umständen sehen wir ein, daß es besser ist, wenn wir uns zunächst einen sicheren Stützpunkt suchen.«

Saedelaere wandte sich an Gucky. »Spürst du irgendwelche Gedankenimpulse?«

Der Mausbiber entgegnete unsicher: »Ich spüre starke Mentalimpulse, bin jedoch nicht sicher, ob sie von irgendwelchen Individuen ausgestrahlt werden. Es gibt zahllose Störeffekte.«

Saedelaere war erleichtert darüber, daß nirgends Raumschiffe der Schwarmbewohner auftauchten. Damit hatte sich Atlans Vermutung bestätigt, daß die Wachflotte des Schwarms nur dort zugegen war, wo im Wege liegende Planeten bewußt übernommen werden sollten. Es würde auch für

die Bewohner des Schwarms schwer sein, ein so kleines Objekt wie die GEVARI zu orten, zumal die Impulse des Schiffes noch von den Energien der Schmiegeschirmöffnung überlagert wurden.

Die Eindringlinge konnten relativ sicher sein, daß man sie noch nicht entdeckt hatte.

Alaska hatte keine Bedenken mehr, daß sie sich in aller Ruhe einen Stützpunkt aussuchen konnten. Damit hatten sie mehr erreicht, als er unter den gegebenen Umständen erwartet hatte. Jetzt kam es darauf an, den einmal errungenen Vorteil zu nutzen. Vor allem mußte nach einer Möglichkeit gesucht werden, Verbindung zu den beiden großen Schiffen außerhalb des Schwarms aufzunehmen.

Die GEVARI entfernte sich jetzt wieder von der roten Sonne. Kosum hatte das Schiff völlig unter Kontrolle. Die Ortungsgeräte arbeiteten allerdings nach wie vor unzuverlässig. Sie mußten fremde und starke Energien anpeilen, die zum Teil vom Schienenplaneten und zum Teil vom Schmiegeschirm kamen.

Der Emotionaut steuerte die GEVARI auf die Wasserwelt zu. Kokon war nicht mehr zu sehen, aber die von ihm ausgehenden Impulse waren das beherrschende Element bei den Ortungsgeräten.

»Es gibt nur einen kleinen Kontinent mit mehreren vorgelagerten Inseln«, stellte Saedelaere fest, als sie näher an die Wasserwelt herankamen. »Keine Anzeichen für eine Zivilisation.«

»Trotzdem schlage ich vor, daß wir ins Meer tauchen«, sagte Baiton Wyt. »Dort sind wir am sichersten.«

»Das ist auch mein Plan«, stimmte Saedelaere zu. »Mentro, Sie bringen das Schiff unter die Wasseroberfläche. Wir werden es an einer flachen Stelle auf Grund setzen.«

Der Emotionaut konzentrierte sich jetzt ganz auf die bevorstehenden Manöver.

»Keine lange Kreisbahn!« befahl Alaska Saedelaere. »Das würde nur die Entdeckungsgefahr vergrößern. Je schneller wir unten sind, desto besser für uns.«

Kosum hob die Schultern. Es gab mehrere Arten, die GEVARI nach unten zu bringen. Wenn Saedelaere die gefährlichste bevorzugte, war das seine Angelegenheit.

Zum erstenmal seit ihrer Rematerialisierung nahm Alaska sich Zeit, sich um ihre Umgebung außerhalb des entdeckten Sonnensystems zu kümmern. Das Gebiet, in das sie eingedrungen waren, hätte zum »normalen« Weltraum gehören können. Es gab kaum Unterschiede zu irgendeinem galaktischen Sektor. Dicht geballte Sonnen wie hier gab es auch im Zentrum der Galaxis. Lediglich das Leuchten des Schmiegeschirms, das auch von hier aus zu sehen war, bewies dem Transmittergeschädigten, daß sie sich innerhalb des Schwarms befanden. Die Terraner waren auf dem besten Weg, sich einen Brückenkopf zu schaffen.

Vielleicht würde Waringer bald ein anderes System zum Eindringen in den Schwarm entwickeln. Corello war zu sensibel und zu schwach, um solche Experimente ständig wiederholen zu können.

Außerdem hatte der Einsatz des Mutanten und einer Sextagoniumbombe bewiesen, wie gefährlich ein solches Unternehmen für alle war, die daran teilnahmen.

»Wir haben Ribald noch immer nicht gratuliert!« drang Guckys Stimme in seine Überlegungen. »Ohne ihn wären wir jetzt nicht hier.«

»Gratuliert mir nicht«, wehrte der Mutant ab. »Niemand weiß, was noch alles geschehen wird. Ich mache mir Gedanken darüber, daß wir von Kokon angezogen wurden. Diese Welt hat innerhalb des Schwarms offensichtlich eine übergeordnete Bedeutung. Wir befinden uns innerhalb eines gefährlichen Sektors.«

Merkosh deutete auf den Bildschirm, wo sich die obere Halbkugel der Wasserwelt abzeichnete. »Wir werden bald in Sicherheit sein.«

»Einmal werden wir unser Versteck wieder verlassen müssen«, mischte sich Blazon Beta ein. »Es hilft uns nicht weiter, wenn wir uns unter der Wasseroberfläche verkriechen.«

»Wir brauchen Zeit«, erklärte Saedelaere. »Wir müssen in aller Ruhe orten und auswerten können. Dann erst werden wir den nächsten Schritt tun.«

Zweifellos würde sie ihr nächster Einsatz nach Kokon führen, überlegte der hagere Terraner. Dieser Planet war so geheimnisvoll, daß sie ihn nicht unbeachtet lassen konnten. Vor allem die Blazon-Brüder würden auf einer Erforschung dieser Welt bestehen.

Die Wasserwelt, von Mentro Kosum inzwischen auf »Praspa IV« getauft, schien unbelebt zu sein. Messungen ergaben, daß die Atmosphäre dünn, aber atembar war. Praspa IV mußte vor unbedenklichen Zeiten ein warmer Planet gewesen sein. Vielleicht war er, wie so viele andere Himmelskörper, vom Schwarm eingefangen worden. Auch jetzt, da die GEVARI in den obersten Schichten der Atmosphäre flog, gab es keinen Hinweis auf intelligentes Leben an der Oberfläche. Der einzige Kontinent schien vulkanischen Ursprungs zu sein, dunkelbraune Lavagebirge erstreckten sich von Küste zu Küste. Auch die Inseln machten einen öden und verlassen Eindruck. Die Oberfläche des Meeres wirkte relativ unbewegt.

Die GEVARI sank schnell tiefer. Ihre Bewegungen wirkten jetzt nicht mehr gleichmäßig, sondern ruckartig. »Das kommt von der extrem steilen Landekurve«, erklärte Kosum, der die Gedanken seiner Begleiter zu erraten schien. »Dafür werden wir schnell unten sein.«

Das Schiff raste quer über eine Inselgruppe und überflog dann den Kontinent. Jetzt waren Einzelheiten der Landschaft zu sehen. Die Küsten waren schroff und bestanden ausschließlich aus nacktem Vulkangestein. Landeinwärts gab es ein paar grasbewachsene Täler mit kümmerlichen Büschen. An den Hängen färbten Moos und Flechten die schwarzen Felsen dunkelbraun.

»Dort unten lebt niemand«, sagte Saedelaere nicht ohne Erleichterung. »Und die Fische, die es sicher gibt, bedeuten keine Gefahr für uns.«

Sie flogen weiter, bis unter ihnen ein riesiges Gebiet auftauchte, wo das Wasser heller gefärbt war.

»Dort befinden sich unterseeische Berge«, sagte Baiton Wyt. »Ich bin sicher, daß wir in diesem Gebiet einen geeigneten Landeplatz unter der Wasseroberfläche finden werden.«

»Wir wassern!« befahl Saedelaere.

Die GEVARI neigte sich auf einer Seite abwärts. In einem Winkel von 20 Grad flog sie der Wasseroberfläche entgegen. Ihre Geschwindigkeit betrug jetzt nur noch 800 Stundenkilometer.

Wie alle Beiboote war die GEVARI auch für die Fahrt auf und unter Wasser konstruiert worden. Ihre Konstrukteure waren davon ausgegangen, daß das Schiff auf Welten wie dieser eingesetzt würde.

Der Flug hatte sich wieder stabilisiert. Kosum bremste weiter ab. Die Atmosphäre des Planeten Praspa IV dämpfte einen Teil der einfallenden Energieimpulse, so daß sich auch die Ortungsgeräte weitgehend normalisiert hatten. Saedelaere wußte, daß sich diese Situation weiter verbessern würde, wenn sie sich erst einmal unter Wasser befanden.

Die Außenfläche der GEVARI teilte das Wasser. Das Schiff sank ein. Ein kaum spürbarer Ruck ging durch die GEVARI.

Kosum nahm die SERT-Haube ab. Er lächelte.

»Ein Unterseeboot fliege ich auch ohne diese Haube.« Plötzlich fing er zu fluchen an. »Die Schleusen laufen voll. Die Automatik hat versagt. Sie hat sie geöffnet, als wir in die Atmosphäre eingedrungen sind.«

Saedelaere richtete sich alarmiert auf. »Sie müssen sich täuschen!«

Kosum schüttelte energisch den Kopf. »Die Schleusenammern laufen voll! Das Schiff sinkt ab.«

Saedelaere reagierte mit der üblichen Schnelligkeit.

»Energetische Druckfelder einschalten!« rief er. »Turbopumpen bereithalten, wenn die Druckfelder nicht den gewünschten Effekt erzielen sollten. Wir müssen das Schiff wieder auf Kurs bekommen.«

Durch die Panzerplastkuppel konnten die Besatzungsmitglieder der GEVARI jetzt Fischschwärme sehen.

Dazwischen bewegten sich größere Exemplare seltsam geformter Unterwassertiere. Einige von ihnen kamen neugierig heran, um festzustellen, was für ein Monstrum in ihr Reich eingedrungen war.

»Besonders tief ist es hier nicht«, stellte Kosum befriedigt fest.

Seine Hand, die nach dem Schalter für die energetischen Druckfelder griff, zuckte jedoch zurück.

»Sehen Sie sich das an!« rief er und deutete auf den Bildschirm in der Mitte der Kontrollanlagen. »Unten, am Grund.«

Saedelaere drehte den Kopf in die angegebene Richtung.

Was er sah, ließ seinen Pulsschlag schneller werden. Schräg unter ihnen, direkt in einem unterseeischen Tal zwischen steilen Vulkanbergen, lag eine Stadt.

Die Stadt bestand aus mehreren Dutzend bunkerähnlichen Gebäuden, deren Umrisse jedoch nur schwer auszumachen waren, denn sie waren zum größten Teil von Schlamm bedeckt und von Wasserpflanzen überwuchert. Außer den Gebäuden gab es Hohlräume in den Vulkanbergen. Tunnel und Stollen waren zweifellos nicht natürlichen Ursprungs. Den Mittelpunkt der Stadt bildete ein riesiger freier Platz, auf dem ein umgestürzter Obelisk zu sehen war. Der Boden, der wahrscheinlich vor Jahrtausenden einmal glatt gewesen war, ähnelte einem gespannten Segeltuch. Sand und Wasserpflanzen bedeckten den eigentlichen Untergrund. Die Gebäude waren bis auf wenige Ausnahmen an den Hängen rund um diesen Platz gruppiert.

»Wir sinken direkt auf den freien Platz hinab!« Kosums Stimme war leise, aber jeder verstand ihn. »Unter diesen Umständen werden wir die Schleusen nicht leer pumpen, sondern aufsetzen.«

Er schaute Alaska fragend an.

»Einverstanden«, sagte dieser. »Vielleicht finden wir in dieser Stadt einen geeigneten Schlupfwinkel. Ich kann mir nicht vorstellen, daß noch jemand von den ehemaligen Bewohnern am Leben ist. Dort unten gibt es nur Fische und andere Meeresbewohner.«

»Ich spüre schwache Mentalimpulse«, verkündete Gucky.

»Sie können auch von den Meerestieren kommen«, meinte Saedelaere mit einem mißtrauischen Blick auf den Bildschirm. Unter ihnen war nichts Ungewöhnliches zu erkennen.

Ganze Schwärme bunter Fische wichen dem großen Schiff mit spielerischer Leichtigkeit aus. Größere Fische nahmen Kampfstellung ein, zogen sich aber meist schnell wieder zurück. Das Licht, das bis hierher drang, reichte gerade noch aus, um verschwommene Einzelheiten erkennbar werden zu lassen.

Unmittelbar vor dem Aufsetzen der GEVARI schaltete Kosum die starken Außenscheinwerfer des Schiffes ein. Ein Lichtstrahl fiel auf den umgestürzten Obelisk. Er war vierkantig, bestand offenbar aus bearbeitetem

Vulkangestein und durchmaß an der breitesten Stelle zehn Meter. Er war in

mehrere Teile gebrochen, die Spitze stand seltsamerweise aufrecht zwischen den Trümmern.

Ein zweiter Scheinwerfer war auf eines der weiter entfernt stehenden Gebäude gerichtet. Es besaß höhlenartige Eingänge, die zum Teil verschüttet waren. Wasserpflanzen wucherten an den Wänden und bewegten sich vor den Eingängen wie Vorhänge im Wind. Fische glitten in die Öffnungen oder kamen heraus.

»Eine versunkene Stadt«, meinte Baiton Wyt. »Vergessen seit Jahrtausenden.«

»Ich bin nicht so sicher, daß es sich um eine versunkene Stadt handelt«, sagte Blazon Beta, der an die Kontrollen getreten war. Er zog an seinem langen Zopf. »Diese Stadt entstand zweifellos am Grund des Meeres. Die bunkerähnlichen Gebäude und die zahlreichen Stollen deuten darauf hin, daß hier jemand Zuflucht gesucht hat.«

Es gab einen kaum spürbaren Ruck, als die GEVARI aufsetzte. Das Schiff stand waagrecht auf seinen Landestützen, deren Teller einen halben Meter in Schlick und Sand eingesunken waren.

Kosum schaltete den Normalantrieb aus und lehnte sich zurück. »Da sind wir.«

Saedelaere hoffte, daß die Entdeckung der Unterwasserstadt vorläufig die letzte Überraschung war. Sie brauchten Zeit für Messungen. Die defekte Automatik mußte in Ordnung gebracht werden, sonst würde es zu weiteren Zwischenfällen kommen.

Der Platz zwischen den alten Gebäuden erschien dem Kommandanten des Unternehmens als Versteck ideal.

Nötigenfalls konnten sich die Besatzungsmitglieder in ihren Kampfanzügen in Tunnel und Gänge zurückziehen.

»Ich drücke jetzt das Wasser aus den Schleusenkammern, damit wir sie zum Aussteigen fluten können«, erklärte Kosum und nahm die entsprechenden Schaltungen vor.

»Sollen wir Schutzanzüge anlegen?« fragte Blazon Beta.

»Ich werde nach einiger Zeit mit Wyt nach draußen gehen«, entschied Saedelaere. »Erst wollen wir uns jedoch vergewissern, daß uns keine Gefahr droht.«

»Von wo sollte uns hier Gefahr drohen?« fragte Kosum. »Alles ist ruhig.«

Alaska ging nicht auf die Bemerkung des Emotionauten ein.

»Nur Wyt und ich gehen nach draußen«, wiederholte er. »Die anderen brauchen ihre Anzüge nicht anzulegen.«

Er veränderte die Stellung der Außenscheinwerfer. Der Lichtstrahl strich über den von Wasserpflanzen und Schlamm bedeckten Platz. An verschiedenen Stellen gab es kleine Hügel. Entweder waren es Schlammhalden, die sich durch unterseeische Strömungen gebildet hatten, oder unter Sand und Gewächsen verbargen sich Trümmerteile. Einige dieser Hügel erinnerten in ihrer äußeren Form entfernt an lange Bänke.

An der Außenwand eines Gebäudes blieb der Lichtstrahl haften. Von der oberen Öffnung verlief ein nach unten breiter werdender Riß. Früher oder später würde das Gebäude zusammenfallen. Von seiner ehemaligen Farbe war nichts mehr zu sehen. Algen und Muscheln überwucherten das Material, aus dem das Gebäude stand.

Saedelaere schätzte, daß es zwanzig Meter lang und zehn Meter hoch war. Mit seiner Rückwand war es in den Felsen verankert. Es war durchaus denkbar, daß einige der Innenräume weit in das Vulkangestein hineinreichten.

Der Mann mit der Maske schaltete die Fernortung ein. Auf dem großen Bildschirm in der Mitte der Kontrollanlagen erschien ein vergrößertes Bild der Gebäuderückwand. Saedelaere ließ die Außenkamera, die die Bilder übermittelte, ein Stück nach unten sinken. Im Scheinwerferlicht lag ein halbverschütteter Eingang.

Saedelaere stieß einen leisen Pfiff aus.

»Hast du etwas entdeckt?« fragte Gucky neugierig.

»Ich bin nicht sicher«, gab der Transmittergeschädigte zurück. »Sieh dir einmal die Wand zu beiden Seiten des Eingangs an.«

Gucky zupfte sich an den Ohren.

»Mir fällt daran nichts auf.«

»Wirklich nicht?« Saedelaere rückte seine Maske zurecht, um besser sehen zu können. »Es hat den Anschein, als gäbe es rund um den Eingang weniger Muscheln und Algen.«

»Das kann an der Strömung liegen«, wandte Kosum ein.

»Oder daran, daß häufig jemand durch diesen Eingang schwimmt und im Laufe der Zeit den Bewuchs abwetzt.« Die anderen schwiegen ungläubig.

»Sie denken an einen besonders großen Fisch«, sagte Merkosh schließlich. In seiner Aufregung vergaß er, die Stimme zu dämpfen. Die Blazon-Brüder, die die Stimme des Gläsernen nicht gewohnt waren, hielten sich die Ohren zu.

Merkosh entschuldigte sich.

»Es muß nicht gerade ein Fisch sein«, meinte Alaska. »Schließlich können wir uns noch andere große Meeresbewohner vorstellen. Das bedeutet, daß wir die GEVARI nicht unbewaffnet verlassen können. Äußerste Vorsicht ist geboten.«

Er veränderte die Kameraeinstellung erneut. Ein anderer Eingang erschien auf dem Bildschirm.

»Da ist es ähnlich!« stellte Baiton Wyt fest. »Ich bin sicher, daß es an der Strömung liegt.«

Alle Eingänge, die Saedelaere in den folgenden Minuten untersuchte, wiesen in unmittelbarer Umgebung nur geringen Algenbewuchs auf. Diese Feststellung galt für alle Häuser.

»Wenn dieser Effekt wirklich von großen Tieren erzeugt wird, wundere ich mich, daß wir noch keines gesehen haben«, meinte Mentro Kosum.

Saedelaere suchte weiter. Er war sich nicht darüber im klaren, was er zu finden hoffte, aber eine innere Unruhe ließ ihn in seinen Bemühungen fortfahren.

Inzwischen hatte Mentro Kosum die Schleusenkammern von Wasser befreit und die äußeren Türen geschlossen.

Baiton Wyt hatte seinen Schutzanzug angelegt. Saedelaeres Anzug lag bereit.

»Wie lange willst du noch warten, Alaska?« fragte Gucky ungeduldig. Er deutete auf seinen Spezialanzug, der griffbereit auf einem Gestell im Hintergrund hing. »Soll ich mit Baiton nach draußen gehen?«

»Nein!« lehnte Saedelaere ab.

Aufmerksam betrachtete er Corello. Der Supermutant hatte die Augen geschlossen und atmete gleichmäßig. Er

war eingeschlafen. Das Experiment mit der Sextagoniumbombe hatte ihn viel Kraft gekostet.

»Wir sind leise, damit er sich ausruhen kann«, ordnete Saedelaere an. »Ich werde jetzt noch einmal den gesamten Platz und alle Gebäude ableuchten. Wenn wir nichts entdecken, verlassen Wyt und ich das Schiff.«

Die Bilder auf den Beobachtungsschirmen wechselten jetzt schneller. Trotzdem ließ Alaska keinen Meter aus.

Die Fische, die zunächst geflohen waren, hatten sich inzwischen an den Eindringling gewöhnt und glitten in den Lichtstrahlen hin und her. Außerhalb des Lichtkreises glaubte Saedelaere ab und zu die Bewegungen größerer Tiere zu sehen, aber das konnte auch auf einer Täuschung beruhen.

Plötzlich kam die Kamera ruckartig zur Ruhe.

Saedelaere merkte, daß Wyt sich über ihn beugte. »Was haben Sie entdeckt?« fragte Wyt.

Der hagere Terraner deutete auf den Bildschirm. »Da! Im Sand vor dem flachen Gebäude.«

Baiton Wyt runzelte die Stirn. Nervös drehte er den Helm in den Händen. »Kleinere Vertiefungen«, sagte er.

»Nein«, sagte Alaska mit Nachdruck. »Das sind Spuren. Fußabdrücke eines Lebewesens.«

Der energetische Torbogen über dem Großtransmitter der INTERSOLAR schloß sich.

Holander Loomen gab sich Mühe, seine Nervosität vor den Umstehenden zu verbergen. Dabei war er sicher, daß zumindest Perry Rhodan ahnte, was in ihm vorging.

Die Techniker, die den Transmitter justiert hatten, meldeten, daß alles in Ordnung war.

Rhodan trat auf den jungen Ingenieur zu.

»Ich muß Sie noch einmal auf die Gefahren aufmerksam machen, die mit Ihrem Versuch verbunden sind, Mister Loomen. Obwohl die Strukturlücke innerhalb des Kristallschirms noch immer existiert, kann niemand dafür garantieren, daß Sie aus einem Transmitter der GEVARI treten werden, wenn Sie hier entmaterialisieren. Wir wissen noch immer nicht genau, wo die GEVARI sich befindet. Sollte sie innerhalb des Schwarms sein, haben Sie gute Aussichten, das Schiff zu erreichen. Es kann aber auch sein, daß Sie zurückgeschleudert werden und Verletzungen erleiden. Sie können auch irgendwo im Hyperraum hängenbleiben.«

Loomen schluckte krampfhaft. Vor der Verdummungskatastrophe hatte er sich intensiv mit Transmittertechnik beschäftigt. Seine Arbeiten an einem automatisch arbeitenden Rücksturzpoler waren weithin bekanntgeworden.

Loomen hatte das Gerät fast fertig entwickelt, als es zu der Katastrophe gekommen war.

Nun hatte er eine einmalige Chance, praktische Erfahrung zu sammeln. Er war als Immuner an Bord der INTERSOLAR gegangen.

»Ich bin mir aller Gefahren bewußt«, sagte er zu Perry Rhodan. »Ich weiß, was so ein Transmittersprung ins Ungewisse bedeutet. Sie wissen, warum ich mich freiwillig gemeldet habe.«

Rhodan nickte.

»Wir lassen Sie nicht durch den Transmitter gehen, weil wir an Ihren Experimenten interessiert sind«, mischte sich Atlan ein. »Denken Sie daran, daß es um die GEVARI und deshalb vielleicht sogar um die Zukunft dieser Galaxis geht.«

»Dessen bin ich mir bewußt«, sagte Loomen. Natürlich wünschte er, daß die Besatzungsmitglieder der GEVARI gerettet wurden. Er hoffte auch, daß es gelingen würde, die Galaxis vor den Gelben Eroberern zu bewahren.

Noch mehr als alles andere wollte er jedoch diesen Transmittersprung machen. Schon oft war er durch Transmitter gegangen, aber es war immer relativ ungefährlich gewesen.

Diesmal war es anders.

Er würde Lichtjahre zurücklegen, ohne genau zu wissen, wo sich sein Ziel befand. Natürlich waren die Transmitter aufeinander eingestellt, so daß er in jedem Fall in der GEVARI herauskommen würde - wenn sie sich innerhalb des Einsteinuniversums befand.

»Wir würden Sie nicht gehen lassen, wenn die Strukturlücke im Schmiegeschirm nicht noch immer bestünde«, drang Rhodans Stimme in seine Gedanken. »Diese Lücke scheint eine Garantie dafür zu sein, daß Sie Ihr Ziel erreichen werden.«

»Ich habe mich nach diesem Einsatz gedrängt«, erklärte Loomen. »Und ich bin Ihnen dankbar, daß Sie mich gehen lassen.«

»Es besteht keinerlei Funkkontakt zur GEVARI«, sagte Rhodan ernst. »Wir müssen jedoch wissen, ob der Durchbruch gelungen ist. Alle unsere weiteren Aktivitäten hängen von den Informationen ab, die wir aus dem Schwarm bekommen werden.«

Loomen sah ihn offen an. »Ich werde Ihnen diese Informationen liefern.«

Er sah, daß Rhodan skeptisch blieb. Wahrscheinlich kannte er die Beweggründe Loomens genau.

Und wenn schon! dachte Holander Loomen trotzig.

Er war Wissenschaftler und wollte sein Ziel erreichen. Die Fertigstellung des Rücksturzpolers hätte Transmitterreisen für alle Zeiten ungefährlich werden lassen. Jeder, der einen Transmitter betrat und sein Ziel nicht erreichen konnte, würde durch den Rücksturzpoler automatisch zum Ausgangspunkt zurückgebracht werden. Er brauchte zu diesem Zweck nur das von Loomen entwickelte Gerät bei sich zu tragen.

»Wir hätten auf jeden Fall jemanden losgeschickt«, erklärte Rhodan. »Allerdings dachten wir zunächst an einen erfahrenen Raumfahrer.«

Loomen sah Rhodan aufmerksam an. Wurde er im letzten Augenblick schwankend? Würde er seine Zustimmung rückgängig machen?

»Wir ziehen es jedoch vor, in diesem Fall einen Freiwilligen zu schicken«, fuhr Rhodan zu Loomens Erleichterung fort. »Hinzu kommt noch, daß Sie die Transmittererfahrung mitbringen, die bei einem solchen Einsatz wünschenswert ist.«

Loomen nickte und schloß den Helm seines Schutzanzuges. Er war ausgerüstet, als sollte er einen lebensfeindlichen Planeten betreten. Allerdings bezweifelte er, daß ihm seine Ausrüstung etwas nutzen konnte. Wenn er den Sprung in die GEVARI nicht schaffte, mußte er - wo immer er sonst herauskommen sollte - mit seinem Ende rechnen.

Holander Loomen gestand sich ein, daß er eine solche Möglichkeit nicht in seine Überlegungen mit einbezogen hatte. Er mußte es einfach schaffen, in seinem eigenen Interesse und in dem der GEVARI-Besatzungsmitglieder. Rhodans Stimme klang in seinem Helmlautsprecher auf. »Sind Sie bereit, Mister Loomen?«

Loomens Körper spannte sich. Der junge Wissenschaftler schaute auf die schwarze Öffnung des großen Transmitters, in der es zu wallen begann. Der Transmitter war betriebsbereit.

»Ich bin bereit!«

Seine eigene Stimme erschien ihm in diesem Augenblick fremd, sie klang dumpf unter dem Helm.

»Gehen Sie langsam auf den Transmitter zu. Viel Glück!«

Ohne sich noch einmal umzudrehen, bewegte Loomen sich auf sein Ziel zu. Seine Gedanken waren verworren, obwohl er sie auf die vor ihm liegende Aufgabe zu konzentrieren versuchte.

An seinem Gürtel hing ein Rücksturzpoler. Dieses Gerät war noch nicht fertig entwickelt und noch niemals in der Praxis ausprobiert worden. Trotzdem vertraute Loomen seiner eigenen Erfindung. Sie würde ihn vielleicht retten, wenn etwas schiefgehen sollte.

Holander Loomen hatte den Eingang des Transmitters fast erreicht. Niemand in der Halle bemerkte das kurze Zögern des Ingenieurs. Loomen machte einen entscheidenden Schritt.

Der Entmaterialisierungsschmerz war heftig, aber nicht unerträglich.

Als sich die atomare Struktur von Loomens Körper wieder zum alten Schema zusammengefügt hatte, lebte der Wissenschaftler gerade noch lange genug, um festzustellen, wo er herausgekommen war. Er schwebte als winziges Teilchen in einer ungeheuren Energieflut. Diese Energien hatten sich wie ein Mantel über die Öffnung im Schmiegeschirm gelegt. Sie befanden sich in ständiger Bewegung.

Holander Loomen explodierte.

Das, was von ihm übrig war, floß in den Hyperraum ab.

In der Transmitterhalle der INTERSOLAR zuckte ein Blitz aus der Torbogenöffnung der Großanlage.

Rhodan schloß die Augen und wandte sich ab. Niemand brauchte ihm zu erklären, was das Aufblitzen bedeutete.

4.

Wie er so in der offenen Schleusenkammer des diskusförmigen Schiffes stand, angetan mit einem Schutzanzug und die Arme leicht angewinkelt, ähnelte Alaska Saedelaere eher einem Meeresungeheuer als einem Menschen. Sein Helmscheinwerfer war eingeschaltet, obwohl die Außenscheinwerfer der GEVARI das Gebiet, das Alaska und Baiton Wyt erkunden wollten, ausreichend beleuchteten.

Wyt glitt an die Seite des Transmittergeschädigten.

»Schwimmen wir gleich zu der Stelle, wo Sie die Spuren entdeckt zu haben glauben?«

Saedelaere schaute ihn an. »Sie zweifeln wohl daran, daß es Spuren sind?«

»Ja«, bestätigte Wyt. »Die Löcher im Sand können alles mögliche sein. Außerdem: Wer sollte hier unten herumlaufen?«

Saedelaere überprüfte seine Ausrüstung. Für ihn war es etwas ungewohnt, sich mit einem Schutzanzug unter Wasser zu bewegen. Auch Wyt hatte keine Erfahrung, doch die beiden Männer wußten, daß nicht viel Unterschied zu einem Flug durch den Weltraum bestand. Die Schutzanzüge sorgten für den Druckausgleich.

»Wir werden uns die Sache aus unmittelbarer Nähe ansehen«, schlug Saedelaere vor.

Er stieß sich ab und schwamm davon. Wyt folgte unmittelbar hinter ihm. Saedelaere sah den Schatten seines dahingleitenden Körpers über den Meeresgrund huschen. Vor ihm stob ein Schwarm kleiner Silberfische auseinander. Schräg unter ihm bewegte sich ein Tier, das wie ein schwimmendes Riesenblatt aussah, dicht über den Meeresgrund und wirbelte ab und zu Sand auf.

Saedelaere sah, daß das Wesen mehrere Saugrüssel besaß, mit denen es immer wieder in die Schlammsschicht stieß. Offenbar bezog es seine Nahrung aus dem Boden. Das Tier kümmerte sich nicht um die beiden Fremden; wahrscheinlich war es überhaupt nicht in der Lage, sie wahrzunehmen.

Je näher sie den Gebäuden kamen, desto düsterer erschienen sie Alaska. Welches Drama hatte sich hier unten vor Jahrtausenden abgespielt?

Waren jene, die in diesen Gebäuden Schutz gesucht hatten, trotz aller Bemühungen umgekommen, oder hatten sie dieses Gebiet wieder verlassen, nachdem die Gefahr gebannt gewesen war?

»Es bleibt alles ruhig!« meldete Saedelaere an die GEVARI.

»Gucky und Merkosh haben ihre Schutzanzüge angelegt«, sagte Mentro Kosum. »Sie sind bereit, Ihnen zu Hilfe zu kommen, wenn es einen Zwischenfall geben sollte.«

»Beide werden das Schiff erst verlassen, wenn ich den Befehl dazu gebe«, ordnete Alaska an. Er kannte Guckys Voreiligkeit. Der Ilt wartete wahrscheinlich nur auf eine Gelegenheit, die GEVARI verlassen zu können.

Wyt holte Saedelaere ein und deutete mit der ausgestreckten Hand auf eines der Gebäude.

»Dort drüben ist es!«

Das Licht der Schiffsscheinwerfer begleitete die beiden Männer auf ihrem Weg. Saedelaere empfand ein leichtes Unbehagen bei dem Gedanken, daß Wyt und er wie auf einer Bühne angestrahlt wurden, während andere Wesen, die sich vielleicht hier aufhielten, aus sicherer Entfernung und aus schützendem Halbdunkel beobachten konnten. Unwillkürlich tasteten seine Hände über den Waffengürtel.

Tiere, die eventuell hier unten lebten, konnten ihnen nicht gefährlich werden.

Aber vielleicht gab es noch etwas anderes ...

Alaska gab sich einen Ruck. Das war einfach unsinnig. Nichts deutete auf die Anwesenheit gefährlicher Wesen hin.

Saedelaere sah jetzt, daß die meisten Gebäude Risse hatten. Einzelne Wände und Dächer waren eingestürzt. Der Zerfall dieser Unterwasserstadt war nicht mehr aufzuhalten. In einem Jahrtausend würden vielleicht nur noch ein paar überwucherte Hügel von ihrer Existenz zeugen.

Plötzlich entdeckte Saedelaere einen Graben, der sich wie ein Flußbett durch den Grundschlamm wand. Er war etwa eineinhalb Meter breit und besaß scharfe Ränder. Saedelaere hielt an und machte Wyt auf seine Entdeckung aufmerksam.

»Ein Graben«, sagte der Telekinet. »Scheint erst vor kurzem entstanden zu sein, sonst hätte die Strömung ihn schon wieder mit Sand gefüllt, und es wäre nur eine kleine Senke geblieben.«

»Er ist künstlich angelegt worden«, gab Saedelaere zurück. »Sehen Sie sich die Linienführung an. Der Graben verbindet zwei Gebäude miteinander.«

»Das stimmt«, sagte Wyt nachdenklich. »Ich halte es jedoch für einen Zufall.«

»Wie viele Zufälle muß es noch geben, damit Sie glauben, daß hier unten etwas Geheimnisvolles geschieht?« fragte der Mann mit der Maske ärgerlich.

Sie ließen sich zu dem Graben hinabsinken, und Saedelaere stellte fest, daß an den Rändern des Grabens Kratzspuren zu sehen waren.

»Der Graben wurde ausgehoben«, erklärte Alaska. »Außerdem wird ständig daran gearbeitet. Jemand will verhindern, daß er von der Strömung wieder mit Sand zugeschüttet wird.«

Wyt war noch immer skeptisch.

»Ich sehe keinen Sinn in einem solchen Graben. Wozu sollte er dienen?«

»Es ist eine Verbindungslinie zwischen zwei Häusern«, behauptete Saedelaere. »Ich bin sicher, daß wir noch weitere Gräben entdecken würden, unterzögen wir uns der Mühe, nach ihnen zu suchen.«

Wyt seufzte. »Und was schließen Sie aus allem?«

Der Sand, in dem Saedelaere jetzt mit beiden Füßen aufsetzte, fühlte sich weich an. Er wirbelte auf, als Saedelaere die Füße bewegte. Es entstanden kleine Rinnsale, die in den Graben flossen.

Alaska stellte fest, daß der Graben einen knappen Meter tief war. Soweit er sehen konnte, war diese Tiefe überall gleichmäßig. Auch daraus konnte man auf die künstliche Entstehung schließen.

»Ich weiß nicht, was ich davon halten soll«, sagte Alaska, erst jetzt auf Wyts Frage eingehend. »Auf jeden Fall sieht der Graben ziemlich frisch aus.«

Er machte eine Meldung an die GEVARI, wo man seine Nachrichten mit großer Aufregung empfing.

»Wenn wir hier unten bleiben und einen Stützpunkt aufbauen wollen, müssen wir feststellen, wer sich außer uns noch in diesem Gebiet aufhält«, sagte Kosum.

»Was sagen die Raumortungen?«

»Im gesamten Gebiet der Sonne Praspa ist bisher kein Raumschiff aufgetaucht«, antwortete der Emotionaut.

Für Saedelaere war das ein Beweis, daß sie tatsächlich unentdeckt in dieses System eingedrungen waren. Die Bewohner des Schwarms hatten das kleine Schiff nicht geortet. Unter diesen Umständen wäre der Schlupfwinkel auf dem Meeresgrund ideal gewesen.

»Wyt und ich suchen weiter«, kündigte Saedelaere an. »Wenn es intelligente Wasserbewohner gibt, können wir uns vielleicht mit ihnen einigen. Ich glaube nicht, daß die Fußspuren und Gräben von den einstigen Bewohnern der Gebäude herrühren. Jemand anders ist dafür verantwortlich. Vielleicht Kreaturen, die diese Häuser von deren Erbauern übernommen haben.«

Er gab Wyt ein Zeichen.

»Wir folgen diesem Graben in Richtung des Gebäudes.«

Sie schwammen jetzt langsamer. Saedelaere ließ das vor ihnen liegende Haus nicht aus den Augen. Ihm fiel auf, daß bestimmte Arten von Wasserpflanzen in geordneten Gruppen wuchsen. Waren es bewußt angelegte Beete? Er verzichtete darauf, Baiton Wyt darauf aufmerksam zu machen.

»Die Fische!« klang plötzlich Kosums Stimme aus dem Helmlautsprecher. »Achten Sie auf die Fische, Alaska!«

Die beiden im Wasser dahingleitenden Männer fuhren herum. Im Licht der Schiffsscheinwerfer sah Saedelaere einen Schwarm von einigen hundert meterlangen Fischen auf sich zukommen.

Nur zögernd griff Alaska nach seinem Strahler. Er glaubte einfach nicht, daß ihm diese Fische gefährlich werden konnten. Als die Tiere näher kamen, stellte der Transmittergeschädigte fest, daß sie meterlange schwanzähnliche Auswüchse besaßen, die im Wasser glühten.

Bevor er weiter darüber nachdenken konnte, hatten die Fische ihn erreicht und wirbelten um ihn herum. Es gab Hunderte von kleinen elektrischen Entladungen, als die Fische mit ihren Schwänzen die Schutzanzüge der Männer berührten.

Saedelaere stieß sich vom Boden ab und schwebte sekundenlang über dem Schwarm. Um Wyt ballte sich ein Klumpen wie verrückt angreifender Fische.

Der Schwarm teilte sich. Ein Teil der Fische griff jetzt wieder Saedelaere an. Ihre natürliche Energie war so groß, daß sich die Aufladekapazität von Saedelaeres Schutzanzug verstärkte.

Die Tiere konnten ihm und Wyt nicht gefährlich werden, aber ein ungeschützt im Wasser schwimmendes Wesen wäre wahrscheinlich von ihnen durch die elektrischen Schocks getötet worden.

So plötzlich, wie sie aufgetaucht waren, zogen sich die Tiere wieder zurück.

»Sie haben aufgegeben«, stellte Baiton Wyt erleichtert fest.

Saedelaere konnte die Gefühle seines Begleiters verstehen. Wenn auch keine direkte Gefahr für die Männer in ihren Schutzanzügen bestanden hatte, war der Angriff der Fische doch ein unheimlicher Vorgang, für den es keine Erklärung gab.

»Wir sind in ihr Gebiet eingedrungen«, vermutete Wyt. »Deshalb haben sie angegriffen.«

Saedelaere schüttelte den Kopf. »Ich glaube viel eher, daß jemand die Tiere auf uns gehetzt hat.«

»Was?« rief Wyt verwundert. »Wie sollte das vor sich gehen?«

Darauf wußte Alaska keine Antwort. Er wappnete sich jedoch gegen weitere Angriffe. Die Unbekannten, die seiner Ansicht nach diesen Fischschwarm kontrollierten, würden noch einmal versuchen, die beiden Eindringlinge zu vertreiben.

»Sie müssen vorsichtig sein, Alaska!« mahnte jetzt auch Kosum. »Ich schlage vor, daß Gucky und Merkosh unter diesen Umständen ebenfalls hinausgehen.«

»Noch nicht!« lehnte Saedelaere ab.

Sie hatten das Gebäude fast erreicht. Die Wand schimmerte graublau, die Risse in ihr sahen aus wie dicke schwarze Adern. Der Graben endete unmittelbar neben dem unteren Eingang. Das letzte Stück war auf einer Seite abgeflacht, als würde hier oft jemand hinaus- oder hineinkriechen.

Bis auf ein paar kleinere Fische, die neugierig herumschwammen, waren jetzt keine lebenden Wesen zu sehen.

Saedelaere deutete nach oben. »Wir dringen in das Gebäude ein!«

Er hielt seine Waffe schußbereit, denn jetzt begaben sie sich in ein Gebiet, das von den Scheinwerfern der GEVARI nicht mehr erhellt wurde.

Der Eingang, den Saedelaere auswählte, lag unmittelbar unter dem Dach. Ein Teil der Mauer war herausgebrochen und hatte ihn auf diese Weise vergrößert. Gefolgt von Wyt, glitt Saedelaere direkt auf die Öffnung zu und leuchtete mit seinem Helmscheinwerfer hinein. Im trüben Wasser sah er ein paar kleinere Fische treiben. Einzelheiten des vor ihm liegenden Raumes waren nicht zu erkennen.

Saedelaere hielt sich mit beiden Händen an den Rändern der Öffnung fest und zog sich auf diese Weise langsam in den Raum hinein. Er rechnete mit einem unverhofften Angriff und war entsprechend vorsichtig. Doch es geschah nichts. Alaska glitt endgültig ins Innere des Gebäudes. Als er sich umblickte, sah er Wyt, der ihm lautlos folgte.

Der hagere Terraner leuchtete die Wand zu beiden Seiten des Eingangs ab. Sie unterschied sich kaum von der Außenwand. Wasserpflanzen, Muscheln und Algen wuchsen überall.

Trotzdem hatte Saedelaere das Gefühl, daß jemand in der Nähe war.

Er drehte sich blitzschnell um, doch außer einem quallenähnlichen Wesen, das mit grotesk wirkenden Rückstoßbewegungen durch das Wasser trieb, konnte er nichts sehen.

Langsam schwamm er weiter in den Raum hinein. Dabei ließ er sich bewußt tiefer sinken.

Der Boden, das konnte er jetzt deutlich erkennen, war dicht mit meterhohen Wasserpflanzen bewachsen. Sie konnten ein gutes Versteck für irgendwelche Wesen sein. Neugierig glitt Alaska noch tiefer. Er streifte mit den Beinen über die Spitzen der Pflanzen. Ein paar Fische stoben aufgeschreckt davon.

»Es ist niemand hier«, sagte er zu Wyt. »Wir müssen tiefer in das Gebäude eindringen.«

Seine sekundenlange Unaufmerksamkeit rächte sich.

Um ihn herum schnellten Pflanzententakel in die Höhe und umschlangen seine Beine. Bevor er reagieren konnte, wurde er bereits in die Tiefe gezogen. Weitere Pflanzen schlangen sich um seine Schenkel und um seinen Bauch.

Er machte ein paar heftige Schwimmbewegungen, ohne sich dadurch befreien zu können. Pflanzenstiele klatschten gegen seine Helmsichtscheibe. Er wurde an Beinen und Schultern gepackt und herumgerissen.

»Baiton!« rief er. »Sofort zurück!«

»Ich bin über Ihnen, Alaska!« meldete sich der Mutant. »Zum Glück konnte ich noch entkommen.«

Saedelaere wurde ruhiger. Wyt war in der Nähe. Wenn die Situation sich zuspitzen sollte, würden Gucky und Merkosh aus der GEVARI kommen und ihn ebenfalls unterstützen.

»Ich kann Sie nicht sehen!« rief Wyt. »Die Pflanzen haben Sie weit hinabgezogen.«

Saedelaere nickte grimmig. Er war wie von einem Kokon eingesponnen. Seine Bewegungsfreiheit war auf ein Minimum beschränkt. Er konnte nicht nach seiner Waffe greifen oder den Energieausstoß seines Triebwerks regulieren.

Immer mehr Pflanzen schlangen sich um seinen Körper. Saedelaere spürte es an den ruckartigen Bewegungen, die jedesmal das gesamte Bündel durchliefen.

Trotzdem verfiel er nicht in Panik.

»Die Pflanzen sind eine mit Absicht hier angebrachte Falle«, sagte er in sein Helmmikrofon. »Sie halten alle unliebsamen Eindringlinge fest.«

Ein wenig ratlos sagte Wyt: »Ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich kann Sie nicht sehen. Wenn ich tiefer gehe, packen mich die Biester ebenfalls.«

Kosum schaltete sich ein. »Ich schicke jetzt Gucky und den Gläsernen hinaus. Auf eigene Verantwortung.«

Saedelaere antwortete nicht. Er wußte, daß er hilflos war. Die Lage, in der er sich befand, war gefährlicher, als er sich zunächst hatte eingestehen wollen. Wenn seine Freunde ihn gewaltsam befreiten, liefen sie Gefahr, ihn dabei zu verletzen oder sogar zu töten. Ob die Mutanten etwas gegen die Pflanzen auszurichten vermochten, stand noch nicht fest.

»Versuchen Sie es mit Telekinese, Baiton!« befahl Alaska dem Mutanten. »Vielleicht können Sie die Angreifer zum Rückzug zwingen.«

Eine Weile blieb es still. Saedelaeres Spannung wuchs.

»Spüren Sie etwas - eine Erleichterung?« fragte Wyt schließlich.

Saedelaere fluchte aufgebracht.

»Also nein!« sagte Wyt trocken. »Es funktioniert nicht. Die Pflanzen zeigen keinerlei Reaktion.«

Der Transmittergeschädigte hatte keine andere Wahl, als geduldig zu warten. Die nächsten Schritte mußte er seinen Begleitern überlassen. In ein paar Minuten würden Merkosh und Gucky ankommen, vielleicht konnten sie ihn befreien.

Die stille Furcht des Mannes mit der Maske, daß sich die Pflanzen immer enger um ihn ziehen und ihn schließlich erdrücken könnten, hatte sich glücklicherweise noch nicht bestätigt. Bisher hatte sich der Schutzanzug noch als stärker erwiesen.

Doch das konnte sich schnell ändern.

Mentor Kosum hatte die Funkanlage der GEVARI abgeschaltet, damit Saedelaere und die anderen Besatzungsmitglieder außerhalb des Schiffes nicht hören konnten, als er sagte: »Wir werden kaum eine andere Möglichkeit haben, als Alaska mit den Strahlwaffen herauszuschneiden. Das kann lebensgefährlich für ihn werden.«

Die Blazon-Brüder, die unmittelbar vor den Kontrollen standen, sahen sich kurz an. Beide hatten sich den Beginn der Vorbereitungen innerhalb des neuen Stützpunktes anders vorgestellt.

»Wir verlieren Zeit«, sagte Blazon Beta.

»Außerdem hätten wir längst Verbindung zu Rhodan aufnehmen müssen«, fügte Blazon Alpha hinzu.

Corello, der längst wieder aufgewacht war, meinte: »Wir durften nicht erwarten, daß alles glatt verlaufen würde. Schwierigkeiten wird es überall geben. Wir dürfen nicht den Mut verlieren. Schließlich sind wir alles in allem erst einen halben Tag unterwegs.«

Blazon Beta lachte rauh.

»Das zeigen die Schiffsuhr an! Wer will wissen, wieviel Zeit wir *wirklich* im Hyperraum zugebracht haben.

Unter Umständen sind schon Wochen oder Monate vergangen.« Sein Gesicht wurde noch finsterer. »Oder sogar Jahre.«

Jetzt war es ausgesprochen. Die Befürchtung, die alle insgeheim hegten, stand zum erstenmal zur Diskussion.

Kosum machte eine entschiedene Handbewegung. »Ich glaube nicht, daß wir die Opfer einer besonders schwerwiegenden Zeitdilatation geworden sind.«

»Das kann niemand wissen«, orakelte Blazon Beta. »Wir haben uns wahrscheinlich sogar im Dakkarraum aufgehalten. Das kann zu unglaublichen Verschiebungen geführt haben.«

Kosum hieb mit einer Faust auf die Kontrollen, daß es klirrte.

»Darüber können wir uns immer noch unterhalten, wenn es zu echten Schwierigkeiten kommen sollte. Jetzt kommt es darauf an, Alaska herauszuholen.«

Er schaltete die Funkübertragung wieder ein. Baiton Wyt meldete sich sofort wieder.

»Gucky und Merkosh sind soeben hier eingetroffen. Ich glaube, wir haben Saedelaere gefunden.« Er zögerte einen Augenblick, dann fuhr er fort: »Schräg unter uns liegt ein dunkler Klumpen am Grund. Er ist völlig von Pflanzen umgeben. Es könnte Alaska sein.«

»Wieso sind Sie nicht sicher?« wollte der Emotionaut wissen.

»Da liegt noch mehr am Meeresboden herum«, antwortete der Mutant ausweichend.

»Das hört sich ganz so an, als befände sich hinter dem Eingang eine großangelegte Falle«, mischte sich Corello ein. »Ich bin sicher, daß es sich um fleischfressende Pflanzen handelt.«

Kosum war blaß geworden. »Saedelaere wird von seinem Schutzschirm abgeschirmt.«

»Trotzdem sollen sich Wyt und die beiden anderen mit seiner Rettung beeilen«, sagte Corello.

»Ich schaffe es ebenfalls nicht!« bekannte Gucky kleinlaut. »Die Pflanzen reagieren nicht auf telekinetische Impulse. Offensichtlich sind sie in der Lage, eine Art natürliches Anti-Para-Feld um sich zu errichten.«

Merkosh schwamm an seine Seite. Auch im Schutzanzug wirkte er dünn und zerbrechlich.

»Hier im Wasser und mit dem Schutzanzug am Körper kann ich meine Böse Stimme nicht einsetzen.«

»Das ist mir klar«, gab Wyt zurück. »Wir müssen Alaska herausschneiden. Am besten beginnen wir damit, eine Gasse in die Pflanzen zu brennen. Seid vorsichtig, damit wir nicht noch einen Befreiungsversuch unternehmen müssen.«

Wyt schwebte jetzt so dicht über den gefährlichen Pflanzen, daß er sie mit ausgestreckten Armen hätte berühren können. Er wunderte sich, daß er das Licht von Saedelaeres Helmscheinwerfer nicht sehen konnte. Entweder hatten sich die Pflanzen so dicht um Alaskas Kopf geballt, daß sie kein Licht durchließen, oder der Transmittergeschädigte lag auf dem Bauch.

Wyt wartete, bis Gucky und Merkosh neben ihm schwammen.

»Der dunkle Klumpen dort unten könnte Alaska sein«, sagte er dann. »Die Größe entspricht der Saedelaeres.« Die drei so verschiedenartigen Besatzungsmitglieder der GEVARI begannen ihre Kombistrahler als Desintegratoren einzusetzen. Das Wasser begann zu kochen und zu sprudeln. Gewaltige Blasen stiegen nach oben. Die Strahlbahnen der Waffen zogen sich wie grüne Fäden durch die in Aufruhr geratenen Wassermassen. Vor den Augen der Raumfahrer begann sich ein Teil der Pflanzen aufzulösen.

»Vorsicht!« mahnte Wyt. »Wir dürfen Alaska nicht verletzen.« Er ließ sich in die langsam, aber sicher entstehende Schneise sinken. »Wir holen Sie jetzt raus, Saedelaere!« rief er in sein Helmmikrophon. Er hörte den Transmittergeschädigten befreit auflachen.

»Es wird auch Zeit, Wyt. Der Druck auf meinen Körper verstärkt sich allmählich. Ich befürchte, daß mein Schutzanzug auf die Dauer nicht standhalten kann.«

Verbissen arbeiteten sich die drei Mutanten zu dem dunklen Gegenstand hinab, den sie für Saedelaere hielten. Noch immer konnte Wyt nicht das Licht von Alaskas Helmscheinwerfer sehen.

»Liegen Sie auf dem Bauch, Alaska?« erkundigte er sich.

»Ja«, bestätigte Saedelaere, »weshalb fragen Sie?«

»Wegen des Helmscheinwerfers.«

»Ich verstehe. Er ist eingeschaltet. Ich werde ver...« Die Stimme brach ab, wurde zu einem Stöhnen.

»Alaska!« Wyt ließ sich ohne Rücksicht auf die eigene Sicherheit zwei Meter tiefer sinken und schoß pausenlos. Einzelne Pflanzen schnellten ihm entgegen und umklammerten ihn. Er trennte ihre Stiele ab. Wie sich windende Schlangen wurden sie von der Strömung davongetrieben.

»Alaska!« rief Wyt abermals.

»Der Druck...«, sagte Saedelaere mühevoll. »Sie müssen sich beeilen.«

Auf der anderen Seite näherten sich Gucky und Merkosh dem dunklen Körper am Meeresgrund. Wyt geriet ins Schwitzen, als er daran dachte, daß sie sich ein falsches Ziel ausgesucht haben könnten. Vielleicht lag Alaska fünfzig Meter von ihnen entfernt und kämpfte um sein Leben.

Wyt stellte die Strahlwaffe jetzt auf minimale Leistung. Er mußte die Pflanzen behutsam abtrennen. Sie lösten sich unter seinen Schüssen auf.

Er zuckte zusammen, als es um ihn herum hell wurde. Der gesamte Raum war in helles Licht getaucht. Wyt hob den Kopf. Von der Decke schwebten drei kugelförmige Gebilde herab. Das Licht ging von ihnen aus.

»Es sind Fische!« rief Merkosh. »Riesige Fische.«

Wyt erkannte, daß die etwa drei Meter durchmessenden Kugelwesen breite Mäuler besaßen, die sie in regelmäßigen Abständen öffneten. Es war nicht erkennbar, auf welche Weise sie sich fortbewegten, denn sie besaßen weder Flossen noch Schwänze.

Wyt fragte sich, wie die Leuchtfische durch die schmalen Eingänge in dieses Gebäude gelangt waren.

Fünf Meter über den drei Raumfahrern kamen die Fische zum Stehen. Sie erhellten den gesamten Raum. Die Wände im Hintergrund unterschieden sich nicht von der Außenfläche des Gebäudes. Im Hintergrund erkannte Wyt einen Durchgang in den benachbarten Raum. Der Boden war überall mit den gefährlichen Tentakelpflanzen bewachsen.

»Merkosh, Sie behalten die Leuchtfische im Auge!« befahl Wyt dem Opronier. »Gucky und ich kümmern uns um Alaska.«

Er richtete seine Waffe wieder auf den von Pflanzen umschlossenen Körper, der am Boden der Halle lag. Verwundert sah er, wie die Pflanzenbündel sich teilten und aufrichteten. Sie gaben ihr Opfer frei. Jetzt konnte Wyt auch den Lichtschein von Alaskas Helmscheinwerfer sehen. Die Pflanzen streckten sich und bewegten sich nur noch in der Strömung.

Wyt machte einen Test und berührte einen Pflanzenstiel mit den Füßen.

Nichts geschah!

Das Licht, das von den drei großen Kugelfischen ausgestrahlt wurde, hatte die fleischfressenden Pflanzen in friedliche Gewächse verwandelt. Wyt ließ sich keine Zeit, um über dieses Phänomen nachzudenken, sondern glitt ohne Rücksicht auf die eigene Sicherheit zu Saedelaere hinab. Er zog ihn vom Boden hoch.

»Alles in Ordnung?«

»Ja«, brachte der Transmittergeschädigte mühsam hervor. »Sie haben es gerade noch geschafft.«

»Das Lob gebührt den Kugelfischen«, sagte Wyt. »Sie haben auf geheimnisvolle Weise eine Änderung im Verhalten der Pflanzen hervorgerufen.«

Alaska hob den Kopf. »Ob die beiden Arten in Symbiose leben?«

»Ich fühle starke Mentalimpulse!« rief Gucky dazwischen. »Es scheinen intelligente Wesen in unserer Nähe zu sein.«

Wyt und Alaska schwebten zu den beiden anderen hinauf.

Außer den drei Kugelfischen und ein paar kleinere Tieren war nichts zu sehen.

»Gehen die Impulse von den leuchtenden Fischen aus?« fragte Merkosh.

Der Mausbiber verneinte. »Ich bin sicher, daß die Unbekannten sich in diesem Gebäude aufhalten.«

Damit stand für Saedelaere fest, daß er sich nicht getäuscht hatte: Irgendwo in diesen alten Festungsgebäuden hielten sich vernunftbegabte Wesen auf.

Alaska war entschlossen, einen Kontakt zu den scheuen Fremden herzustellen. Vielleicht konnten sie auf der Wasserwelt etwas über die Bewohner und Beherrscher des Schwarms erfahren. Zumindest bestand die Hoffnung, daß die Kreaturen etwas über das Praspa-System wußten.

»Wir müssen das Gebäude durchsuchen«, entschied der Kommandant des Risikounternehmens. »Auch auf die Gefahr hin, daß die Fremden uns für Feinde halten und angreifen. Ich bin sicher, daß sie nur über die natürlichen Waffen verfügen, die wir bereits kennengelernt haben. Sie können uns also kaum gefährlich werden.«

Er wandte sich an Gucky. »Du könntest beruhigende telepathische Impulse ausstrahlen. Vielleicht sprechen sie darauf an.«

»Das tue ich bereits seit einiger Zeit«, behauptete der Ilt. »Allerdings kann ich nicht versprechen, daß ich damit Erfolg habe.«

Von einer Sekunde zur anderen erloschen die Kugelfische. Das Licht der Helmscheinwerfer wirkte dagegen schwach. Unter ihnen begannen die Spitzen der Pflanzenstiele wieder suchend umherzutasten.

»Merkwürdig«, sagte Wyt. »Sobald die Fische ihr Licht nicht mehr ausstrahlen, gehen die Pflanzen wieder auf Raub aus.«

»Wir wissen jetzt, daß wir sehr vorsichtig sein müssen«, sagte der Transmittergeschädigte.

Er setzte sich mit der GEVARI in Verbindung und gab Kosum einen kurzen Bericht.

»Wir werden jetzt die anderen Räume untersuchen«, verkündete er abschließend. »Früher oder später wird es zu einem Kontakt mit den Fremden kommen.«

Die Aussicht, daß vier seiner Begleiter sich weiteren Gefahren aussetzen wollten, schien Kosum alles andere als freundlich zu stimmen.

»Ich kann Sie nicht aufhalten, Alaska. Vergessen Sie jedoch nicht, wozu wir hierhergekommen sind.«

Die Verbindung brach ab. In sicherem Abstand über den Pflanzen schwammen die vier Raumfahrer auf den Durchgang zum nächsten Raum zu.

»Die Fremden ziehen sich zurück.« Guckys Stimme klang schläfrig.

Zweifelloos gab es überall in diesem Haus Ausgänge, so daß seine Bewohner sich den Eindringlingen nicht zu zeigen brauchten, wenn sie einen Kontakt vermeiden wollten.

Saedelaere stellte seine Schwimmbewegungen ein. »Es hat keinen Sinn, ihnen zu folgen. Sie sind zu scheu. Wir müssen es anders versuchen.«

»Und wie?« wollte Wyt wissen.

»Wir müssen sie aus ihren Verstecken locken«, bestimmte Alaska. »Wir kehren jetzt um. Zusammen mit den anderen werden wir auf dem freien Platz zwischen den Gebäuden irgendein Schauspiel veranstalten. Ich bin sicher, daß wir damit weiterkommen.«

Erstaunlicherweise war es der wortkarge Blazon Alpha, der sich am schnellsten für Saedelaeres Idee erwärmte.

»Wir müssen irgendwelche Spiele veranstalten«, schlug er vor. »Ich habe gute Ideen.«

Alaska hatte seinen Schutzanzug abgelegt und war in einen Sessel gesunken.

»Wichtig sind vor allem die Mutanten. Gucky und Wyt können ein paar telekinetische Spielchen veranstalten.

Außerdem werden wir alles, was wir nicht unbedingt an Bord brauchen, draußen aufstapeln. Die Fremden sollen sehen, daß wir ihnen Geschenke machen wollen.«

Mentro Kosum und die Blazon-Brüder legten ihre Schutzanzüge an und brachten einige mit Werkzeugen und anderen brauchbaren Gegenständen gefüllte Behälter ins Freie. Der Emotionaut entschied, daß sich der Platz um

den umgestürzten Obelisken am besten für die Aufstellung der Geschenke eignete. Die Schiffsscheinwerfer wurden auf die von Kosum ausgewählte Stelle gerichtet.

»Nun sind Sie und Gucky an der Reihe«, sagte Saedelaere zu den beiden Mutanten.

Wyt und der It verließen das Schiff und führten im Scheinwerferlicht ein paar Kunststücke vor. Sie ließen Trümmerteile des Obelisken durch das Wasser schwimmen, wirbelten den Sand durcheinander und bildeten aus verlassenen Muscheln schwimmende Ketten.

Schon wenige Augenblicke später berichtete Gucky über Sprechfunk in die Zentrale der GEVARI, daß er eine zunehmende Erregung der geheimnisvollen Unterwasserbewohner spüren konnte.

»Zweifellos beobachten sie uns. Sie sind neugierig.«

»Weitermachen!« befahl Alaska.

Gucky und Wyt ließen die bereitgestellten Geschenke aus den Behältern schweben. Hintereinander, exakt aufgereiht, glitten die Gegenstände durchs Wasser und näherten sich dabei dem größten der Gebäude. Dort beschrieben sie eine enge Kurve und kehrten zum Ausgangspunkt zurück.

»Damit haben wir ihnen die Sache schmackhaft gemacht«, hoffte der Mausbiber.

Doch die Bewohner der im Zerfall begriffenen Unterwasserstadt zeigten sich auch jetzt nicht. Eine Stunde ununterbrochener telekinetischer Spielereien brachte keinen Erfolg.

Schließlich wurde Wyt der sinnlosen Bemühungen überdrüssig. »Wir geben auf«, sagte er entmutigt. »Vielleicht hat jemand eine bessere Idee.«

Als die beiden Mutanten sich in die GEVARI zurückgezogen hatten, flammten vor den alten Gebäuden die Körper einiger Dutzend Kugelfische auf. Ein kreisförmiges Gebiet vor einem der Häuser wurde beleuchtet.

»Was bedeutet das?« fragte Corello gespannt.

Er brauchte nicht lange zu warten. Langsam und vorsichtig glitten zehn Fremde aus dem Ausgang eines Gebäudes.

5.

Während Alaska Saedelaere die zehn Geschöpfe beobachtete, die jetzt unter dem Licht der Kugelfische einen seltsamen Tanz vollführten, fragte er sich bedrückt, ob der Mensch überhaupt das Recht besaß, in den Lebensbereich anderer Völker einzudringen.

Diesmal mußte diese Frage bejaht werden. Es ging um die Existenz der Terraner und um den Fortbestand der Galaxis mit all ihren Bewohnern.

Wahrscheinlich waren die Bewohner dieser alten Seestadt an den Aktionen des Schwarms völlig unbeteiligt. Es war sogar denkbar, daß sie überhaupt nicht wußten, daß ihre Welt Teil eines seltsamen Gebildes war, das von Galaxis zu Galaxis zog.

»Was tun sie dort drüben?« fragte Corello leise. »Ist das wirklich ein Tanz, den sie aufführen, oder sind es herausfordernd gemeinte Angriffsbewegungen?«

Die Wesen, die sich unter dem Licht der großen Fische bewegten, erinnerten Saedelaere an Kinder. Sie waren nackt und besaßen eine grünschuppige Haut. Zwischen den Oberschenkeln und unter den Oberarmen besaßen sie faltbare Schwimmhäute. Hände und Füße waren nur schwach ausgebildet. Die Köpfe waren rund und besaßen mehrere stöpselartige Auswüchse mit kugelförmigen Enden. Das schienen die Augen zu sein. Auf einer Seite des Kopfes gab es einen taschenförmigen Auswuchs, der fast zwanzig Zentimeter lang war. Saedelaere vermutete, daß es sich dabei um einen Mund handelte.

Keines der Wesen war größer als siebzig Zentimeter.

»Besonders gefährlich sehen sie nicht aus«, stellte Kosum fest. »Ich möchte jedoch wissen, was das Schauspiel zu bedeuten hat, das sie jetzt aufführen.«

»Vielleicht haben sich die Fremden vor ein paar Minuten ähnliche Fragen gestellt«, meinte Corello.

Saedelaere nickte nachdenklich. »Sie nehmen an, daß sich die Wasserwesen für Wyts und Guckys Spaße revanchieren möchten?«

»Es sieht so aus.«

Die kleinen Geschöpfe gaben sich die Hände und bildeten einen Kreis. Ihre Bewegungen wirkten graziös und mühelos. Sie drehten sich im Kreis und schwebten gleichzeitig auf und nieder. Bewegungslos hingen die Kugelfische über ihnen und spendeten ihnen das Licht ihrer Körper.

»Ich möchte wissen, wie sie sich mit den Fischen verständigen«, überlegte Wyt laut.

»Das kommt Ihnen nur so ungewöhnlich vor, weil es unter der Wasseroberfläche geschieht«, erklärte Blazon Beta. »Jedes halbwegs intelligente Volk besitzt Haustiere, die es für seine Zwecke einzusetzen versteht.«

Die Wasserbewohner lösten ihren Kreis auf und ließen sich auf den Meeresgrund sinken. Dort verharrten sie einen Augenblick in völliger Ruhe, um kurz darauf seltsame Sprünge zu vollführen. Dann verschwanden sie nacheinander in einem Graben.

»Ob wir jetzt wieder an der Reihe sind?« fragte Alaska.

Blazon Beta, der neben ihm stand, deutete schweigend auf den Bildschirm.

Aus dem Eingang eines Gebäudes schwebte ein mindestens zehn Meter langer schwarzer Fisch. Unmittelbar hinter seinem Kopf saß ein Wasserbewohner. Er dirigierte den Fisch mit biegsamen Pflanzen, die durch das Maul des Tieres geführt waren. Der Reiter unterschied sich von seinen Altgenossen durch eine Kette aus silberfarbenen Muscheln, die er um den Hals trug.

»Das scheint der Anführer zu sein«, vermutete Saedelaere. »Es ist ein gutes Zeichen, wenn er jetzt auftaucht.« Der schwarze Fisch bewegte sich mit schlängelnden Bewegungen auf den freien Platz zu. Unmittelbar neben dem umgestürzten Obelisk hielt er an.

»Ich spüre die Gedankenimpulse dieses Wesens«, erklärte Gucky. »Der Reiter beherrscht den Fisch. Er wartet darauf, daß jemand von uns hinausgeht, mit dem er sich verständigen kann.«

Alaska griff nach seinem Helm. »Das ist meine Sache.«

»Sie dürfen nicht zu vertrauensselig sein«, warnte Kosum.

»Ich erkenne nur Mißtrauen in den Gedanken des Fischreiters«, berichtete Gucky. »Angriffslust und Haß gibt es nicht. Unter diesen Umständen kann Alaska sich hinauswagen.«

Saedelaere nickte ernst und machte sich bereit. Als er in der leergepumpten Schleusenammer stand, bedauerte er es, daß er nicht Wyt oder Merkosh mitgenommen hatte. Doch der Fischreiter war ebenfalls allein gekommen. Wasser flutete in die Kammer. Als sie vollgelaufen war, glitt die äußere Schleusenwand auf. Alaska schaltete seinen Helmscheinwerfer ein und schwamm hinaus. Die Scheinwerfer der GEVARI tauchten den freien Platz in der Nähe des zertrümmerten Obelisk in helles Licht. Saedelaere sah, daß der schwarze Fisch sich ungeduldig bewegte. Er wurde von seinem Reiter jedoch gezügelt.

Im Hintergrund sah Alaska Dutzende von Wasserbewohnern in den Eingängen der Gebäude auftauchen. Sie drangen jedoch nicht bis auf den freien Platz vor, sondern beobachteten aus respektvoller Entfernung, was inmitten ihrer Stadt geschah.

Ohne zu zögern, schwamm Alaska auf den Wasserbewohner mit der Muschelkette zu.

Er hatte die GEVARI ohne Waffen verlassen. Seine technische Ausrüstung bestand in seinem Energietornister, dem Kombinationsschaltgürtel und einem Translator, über dessen Anwendungsmöglichkeit jedoch starke Zweifel bestanden.

Saedelaere wußte, daß er Rückendeckung besaß. Wenn man ihn angreifen sollte, würden die Bordwaffen der GEVARI in Funktion treten.

Der Mann mit der Maske hoffte, daß es nicht dazu kommen würde. Er war entschlossen, sich mit dem Anführer der Wasserwesen zu verständigen.

Ein paar Meter vor dem Unbekannten stellte er seine Schwimmbewegungen ein.

Die beiden so verschiedenartigen Wesen sahen sich schweigend an. Saedelaere war sich der Tatsache bewußt, daß er in seinem Schutzanzug unheimlich aussehen mußte. Um den anderen nicht zu erschrecken, schaltete er seinen Helmscheinwerfer aus.

Vielleicht erkannte der Fischreiter, daß er ein Wesen vor sich hatte, für das das Wasser nicht das Lebenselement war, denn seine Maultasche zog sich plötzlich in die Breite: Er lächelte Alaska zu.

Diese fast menschliche Regung machte auf Alaska einen starken Eindruck. Von einer unerwarteten Zuneigung zu diesem Wesen überwältigt, hob der Terraner einen Arm.

Danach geschah einige Zeit nichts. Die beiden Wesen sahen sich an. Der schwarze Fisch wurde immer ungeduldiger und mußte jetzt häufig an den Zügeln gepackt werden. Er war es nicht gewohnt, still im Wasser zu stehen.

Alaska war so in die Betrachtung seines Gegenübers vertieft, daß er zusammenzuckte, als Mentro Kosums Stimme in seinem Helmlautsprecher aufklang.

»Was geschieht jetzt, Alaska?«

»Wir betrachten einander«, gab Saedelaere schroff zurück. Er war ärgerlich über die Störung, obwohl die Ungeduld der Männer an Bord der GEVARI verständlich erschien.

Ein paar Minuten später glitt das Wasserwesen von seinem Sitz herunter und schwamm auf Saedelaere zu.

Alaska wappnete sich gegen einen Angriff. Der Fremde umkreiste ihn ein paarmal. Er schien sich besonders für den Rückentornister zu interessieren. Ob er erkannte, daß es sich nicht um einen Körperteil des Raumfahrers handelte?

Saedelaere rührte sich nicht, er ließ den Unbekannten gewähren.

Der Fremde schöpfte schließlich Mut und kam dicht an Alaska heran. Saedelaere konnte sehen, wie sich die Schwimmhäute des Wesens spannten und wieder zusammenfalteten. Es war eine umständlich wirkende Art der Fortbewegung, aber sie schien das Wesen nicht anzustrengen.

Saedelaere taufte den Fremden auf den Namen »Muschelkönig«, wegen der Kette, die dieser um den Hals trug. Unmittelbar vor Alaska blieb der Muschelkönig im Wasser hängen und streckte einen Arm aus. Fast hätte er damit Saedelaere berührt.

Einem inneren Impuls folgend, ergriff Alaska das Händchen. Es fühlte sich weich und zerbrechlich an.

Der Muschelkönig winkte ihm mit der freien Hand zu. Mit klopfendem Herzen begriff Alaska, was der andere von ihm wollte. Er sollte ihm zu dem schwarzen Fisch folgen. Der Terraner zögerte. Die kleine Kreatur zog an seiner Hand.

Schließlich gab Alaska nach, weil er keine andere Möglichkeit sah, engeren Kontakt mit den Bewohnern der alten Stadt aufzunehmen. Die Besatzung der GEVARI brauchte dringend Informationen. Hier konnten sie sie vielleicht bekommen, ohne sich in Gefahr begeben zu müssen.

Hinter dem Muschelkönig her schwamm Alaska auf den schwarzen Fisch zu. Das Tier schien ihn aus bösen Augen zu beobachten. Wenn es sein Maul öffnete, entblößte es zwei Reihen langer spitzer Zähne.

Unsicher näherte er sich dem großen Fisch. Der Muschelkönig schwang sich mit einer Gelassenheit in den Nacken des Tieres, als wäre dies eine oft ausgeführte Übung.

Durch Handzeichen bedeutete der Muschelkönig dem Raumfahrer, ebenfalls auf dem Rücken des Fisches Platz zu nehmen.

»Kosum!« rief Alaska in seinen Helmlautsprecher. »Die Sache beginnt interessant zu werden. Der Muschelkönig lädt mich zu einem Rundritt ein.«

»Was bedeutet das?« Kosums Stimme explodierte in Saedelaeres Lautsprecher. »Wer ist der Muschelkönig?«

»So habe ich den kleinen Burschen getauft, mit dem ich es jetzt zu tun habe. Ich soll ihn offenbar begleiten.«

Kosum sagte etwas Unverständliches, offensichtlich war er mit dem Vorhaben des Kommandanten nicht einverstanden.

Alaska jedoch war entschlossen, die sich bietende Chance zu einer Verständigung zu nutzen. Er schwamm über den großen Fisch und ließ sich dann langsam auf dessen Rücken sinken. Hoffentlich war das Tier die doppelte Last gewohnt.

Der Rücken des Fisches war glatt. Saedelaere schlang die Beine darum und hielt sich mit einer Hand am Rücken des Muschelkönigs fest.

Der Wasserbewohner ließ die Zügel locker.

Der Fisch schien nur darauf gewartet zu haben. Mit einer Körperbewegung schoß er vorwärts. Alaska wäre fast abgestürzt. Der Muschelkönig dagegen saß locker auf dem Rücken des Tieres. Der Ritt schien ihm nichts auszumachen.

Alaska sah, daß sie auf eines der Gebäude zuschwammen.

Mentro Kosum beobachtete mit gemischten Gefühlen, wie Alaska und der Muschelkönig auf dem Rücken des schwarzen Riesenfisches im Eingang eines Gebäudes verschwanden. Der Transmittergeschädigte war ein erfahrener Raumfahrer, erfahren auch im Umgang mit extraterrestrischen Lebewesen. Diesmal hatte er jedoch nach Kosums Ansicht zuviel riskiert. Sie wußten zuwenig von den Wesen, die in den verfallenen Gebäuden lebten, um ihnen vertrauen zu können.

Andererseits gestand Kosum sich ein, daß er an Saedelaeres Stelle nicht anders gehandelt hätte. Solange noch Funkverbindung zu Saedelaere bestand, war der Mann mit der Maske ungefährdet: Gucky konnte mit einem Teleportersprung die Stelle erreichen, wo Saedelaere sich befand, und ihm beistehen.

»Jetzt haben wir den Kontakt, den wir uns immer wünschten«, sagte Blazon Beta. »Ich gestehe, daß ich Saedelaere beneide. Er wird eine Möglichkeit finden, sich mit den Fremden zu verständigen, und dabei interessante Einzelheiten über den Schwarm erfahren.«

»Sofern diese Wesen überhaupt etwas über den Schwarm wissen«, meinte Merkosh.

»Ich glaube, daß das Praspa-System vor Jahrtausenden einmal vom Schwarm geschluckt wurde«, sagte Corello.

»Vermutlich stammt auch diese unterseeische Fluchtsiedlung noch aus dieser Zeit. Wesen, die sich vom Schwarm bedroht fühlten, haben sie wahrscheinlich gebaut.«

»Ich glaube auch nicht, daß die Planeten des Praspa-System zu den Urwelten des Schwarms gehören«, stimmte Gucky zu. »Es gilt jetzt herauszufinden, was sich auf den einzelnen Planeten, vor allem aber auf Kokon, zugetragen hat.«

Kosum schaute forschend auf die Kontrollen. Sie orteten nur die Impulse, die von Kokon ausgingen. Nach wie vor gab es keine Hinweise auf die Ankunft von Raumschiffen im Praspa-System. Kosum war darüber nicht erstaunt. Einen besseren Ortungsschutz als die Energiefluten, die von der Öffnung im Schmiegeschirm ausgegangen waren, hätten sich die Eindringlinge nicht wünschen können.

»Kokon ist zweifellos die interessanteste Welt dieses Systems«, fuhr der Mausbiber fort. »Abgesehen von den Energieimpulsen, die wir mit unseren Ortungsgeräten empfangen können, gibt es mysteriöse Mentalimpulse, die ich während unserer kurzen Annäherung empfangen konnte.«

»Kannst du etwas Bestimmtes über diese Impulse aussagen?« fragte Corello.

»Nur, daß sie sehr fremdartig waren. Was immer auf Kokon existiert, befindet sich in einem unverständlichen und schrecklichen Prozeß.«

»Noch halten wir uns auf Praspa IV auf« protestierte Kosum. »Ihr solltet euch Gedanken über Alaska machen.«

»Ich spüre seine Impulse«, sagte Gucky. »Bei ihm ist noch alles in Ordnung.«

»Ob sich die Öffnung im Schmiegeschirm inzwischen geschlossen hat?« überlegte Blazon Beta.

Kosum deutete auf die Borduhren. »Wenn wir nicht Opfer einer Zeitdilatation wurden, muß sich die Öffnung vor ein paar Stunden geschlossen haben.«

»Damit wäre uns der Rückweg versperrt«, trompetete Merkosh.

»Denken Sie an die Himmelskörper, die immer wieder vom Schwarm ausgestoßen werden«, erinnerte ihn Corello. »Aus dem Schwarm herauszukommen ist wahrscheinlich leichter als umgekehrt.«

Sie schwiegen, denn Kosum bemühte sich jetzt um eine Funkverbindung zu Alaska Saedelaere.

»Entschuldigen Sie, daß ich mich nicht sofort gemeldet habe«, klang wenige Augenblicke später die vertraute Stimme des Transmittergeschädigten auf. »Es gibt hier viel Interessantes zu sehen.«

»Wo sind Sie jetzt?« fragte Kosum gespannt.

Es entstand eine Pause. Offenbar wußte Saedelaere selbst nicht genau, wohin ihn der Fisch getragen hatte.

»Wir haben das gesamte Gebäude durchquert und sind durch einen Tunnel in Höhlensysteme in den Felsen eingedrungen.« Saedelaere hüstelte, er schien nervös zu sein. »Die zerfallenen Gebäude sind praktisch nur die Eingänge zu den eigentlichen Behausungen der Wasserbewohner. Sie dienen gleichzeitig als Fallen. Diese Wesen haben einen ausgezeichneten Kontakt zu den primitiven Lebensformen, sie können Fische und Pflanzen beeinflussen.«

»Hm!« Kosum nagte an seiner Unterlippe. »Sie machen mich zwar neugierig, Alaska, aber uns interessiert in erster Linie, wie es um Ihre Sicherheit bestellt ist.«

Die sieben in der GEVARI wartenden Besatzungsmitglieder hörten Saedelaere auflachen.

»Hier droht mir keinerlei Gefahr. Die Bewohner der Unterwasserstadt sind freundliche Wesen.«

»Wie sieht es mit einer Verständigung aus?«

Es kam keine Antwort. Kosum wurde nervös und bog das Mikrophon zu sich heran. »Alaska!« rief er. Wieder keine Antwort.

Kosum drehte sich im Sitz um. »Gucky, kannst du ihn noch spüren?«

»Nein«, sagte der Ilt. »Aber ich fühle die Mentalimpulse der Wasserbewohner.«

»Du mußt nachsehen, was passiert ist.«

Ohne zu antworten, entmaterialisierte Gucky aus der Zentrale der GEVARI. Kosum lehnte sich im Sitz zurück und ließ die Funkanlage nicht aus den Augen. Er konnte sich nicht vorstellen, daß Saedelaere etwas zugestoßen war.

Aber weshalb war der Funkkontakt so plötzlich abgerissen?

Die große Wasserhöhle, in die Alaska Saedelaere und der Muschelkönig auf dem Rücken des schwarzen Fisches geschwommen waren, erinnerte Alaska an das Innere eines alten Schlosses. Dutzende großer Kugelfische schwammen im Wasser und erhellten den etwa hundert Meter durchmessenden Raum bis in den letzten Winkel. Boden, Wände und Decke bestanden aus schwarzem Vulkangestein, das fast überall vollkommen glattgeschliffen war. Saedelaere fragte sich, wie die Fremden das gemacht hatten.

Insgesamt gab es drei kreisförmige Zugänge. Am Boden lagen die Schalen großer Muscheln. In einigen lagen Angehörige des Wasservolks und schliefen. Inmitten des Raumes stand ein aus Muschelresten gemauerter Obelisk. Es war eine kleinere Ausgabe des zertrümmerten Steins auf dem freien Platz zwischen den Gebäuden. An den Wänden entdeckte Alaska Nischen, die mit Werkzeugen und anderen Gegenständen gefüllt waren. Der Terraner vermutete, daß er sich in einer Art Gemeinschaftsraum befand. Er spürte, wie der schwarze Fisch ungeduldig zuckte. Das Tier wollte ständig in Bewegung sein.

Ein paar Fremde wachten auf und glitten neugierig heran. Der Muschelkönig machte Zeichen und stieß Knurrlaute aus. Daraufhin zogen sich die Wesen wieder zurück und beobachteten den Terraner aus größerer Entfernung.

Der Muschelkönig drehte sich zu Saedelaere um und gab einen schrillen Laut von sich.

»Tut mir leid«, sagte Saedelaere. »Wir können uns auf diese Weise nicht verständigen.«

Das Wesen mit der Muschelkette um den Hals schien enttäuscht zu sein. Er deutete auf die Nischen an den Wänden und glitt von seinem Sitz. Saedelaere folgte ihm. Der Muschelkönig zeigte ihm voller Stolz einige primitive Werkzeuge aus Vulkangestein.

Dann erlebte Saedelaere eine Überraschung. Zwischen den Steinwerkzeugen lag eine Metallstange.

Saedelaere wollte nach ihr greifen, doch der Muschelkönig trat zwischen ihn und die Nische und breitete drohend die Arme aus.

Der Terraner wich einen Schritt zurück. Er begriff, daß er etwas gesehen hatte, was die Fremden gern verborgen hätten.

Aber weshalb?

Der Muschelkönig deutete in Richtung des schwarzen Fisches. Diese Geste war unmißverständlich. Alaska sollte nichts mehr von den Dingen sehen, die in den Nischen lagen. Der Raumfahrer vermutete, daß die Metallstange versehentlich in die Nische gebracht worden war, da der Muschelkönig ihm diesen Platz sonst nicht gezeigt hätte.

Bedeutete das, daß die Wasserwesen noch andere, interessantere Dinge versteckten?

Alaska beschloß, sich aufmerksam in der Wasserburg umzusehen.

Er nahm wieder auf dem Rücken des Fisches Platz. Der Muschelkönig sah ihn prüfend an, dann hob er die Schultern. Es war eine so menschlich wirkende Geste, daß Alaska fast vergessen hätte, daß er ein völlig fremdes Wesen vor sich hatte. Der Transmittergeschädigte nahm an, daß sein Begleiter sich auf diese Weise entschuldigen wollte.

»Schon gut«, sagte Alaska und machte eine ähnliche Bewegung. »Wir werden uns später mit diesen Dingen beschäftigen.«

Der Muschelkönig übernahm wieder die Führung des Fisches. Sie entfernten sich von dem Eingang, durch den sie hereingekommen waren, und glitten durch eine der hinteren Öffnungen in eine halbdunkle Höhle. Alaska

griff unwillkürlich nach seinem Gürtelschaltgerät, um seinen Helmscheinwerfer einzuschalten, führte die Bewegung aber nicht zu Ende.

Er wollte die gerade beginnende Freundschaft mit dem Muschelkönig nicht dadurch gefährden, daß er ihn erschreckte.

Innerhalb des Raumes, in den sie gekommen waren, hielt sich nur ein Leuchtfisch auf. Er hing hoch oben unter der Decke, so daß sein Licht kaum ausreichte, mehr als ein paar dunkle Schatten auf dem Boden sichtbar werden zu lassen.

Erst jetzt merkte Alaska, daß Kosum mit ihm über Funk in Verbindung treten wollte.

Er gab sich einen Ruck.

»Entschuldigen Sie, daß ich mich nicht sofort gemeldet habe. Es gibt hier viel Interessantes zu sehen.«

»Wo sind Sie jetzt?« wollte der Emotionaut wissen.

Saedelaere erklärte es ihm.

»Hm!« machte Kosum. »Wie sieht es mit einer Verständigung aus?«

Bevor Alaska antworten konnte, wurde er von hinten gepackt und vom Rücken des großen Fisches gerissen. Er erhielt einen heftigen Schlag gegen den Rücken.

Mein Energietornister!

Dieser Gedanke durchzuckte ihn wie ein Stromstoß. Voller Entsetzen dachte er daran, daß er zum Tode verurteilt war, wenn sein Energieaggregat jetzt beschädigt wurde.

»Kosum!« rief er erregt. »Kosum, hören Sie mich?«

Doch die Funksprechanlage in seinem Helm funktionierte nicht. Sie war durch den Schlag beschädigt worden. Saedelaere konnte auch die Stimme Kosums nicht hören, obwohl er sicher sein konnte, daß der Emotionaut jetzt verzweifelt versuchte, Verbindung mit ihm aufzunehmen.

Etwas klappte über ihm zusammen. Es wurde völlig dunkel. Saedelaere fühlte sich eingeeengt, aber mit einiger Anstrengung konnte er den Arm heben und seinen Helmscheinwerfer einschalten. Er konnte nicht viel sehen, vor seinem Gesicht befand sich eine kalkfarbene Fläche.

Befand er sich innerhalb eines kleinen Raumes?

Plötzlich spürte er, daß das Behältnis, das ihn gefangenhielt, sich zu bewegen begann.

Wohin wurde er gebracht?

Es gelang ihm, den Kopf zur Seite zu drehen. Er war von kalkweißen Wänden umgeben. Schräg über ihm befand sich ein wellenförmiger Spalt.

Alaska begriff, daß er sich in der Schale einer Riesenmuschel befand und jetzt wegtransportiert wurde.

Gucky materialisierte in einer großen Halle, die von Kugelfischen beleuchtet wurde. Am Boden standen ein paar verlassene Muschelschalen. Keiner der Fremden war zu sehen. Gucky fühlte jedoch mit seinen paranormalen Sinnen, daß die intelligenten Wasserbewohner in der Nähe waren. Er schaltete den Antrieb seines Energietornisters ein und schwamm langsam zum Boden hinab. Dort verwarf er den zunächst gefaßten Entschluß, die Nischen an den Wänden zu untersuchen. Er bewegte sich auf einen Ausgang zu. Die Mentalimpulse, die er empfing, nahmen an Intensität zu. Der Ilt schloß daraus, daß er beobachtet wurde. Er folgte den Gedankenströmungen. Sie würden ihn früher oder später zu jenen Wesen führen, die für das Verschwinden Saedelaeres verantwortlich waren. Noch machte er sich keine Sorgen um den Transmittergeschädigten. Alaska war mentalstabilisiert und Psi-immunisiert. Nur unter bestimmten Voraussetzungen konnte Gucky zu diesem Mann telepathischen Kontakt aufnehmen.

Vorsichtig bewegte sich der Mausbiber durch den Ausgang. Er leuchtete in den benachbarten Höhlenraum. Ein paar Fische wichen geblendet zurück. Im Hintergrund glaubte Gucky die Bewegungen größerer Wesen zu erkennen.

Er spürte einen aggressiven Gedankenimpuls und teleportierte instinktiv mitten in die Halle. Als er herumfuhr, sah er im Eingang ein paar verblüffte Wasserbewohner stehen. Sie sahen aufmerksam zu ihm herüber. In den Händen hielten sie Steinkeulen und aus Wasserpflanzen geflochtene Stricke.

Gucky setzte seine telekinetischen Kräfte ein. Er ließ die fünf Fremden in horizontale Lage schweben und fesselte sie mit den eigenen Stricken aneinander. Sie reagierten überhaupt nicht, wahrscheinlich waren sie starr vor Entsetzen.

»Ich deponiere euch am Boden«, erklärte Gucky laut. »Ihr müßt brav liegenbleiben.«

Er nahm sich jetzt Zeit, seine Umgebung zu inspizieren. Obwohl die Wände und die Decke dieser Höhle nicht bearbeitet waren, erschienen sie Gucky aus mehreren Gründen interessanter als der große Raum, aus dem er gekommen war.

Auf einer Seite stand eine meterdicke Metallsäule. Sie war sauber poliert und besaß ein paar hebelartige Auswüchse. Gucky vermutete, daß diese Säule früher einmal woanders gestanden hatte. Sie war hierhergebracht worden, obwohl ihre Existenz in dieser Höhle keinerlei Sinn hatte. Von der Decke hingen ein paar Metallringe herab. Auch sie besaßen hier unten keine Funktion. Gucky vermutete, daß es Überbleibsel jener Kultur waren, aus der auch die unterseeischen Gebäude hervorgegangen waren.

Zum erstenmal kam der Mausbiber auf die Idee, daß die Wasserbewohner degenerierte Nachkommen jener Wesen sein könnten, die die Unterwasserstadt erbaut hatten. In Jahrtausenden konnte viel geschehen. Vielleicht war es nach dem Bau der Stadt zu einer Katastrophe gekommen.

Der Ilt schaltete sein Helmmikrophon ein. »Hier unten liegen alte Maschinenteile herum«, berichtete er Kosum. »Sie werden offenbar als Relikte aufbewahrt und gepflegt.«

»Was tust du jetzt?« fragte Kosum ungeduldig.

»Ich suche weiter«, erklärte Gucky und watschelte behäbig auf den hinteren Durchgang zu. Unterhalb der Lavaberge schien sich ein weitverzweigtes Höhlensystem zu befinden.

Den Gedanken der Wasserbewohner konnte Gucky entnehmen, daß Alaska noch am Leben war. Die Fremden beabsichtigten, ihren Gefangenen an einen bestimmten Platz zu bringen. Offenbar wollten sie ihm dort etwas zeigen.

Und noch ein Gefühl konnte der Mausbiber in den Mentalimpulsen lokalisieren: *Angst!*

Angst vor den Eindringlingen.

Gucky blieb einen Augenblick stehen, um sich zu konzentrieren. Die Fremden befürchteten, daß Saedelaere und er von der Welt der Entarteten kamen.

Die Gedankensymbole ließen keine andere Erklärung zu. Ihre einwandfreie Übersetzung lautete: die Welt der Entarteten.

Diese Welt, begriff Gucky überrascht, war identisch mit dem dritten Planeten der Sonne Praspa, den die Besatzungsmitglieder Kokon getauft hatten.

Saedelaere begriff schnell, daß er die Muschel mit seiner Körperkraft nicht aufsprengen konnte.

Glücklicherweise schien sein Energieaggregat nicht beschädigt zu sein. Dagegen konnte der Ausfall des Helmsprechfunks über sein Schicksal entscheiden.

Trotz des Zwischenfalls glaubte Alaska nicht, daß die Fremden beabsichtigten, ihn zu töten.

Es war möglich, daß sie ihn fürchteten und ihn deshalb gefangenhielten. Vielleicht war auch die Tatsache, daß er die Metallstange gesehen hatte, an seiner Gefangennahme schuld.

Nach einiger Zeit kam die Muschelschale zur Ruhe. Innerhalb der Muschel war es still, Saedelaere hörte nur das gleichmäßige Rauschen des Sauerstoffventils.

Je länger er warten mußte, desto unsicherer wurde Saedelaere, ob man ihn überhaupt freilassen würde. Vielleicht hatten die Fremden vor, ihn in dieser Muschel sterben zu lassen.

Seine Befürchtungen erwiesen sich jedoch als unbegründet. Im Scheinwerferlicht sah er, wie die Muschel sich zögernd öffnete.

Saedelaere erlebte eine weitere Überraschung. Das Wasser, das sich innerhalb der Muschel befunden hatte, floß hinaus.

Die große Schale befand sich nicht mehr im Meer.

Etwa sechzig Meter über Alaska gähnte ein Loch in den Felsen, durch das Tageslicht in die Höhle fiel. Der Transmittergeschädigte kroch vorsichtig aus der Muschel und stellte fest, daß er sich in einer großen Höhle aufhielt. Es gab mehrere Seitenräume und Gänge, so daß die eigentliche Größe der Höhle nicht abzuschätzen war. Saedelaere nahm an, daß der Berg, in dessen Innere er sich nun aufhielt, zu einer dem einzigen Kontinent dieses Planeten vorgelagerten Insel gehörte.

Die Muschel, mit der man ihn hierhergebracht hatte, war fast rund und auf einer Seite stark hochgewölbt. Sie durchmaß etwa drei Meter. Jetzt lag sie am Ufer, an einer Seite noch vom Wasser umspült. Vor Alaska tauchten sechs Fremde aus dem Meer, allen voran der Muschelkönig.

Saedelaere stellte erstaunt fest, daß diese Wesen auch außerhalb des Wassers lebensfähig waren. Das bedeutete, daß sie Kiemen- und Lungenatmer waren.

Im Hintergrund der Höhle stand ein verrostetes Fahrzeug. Das Wasser schien in dieser Höhle oft höher zu steigen, denn Saedelaere sah, daß die verfaulten Sitze und die Grundplatte des schalenförmigen Wagens mit Algen und Muscheln besetzt waren. Saedelaere fragte sich, wie das Fahrzeug in diese Höhle gelangt sein mochte. Es mußte schon seit Jahrhunderten an diesem Platz stehen.

Der Muschelkönig trat auf Alaska zu und deutete auf den seltsamen Wagen. Dann zeigte seine ausgestreckte Hand auf Alaska.

Wollte er wissen, ob zwischen dem Mann und dem Fahrzeug eine Verbindung bestand?

Alaska schüttelte energisch den Kopf. Hoffentlich verstand der Wasserbewohner diese Bewegungen richtig.

Der Muschelkönig senkte den Kopf. Dann, mit zitternder Hand, wies er abermals auf den Wagen und danach auf Alaska.

Saedelaere fragte sich, ob er das Wesen falsch verstanden hatte. Er löste den Translator vom Gürtel und schaltete ihn ein. Solange die Wesen, die den Kommandanten der GEVARI hierhergebracht hatten, nicht redeten, besaß dieses Gerät jedoch keinen Sinn.

Der Muschelkönig ließ Alaska nicht aus den Augen. Er schien darauf zu warten, daß irgend etwas geschah.

Hoffentlich erwarten sie nicht von mir, daß ich mich in dieses Ding setze und damit herumfahre! dachte Alaska.

Er überlegte, was er tun konnte, um die aufgeregten Eingeborenen zufriedenzustellen. Noch einmal machte er einen Versuch, sein Funksprechgerät zu benutzen. Er bekam jedoch keine Verbindung zur GEVARI.

Um Zeit zu gewinnen, ging er langsam auf den Wagen zu. Die Meeresbewohner folgten ihm. Sie unterhielten sich in einer knarrend klingenden Sprache. Alaska hoffte, daß der Translator einzelne Symbole aufnehmen und auswerten konnte.

Als er vor dem Fahrzeug stand, überlegte Alaska, wer es gebaut haben konnte. Der Muschelkönig und dessen Volk benutzten Steinwerkzeuge. Sie kannten keine Maschinen und besaßen keine Möglichkeiten zur Energiegewinnung.

Der Terraner streckte eine Hand aus und berührte eine der Haltestangen, in die ein Sitz gehängt war. Sie gab sofort nach. Alaska erkannte, daß die Maschine bei heftigen Berührungen in sich zusammenfallen würde.

»Ich weiß nicht, was ihr vorhabt«, sagte Alaska. »Ich kann mir nicht vorstellen, daß ihr von mir erwartet, daß ich dieses Ding in Bewegung setze.«

»Es ist ein Geschenk, Alaska!« rief eine wohlbekannte Stimme im Hintergrund. »Die Wesen, die dich hierhergebracht haben, möchten dir das Fahrzeug schenken, um dich gnädig zu stimmen.«

Alaska drehte sich in die Richtung, aus der die Stimme kam. Gucky stand noch bis zu den Hüften im Wasser. Er winkte dem Mann mit der Maske zu. Saedelaere sah, daß der Ilt seinen Helm abgenommen hatte. Jedesmal, wenn er ausatmete, erschien eine weiße Säule über seinem Mund.

Die Eingeborenen wichen vor Gucky zurück. Nur der Muschelkönig blieb an seinem Platz. Er schien mutiger zu sein als seine Artgenossen. Vielleicht hatte er als Anführer dieser Wesen auch keine andere Wahl, wenn er sein Gesicht nicht verlieren wollte.

»Ich bin einer unterseeischen Strömung gefolgt«, berichtete Gucky. »Sie hat mich direkt in diese Höhe herauf geführt.« Er deutete zu der Öffnung hoch über ihren Köpfen. »Du kannst den Helm abnehmen. Die Luft ist kalt, aber atembar.«

»Es gibt hier überall Spuren einer untergegangenen technisierten Zivilisation«, sagte Alaska. Er nahm den Helm ab. Die kalte Luft stach ihm ins Gesicht. Er brauchte ein paar Sekunden, um sich daran zu gewöhnen. »Aber jene, die die Bunker am Meeresgrund gebaut haben, existieren schon lange nicht mehr.«

Gucky nickte bedächtig und deutete auf den Muschelkönig und dessen Begleiter. »Das ist nur zum Teil richtig«, widersprach er. »Die Wesen, die mit uns in dieser Höhle stehen, sind die degenerierten Nachkommen jenes Volkes, das vor Jahrtausenden in diese unterseeische Stadt flüchtete.«

»Was?« rief Alaska verwundert. »Wie kannst du so sicher sein?«

Gucky stemmte beide Händchen in die Hüften und machte ein überlegenes Gesicht.

»Es gelingt mir immer besser, einzelne Gedanken dieser Wesen zu lokalisieren. Ihre Überlieferungen und Sagen sprechen von überlegenen götterähnlichen Ahnen, die sich auf der Flucht vor dem strahlenden Riesendämon hierher zurückgezogen haben.«

»Der strahlende Riesendämon!« wiederholte Saedelaere. »Glaubst du, daß es sich dabei um den Schwarm handeln kann?«

»Ich habe auch schon daran gedacht.« Der Ilt unterbrach das Gespräch und meldete an die GEVARI, daß alles in Ordnung war.

»Uns droht keine Gefahr«, sagte er abschließend zu Mentro Kosum. »Alaska und ich wollen versuchen, Verbindung mit den Eingeborenen aufzunehmen und Informationen von ihnen zu bekommen. Sie scheinen etwas über den Schwarm, aber auch über die dritte Welt dieses Systems zu wissen.«

Er wandte sich wieder an Saedelaere. »Und jetzt hockst du dich besser auf das alte Fahrzeug, damit die Wasserbewohner sehen können, daß du ihr Geschenk angenommen hast.«

Die Begleiter des Muschelkönigs stießen aufgeregte Schreie aus, als Alaska auf den Wagen kletterte. Schon beim ersten Schritt brach Alaska mit den Füßen durch eine rostige Bodenplatte. Er hielt sich am äußeren Rahmen fest und ließ sich langsam auf den Sitz sinken.

Die Eingeborenen umringten den Wagen. Der Muschelkönig sah ehrfürchtig zu Alaska hinauf.

»Und was jetzt?« fragte Saedelaere verdrossen. »Ich kann nicht ewig hier sitzen bleiben.«

»Vielleicht löse ich dich in ein paar Tagen ab«, sagte Gucky.

Saedelaere zog den Translator auf seinen Schoß und schaltete ihn auf Sendung. Vielleicht hatte das positronisch gesteuerte Gerät schon genügend Symbole ausgearbeitet, um ein paar einfache Sätze zu übersetzen.

»Wir wollen eure Freunde sein«, sagte Alaska.

Der Translator sprach nicht an.

»Wir müßten die Eingeborenen zum Reden veranlassen, damit der Translator mehr Informationen bekommt«, sagte Saedelaere.

Gucky beobachtete den Muschelkönig, der ihnen Handzeichen machte.

»Wir sollen ihm folgen«, interpretierte der Mausibier. »Offenbar will er uns noch interessantere Dinge zeigen.« Froh darüber, das zerbrechliche Gefährt wieder verlassen zu können, schob sich Alaska vom Sitz.

Der Muschelkönig deutete aufs Wasser und schüttelte den Kopf. Dann zeigte er mit der ausgestreckten Hand auf einen Durchgang im Hintergrund. Er zeichnete ein paar imaginäre Kreise in die Luft und preßte die Hände gegen die Brust.

»Er will uns etwas erklären!« Gucky hatte seinen Translator ebenfalls eingeschaltet. »Seinen Gedanken kann ich entnehmen, daß wir unsere strahlenden Augen entblößen sollen. Ah! Ich verstehe: Wir sollen unsere Helmscheinwerfer einschalten. Sicher ist es dort, wohin er uns jetzt führen wird, völlig dunkel.«

Die beiden Besatzungsmitglieder der GEVARI taten, was der Muschelkönig von ihnen erwartete. Als die Helmscheinwerfer eingeschaltet waren, bewegte sich der Anführer des Wasservolkes auf den Durchgang zu, den er Gucky und Alaska vorher gezeigt hatte.

Die Begleiter des Muschelkönigs machten einen nervösen Eindruck. Sie schienen ihrem Anführer nur zögernd zu folgen. Entweder sie fürchteten die beiden Fremden, oder sie wollten sich nicht in ein Gebiet wagen, das bei ihrem Volk als gefährlich bekannt war.

»Wir müssen auf Fallen aufpassen«, ermahnte Alaska den Ilt.

»Wir haben nichts zu befürchten«, versicherte Gucky. »Die Angst der Eingeborenen läßt nach. Sie scheinen einzusehen, daß wir nicht von der Welt der Entarteten kommen.«

Sie folgten dem Muschelkönig zum Durchgang in die nächste Höhle. Der Tunnel, den sie betraten, verengte sich so sehr, daß Saedelaere Mühe hatte, Gucky und dem Fremden zu folgen. Die anderen Eingeborenen bildeten den Abschluß. Im Licht der beiden Helmscheinwerfer sah Alaska vulkanisches Gestein. Der Boden bestand aus erstarrter Lava. Bei Vulkanausbrüchen, die vielleicht vor Jahrhunderten stattgefunden hatten, war sie durch diesen Gang geströmt.

Der Gang, durch den sie sich bewegten, mündete nach zweihundert Metern in die nächste Höhle. Sie war wesentlich kleiner als jene, aus der die Gruppe kam.

Alaska sah, daß hier Schrott gelagert wurde: verrostete Maschinenteile, gut erhaltene Kunststoffbrocken, brüchig gewordene Behälter und silberfarbene Folien. Bei den meisten Gegenständen war kaum noch zu erkennen, wozu sie einmal gedient hatten.

Gucky stieß einen Pfiff aus.

»Ich vermute, daß die Eingeborenen das alles aus den Bunkergebäuden geholt und hierhergebracht haben. Sie wollen mit diesem Zeug wenig zu tun haben, scheuten aber davor zurück, es endgültig zu vernichten oder weiter weg zu transportieren.«

Saedelaere bückte sich und hob einen Metallbrocken auf. Es handelte sich um ein verstiftetes Gelenk, das sich jedoch nicht mehr bewegen ließ. Der nächste Gegenstand, der sein Interesse weckte, war ein kupferfarbener Bolzen mit einem gabelförmigen Auswuchs.

»Hier liegt alles mögliche herum«, stellte Gucky fest. »Die Sachen sind nicht sortiert, sondern wurden aus den Bunkern einfach hierhergeschleppt und auf einen Haufen geworfen.«

Er zog eine Röhre aus einem Plastikbehälter und schüttelte sie. »Hohl«, sagte er.

Er mußte seine telekinetischen Kräfte anwenden, um sie zu öffnen. Dann drehte er sie herum und ließ eine Spule herausfallen. Die Spule war sehr gut erhalten. Gucky wickelte ein schmales Band von ihr ab.

»Sieh dir das an!« forderte er Alaska auf. »Schriftzeichen! Leider können wir sie an Bord der GEVARI nicht auswerten. Dazu müßten wir an Bord der INTERSOLAR sein.«

Er bückte sich und zog eine weitere Röhre aus dem Behälter. »Da sind noch mehr!«

Alaska trat neugierig näher. Die Eingeborenen hielten sich im Hintergrund. Sie schienen zufrieden zu sein, daß sie das Interesse der Fremden entfacht hatten.

Gucky hatte die zweite Röhre geöffnet. Er hielt eine Metallfolie in den Händen. Auch sie zeigte keine Spuren des Zerfalls. »Eine Zeichnung!«

Alaska blickte Gucky über die Schulter. »Das könnte eine Landkarte sein.«

»Es ist ein Schaltplan«, erwiderte der Mausbibber.

Alaska sah, daß noch weitere Röhren in dem Behälter lagen, und nahm eine davon heraus. Eine fotografische Folie fiel heraus. Alaska hielt sie gegen das Licht des Scheinwerfers und gab sie dann wortlos an Gucky weiter. Die Hände des Mausbibbers begannen zu zittern. »Das ... das ist der Schwarm!«

»Ja«, stimmte Alaska zu. »Eine Aufnahme des Schwarms - ein paar Jahrtausende alt. Fällt dir etwas daran auf?«

»Der Schwarm besitzt eine andere Form.«

»Das ist nicht ungewöhnlich«, gab Saedelaere zurück. »Seine Form ändert der Schwarm auch heute noch. Aber er erscheint mir wesentlich kleiner zu sein.«

»Das kommt darauf an, aus welchem Blickwinkel heraus man ihn beobachtet hat«, gab Gucky zu bedenken.

»Wenn die Farben echt sind, müssen wir außerdem davon ausgehen, daß diese Aufnahme in einer anderen Galaxis entstand. Einen Sternennebel, der in diesen Farben leuchtet, gibt es in unserer Galaxis nicht.«

»Das Praspa-System stammt aus einer anderen Galaxis«, stimmte Gucky zu. »Es wurde vom Schwarm mit auf die Reise genommen.«

Saedelaere schloß die Augen. Er sah genau vor sich, wie die Vorfahren der Wasserbewohner mit ihren Raumschiffen voller Sorge den Schwarm beobachtet und Aufnahmen gemacht hatten. Das Unheil war offenbar nicht mit elementarer Wucht über sie hereingebrochen, denn sie hatten Zeit gefunden, eine Fluchtsiedlung am Meeresgrund von Praspa IV zu errichten. Doch dann waren auch sie von der Verdummungswelle betroffen worden. Sie waren degeneriert.

Saedelaere brauchte sich nur die Wesen anzusehen, die ihn in diese Höhle geführt hatten.

Dieses Volk würde sich nicht mehr von den Folgen der Katastrophe erholen. Sein Niedergang hatte sich verlangsamt, aber eines Tages würde es endgültig ausgestorben sein.

Saedelaere und Gucky öffneten alle Röhren, die sie finden konnten. Sie entdeckten noch ein zweites Foto. Es zeigte eine verlassene Riesenstadt auf einer anderen Welt: Dokument der einstigen Größe dieses Volkes.

Alaska ließ die Röhre fallen.

»Und noch immer sind sie Gefangene des Schwarms. Kein Wunder, daß es in ihren Sagen von Dämonen und bösen Kräften nur so wimmelt.«

»Ich habe einen bestimmten Verdacht«, meinte Gucky. »Ich nehme an, daß das Foto von der Stadt auf Kokon entstanden ist. Bevor das Praspa-System vom Schwarm übernommen wurde, floh ein Teil der Kokon-Bewohner auf die Wasserwelt. Ein Grund mehr, daß wir uns um Kokon kümmern.«

Saedelaere blickte sich um. »Und was geschieht mit diesen Wesen?«

»Wir können nichts für sie tun«, gab Gucky niedergeschlagen zu. »Sie führen jetzt ein ruhiges und vielleicht sogar glückliches Leben. Früher oder später wird ihre Symbiose mit den Tieren und Pflanzen hier unten vervollkommen sein. Das wird aber auch das Ende jeder Initiative bedeuten.«

Noch einmal schaltete Saedelaere den Translator auf Sendung. Die Eingeborenen hatten sich ständig miteinander unterhalten.

»Wir sind Freunde«, sprach Alaska in den Translator. Ein knarrendes Geräusch kam aus dem Lautsprecher. Der Muschelkönig und seine Begleiter wurden aufmerksam. Sie kamen zögernd näher. Voller Scheu betrachteten sie das Gerät, das Alaska in den Händen hielt.

»Du mußt den Versuch wiederholen!« sagte Gucky.

»Wir sind Freunde«, erklärte Saedelaere erneut.

Das Gerät übersetzte. Der Muschelkönig gab eine Antwort.

Saedelaere wartete gespannt, ob das Gerät die Aufgabe bewältigen würde.

»Wir schenken euch die versteinerten Seelen unserer Ahnen«, kam es aus dem Lautsprecher.

»Es klappt!« rief Saedelaere erregt. Er war sich darüber im klaren, daß die Verständigung auch jetzt noch schwierig und von Mißverständnissen gestört sein würde.

»Die versteinerten Seelen ihrer Vorfahren dürften die Unterwasserbunker sein«, versuchte Gucky zu erklären.

»Jedenfalls konnte ich ein entsprechendes Gedankensymbol auffangen.«

Saedelaere wußte, daß es keinen Sinn haben würde, den Eingeborenen in allen Einzelheiten die Herkunft der GEVARI zu erklären. Das hätten die grünschuppigen Wesen bestimmt nicht verstanden. Er mußte sie mit einfachen Worten von seinen guten Absichten überzeugen.

»Wir freuen uns über Geschenke«, sagte Alaska. »Doch wir besitzen viele Reichtümer, so daß wir nicht darauf angewiesen sind. Wir möchten mit eurem Volk in Frieden leben.«

Saedelaere wußte nicht, ob der Translator einwandfrei übersetzte. Der Muschelkönig jedoch zeigte sich beeindruckt. Er löste die Kette von seiner Brust und ging damit auf Alaska zu. Der Terraner begriff, was sein neuer Freund vorhatte, und beugte sich zu ihm hinab. Die Kette wurde ihm um den Hals gelegt. Die Eingeborenen erkannten ihn als neuen Herrscher an.

»Wir werden nicht lange in eurer Nähe bleiben«, fuhr Saedelaere fort.

»Frag sie nach der Welt der Entarteten!« forderte Gucky ihn auf. »Sie scheinen irgend etwas über Kokon zu wissen.«

Saedelaere stellte eine entsprechende Frage. Er merkte, daß sich die Haltung des Muschelkönigs sofort änderte. Hatte das Wesen eben noch voller Zutrauen vor ihm gestanden, wich es jetzt zurück und blickte sich ängstlich um.

»Hoffentlich habe ich keinen Fehler begangen!« sagte Alaska zu dem Mausibiber.

»Sag ihnen, daß wir nicht von dieser Welt kommen.«

Saedelaere befolgte den Rat.

Sein Gesprächspartner blieb jedoch schweigsam. Er beriet sich leise mit seinen Begleitern. Die Wasserbewohner drängten ihren Anführer, das Höhlensystem zu verlassen.

»Viel mehr werden wir hier nicht erfahren«, vermutete Gucky. »Sicher könnten wir bei der Durchsuchung aller Gebäude und Höhlen noch wichtige Unterlagen finden, aber dazu haben wir keine Zeit.«

»Du hast recht«, stimmte Saedelaere zu. »Wir müssen uns auf den dritten Planeten dieses Systems konzentrieren. Er scheint eine besondere Bedeutung zu haben. Vergessen wir nicht, daß er nach Meinung Corellos und der beiden Wissenschaftler dafür verantwortlich ist, daß wir von der roten Sonne angezogen wurden.«

Saedelaere war noch entschlossen, den Stützpunkt auf Praspa IV vorläufig nicht aufzugeben. Sie würden mit der GEVARI an die Oberfläche aufsteigen und sich ein geeignetes Versteck auf dem einzigen Kontinent suchen. Zwischen den zerklüfteten vulkanischen Bergen gab es sicher genügend Schluchten und Höhlen, in die sich die GEVARI zurückziehen konnte.

Der nächste Schritt würde die Entsendung von Fluglinsen nach Kokon sein.

Saedelaere riß sich von diesen Gedanken los. Noch befanden sie sich in einer Höhle auf Praspa IV.

»Wir werden jetzt in die GEVARI zurückkehren«, entschied der Transmittergeschädigte. »Wir nehmen das gefundene Schrift- und Bildmaterial mit.«

Er legte die Kette ab und gab sie an den Muschelkönig zurück.

»Wir verlassen jetzt euer Wohngebiet«, erklärte er dem Wesen.

»Werden wir uns wiedersehen?«

Alaska schüttelte den Kopf. »Das glaube ich nicht. Wir wollen die Welt der Entarteten untersuchen.«

Der Grünschuppige machte ein Zeichen der Abscheu.

Gucky war herangekommen und hatte Saedelaere an der Hand ergriffen. »Fertig?«

»Warte noch!« Saedelaere winkte dem Muschelkönig zu und erinnerte ihn an die Geschenke, die die Besatzungsmitglieder der GEVARI auf dem freien Platz inmitten der Bunkerstadt abgestellt hatten. Einzelne Werkzeuge und Ausrüstungsgegenstände konnten für die Wasserbewohner wertvoll sein. Saedelaere hatte jedoch den Verdacht, daß alle Geschenke bei dem Schrott hier in den Höhlen landen würden. Die Eingeborenen besaßen eine unerklärliche Scheu vor allen technischen Geräten.

»Wir werden jetzt einfach verschwinden«, sagte Saedelaere zum Abschied. »Du brauchst deshalb keine Angst zu haben.«

Er nickte Gucky zu. Sie entmaterialisierten.

Der Muschelkönig legte sich die Kette wieder um den Hals und führte seine Begleiter aus den großen Höhlen ins Wasser zurück, in ihr eigentliches Element.

Alaska Saedelaere legte die mitgebrachten Spulen und Bilder auf den Tisch in der Zentrale der GEVARI, damit die anderen sie sehen konnten.

»Unsere gesamte Ausbeute. Nicht gerade imponierend, aber wir haben auf die Suche nach weiteren Unterlagen verzichtet, weil wir uns mit dem dritten Planeten beschäftigen müssen.«

Er wandte sich an Kosum. »Haben wir inzwischen Funkkontakt mit der INTERSOLAR oder der GOOD HOPE II?«

Der Emotionaut verneinte.

»Was haben Sie vor, wenn wir an Kokon nicht herankommen oder dort eine Enttäuschung erleben?« fragte Corello.

»Dann müssen wir uns auf die Suche nach anderen wichtigen Systemen und Planeten machen«, erklärte Alaska.

»Es hat wenig Sinn, wenn wir uns auf Welten wie dieser aufhalten. Immerhin haben wir jetzt einen vorläufigen Stützpunkt gefunden. Wir werden aufsteigen und ein Versteck auf dem vulkanischen Kontinent suchen.«

Am 26. April 3442 tauchte die GEVARI zur Oberfläche von Praspa IV hinauf und flog dicht über dem Wasser auf den einzigen Kontinent des Planeten zu. Die technischen Mängel waren inzwischen behoben worden. Die Energieimpulse von Kokon überlagerten jetzt wieder fast alle anderen Strömungen.

Der meistdiskutierte Gegenstand an Bord war das von Gucky entdeckte Bild des Schwarms. Auch die Blazon-Brüder konnten sich nicht darüber einigen, ob das Foto einen kleineren Schwarm zeigte. Übereinstimmend sagten alle Besatzungsmitglieder aus, daß dieses Bild in einer fernen Galaxis entstanden war. Damit war die Theorie, daß der Schwarm von Galaxis zu Galaxis quer durch das Universum zog, endgültig bestätigt.

Saedelaere übergab das Kommando an Kosum und legte sich zum Schlafen hin.

Die nächsten beiden Stunden vergingen mit der Suche nach einem Versteck. Schließlich fand Gucky, der nach draußen teleportiert war, ein Plateau unter einer überhängenden Felsformation.

Der Anflug dieser Stelle erwies sich als schwierig, doch Kosum entledigte sich dieser Aufgabe mit der gewohnten Bravour.

Als die GEVARI aufsetzte, wurde Alaska wach. Er war mit der Wahl der Landestelle zufrieden. »Wir bleiben vorläufig hier«, entschied er.

»Sehen Sie hier, was ich entdeckt habe!« rief Corello. Er hatte das Bild des Schwarms untersucht und dabei festgestellt, daß es aus mehreren sehr dünnen Lagen bestand, die sich auseinanderrennen ließen.

»Es sind eigentlich mehrere Aufnahmen«, erklärte er und legte die dünnen Blättchen vor sich ab. »Alle sind aus einem anderen Winkel entstanden.«

Die Blättchen rollten sich zusammen. Sie waren sehr empfindlich. Corello löste das Problem auf sehr einfache Weise. Er tauchte die Bilder in Wasser und legte sie auf eine Glasplatte. Dort glättete er sie behutsam. Dann hob er die Glasplatte hoch.

»Es sind tatsächlich verschiedene Aufnahmen des Schwarms, jedesmal an einem anderen Platz in dieser unbekannten Galaxis entstanden.«

Die anderen warteten ungeduldig, die Bilder ebenfalls sehen zu können.

»Der Schwarm war tatsächlich kleiner«, bemerkte Blazon Alpha, als er durch die Glasplatte blickte.

»Ja, diese Aufnahmen zeigen ihn von allen Seiten.« Blazon Beta nahm die Platte von seinem Bruder entgegen und hielt sie lange vor die Augen. »Ein Größenvergleich ist auf diese Weise kaum möglich, aber ich bin sicher, daß der Schwarm sich seit Entstehen der Bilder vergrößert hat.«

»Ob er sich immer noch vergrößert?« fragte Kosum bedrückt.

Der Sextadim-Physiker nickte langsam. »Ganz bestimmt!«

»Das bedeutet, daß er schon seit Jahrtausenden wächst, ohne daß ihn jemand aufhalten kann«, sagte Saedelaere.

»Das läßt uns erlauben, welche Aufgabe wir uns gestellt haben. Die Tatsache, daß der Schwarm immer weiter wächst, ist nicht erstaunlich. Schließlich kommen bei jedem Geburtenvorgang neue Gelbe Eroberer hinzu.«

»Theoretisch könnte sich der Schwarm auf diese Weise irgendwann einmal über mehrere Galaxien erstrecken«, sagte Corello.

»Oder das gesamte Universum einhüllen«, fügte Merkosh hinzu.

»Das klingt vielleicht lächerlich und wird auch niemals eintreten«, meinte Blazon Beta. »Aber der Ausdehnungseffekt ist gegeben, auch wenn er relativ langsam vonstatten geht.«

Saedelaere war sicher, daß bereits in anderen Galaxien versucht worden war, diesen Schwarm zu stoppen. Die Tatsache, daß er noch immer durch das Universum zog, bewies eindeutig, daß er bisher noch keine entscheidende Niederlage erlitten hatte. Das waren nicht gerade berauschende Aussichten.

6.

Zwei Tage später

Vor wenigen Minuten war die GEVARI in eine weite Kreisbahn um den Planeten Kokon gegangen.

Kosum rief sich ins Gedächtnis zurück, was sie alles über diese Welt wußten. Die Daten, die ihnen bekannt waren, stammten von einigen Sonden, die sie vor zwei Tagen von Praspa IV aus nach Kokon geschickt hatten. Sie waren auch der Grund dafür gewesen, daß Saedelaere seine Absicht, vorerst auf dem Wasserplaneten zu bleiben, geändert hatte.

Die Auswertung der Meßergebnisse hatte sechzehn Stunden in Anspruch genommen. Exakte Berechnungen hatten sich aufgrund der stark strahlenden Energieschienen, die sich um Kokon spannten, als ausgesprochen schwierig erwiesen.

Soviel stand jedoch fest: Kokon war etwas größer als die Erde. Auf dem Planeten war es sehr heiß, die mittleren Temperaturen betrugen plus achtunddreißig Grad Celsius. Die Rotationsdauer des Planeten betrug 22,7 Stunden, und seine Schwerkraft war wenig höher als die der Erde.

Von der Oberflächenstruktur, davon konnte sich Mentro Kosum mit einem Blick durch die Panzerplastkuppel oder auf die Bildschirme überzeugen, war auch jetzt nicht viel zu sehen. Die Energieschienen verbargen den größten Teil der eigentlichen Planetenoberfläche unter sich.

Es stand jedoch fest, daß es auf Kokon zwischen weiten Landmassen große Binnenmeere gab. Diese Meere waren durch kanalartige Gebilde miteinander verbunden.

Durch das hohe Rückstrahlvermögen der Energieschienen leuchtete Kokon weit in den Weltraum hinaus.

Kosum riß sich gewaltsam von diesem mysteriösen Anblick los und schaute auf die Kontrollinstrumente. Die Mehrzahl von ihnen wurde von den Energieimpulsen Kokons beeinflußt und zeigte irreguläre Werte.

Der Emotionaut hatte deshalb die SERT-Haube abgenommen und steuerte das Schiff manuell. Er verließ sich ganz auf die optischen Wahrnehmungen.

In der Zentrale der GEVARI war es auffällig still. Die Besatzungsmitglieder waren völlig in die Beobachtung des fremden Planeten vertieft.

Die Energieschienen umliefen Kokon in unregelmäßigen Bahnen. Einige von ihnen reichten bis in die obersten Schichten der Atmosphäre, waren also fast einhundert Kilometer hoch. Andere Schienenstränge stießen in weitem Bogen fast bis auf den Boden hinab, um sich an anderer Stelle wieder in die Höhe zu schwingen, wo sie sich mit dem Gitterwerk aus Schienen vereinten. Die Schienen leuchteten in den Farben Violett bis Hellrot.

Nur in den großen Lücken zwischen den Energiebahnen konnte Mentro Kosum einzelne Gebiete der eigentlichen Planetenoberfläche ausmachen. Seltsamerweise besaßen ganze Flächen einen ockergelben Farbton. Aufgelockert wurde diese Farbe vom Blau der Meere und vom Grün der Wälder und Savannen. Rote Farbtupfer deuteten auf das Vorhandensein kleinerer Wüsten hin.

Kosum hatte selten einen Planeten gesehen, der vom Weltraum aus ein so farbenfrohes Bild geboten hatte.

Corello durchbrach als erster das Schweigen an Bord.

»Ich möchte wissen, wer diese Energiebahnen errichtet hat und welchen Zweck sie zu erfüllen haben.«

Die GEVARI glitt jetzt über den Terminator hinweg auf die Nachtseite des Planeten. Dort konnte das Schienennetz seine volle Leuchtkraft entfalten.

»Vergessen Sie bei diesem Anblick nicht, weiterhin Ausschau nach Fremdraumschiffen zu halten«, ermahnte Saedelaere den Emotionauten.

»Wenn die Messungen stimmen, liegen die ockergelb gefärbten Oberflächengebiete höher als die anderen Landstriche«, sagte Blazon Beta. Er hatte seinen Zopf wie einen Schal um den Hals gelegt. »Das läßt mich vermuten, daß es sich um Berge, zumindest aber um Anhöhen handelt.«

»Die Farbe könnte von einer schneeähnlichen Substanz erzeugt werden«, meinte Merkosh.

»Ich glaube nicht, daß es bei diesen Temperaturen Schnee geben kann«, widersprach Blazon Beta. »Auch in großen Höhen nicht. Dazu müßten die Berge schon mehrere tausend Meter hoch sein. Das zeigen unsere Meßgeräte jedoch nicht an.«

»Wir sind auch nicht in der Lage, exakte Tiefenlotungen durchzuführen«, fügte Blazon Alpha hinzu. »Die Geräte arbeiten eben nicht einwandfrei.«

Kosum beobachtete die Bildschirme. Wenn sie sich auf die Ortungsergebnisse verlassen konnten, betrug die Breite einer Schiene achthundert Meter. Die Dicke konnte von den Raumfahrern nur geschätzt werden, nach Kosums Ansicht lag sie bei zweihundert Metern. Obwohl die Schienengebilde energetisch stark strahlten, schienen sie aus fester Materie zu bestehen. Die scharf geschnittenen Außenkanten verstärkten diesen Eindruck. Die GEVARI gelangte wieder auf die Tagseite des Planeten. Die Schienen berührten nirgends die Oberfläche, so daß sich die Frage erhob, wie sie stabilisiert wurden. Kosum dachte an Antigravpolster, aber eine solche

Methode wäre sicher zu umständlich gewesen. Wahrscheinlicher erschien, daß die Bahnen sich von selbst trugen.

Saedelaere erhob sich von seinem Platz und durchquerte mit linkisch wirkenden Bewegungen die Zentrale.

»Empfängst du Impulse, Kleiner?« wandte er sich an den Mausbiber.

Gucky machte ein gequältes Gesicht.

»Ich habe es vorgezogen, meine paranormalen Sinne vor dem Ansturm an Impulsen zu verschließen. Aus diesem Durcheinander verschiedenartiger Quellen läßt sich keine einzige Strömung lokalisieren.«

»Und wie ist es mit Ihnen, Ribald?«

Der Supermutant war so in Gedanken versunken, daß er zusammenzuckte, als Saedelaere ihn ansprach.

»Ich spüre drei starke Energiequellen«, antwortete Corello benommen. »Sie sind zwar miteinander verbunden, scheinen aber verschiedenartiger Natur zu sein. Natürlich gibt es noch zahlreiche kleinere Quellen, aber die halte ich für unbedeutend.«

Saedelaere sagte: »Eine dieser starken Energiequellen sind zweifellos die Energieschienen.«

Kosum bezweifelte, daß sie bei der derzeitigen Funktionsweise der Kontrollanlagen mehr herausfinden würden, als sie schon wußten. Sie mußten landen, wenn sie mehr über die Vorgänge auf Kokon erfahren wollten.

Saedelaere schien ähnliche Überlegungen anzustellen, denn er wandte sich an Kosum und fragte: »Können wir es riskieren, einen schnellen Vorstoß bis dicht an die äußeren Schichten der Atmosphäre zu wagen?«

»Es könnte passieren, daß einige Meß- und Kontrollgeräte völlig ausfallen«, gab Kosum zu bedenken.

»Andererseits würden wir weitaus bessere Bilder auf die Schirme bekommen.«

»Glauben Sie, daß es zu Schwierigkeiten bei der Steuerung kommen könnte?«

Kosum überlegte. Bisher funktionierten Triebwerke und Steueranlagen einwandfrei. Es gab keine Veranlassung, daran zu zweifeln, daß es in unmittelbarer Nähe des Planeten anders sein würde.

»Ich werde umkehren, sobald Schwierigkeiten auftreten«, sagte Kosum zum Kommandanten des Einsatzunternehmens.

Er begann die GEVARI zu beschleunigen, ohne die SERT-Haube. Das Schiff schoß aus seiner Umlaufbahn und näherte sich der geheimnisvollen Welt. Kosum steuerte die GEVARI so, daß sie sich während des dichtesten Abstandes der Annäherung auf der Nachtseite befinden würden. Dort zeichneten sich die Schienen deutlicher ab. Andere Gebiete konnten von den Infrarotortern sichtbar gemacht werden.

Kosum spürte, wie die Schwerkraft Kokons die GEVARI aus der Flugbahn zu ziehen versuchte, doch diese Kräfte konnte der Emotionaut leicht mit den Triebwerken ausgleichen.

Sie flogen bereits über der Nachtseite des Planeten. Unter ihnen flimmerten die leuchtenden Straßen.

Dann entdeckten die Besatzungsmitglieder der GEVARI Schienen, die wesentlich breiter und dicker waren als die bisher beobachteten. Diese Bahnen strahlten wesentlich schwächer und besaßen nicht die scharfen Umrisse wie die meisten anderen.

Die breiteste Schiene, die während des kurzen Anflugs gesehen wurde, durchmaß fast sechzehnhundert Meter. Sie erreichte eine Höhe von achtzig Kilometern und erstreckte sich entlang der Küste eines Kontinents.

Kosum sah, daß die Meßinstrumente Werte zeigten, die unmöglich den Tatsachen entsprechen konnten. Auf einigen Bildschirmen begann es zu flimmern. Der Schutzschirm, der um die GEVARI lag, wurde von einer Schicht funkelnder Kristalle umgeben. Die Innenbeleuchtung des Schiffes verlor an Intensität.

Kosum brachte das Schiff auf Gegenkurs, obwohl die Triebwerke nach wie vor einwandfrei gearbeitet hatten.

Als sie sich von Kokon entfernten, zeigten die Instrumente und Geräte wieder halbwegs normale Werte.

Obwohl keine unmittelbare Gefahr für das Schiff bestanden hatte, atmete Kosum auf. In der Nähe Kokons hatte er ständig auf einen gefährlichen Zwischenfall gewartet. Hier, in einer weiten Umlaufbahn, fühlte er sich sicherer.

»Es gibt also größere Schienen als jene, die wir bisher beobachtet haben«, stellte Blazon Beta fest. »Sie sind weitaus seltener, strahlen schwächer und besitzen nicht die scharfen Kanten der anderen Bahnen. Ihre Breite und Dicke differieren. Außerdem ähnelt ihre Farbe denen der Berge auf Kokon.«

»Wir wollen warten, was die Aufnahmen der automatischen Kameras zeigen«, schlug Saedelaere vor. »Es ist durchaus möglich, daß wir die Opfer optischer Täuschungen geworden sind.«

Die Bilder lagen kurz darauf vor. Von einem Teil der Aufnahmen ließ Saedelaere Vergrößerungen anfertigen.

Auch die Aufnahmen der Infrarotkameras wurden ausgewertet.

Die Blazon-Brüder behaupteten, daß auf den Bildern eine Masse sichtbar wurde, die einzelne Schienen umschloß und sie auf diese Weise vergrößerte. Beweisen ließ sich diese Theorie vorläufig nicht.

Infrarotaufnahmen der Gebirge ließen erkennen, daß die Struktur der breiten Schienen und die der Berge sich sehr ähnlich waren. Die normalen Schienen dagegen besaßen keine Ähnlichkeit mit bestimmten Landstrichen.

»Wir ziehen uns tiefer in den Weltraum zurück!« befahl Alaska Saedelaere. »Unser Schiff ist zu wertvoll, als daß wir seine Sicherheit unnötig gefährden dürften. Wir werden dann die Auswertungen abschließen und einen anderen Weg suchen, etwas über Kokon in Erfahrung zu bringen. Auf jeden Fall werden wir diese Welt auch weiterhin untersuchen.«

Corello wurde sofort lebhafter und beteiligte sich rege an den Diskussionen. Auch Guckys Stimmung änderte sich.

In Höhe der Umlaufbahn von Praspa IV verlangsamte Kosum den Flug der GEVARI, bis sich das Schiff nur noch im freien Fall bewegte. Er richtete seine Aufmerksamkeit in den Weltraum. Nach wie vor konnten sie keine Impulse empfangen, die auf die Nähe von Raumschiffen hingewiesen hätten. Das Praspa-System wurde offenbar von den Bewohnern des Schwarms gemieden.

Ob Kokon der Grund für diese Isolierung war? Gab es irgend etwas auf dieser Welt, das die anderen Bewohner des Schwarms fürchten mußten?

Kosum war gespannt, was Saedelaere jetzt vorhatte. Viele Möglichkeiten blieben ihnen nicht mehr. Wenn sie die Rätsel des Planeten Kokon lösen wollten, *mußten* sie auf ihm landen. Alles, was sie bisher erlebt und beobachtet hatten, ließ ein solches Unternehmen lebensgefährlich erscheinen.

Doch sie hatten bereits zu Beginn des Einsatzes gewußt, daß sie ihr Leben aufs Spiel setzen würden.

Noch immer bestand keine Funkverbindung zur INTERSOLAR und zur GOOD HOPE II. Die Besatzung der GEVARI konnte keine Nachrichten an Perry Rhodan senden, auch keine Funksignale empfangen. Die Strukturlücke im Schmiegeschirm hatte sich inzwischen geschlossen.

Die nächsten Stunden brachten für Mentro Kosum keine aufregenden Ereignisse. Er nahm nicht an der Auswertung der Aufnahmen und Meßdaten teil, denn er mußte die Kontrollen beobachten und das Schiff ständig in Startbereitschaft halten. Obwohl sich bisher kein anderes Raumschiff gezeigt hatte, mußte die GEVARI stets fluchtbereit sein.

Den Gesprächen der anderen entnahm Kosum, daß weder die Detailauswertung der Aufnahmen noch eine positronische Berechnung der Meßergebnisse neue Erkenntnisse brachten.

Kokon schien sein Geheimnis gut bewahren zu können. Im Endeffekt wußten sie nur, was sie mit eigenen Augen hatten beobachten können.

»So kommen wir nicht weiter«, gab Saedelaere schließlich zu. »Wir müssen runter.«

»Mit der GEVARI?« erkundigte sich Merkosh.

»Wir werden zwei Fluglinsen losschicken«, erwiderte Saedelaere. »Die Piloten der Flugscheiben haben den Auftrag, Kokon direkt anzufliegen und sofort zu landen. Ich hoffe, daß wir auf diese Weise möglichst viele Gefahrenquellen ausschließen können. Wir werden jede Scheibe mit zwei Personen bemannen und Gucky als Einsatzreserve mitschicken. Er ist so klein, daß er noch mit an Bord einer Fluglinse gehen kann. Sollte eine der Scheiben ausfallen, kann Gucky die Besatzung in einem oder mehreren Teleporersprüngen retten.«

»Warum landen wir nicht sofort mit der GEVARI?« wollte Baiton Wyt wissen.

»Wir wissen nicht, was sich auf der Oberfläche Kokons abspielt«, entgegnete Saedelaere. »Es wäre daher falsch, sofort unser lebenswichtiges Schiff loszuschicken. Sollten die Linsen unbeschadet zurückkommen, können wir immer noch mit der GEVARI auf Kokon landen.«

Der Transmittergeschädigte schwang seinen Sitz herum und blickte die Raumfahrer der Reihe nach an, die sich mit ihm in der Zentrale der GEVARI aufhielten.

»Wyt und ich werden mit der ersten Fluglinse starten«, teilte er mit. »Die Blazon-Brüder werden an Bord der zweiten Scheibe sein, zusammen mit Gucky.«

»Das wird ziemlich eng«, protestierte der Ilt.

»Der Flug wird nicht lange dauern«, meinte Saedelaere. »Unter diesen Umständen kann es nicht zu Schwierigkeiten kommen.«

»Wann werden Sie starten?« fragte Kosum.

Alaska zog seine langen Beine an und erhob sich. »Sofort«, sagte er.

Saedelaere ließ sich aus der offenen Schleuse der GEVARI auf die Außenhülle einer Fluglinse gleiten. Er hatte sein Energiegerät eingeschaltet, um sofort alle falschen Bewegungen korrigieren zu können. Wenige Augenblicke später stand er breitbeinig und ein wenig schwankend auf der Flugscheibe und winkte Baiton Wyt zu, der noch über ihm in der Schleuse wartete.

Die zweite Scheibe war bereits einsatzbereit. Blazon Alpha und sein Bruder lagen nebeneinander auf dem Bauch. Zwischen ihnen kauerte der Mausbiber.

Schräg unter den dunklen Umrissen der GEVARI leuchtete die rote Sonne Praspa. Kokon war aus dieser Entfernung nicht größer als eine Erbse.

Saedelaere streckte Wyt eine Hand entgegen. »Kommen Sie!«

Wyt kletterte zu ihm herab. Er bewegte sich nicht so geschickt wie Alaska. Der Telekinet machte seine Ungeschicklichkeit jedoch mit großer Entschlossenheit weit. Es dauerte nicht lange, bis die beiden Männer nebeneinander in der Scheibe lagen.

Saedelaere schaltete sein Flugaggregat aus. »GEVARI I ruft GEVARI!« Unter dem geschlossenen Helm schien seine Stimme zu dröhnen.

»GEVARI an GEVARI I und II«, antwortete Kosum. »Wir können Sie hören.«

»Die Funkverbindung wird womöglich abreißen«, meinte Saedelaere vorausschauend. »Sollten wir uns nach vierundzwanzig Stunden, vom Augenblick des Starts an gerechnet, nicht wieder gemeldet haben, übernehmen Sie den Befehl über die GEVARI und handeln auf eigene Verantwortung.«

»Verstanden«, lautete die Antwort.

Saedelaere blickte auf die Kontrollen und schaltete das Triebwerk der flachen Scheibe ein.

»GEVARI I an GEVARI II! Wir starten jetzt.«

Die beiden kleinen Beiboote lösten sich von ihrem Mutterschiff und rasten mit zunehmender Geschwindigkeit auf den Planeten Kokon zu. Der Weltraum war innerhalb des Schwarms nicht völlig schwarz, in der Ferne war der leuchtende Schmiegeschirm zu sehen. Zahlreiche Sterne in der näheren Umgebung hoben sich gegen sein Licht ab.

Die beiden Fluglinsen bewegten sich in einem Abstand von dreißig Metern durch den Weltraum. Die Blazon-Brüder und Gucky waren nur als dunkle Schatten zu sehen, denn das Licht von Praspa fiel von schräg »unten« gegen die Beiboote.

»Direkten Kurs auf Kokon!« befahl Saedelaere. Er machte eine Sprechprobe mit der GEVARI. Die Verbindung funktionierte noch. Die Flugscheiben, die fast einfache Lichtgeschwindigkeit erreichen konnten, rasten quer durch das Praspa-System auf Kokon zu.

Der dritte Planet der roten Sonne wurde größer. Die beherrschenden Farben aus dieser Entfernung waren Gelb, Rot und Blau. Einzelschienen waren noch nicht zu erkennen, das Netzwerk wirkte wie eine einzige Masse.

Kosum meldete sich. Seine Stimme wurde bereits von Störungen überlagert.

»Was halten Sie davon, wenn ich Ihnen mit der GEVARI in größerem Abstand folge? Ich kann Sie dann im Ernstfall schneller an Bord nehmen.«

»Sie bleiben vorläufig dort, wo Sie sind!« befahl Saedelaere. »Keine Eigenmächtigkeiten vor Ablauf der vierundzwanzig Stunden.«

Kosum seufzte enttäuscht. »Wie Sie meinen, Alaska. Ich hielt es für eine gute Idee.«

Es war allgemein bekannt, daß der Emotionaut ein unternehmungslustiger Mann war, der schon in mehreren Fällen Befehle »vergessen« und auf eigene Faust gehandelt hatte. Diesmal konnte Saedelaere jedoch keine Rücksicht auf die Ambitionen Kosums nehmen. Jeder Fehler bei diesem Einsatz konnte das Ende des Unternehmens bedeuten.

Der Sprechverkehr über Helmfunk zwischen den Besatzungsmitgliedern der kleinen Beiboote funktionierte nach wie vor reibungslos.

»Es kann sein, daß wir durch irgendwelche Umstände getrennt werden«, sagte Saedelaere zu den Blazon-Brüdern. »In diesem Falle ermittelt jede Gruppe für sich allein. Gucky muß dann versuchen, die Verbindung zwischen den beiden Gruppen aufrechtzuerhalten.«

»Verstanden!« rief Blazon Beta.

Sie hatten sich Kokon jetzt bis auf 600.000 Kilometer genähert und konnten die ersten Einzelheiten unterscheiden. Gegen den halbdunklen Hintergrund hob sich Kokon wie eine bemalte Billardkugel ab. Bedauerlicherweise besaß der dritte Planet der Sonne Praspa keinen Satelliten. Dort hätte die GEVARI landen und in aller Ruhe Messungen vornehmen können.

»Wir vergrößern jetzt den Abstand!« befahl Saedelaere den Blazon-Brüdern. »Auf diese Weise verhindern wir, daß unsere beiden Flugscheiben gleichzeitig in ein Gefahrengebiet eindringen.«

Die Blazon-Brüder waren einverstanden. Sie blieben auf Kurs, während Saedelaere eine Korrektur vornahm.

Wenig später verschwand die GEVARI II aus Saedelaeres Sichtbereich. Der Funkkontakt verlor an Deutlichkeit. Als sie noch 250.000 Kilometer von Kokon entfernt waren, hörte Saedelaere zum letztenmal Kosums Stimme.

»Wollen Sie auf der Tag- oder auf der Nachtseite landen?« erkundigte sich der Emotionaut. Seine Stimme kam schwach und undeutlich durch.

»Ich habe mich für die Tagseite entschieden«, erklärte Alaska. »Sie werden mich jetzt erst wieder hören, wenn wir Kokon verlassen.«

Ein leises »Verstanden« war die knappe Antwort, die von Bord der GEVARI kam.

Auch die Sprechfunkverbindung zur GEVARI II wurde jetzt immer häufiger von so starken Strömungen überlagert, daß eine Verständigung kaum noch möglich war. Die GEVARI II würde, wenn es nicht zu Zwischenfällen kam, ein paar Minuten früher auf Kokon landen. Dieser Vorsprung beruhte auf der Kurskorrektur, die Saedelaere mit der GEVARI I durchgeführt hatte.

»Ich dachte gerade daran, daß die Gelben Eroberer, die bisher von uns gesehen wurden, die gleiche Farbe besaßen wie die Berge Kokons.« Zum erstenmal seit ihrem Start von der GEVARI ergriff Baiton Wyt das Wort. Saedelaere drehte den Kopf und leuchtete seinem Begleiter mit dem Helmscheinwerfer ins Gesicht.

Wyt grinste. »Sicher ein verrückter Einfall!«

»Überhaupt nicht!« Saedelaere fragte sich verblüfft, warum er nicht selbst auf diesen naheliegenden Vergleich gekommen war.

»Es kann Zufall sein«, versuchte Baiton Wyt seine eigene Idee abzuschwächen. »Warum sollten Berge eine ähnliche Farbe haben wie irgendwelche Lebewesen?«

»Das Leben innerhalb des Schwarms ist zu sehr miteinander verschachtelt, als daß eine derartige Ähnlichkeit Zufall sein könnte.«

Wyt rutschte unruhig auf der Scheibe hin und her. »Angenommen, diese Ähnlichkeit ist kein Zufall«, sagte er.

»Welche Erklärung gibt es dann dafür?«

»Im Augenblick keine!« Saedelaere blickte auf die Kontrollen. Er merkte, daß die Flugscheibe ab und zu von einer schwachen Erschütterung durchlaufen wurde. »Wir konzentrieren uns jetzt auf die Landung und sprechen später darüber.«

Kokon war nun eine riesige Scheibe. Saedelaere hatte den Eindruck, daß er, festgeklammert an diese flache Metalllinse, Kopf voran, auf den Planeten zufliegt.

Wieder eine dieser kaum spürbaren Erschütterungen. Saedelaere war sicher, daß Wyt sie nicht bemerkte, deshalb sprach er nicht darüber. Vielleicht ging alles gut.

Er hörte ein Rauschen im Helmempfänger. Einer der Blazons meldete sich, doch er war nicht zu verstehen.

Saedelaere konnte jetzt deutlich einzelne Schienen voneinander unterscheiden.

Ein heftiger Ruck durchlief die Flugscheibe. Baiton Wyt hob den Kopf.

»Was ist das? Arbeitet das Triebwerk nicht einwandfrei?«

Darauf wußte auch Saedelaere keine Antwort.

»Fremde Energieeinfüsse. Wir können nichts dagegen tun. Die Linse läßt sich nach wie vor einwandfrei steuern. Vielleicht kommen wir durch.«

»Und die anderen?« fragte der Telekinet.

»Sie müssen schon innerhalb der Atmosphäre fliegen.«

Die Fluglinse wurde noch ein paarmal erschüttert, ohne daß eine Kurskorrektur notwendig wurde. Als sie in die obersten Schichten der Atmosphäre eindrang, stabilisierte sich der Flug des kleinen Beiboots.

Durch einige Wolkenbänke sah Saedelaere die Schienen. Einzelne erstreckten sich sogar bis über die Wolken.

Weit unter sich glaubte Saedelaere für einen kurzen Augenblick die Bewegung eines riesigen Gebildes ausmachen zu können, doch das konnte auch eine durch Wolkenbewegungen hervorgerufene Täuschung sein.

Saedelaere überprüfte das Antigravtriebwerk der Flugscheibe. Es funktionierte einwandfrei. Der Transmittergeschädigte schaltete das Haupttriebwerk aus. Getragen von den Kraftfeldern ihrer Antigravprojektoren, sank die Linse langsam auf die Oberfläche zu.

Das Ziel der beiden Scheiben war eine auf den Bildvergrößerungen sichtbar gewordene Lücke zwischen dem Netzwerk der Schienen. An dieser Stelle wollten die Besatzungsmitglieder der GEVARI bis auf den Boden des Planeten vorstoßen.

Die GEVARI I flog an einer Energiebahn vorüber. Das achthundert Meter breite und zweihundert Meter dicke Gebilde strahlte hellrot. Saedelaere konnte keine Besonderheiten erkennen. Wie sie vermutet hatten, gab es nirgends Stützpfeiler oder andere Haltevorrichtungen. Auch jetzt war nicht zu erkennen, welche Bedeutung dieses planetenumspannende Netz besaß.

Saedelaere hob den Kopf und spähte über den Rand der GEVARI II auf die Oberfläche hinab. Tief unter ihnen sah er eine der breiteren Schienen. Sie war mit einer ockergelben Masse überzogen und besaß nur schwache Leuchtkraft. Im Gegensatz zu den stark strahlenden Normalschienen gab die breite Schiene keine Energie ab.

In Saedelaeres Helmempfänger begann es zu rauschen. Leise, aber doch gut verständlich klang die Stimme Guckys auf: »Wir sind soeben direkt neben der breiten Schiene gelandet und können euch ausmachen.«

Saedelaere atmete auf. »Alles in Ordnung?«

»Der Empfang ist schlecht. Aber die Funkverbindung wird hier unten weniger gestört als in der Atmosphäre.

Wir befinden uns in einem seltsamen Gebiet. Es wird zum Teil von jener Masse überzogen, die auch die energetisch toten Schienen bedeckt. Der freie Boden besteht aus hartem Felsgestein, zwischen dem anspruchslose Pflanzen wachsen.«

Auf dem kleinen Bildschirm an den Kontrollgeräten konnte Saedelaere jetzt die GEVARI II erkennen. Sie war etwa zweihundert Meter neben der breiten Schiene gelandet und berührte mit einem Teil ihrer Außenfläche die sich überall auftürmende ockergelbe Masse.

»Das gelbe Zeug ist plasmaähnlich«, fuhr Gucky in äußerster Erregung fort. »Ich empfange ständig telepathische Impulse, die nur von dieser Masse stammen können. Das würde bedeuten, daß sie eine gewisse Intelligenz besitzt.«

»Das ist verrückt!« entfuhr es Wyt.

»Sprich weiter!« ordnete Saedelaere trocken an.

»Ich habe den Verdacht, daß das Plasma überall dort, wo es die Schienen überwuchert hat, als Isolationsmaterial wirkt. Deshalb senden die breiten Schienen auch keine Energieimpulse.«

Saedelaere konnte jetzt die Blazon-Brüder und Gucky erkennen. Sie standen neben ihrem Beiboot und beobachteten die große Schiene. Der Mann mit der Maske setzte die GEVARI I in unmittelbarer Nähe der zweiten Linse auf und sprang hinaus. Er versank bis zu den Knöcheln in der gelben Masse, die schwerfällig vor ihm zurückwich. Instinktiv begab sich Saedelaere auf felsigen Boden. Es war so hell, daß das Licht den Augen wehtat. Trotzdem konnte Saedelaere einen Berg ausmachen, der nur aus Plasma zu bestehen schien.

»Auf jeden Fall ist es organisches Leben«, meldete sich Gucky über Helmsprechfunk. »Ich empfange jetzt deutliche Impulse. Das Plasma hat Angst vor uns.«

»Ob es ein Kollektivlebewesen ist?« fragte Blazon Alpha.

»Das ist schwer zu sagen«, gab der Ilt zurück. »Ich habe den Verdacht, daß dieses Plasma etwas mit den Gelben Eroberern zu tun hat. Bevor ich mir jedoch nicht völlig klar über alle Zusammenhänge bin, möchte ich nicht darüber sprechen.«

Saedelaere stand staunend vor der riesigen Schiene, die durch die gelbe Plasmamasse mit dem Boden verbunden war. Wenn das Bild nicht täuschte, hatte der Plasmaberg seine Ausläufer bis hierher geschickt und die

Normalschiene überwuchert. Einzelne Auswüchse wucherten in größerer Höhe bereits über jenen Teil der Schiene, der noch den normalen Umfang besaß.

»Ein phantastischer Anblick!« rief Wyt bewundernd. »Niemals zuvor habe ich etwas Ähnliches gesehen.« Saedelaere zwang sich dazu, den Anblick nüchtern zu werten.

»Die energetische Ausstrahlung der Schienen scheint der Plasmamasse nicht zu schaden«, stellte er fest. »Sie würde sich sonst davor hüten, die Energiebahnen zu berühren.«

»Halten Sie das Überwuchern der Schienen für einen Angriff des Plasmas auf diese Gebilde?« fragte Blazon Alpha.

Saedelaere drehte sich langsam um die eigene Achse, um möglichst viel von der seltsamen Umgebung beobachten zu können.

»Vielleicht wurden die Schienen nur deshalb aufgestellt, damit das Plasma sie überwuchern kann«, antwortete Wyt an Saedelaeres Stelle. »Es ist möglich, daß das Plasma von der Energie lebt, die von den Schienen ausgestrahlt wird.«

Saedelaere deutete auf den Mausbiber, der in höchster Konzentration auf einem Felsen saß. »Darauf kann uns wahrscheinlich nur Gucky eine Antwort geben.«

Saedelaeres Augen hatten sich an das grelle Licht gewöhnt. Er konnte die Umgebung jetzt in allen Einzelheiten erkennen. Vor ihnen ragte die überwucherte Schiene wie eine Wand auf und versperrte die Sicht zum Horizont. Hoch über ihr waren jedoch im Hintergrund Normalschienen zu sehen, die in einem verwirrenden Muster auf- und niederstiegen.

Links vor Saedelaere lag der riesige Plasmaberg, der nicht in seiner gesamten Ausdehnung zu sehen war, weil Schienen den Blick auf ihn versperrten. Auf der überwucherten Schiene der gegenüberliegenden Seite erstreckte sich nacktes, nur teilweise von primitiven Pflanzen bewachsenes Felsgestein bis zu einer Savanne, die wiederum bis zum Horizont reichte. Auch über sie führten Normalschienen hinweg. Rechts von Alaska stieg die überwucherte Schiene steil in den Himmel hinauf. In etwa zweihundert Meter Höhe gab es kein Plasma mehr. Gucky hob den Kopf.

»Die Impulse sind immer noch unklar«, berichtete er. »Unsere Ankunft löste zunächst Erstaunen aus, dann Furcht. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich sage, daß das Plasma allmählich in Panik gerät. Es ist schwer zu sagen, was dann geschehen wird.«

»Wir sollten vorsichtshalber die Schutzschirme der Fluglinsen einschalten«, schlug Blazon Beta vor und griff nach seinem Armbandschaltgerät.

»Halt!« rief Saedelaere hastig.

Er blickte zur überwucherten Schiene hinüber. Die Bewegung des Plasmas war so geringfügig, daß sie mit bloßem Auge kaum wahrzunehmen war. Nur die Ausläufer der seltsamen Masse bewegten sich schneller. Sie krochen an der Schiene empor, bedeckten die Felsen und glitten auf die fünf Raumfahrer zu.

»Wir müssen unsere Beiboote schützen!« forderte der Sextadim-Physiker drängend.

Saedelaere schüttelte den Kopf.

»Wenn das Plasma uns fürchtet, müssen wir seine weiteren Reaktionen abwarten. Einzelne Ausläufer reichen bis an die Fluglinsen heran. Wir wissen nicht, was geschieht, wenn wir die Schutzschirme der Beiboote einschalten. Es wäre möglich, daß die Energie dem Plasma Schaden zufügt.«

Blazon Beta ließ den Arm mit dem Schaltgerät sinken. Der Transmittergeschädigte wandte sich an den Mausbiber.

»Du mußt versuchen, in Kontakt mit dieser seltsamen Intelligenz zu treten, Kleiner.«

»Das ist nicht einfach«, gab Gucky zurück. »Ich vermutete zunächst, daß es sich um ein Kollektivwesen handelt. Das ist jedoch nicht der Fall. Die Plasmamasse besteht aus zahllosen Einzelwesen, die nur organisch miteinander verbunden sind.«

»Kannst du das näher erklären?« fragte Wyt.

Gucky konzentrierte sich erneut und gab dem Telekineten keine Antwort.

In diesem Augenblick kam von Blazon Alpha ein Warnschrei.

7.

Saedelaere fuhr herum und sah, daß einzelne Ausläufer des Plasmas über die Außenfläche der Fluglinsen krochen. Die GEVARI II war auf einer Seite bereits von der ockergelben Masse überwuchert.

»Sie greifen die Beiboote an!« rief Wyt. Er nestelte an seinem Waffengürtel.

Saedelaere machte einen Schritt auf ihn zu und hielt ihn am Arm fest.

»Nicht schießen!« rief er. »Damit würden wir alles verderben.«

Wyt's Augen weiteren sich.

»Sollen wir uns unserer Rückzugsmöglichkeiten berauben lassen?« fuhr er den Transmittergeschädigten an.

»Wenn sie die Beiboote funktionsunfähig gemacht haben, werden sie *uns* angreifen.«

»Immer mit der Ruhe«, sagte Saedelaere. »Noch ist unser Leben nicht in unmittelbarer Gefahr.«

Er stellte fest, daß die gesamte Plasmamasse in ihrer Umgebung zu wallen begonnen hatte.

Die instinktive Furcht, das Plasma könnte wie eine riesige Woge über ihnen zusammenschlagen, ließ Alaskas Puls schneller werden. Er sagte sich, daß ein solcher Gedanke absurd war. Seit ihrer Ankunft hatte sich das Plasma nur sehr langsam bewegt, auch die einzelnen Auswüchse schienen nur ein begrenztes Ausdehnungsvermögen zu besitzen. Trotzdem blickte Alaska immer wieder zur überwucherten Schiene hinüber und beobachtete das Plasma.

In der Nähe der beiden Beiboote wölbte sich die Plasmamasse jetzt auf und versprühte eine dunkelbraune Flüssigkeit. Sie lief über die Außenfläche der beiden Linsen.

»Irgendeine Säure«, stellte Blazon Beta mit unterdrückter Wut fest. »Was muß noch alles geschehen, bis Sie sich zu Reaktionen entschließen können?«

Die Flüssigkeit tropfte über den Rand der Beiboote auf den Boden. Überall dort, wo sie auf die nackten Felsen traf, brannte sie große Löcher in das Gestein.

Wyt wurde blaß. »Eine Ätzsäure!«

»Die Beiboote werden davon nicht betroffen«, sagte Saedelaere ruhig.

»Aber sie werden immer weiter von der Plasmamasse eingeschlossen«, sagte Blazon Alpha. »In ein paar Minuten wird von den beiden Scheiben nichts mehr zu sehen sein. Dann sind wir gezwungen, die Masse zu zerstrahlen, um überhaupt starten zu können.«

Insgeheim gab Saedelaere dem Sextadim-Physiker recht. Trotzdem zögerte er noch immer damit, den Befehl zum Schießen zu geben. Seine Hoffnungen konzentrierten sich auf den Mausbiber. Wenn Gucky telepathische Impulse des Plasmas empfangen konnte, bestand die Möglichkeit einer Verständigung. Sobald das Plasma begriff, daß die fünf Fremden keine bösen Absichten verfolgten, konnte es sich zurückziehen.

Die GEVARIII war jetzt fast vollständig überwuchert.

Saedelaere sah, daß Blazon Alpha die Hand auf dem Waffengürtel liegen hatte. Früher oder später würde einer der Raumfahrer die Nerven verlieren und auf das Plasma schießen. Das würde das Ende aller Verständigungsversuche bedeuten.

»Ich habe jetzt Kontakt«, klang Guckys Stimme auf. Er sprach sehr leise. Die Anstrengung, die ihm diese Art der Verständigung bereitete, war deutlich aus seiner Stimme herauszuhören. Immerhin sprach er jetzt mit einer völlig fremden Wesenheit.

»Das Plasma wundert sich darüber, daß wir es bisher noch nicht angegriffen haben«, fuhr Gucky fort. »Es hat mit einem solchen Angriff gerechnet.«

Saedelaere machte eine Handbewegung in Richtung der Beiboote.

»Versuche, diesen Intelligenzen begreiflich zu machen, wer wir sind und woher wir kommen.«

Wieder konzentrierte sich der IH.

Es fiel ihm schwer, den Kontakt aufrechtzuerhalten. Jedes geistige Individuum innerhalb dieses organischen Kollektivs, so berichtete er, strahlte pausenlos telepathische Impulse ab. Gucky konnte die Unbekannten nur dann verstehen, wenn sich mehrere von ihnen auf eine Gedankensendung einigten.

Die ockergelbe Masse, in der unzählige Individuen vereinigt waren, schien jedoch inzwischen begriffen zu haben, daß der Mausbiber sie nur verstehen konnte, wenn möglichst viele Einzelwesen ähnliche Telepathieimpulse ausstrahlten.

Gucky spürte, daß die seltsamen Kreaturen gespannt auf eine Erklärung warteten.

Wir kommen von außerhalb des Schwarms, dachte er intensiv. *Unser Volk wird von Bewohnern des Schwarms bedroht, von den Gelben Eroberern.*

Er spürte Ungläubigkeit. Man bezweifelte nicht, daß er und seine Begleiter von außerhalb des Schwarms kamen, dagegen bestritt man heftig die Behauptung, Wesen aus dem Schwarm würden Tod und Verderben verbreiten.

Es ist aber so! sendete Gucky heftig.

Wie aus weiter Ferne vernahm er Saedelaeres Stimme.

»Das Plasma zieht sich langsam von den Fluglinsen zurück. Gucky hat es geschafft.«

Gucky versenkte sich noch tiefer in die telepathische Verbindung mit dem Plasma. Er ahnte, daß er auf einer Spur war. Die Fremden schienen davon überzeugt zu sein, daß niemand aus dem Schwarm ein anderes Wesen töten konnte. Allein die Behauptung, daß es zu solchen Vorfällen gekommen sein sollte, ließ sie verzweifelte Gedankenimpulse aussenden.

Plötzlich fragten zahlreiche Individuen: *Bist du XYM-Xatharma, der Gütige? Bist du gekommen, um uns zu prüfen?*

Der Name »XYM-Xatharma« weckte bestimmte Assoziationen in Guckys Gedächtnis. Edmond Pontonac hatte zum erstenmal einen ähnlich klingenden Namen genannt.

Wer immer dieser XYM-Xatharma war, er mußte eine bedeutende Rolle innerhalb des Schwarms spielen. Gucky dachte an eine Gottheit, die von allen Bewohnern des Schwarms verehrt und anerkannt wurde. Wer immer diesen Götzenkult ins Leben gerufen hatte, beherrschte damit die Schwarmbewohner völlig. Daß dieser Götze bei den verschiedenen Völkern des Schwarms andere Namen hatte, war nicht erstaunlich. Alle Namen besaßen jedoch eine gewisse Ähnlichkeit.

XYM-Xatharma klang entfernt wie Y'Xanthymr oder Y'Xanthimona. Gucky begriff, daß dieser Götze eines der ganz großen Geheimnisse des Schwarms war.

Das Plasma wiederholte seine Frage. Es vermutete, daß der bepelzte Fremde eine Gottheit war.

Keiner von uns hat etwas mit diesem XYM-Xatharma zu tun, dachte Gucky, der seine Erregung nur mühsam unterdrücken konnte. *Wir bitten euch um Hilfe!* sendete der Ilt weiter.

Er spürte die spontane Ablehnung der im Plasma vereinigten Individuen.

Wir sind es, die Hilfe brauchen, lautete die Antwort. *Eine schreckliche Gefahr bedroht uns.*

Eine Gefahr? erkundigte sich Gucky verwundert. *Wer sollte euch bedrohen?*

Seine Frage löste einen telepathischen Aufruhr aus. Hunderte von Plasmawesen antworteten gleichzeitig. Gucky schützte sich mit einer blitzschnell errichteten parapsychischen Blockade seines Gehirns.

»Sie spielen verrückt«, erklärte er den vier Männern. »Ihre Existenz wird von irgend etwas oder irgend jemand bedroht.«

Saedelaere war auf die inzwischen völlig vom Plasma befreite GEVARII geklettert.

»Du mußt herauszufinden versuchen, wer diese Plasmawesen sind und was sie bedroht«, sagte er. »Ich bin sicher, daß wir auf Kokon eines der Geheimnisse des Schwarms lösen können.«

Gucky kauerte zwischen den Felsen. Er zitterte an Armen und Beinen. Nur mühsam konnte er sich des parapsychischen Ansturms erwehren. Dann merkten die Plasmawesen, daß sie ihren telepathischen Gesprächspartner gefährdeten, und hielten sich zurück.

Gucky wandte sich an Saedelaere. »Auf dieser Welt gibt es eine unvorstellbare Gefahr. Es ist eine Macht, die das Plasma in seinem Wachstum kontrolliert. Ich glaube, der Plasmaberg besteht aus entarteten Gelben Eroberern, die sich ständig teilen müssen.«

»Die Welt der Entarteten!« rief Blazon Alpha. »So nannten die Wasserwesen von Praspa IV diesen Planeten. Der Name war also kein Zufall.«

»Entartete Gelbe Eroberer!« sagte Wyt. »Wenn das stimmt, müssen wir herausfinden, wie es zu dieser explosiven Zellteilung gekommen ist.«

Der Ilt hob einen Arm. »Still!« piepste er. »Ich glaube, ich kann wieder Kontakt zu ihnen aufnehmen.«

Saedelaeres Gedanken wirbelten durcheinander. Fieberhaft dachte er darüber nach, ob an Guckys Behauptung, die gelben Plasmaberge seien Gelbe Eroberer, etwas Wahres sein konnte. War es möglich, daß einige dieser mysteriösen Welten so entartet waren, daß sie ihre Zellteilung nicht mehr stoppen konnten?

Inzwischen hatte das Plasma den gesamten Felsen, auf dem die Scheiben gelandet waren, von seinen Auswüchsen geräumt und sich bis zur überwucherten Schiene zurückgezogen.

Saedelaere registrierte erleichtert, daß ihnen von der gelben Substanz im Augenblick keine Gefahr drohte. Das bedeutete jedoch nicht, daß sie in Sicherheit waren. Die Bedrohung, vor der sich die Plasmawesen fürchteten, konnte auch zu einer Gefahr für die Raumfahrer werden. Deshalb mußte Gucky möglichst schnell weitere Einzelheiten in Erfahrung bringen.

Der Transmittergeschädigte sah, wie Gucky vor Erschöpfung auf dem Felsen niedersank.

Blazon Alpha wollte zu dem Mausbiber gehen und ihn aufrichten. Der Mann mit der Maske trat dazwischen und hielt den Wissenschaftler fest. Durch die Sichtscheiben der beiden Helme sah Saedelaere, wie sich die Augen Blazons verengten.

»Sehen Sie nicht, daß es ihm schlecht geht?« fragte Blazon Alpha zornig.

»Ich bin nicht blind«, entgegnete Saedelaere gelassen. »Dieser Zustand wird vorübergehen. Ich habe Gucky schon oft so gesehen. Er erholt sich im allgemeinen schnell wieder.«

Blazon Alpha machte sich aus Saedelaeres Griff frei. »Hoffentlich gefährden Sie nicht um des Erfolgs willen das Leben des Kleinen.«

Saedelaere verlor auch jetzt nicht die Geduld. »Ich weiß, was ich tue.«

Gucky, der auf dem harten Boden lag, hörte das Gespräch nur unbewußt mit. Der Sinn der Worte blieb ihm verborgen. Der Lärm, den die vier Männer machten, wirkte störend.

Trotzdem versuchte der Mausbiber, sich wieder auf die Entarteten zu konzentrieren. Ihre bisherigen Erklärungen hatten ihre Existenz nur noch rätselhafter erscheinen lassen. Der Ilt wollte herausfinden, was auf Kokon tatsächlich geschah. Woher kamen diese Plasmaberge? Wer hatte die Energieschienen aufgebaut und zu welchem Zweck?

Gucky hatte den Eindruck, daß das Wogen der ockergelben Masse heftiger wurde. Die Unruhe der Plasmaberge war unverkennbar.

Gucky ließ die Barriere in seinem Gehirn zusammenfallen, war jedoch bereit, sie sofort wieder aufzubauen, wenn sich der Ansturm der telepathischen Impulse als unerträglich erweisen sollte.

Zunächst spürte er nur das telepathische Durcheinander, das er bereits bei der ersten Kontaktaufnahme registriert hatte.

Dann vernahm er eine hastig hervorgebrachte Erklärung.

Die Burg des Schwarzen Dämons wird angreifen.

Gucky zuckte zusammen.

Der Telepathieimpuls wurde noch einmal wiederholt. Ganz eindeutig beinhaltete er die Warnung vor dem Schwarzen Dämon und der Burg, in der dieses rätselhafte Wesen lebte.

Gucky erwachte aus der körperlichen Starre. Etwas schwankend richtete er sich auf. Immer noch benommen, bewegte er sich auf die beiden Flugscheiben zu, wo sich die vier Männer versammelt hatten.

»Das Plasma befürchtet einen Angriff«, teilte Gucky mit. Seine Stimme überschlug sich fast. »Er muß unmittelbar bevorstehen.«

Saedelaere blickte sich um. Er konnte keine Veränderung an den Schienen erkennen. Nur das Plasma bewegte sich heftiger als zuvor. An manchen Stellen wölbte es sich meterhoch auf. Es sah fast so aus, als wollte es die Flucht ergreifen.

Gucky kuschelte sich an Alaska und fuhr fort: »Die Entarteten denken an einen Schwarzen Dämon und eine Burg. Ich weiß noch nicht genau, was das alles zu bedeuten hat, aber dieses Wesen muß der Todfeind der Plasmawesen sein.«

»Wann wird dieser Angriff erfolgen?« fragte Saedelaere beunruhigt.

»Wenn ich die Telepathieimpulse richtig gedeutet habe, muß er jeden Augenblick stattfinden.«

Baiton Wyt riß die Augen auf. »Was weißt du noch darüber?«

»Nichts!« bedauerte Gucky. »Wir können fliehen oder warten.«

Für Saedelaere stand fest, daß die Entscheidung bei ihm lag. Alles in ihm drängte nach sofortiger Flucht. Er nahm die Feststellungen des Mausbibers ernst.

Andererseits mußten sie unter allen Umständen herausfinden, was die Ereignisse auf Kokon zu bedeuten hatten. Wenn sie sich in den Weltraum zurückzogen, um von dort aus alle Vorgänge zu beobachten, konnten sie vielleicht nicht feststellen, was auf der Planetenoberfläche geschah.

Saedelaere preßte die Lippen zusammen. Das Cappin-Fragment übte einen dumpfen Druck auf sein Gesicht aus. Es hatte sich seit der Landung auf Kokon wiederholt erregt. Die fremdartige Energie dieser Welt hatte es aktiviert.

Saedelaere teilte den anderen seinen Entschluß mit.

»Wir bleiben! Ich bin gespannt, ob tatsächlich ein Angriff stattfinden wird oder ob man uns nur mit einem Trick von Kokon vertreiben will.«

Die vier Männer und der Mausbiber beobachteten die Schienen und die Plasmaberge in ihrer Umgebung. Zunächst geschah nichts Ungewöhnliches. Schließlich stellte Wyt fest, daß einige der nicht vom Plasma bedeckten Energieschienen zu schwingen begannen.

»Sie bewegen sich ganz schwach!« bestätigte Blazon Beta die Entdeckung des Telekineten. »Es sieht aus, als würden sie von irgend etwas erschüttert.«

Gebannt sahen die Raumfahrer zu, wie sich die Schwingungen allmählich verstärkten.

»Was denken die Plasmawesen darüber?« wandte sich Saedelaere an den Mausbiber.

»Ich wage nicht, jetzt Verbindung zu ihnen aufzunehmen«, gestand Gucky zögernd. »Sie sind außer sich vor Furcht. Irgendein entscheidendes Ereignis scheint unmittelbar bevorzustehen. Allerdings bin ich nicht sicher, ob es in unserer Nähe stattfinden wird. Überall auf dieser Welt existieren Plasmaberge. Die Entarteten wissen niemals vorher, wo der Schwarze Dämon zuschlagen wird.«

Saedelaere überprüfte die Kontrollgeräte der GEVARII.

Die Meßgeräte schlugen jetzt wieder so stark aus, wie sie es schon während des Anflugs auf Kokon getan hatten. Einige Werte konnten nicht stimmen. Der Ausschlag der Anzeigenadeln mußte von fremdartiger Energie beeinflußt werden.

»Etwas kommt näher!« sagte Saedelaere.

Die anderen sahen ihn beunruhigt an.

»Ein Raumschiff?« fragte Baiton Wyt.

»Das glaube ich nicht«, gab Saedelaere zurück. »Vielleicht ist es die Burg des Schwarzen Dämons.«

»Wie bewegt sie sich? Ist es ein großes Fahrzeug?« Blazon Beta sprach schnell.

»Das Ding nähert sich mit hoher Geschwindigkeit.« Alaska beugte sich zu den Kontrollen hinab, um sie genauer in Augenschein zu nehmen. »Wenn die Ortungsergebnisse nicht völlig falsch sind, ändert das Gebilde ständig die Höhe.«

Ein Brausen erfüllte die Luft. Alaska blickte in die Richtung, aus der das Geräusch kam. Noch war nichts zu sehen.

»Da kommt etwas!« rief Wyt alarmiert.

Die Männer und Gucky griffen zu ihren Waffen. Der Lärm nahm an Lautstärke zu. Das Brausen ging in Donner über.

Dann, noch in weiter Ferne, erblickten die Raumfahrer die Burg des Schwarzen Dämons. Allen Beharrungskräften zum Trotz glitt sie über die Normalschienen hinweg, raste steil nach unten, um sich dann wieder nach oben zu schwingen. Über verschiedene Weichen hinweg schlug die Burg die Richtung auf die fünf Raumfahrer ein.

»Es sind tatsächlich Schienen!« rief Blazon Beta verblüfft. »Das Ding bewegt sich mit hoher Geschwindigkeit über diese Schienen.«

»Ein Schienenfahrzeug gewaltigen Ausmaßes!« fügte sein Bruder hinzu.

Fassungslos beobachtete Saedelaere das heranrasende Gebilde. Äußerlich glich es dem überdimensionalen Panzer einer Schildkröte. Saedelaere schätzte, daß es neunhundert Meter breit und ebenso lang war, die Grundfläche lag platt auf der Schiene. Sie war an den vier Ecken abgerundet. Das

Gebilde war etwa dreihundert Meter hoch. Es schimmerte graublau. An seiner Außenfläche erkannte Saedelaere etwa zweihundert tiefrot leuchtende Punkte. Der Transmittergeschädigte hielt sie für aktivierte Waffenkuppeln. Sein Verdacht wurde bestätigt, als das Monstrum das Feuer eröffnete.

Blazon Alpha schrie entsetzt, als aus zahlreichen Waffenmündungen Energiestrahlen in die Plasmaberge einschlugen. Überall dort, wo das Plasma seine Ausläufer über die Energieschienen gezogen hatte, trafen die Strahlen auf. Das Plasma konnte sich nicht schnell genug zurückziehen. Die Auswüchse verglühten oder starben ab.

Saedelaere beobachtete den Vorgang voller Entsetzen. Weiße Wolken stiegen nach oben.

Gucky begann plötzlich zu schreien und wälzte sich am Boden. Er konnte sich kaum gegen die wahnsinnigen Impulse der Entarteten verteidigen. Die Blockade, mit der er sein Gehirn abzusichern versuchte, drohte unter dem Ansturm telepathischer Angstschreie zusammenzubrechen.

»Deckung!« brüllte Alaska.

Die Männer warfen sich neben ihren Flugscheiben auf den Boden. Saedelaere packte Gucky am Bein und zog ihn zu sich heran. Dann schaltete er die Schutzschirme der Fluglinsen ein. Er hoffte, daß sie einem eventuellen Beschuß standhielten.

Noch immer blitzte es an der Außenwandung der Burg auf. Das Schienenfahrzeug kam schnell näher.

Es bewegte sich so schnell, daß es innerhalb kurzer Zeit den gesamten Planeten hätte umrunden können. Alaska überlegte, daß dieser Gedanke gar nicht so abwegig war. Dieses technische Monstrum schien die Oberfläche von ganz Kokon zu kontrollieren. Offenbar hatte es die Aufgabe, das Wachstum der Entarteten in bestimmten Grenzen zu halten. Daß ihm das nicht immer gelang, bewiesen die überwucherten Schienen.

Die Hitzeeinwirkung während des Beschusses war ungeheuer groß. Teile des Plasmas, die nicht im unmittelbaren Wirkungszentrum der Schüsse lagen, begannen zu brennen.

Die ockergelbe Masse wallte heftiger denn je. Sie war auf dem Rückzug.

Blazon Alpha berührte Saedelaere am Arm.

»Sehen Sie sich das an! Jetzt wissen wir, wozu die Schienen auf Kokon gebaut wurden. Diese sogenannte Burg bewegt sich auf ihnen. Über die Weichen kann sie praktisch jede Stelle des Planeten erreichen und unter Beschuß nehmen. Sie bezieht ihre Antriebsenergie von den Schienen.«

»Glauben Sie, daß dieser seltsame Schienenbus gebaut wurde, um das Wachstum der Plasmamasse in Grenzen zu halten?« fragte Wyt.

»Diese Frage können wir jetzt noch nicht beantworten«, erwiderte Blazon Alpha.

»Wir wissen nicht, ob das Plasma oder die Schienen zuerst auf dieser Welt waren«, ergänzte sein Bruder. »Es ist denkbar, daß der Schienenbus zunächst eine völlig andere Aufgabe hatte. Vielleicht war er Teil eines wissenschaftlichen Experiments.«

Plötzlich kam die Burg zum Stehen. Ihre rasende Fahrt wurde so abrupt unterbrochen, daß die Beobachter glaubten, die Burg müßte zerrissen werden. Es geschah jedoch nichts.

»Das Fahrzeug muß über hervorragende Neutralisatoren verfügen«, sagte Blazon Beta.

Jetzt, da sie stillstand, wirkte die Burg noch mehr wie eine Riesenschildkröte, die auf der Schiene kauerte.

Das Feuer wurde auch jetzt nicht eingestellt. Zu beiden Seiten der Schiene schlugen die Energiestrahlen in das viel zu langsam fliehende Plasma.

Saedelaere wälzte sich zu Gucky hinüber und packte ihn an den Armen. Die Augen des Ilts waren geöffnet, aber er schien Saedelaere nicht zu erkennen.

Der Transmittergeschädigte erkannte, daß Gucky in höchster Gefahr war. Lange konnte er der Dauerbelastung durch die parapsychischen Impulse nicht mehr standhalten.

Entschlossen zog Saedelaere den Paralysator und feuerte auf Gucky. Der paralysierte Körper des Ilts entspannte sich.

»Was tun Sie da?« rief Blazon Beta entsetzt. »Sind Sie verrückt geworden?«

»Es geschieht im Interesse des Mausbibers«, beruhigte ihn Wyt schnell. »Durch die Paralyse wird die Empfindlichkeit von Guckys Gehirn auf ein Minimum herabgesenkt.«

Saedelaere kroch in die GEVARII und zog Gucky mit sich.

»Wir müssen hier weg!« befahl er. »Die Burg wird auch uns angreifen, wenn wir nicht verschwinden.«

»Und was geschieht, wenn wir starten?« wandte Blazon Beta ein. »Damit würden wir einen Beschuß nur herausfordern.«

Saedelaere deutete schweigend zu der Schiene hinüber, wo die Burg langsam wieder Fahrt aufnahm und systematisch das weit vorgedrungene Plasma vernichtete.

»Sie kommt direkt hierher«, erkannte Blazon Alpha. »Wir müssen fliehen, wenn wir nicht vernichtet werden wollen.«

»Wir starten gleichzeitig!« befahl Saedelaere. »Beide Scheiben müssen den direkten Weg durch die Lücke zwischen den Schienen nehmen. Wir fliegen zur GEVARII.«

Die Burg feuerte jetzt aus mindestens hundert Waffenkuppeln. Das Plasma begann auch an Stellen zu kochen, die einige Meter von den Einschußstellen entfernt waren. Die Luft flimmerte. Teile der Umgebung verschwanden hinter dichten Rauchvorhängen.

»Das ... das ist Mord!« rief Wyt erregt. »Diese Substanz lebt und besitzt Intelligenz. Sie wird kaltblütig getötet.«

Saedelaere antwortete nicht. Ihm war unklar, warum die Burg nicht die Plasmabergriffe angriff, die das Zentrum der Entarteten bildeten. Auf diese Weise hätte die Burg das Problem für alle Zeiten lösen können. Sie konzentrierte ihre Angriffe jedoch nur auf Auswüchse des Plasmas. Die Zusammenhänge waren schwer zu begreifen. Die graublaue Kuppel glitt langsam näher heran. Sie war nur noch hundert Meter von den beiden Flugscheiben entfernt.

Saedelaere blickte zu der anderen Scheibe hinüber und sah, daß die Blazon-Brüder ihre Plätze eingenommen hatten.

Saedelaere klammerte sich mit einer Hand fest, mit der anderen umfaßte er die Kontrollschaltung.

»Start!« rief er.

Die beiden Linsen hoben fast gleichzeitig ab. Unwillkürlich hielt der Transmittergeschädigte den Atem an.

Einem konzentrierten Beschuß der Burg würden die Schutzschirme der Beiboote nicht standhalten.

Die GEVARI I und II rasten auf die Lücke zwischen den Schienen zu.

Unter den beiden Kleinstraumschiffen blitzte es auf. Vor der GEVARI I entstand ein glühender Ball. Der Schutzschirm begann zu flackern. Die Burg des Schwarzen Dämons hatte das Feuer auf die beiden Flugkörper eröffnet.

Saedelaere spähte über den Rand der GEVARI I. Er konnte nicht viel erkennen, denn lohende Energiefluten versperrten ihm den Ausblick auf die Planetenoberfläche fast vollständig. Doch durch die Lücke zwischen Rauch und Flammen sah er die Burg auf einer himmelwärts führenden Schiene heranrasen.

»Sie folgt uns!« rief Blazon Beta, der die Burg ebenfalls beobachtet hatte.

Wieder erhielt die GEVARI I einen Treffer. Der Schirm drohte zusammenzubrechen. Der Flug der Scheibe wurde unregelmäßig. Einen weiteren Wirkungstreffer hätte das kleine Schiff nicht überstanden.

Verzweifelt riß Alaska das Steuer herum. Die Fluglinse verlor wieder an Höhe, brachte aber eine Normalschiene zwischen sich und die graublaue Metallkuppel.

»Sie wird nicht wagen, auf die Schienen zu schießen«, meinte Saedelaere überzeugt.

Zwischen zwei eng aneinander vorbeilaufenden Schienen hindurch flog die GEVARI I weiter.

In einem waghalsigen Manöver führte Saedelaere das kleine Schiff in die Lücke zurück. Die Burg blieb unter ihnen zurück. Ihre Bewohner - wenn es sie gab - hatten offenbar eingesehen, daß eine weitere Verfolgung sinnlos war.

»Wir sind durch!« rief Saedelaere aufatmend.

Gleichzeitig fiel ihm die GEVARI II ein, und er schaltete hastig das Funksprechgerät ein. Er bekam sofort Kontakt mit Blazon Beta.

»Die GEVARI II befindet sich bereits im Weltraum«, berichtete der Sextadim-Physiker.

»Gut«, sagte Saedelaere. »Wir nehmen direkten Kurs auf die GEVARI. Eine Rückkehr nach Kokon mit diesen Beibootten hat keinen Sinn. Die Burg würde sofort wieder angreifen.«

Wyt fragte: »Was werden Sie jetzt tun?«

»Das weiß ich nicht«, gab Saedelaere zu. »Wir müssen erst einmal Abstand zu diesen Ereignissen gewinnen.

Wenn wir beratschlagt haben, werde ich meine Entscheidungen bekanntgeben.«

Der Rest des Fluges verlief schweigend. Jeder der vier Männer hing seinen eigenen Gedanken nach. Nur einmal sendete Saedelaere eine Funknachricht an Kosum und berichtete, daß die beiden Flugscheiben auf dem Rückflug waren. Auf die ungeduldigen Fragen des Emotionauten reagierte er nicht.

Als die Beiboote das Mutterschiff erreicht hatten, erwachte Gucky aus der Paralyse und stöhnte. Die Erinnerung an die telepathischen Hilfeschreie des Plasmas war noch so stark, daß sie ihn überwältigte.

8.

Alaska Saedelaere erwachte aus einem unruhigen, von Alpträumen unterbrochenen Schlaf und blickte auf die Uhr. Seit ihrer Rückkehr von Kokon waren sieben Stunden vergangen. Noch immer stand er unter dem Eindruck der Ereignisse auf dem dritten Planeten der Sonne Praspa. Nach einem prüfenden Blick in den Spiegel verließ er den Raum, der ihm als Schlafkabine diente.

In der Zentrale traf er nur Kosum, Merkosh und Ribald Corello. Der Supermutant schlief auf dem Tragesitz seines Spezialroboters. Kosum blickte kurz auf, als der Kommandant des Einsatzunternehmens hereinkam.

»Die vier anderen schlafen noch«, erklärte er. »Vor allem Gucky war sehr erschöpft.«

Saedelaere nickte verständnisvoll. Auch er fühlte eine bleierne Müdigkeit. Er mußte sich dazu zwingen, sich auf die bevorstehenden Aufgaben zu konzentrieren.

»Wir haben inzwischen die Auswertung aller Aufnahmen und Meßergebnisse beendet«, berichtete Kosum. »Was wir dabei herausgefunden haben, stimmt bis auf wenige Ausnahmen mit Ihren Aussagen überein.«

Saedelaere ließ sich in einen Sitz sinken und massierte mit beiden Händen den Nacken.

»Eines scheint mit Sicherheit festzustehen«, fuhr Mentro Kosum fort. »Die ockergelben Riesengebirge auf Kokon bestehen aus der gleichen Substanz wie das Plasma, das einen Teil der Energieschienen überwuchert hat. Corello hat ebenfalls den Verdacht geäußert, daß es sich um eine nicht schätzbare Zahl Gelber Eroberer handelt,

bei denen der Zellteilungsvorgang explosionsartige Geschwindigkeit angenommen hat. Die Aufgabe der sogenannten Burg scheint es zu sein, dieses Wachstum in Grenzen zu halten. Unklar ist noch, ob die Burg und die Schienen von Anfang an zu diesem Zweck konstruiert wurden.«

Saedelaere preßte die Hände gegen die Armlehnen seines Sitzes. Das, was ihm Kosum vortrug, überstieg fast seine Vorstellungskraft.

War der Planet Kokon eine Welt, zu der die Gelben Eroberer alle Kranken brachten?

Der Mann mit der Maske richtete sich im Sessel auf.

»Gehen wir von den Informationen aus, die wir bereits besitzen«, schlug er vor. Seine Stimme weckte Corello.

Der Mutant winkte Saedelaere zu, unterbrach ihn jedoch nicht. »Wir können als sicher annehmen, daß die Gelben Eroberer sich in jeder Galaxis, in die sie mit dem Schwarm einfliegen, zu teilen beginnen.«

»Ja«, bestätigte Kosum. »Zu diesem Zweck wird eine entsprechende Anzahl von Welten außerhalb des Schwarms präpariert.«

Saedelaere schloß die Augen und bog den Kopf zurück.

»In unserer Galaxis steht die Ankunft der Hauptwelle noch bevor. Wir hatten es bisher nur mit einer Vorhut zu tun.« Er schnippte mit den Fingern. »Diese Vorhut kam sicher nicht, um Experimente anzustellen. Ich glaube vielmehr, daß einzelne Gelbe Eroberer sich vor dem errechneten Zeitpunkt teilen und daher frühzeitig auf die entsprechenden Welten gebracht werden müssen.«

»Sie schließen daraus, daß nicht alle Gelben Eroberer gleichzeitig mit der Teilung beginnen«, vermutete Corello.

»Genau! Wir können davon ausgehen, daß es Einzelfälle gibt, bei denen die Teilung in noch kürzeren Abständen geschieht. Da diese seltsamen Wesen offenbar unter keinen Umständen innerhalb des Schwarms in Teilung gehen wollen, könnten einzelne von ihnen in einen schweren Konflikt geraten. Es könnte Wesen innerhalb des Schwarms geben, die sich *ständig* teilen, Entartete, die diesen Prozeß der Vermehrung nicht mehr zu stoppen in der Lage sind.«

»Sie glauben, daß wir auf Kokon solche Wesen getroffen haben?« fragte Merkosh.

»Es wäre eine gute Erklärung.«

Sie wurden unterbrochen, weil der Mausbiber in der Zentrale der GEVARI materialisierte. Er zeigte sich von dem Abenteuer auf Kokon gut erholt.

»Gucky wird uns sicher ein paar Hinweise geben können«, meinte Saedelaere. »Er hatte schließlich telepathischen Kontakt mit diesem Plasma.«

Es stellte sich jedoch schnell heraus, daß der Ilt ihnen nicht weiterhelfen konnte.

»In erster Linie spürte ich die Furcht, die das Plasma vor dem Schwarzen Dämon empfand«, schilderte Gucky seine Eindrücke. »Jeder, der beobachten konnte, wie die Burg gegen die Entarteten vorging, kann diese Angst verstehen. Leider konnte ich nicht herausfinden, wer dieser sogenannte Schwarze Dämon ist. Vielleicht sind es mehrere normal gebliebene Gelbe Eroberer, die ihre entarteten Genossen überwachen. Es kann natürlich auch eine unbemannte Robotstation sein.«

»Du mußt uns alles berichten, was du an Informationen erhalten hast«, forderte Corello den Ilt auf. »Jedes Detail kann wichtig sein.«

Die anderen blickten gespannt auf den Mausbiber. Doch Gucky hob hilflos die Ärmchen.

»Ich fand es erstaunlich, daß dieses Plasma von der Friedfertigkeit aller Schwarmbewohner überzeugt zu sein schien.« Er schüttelte in Erinnerung an diese Impulse den Kopf. »Als ich den Entarteten berichtete, daß wir gekommen sind, um unser Volk vor der drohenden Vernichtung zu retten, stieß ich auf Unglauben. Das Plasma scheint davon überzeugt zu sein, daß außerhalb des Schwarms nichts geschieht, was fremden Lebewesen schaden könnte.«

Merkosh trompetete entrüstet. »Diese Geisteshaltung könnte man schon fast schizopren nennen.«

»Setzen wir einmal voraus, daß das Plasma auf Kokon von der Harmlosigkeit der Schwarms *überzeugt* ist«, fuhr Gucky fort. »Wie konnte es zu einer solchen Überzeugung gelangen?«

»Die Antwort auf diese Frage sollten wir uns sparen«, schlug Saedelaere vor. Er wirkte leicht ungeduldig. »Wir dürfen uns nicht mit Theorien beschäftigen, sondern müssen von den Fakten ausgehen, die wir inzwischen gesammelt haben.«

»Ich gestehe, daß mir alles nur noch viel rätselhafter erscheint«, erklärte Merkosh.

Saedelaere nickte und verordnete sich und seinen Freunden noch einmal eine mehrstündige Ruhepause, bevor er eine Entscheidung bekanntgeben wollte.

Als er in die Gesichter der Männer und der beiden Extraterrestrier blickte, die sich in der Zentrale versammelt hatten, glaubte Saedelaere, bereits das Wissen um seinen Entschluß erkennen zu können. Das war keineswegs absurd. Die meisten Besatzungsmitglieder kannten sich lange und gut genug, um bestimmte Gedanken und Absichten ihrer Begleiter erraten zu können.

Die anderen konnten nicht sehen, daß der Transmittergeschädigte Unter seiner Maske unbewußt lächelte. Niemand sah je, wann Saedelaere lächelte.

Seine Stimme, die oft den Eindruck entstehen ließ, als würde ihm jedes Wort schwerfallen, klang durch die Zentrale: »Wir dürfen das Praspa-System nicht verlassen. Dazu erscheint es mir zu wichtig. Kokon ist eine Welt, auf der wir viele Rätsel des Schwarms lösen können. Bedauerlicherweise ist es eine Welt, die ihre Geheimnisse nicht freiwillig enthüllt.«

»Mach es nicht so spannend, Alaska!« rief Gucky. »Wir wissen ohnehin, was du vorhast.«

»Dann ist es sicher für niemanden eine Überraschung, wenn ich jetzt erkläre, daß ich noch einmal nach Kokon zurückkehren möchte.«

»Diesmal wird die Burg schneller zuschlagen«, prophezeite Blazon Beta. »Mit den Fluglinsen haben wir keine Chancen.«

»Dessen bin ich mir bewußt.« Saedelaere machte eine alles umfassende Bewegung. »Deshalb werden wir mit der GEVARI nach Kokon fliegen. Dieses Schiff gewährt uns nicht nur größere Sicherheit, sondern es wird uns auch bessere Ortungen und Messungen ermöglichen.«

Blazon Beta zog seinen langen Zopf über die Brust und umklammerte ihn mit beiden Händen.

»Das ist doch hoffentlich nicht Ihr Ernst?«

»Sie kennen Alaska nicht«, warf Merkosch ein. »Er meint immer alles so, wie er es sagt.«

Der kleine Wissenschaftler machte einen Schritt auf Saedelaere zu. Sein Gesicht war rot angelaufen.

»Vielleicht stimmen die Gerüchte, die über Sie in Umlauf sind!«

»Wie meinen Sie das?« fragte Saedelaere scharf.

»Es wird behauptet, daß Sie nicht allzusehr an Ihrem Leben hängen.« Blazon Beta deutete auf die Maske in Alaskas Gesicht. »Wegen dieser Maske. Es wird behauptet, daß Sie den Tod suchen. Das ist natürlich Ihre Sache, aber Sie haben nicht das Recht, andere mit hineinzuziehen.«

Es wurde so still in der Zentrale, daß Mentro Kosum das leise Summen der Positronik hören konnte. Kosum ließ Saedelaere nicht aus den Augen. Mit beinahe wissenschaftlichem Interesse verfolgte er jede Reaktion des Transmittergeschädigten.

»Ich habe nie gehört, daß darüber gesprochen wurde.« Baiton Wyt hatte offenbar das Gefühl, daß er Saedelaere zu Hilfe kommen mußte.

»Kein Wunder!« sprudelte Blazon Beta hervor. »Sie werden auch niemals etwas davon hören. Sie nicht und Gucky nicht. Und Kosum auch nicht. Keine der wichtigen Persönlichkeiten wird jemals etwas davon hören. Niemand wagt es, mit Ihnen darüber zu sprechen. Aber ich bin nicht ruhig. Ich werde nicht zulassen, daß dieses wichtige Schiff gefährdet wird. Wir haben einen Auftrag, den wir nur mit diesem Schiff erfüllen können und auch nur dann, wenn wir am Leben bleiben.«

Blazon Alpha war neben seinen Bruder getreten. »Er ist hitzköpfig«, versuchte er ihn zu entschuldigen.

»Unsinn!« Blazon Beta fuhr zu ihm herum. »Ich sage, was ich denke.«

Wieder trat eine Pause ein. Alle sahen Alaska an, der überhaupt noch nicht reagiert hatte.

»Sag ihm, wie es wirklich ist, Alaska!« rief Gucky drängend.

»Vielleicht hat er recht«, meinte Saedelaere betont ruhig. »Aber darauf kommt es jetzt nicht an. Wir müssen nach Kokon zurückkehren. Wer glaubt, daß das falsch ist, kann sich auf Praspa IV absetzen lassen. Ich stelle jedem eine Flugscheibe und Ausrüstung zur Verfügung, der nicht mit nach Kokon fliegen möchte.«

Niemand rührte sich.

»Und Sie, Mister Blazon?« fragte Saedelaere.

Die Augen des kleinen Mannes blitzten.

»Ich begleite Sie nach Kokon«, sagte er heftig. »Aber ich gäbe viel darum zu erfahren, was hinter Ihrer Maske vorgeht.«

»Ich lächle, Mister Blazon«, behauptete Saedelaere lakonisch.

Mentro Kosum begann nun mit der Berechnung eines neuen Kurses. Saedelaeres Plan sah vor, daß sie zunächst einmal feststellen mußten, auf welcher Seite der Schienenwelt sich die Burg des Schwarzen Dämons aufhielt. Auf der genau entgegengesetzten Seite wollten sie landen.

Der knappe Vorsprung, den sie dadurch erringen würden, mußte ihnen genügend Zeit für die Suche nach einem Versteck geben.

Kosum wußte, daß es nicht einfach sein würde, die Burg zu finden. Gemessen an der Ausdehnung des Schienennetzes war ihre Ausdehnung gering, außerdem wurden ihre Abstrahlimpulse von denen der Schienen überlagert.

Vor der Landung hatten sie die Burg nicht entdeckt. Diesmal wußten sie jedoch von ihrer Existenz und konnten sich auf sie konzentrieren.

Kosum erhielt die notwendigen Daten aus dem Computer. Auch diesmal würde er ohne SERT-Haube steuern. Er wandte sich an Alaska. »Fertig!«

Die GEVARI verließ ihre Position und nahm Kurs auf Kokon.

Auf dem Bildschirm der Fernortung erschien sekundenlang die Schienenstation.

»Da ist sie!« rief Mentro Kosum. Er beschleunigte die GEVARI und steuerte sie wieder in den Weltraum zurück.

»Sie bewegt sich verhältnismäßig langsam«, sagte Saedelaere. »Das erhöht unsere Chancen, unbemerkt auf Kokon zu landen.«

Kosum sah ihn skeptisch an.

»Wenn wir nicht unmittelbar nach der Landung ein geeignetes Versteck finden, wird uns die Burg aufspüren und angreifen.«

Die GEVARI näherte sich wieder der Schienenwelt. Ihre Ortungsgeräte hatten die Burg des Schwarzen Dämons auf der Nachtseite aufgespürt. Jetzt glitt das diskusförmige Schiff auf die Tagseite Kokons hinüber. Die

Besatzungsmitglieder konnten durch die Panzerplastkuppel Wolkenformationen in der Atmosphäre erkennen. Auf den Bildschirmen zeichneten sich die Energieschienen ab.

»Unter uns liegt ein riesiges Plasmagebirge«, meldete Baiton Wyt. »Wenn die Messungen stimmen, sind einzelne Berge bis zu fünftausend Meter hoch.«

Saedelaere fragte sich, wie lange die Entarteten schon gewuchert sein mußten, um solche Gebilde hervorbringen zu können.

»Wo landen wir?« erkundigte sich Kosum.

Saedelaere dachte einen Augenblick nach. Ursprünglich hatte er zwischen überwucherten Schienen ein Versteck suchen wollen. Dort konnten sie sicher sein, von der Burg nicht sofort entdeckt und angegriffen zu werden. Jetzt hatte Alaska eine noch bessere Idee. »Wir sollten versuchen, irgendwo in diesem Plasmagebirge zu landen.«

Wyt meldete Bedenken an: »Glauben Sie, daß die Entarteten damit einverstanden sind?«

Auf diesen Einwand hatte Saedelaere gewartet. Er wandte sich an Gucky.

»Fühlst du dich stark genug, wieder Kontakt mit dem intelligenten Plasma aufzunehmen?«

Gucky bejahte. »Ich hoffe, daß sich die Entarteten beruhigt haben. Dann wird es leicht sein, Verbindung zu ihnen aufzunehmen.«

Die GEVARI verlor nun schnell an Höhe. Durch eine Lücke zwischen den leuchtenden Energieschienen sank sie auf den Plasmagebirgszug hinab. Die Raumfahrer konnten jetzt sehen, daß die Berge über ganze Schienenverbindungen gewuchert waren. In diesem Gebiet konnte sich die Burg zweifellos nicht mehr bewegen. Saedelaere wurde in seinem Entschluß bestärkt, die GEVARI irgendwo auf diesen Plasmabergen landen zu lassen.

Kosum drosselte die Geschwindigkeit. Alles hing jetzt von Gucky ab.

»Ich spüre die Impulse des Plasmas«, gab der Ilt bekannt. »Die Entarteten werden noch immer von ihrer Furcht vor der Burg des Schwarzen Dämons beherrscht, aber sie sind wesentlich ruhiger als zum Zeitpunkt des Angriffs.«

Die anderen Besatzungsmitglieder schwiegen.

Der Ilt konzentrierte sich. Es dauerte einige Zeit, bis einige mit dem Plasma verbundene Individuen auf ihn aufmerksam wurden.

Ich biete euch Frieden und Freundschaft im Namen XYM-Xatharmas, des Gütigen, sendete Gucky. Unser Kontakt wurde durch den Angriff des Schwarzen Dämons unterbrochen.

Als Antwort empfing Gucky ein Gefühl der Dankbarkeit. Er verstand sofort, was die auf Kokon lebenden Wesen ausdrücken wollten. Sie hatten den Rückzug der beiden Flugscheiben und ihrer Besatzungsmitglieder als Hilfsversuch anerkannt. Unmittelbar nach der Flucht der Raumfahrer hatte die Burg den Beschuß eingestellt.

Wir wollen keine Schwierigkeiten machen, versprach Gucky. Aber wir bitten euch um einen sicheren Landeplatz. Wieder trat eine längere Pause ein. Gucky spürte die Ungeduld seiner Begleiter und erklärte: »Die Entarteten scheinen zu beratschlagen.«

Kosum blickte auf die Kontrollen.

»Wenn sie uns noch länger warten lassen, wird die Burg uns entdecken und hier auftauchen.«

Gucky übermittelte Kosums Befürchtungen an das Plasma. Er erhielt sofort Antwort.

Wir haben uns entschlossen, euch aufzunehmen.

Der Ilt gab Kosum ein Zeichen. »Du kannst tiefer gehen, Mentro.«

»Und wo, bei allen Planeten, soll ich aufsetzen?«

»Das weiß ich noch nicht«, erwiderte Gucky. »Aber die Entarteten werden uns ein Zeichen geben, das wir nicht übersehen können.«

Kosum schaute Saedelaere zweifelnd an. Trotzdem schaltete er das Normaltriebwerk der GEVARI ab und ließ das Schiff auf seinen Antigravfeldern auf das Gebirge hinabsinken. Auf diese Weise vermied er, daß die Plasmawesen durch die Ausstrahlungen der Triebwerksdüsen verletzt wurden.

Gucky nickte Kosum zu.

»Unsere neuen Freunde bedanken sich«, übersetzte er die eintreffenden Telepathieimpulse. »Sie haben bemerkt, daß wir aus Rücksicht auf ihre Sicherheit das Triebwerk abgeschaltet haben.«

Kosum beobachtete die Bildschirme. Die GEVARI schwebte jetzt in einem großen Tal. Zu beiden Seiten ragte eine ockergelbe Wand hoch in den Himmel. Für Kosum war es unvorstellbar, daß diese gewaltige Masse leben sollte. Er mußte sich jedoch mit diesem Gedanken vertraut machen. Wie war es zu dieser abnormen Zellteilung gekommen?

Kosum biß sich auf die Unterlippe. Er durfte jetzt nicht darüber nachdenken, sondern mußte sich völlig auf den Flug des Schiffes konzentrieren. Seit die GEVARI innerhalb des Tales flog, arbeiteten ihre Kontrollinstrumente fast normal. Die Plasmaberger schirmten die Ausstrahlungen der Energieschienen ab.

»Fliege jetzt langsamer, Mentro!« rief Gucky. »Hier in der Nähe muß das Versteck sein, das die Entarteten für uns vorgesehen haben.«

Kosum blickte auf die Bildschirme und beobachtete die Plasmaberger durch die Panzerplastkuppel.

Der Gebirgszug war nicht mit natürlichen Erhebungen zu vergleichen, wie Kosum sie von Terra und anderen Planeten her kannte. Es fehlten tiefe Schluchten, zerklüftete Felsformationen und schroffe Zacken. Das Plasma

bildete sanfte Hügel und gleichmäßige Einschnitte. Nirgends gab es hervorstehende Spitzen und steil aufragende Gipfel. Das Land, über das die GEVARI flog, ähnelte einem gigantischen Berg aus Brei.

Plötzlich öffnete sich in der Nähe der GEVARI ein hundert Meter durchmessendes Loch in der Plasmawand.

Saedelaere sah es sofort und deutete auf den Bildschirm. »Da! Das Plasma bildet eine Höhle!«

Kosum kratzte sich nervös am Kopf. Ihm war nicht ganz geheuer bei dem Gedanken, die GEVARI in diese Öffnung steuern zu müssen. Was würde geschehen, wenn die GEVARI in das Versteck eingeflogen war?

Saedelaere spürte, daß der Emotionaut zögerte. »Ich glaube, daß wir den Entarteten vertrauen können«, sagte er. Auch Gucky stimmte zu.

»Ich würde es spüren, wenn man uns hintergehen wollte. Du kannst die GEVARI bedenkenlos in das angebotene Versteck fliegen, Mentro.«

»Bereiten Sie sich trotzdem auf eine schnelle Flucht vor«, schlug Blazon Beta mißtrauisch vor.

Das Schiff hatte sich der so plötzlich entstandenen Öffnung bis auf wenige hundert Meter genähert. In der riesigen Höhlung war es dunkel. Kosum fragte sich, ob das Plasma stabil genug sein würde, um das Schiff zu tragen.

»Wir müssen das Risiko eingehen«, entschied Alaska. Er blickte auf den in seinem Sessel kauernenden Gucky.

»Der Kleine wird uns warnen, wenn es gefährlich werden sollte.«

Der Kommandant hatte seinen Entschluß gefaßt. Kosum steuerte die GEVARI in die Höhle hinein und schaltete die Außenscheinwerfer des Schiffes ein.

Er sah unregelmäßig geformte Wände von gelber Farbe. Das Plasma bewegte sich leicht.

Behutsam setzte Kosum die GEVARI auf. Durch die Öffnung konnte er die gegenüberliegenden Berghänge beobachten. Auf den Bildschirmen der Fernortung war zu sehen, daß große Flächen davon mit Pflanzen bedeckt waren. Kosum machte Saedelaere auf diese Entdeckung aufmerksam.

»Wahrscheinlich Symbiose«, vermutete der Mann mit der Maske. »Gucky kann sich später nach diesem Phänomen erkundigen.«

In diesem Augenblick sank ein Ausläufer des Plasmas über die Höhlenöffnung. Unwillkürlich zuckte Kosums Hand zum Auslöseknopf der schweren Impulsstrahler.

Saedelaere sah die Bewegung.

»Halt!« befahl er. »Das hat nichts zu bedeuten. Die Entarteten haben die Höhle nur aus Gründen der Sicherheit geschlossen. Sie werden sie für uns öffnen, sobald wir das Bedürfnis haben, sie wieder zu verlassen. Stimmt das, Kleiner?«

»Es ist richtig«, stimmte der Mausbiber zu. »Ich habe jetzt einen sehr guten Kontakt mit den Entarteten. Sie behaupten, daß unsere Landung unbemerkt vor sich gegangen ist. Das Gebiet, in dem wir uns befinden, wurde noch nie von der Burg angegriffen. Wir können uns also in aller Ruhe den Entarteten widmen.«

Der Gedanke, in den nächsten Stunden wichtige Informationen zu bekommen, hatte für Saedelaere etwas Aufregendes.

Corello, der während des gesamten Landemanövers geschwiegen hatte, meldete sich jetzt zu Wort.

»Ich empfangе die Impulse der Fremden ebenfalls. Sie sind tatsächlich friedlich und bereit, uns zu helfen.«

Wenn die Plasmamasse auf Kokon aus entarteten Gelben Eroberern bestand, hatten sich diese Wesen nicht nur körperlich, sondern auch geistig verändert.

Oder war alles, was sie bisher über den Schwarm wußten, eine Täuschung?

Die Unterhaltung mit dem Plasma, zunächst nur von Gucky, später auch von Ribald Corello bestritten, erwies sich erst als umständlich und wenig informativ. Die Entarteten verstanden es nicht, ihre Emotionen zu unterdrücken. Gucky und Corello mußten immer wieder geistige Sperren errichten, um nicht in Schwierigkeiten zu geraten.

Es dauerte Stunden, bis sich ein ungefähres Bild der Vorgänge auf Kokon herauschälte.

Ursprünglich war Kokon eine völlig normale Welt gewesen. Wie auf zahlreichen anderen Planeten innerhalb des Schwarms hatten hier Gelbe Eroberer gelebt.

Dann, vor Jahrtausenden, war es zu einer Katastrophe gekommen.

Bei den Lebewesen des Planeten Kokon war es zu einer Regulationsstörung gekommen. Während der Schwarm sich von einer Galaxis zur anderen bewegte, begannen die Bewohner Kokons sich vorzeitig zu teilen. Sie erreichten nicht schnell genug das Ziel, wo sie auf vorbereiteten Fremdplaneten den Geburtenvorgang durchführen sollten. Die Folge davon war eine von allen ockergelben Wesen gefürchtete Zellexplosion. Sie wirkte sich in der Form einer hochinfektiösen Krankheit aus, die alle Gelben Eroberer anstecken und in einen ähnlichen Zustand versetzen konnte.

Den Informationen der Entarteten konnte die GEVARI-Besatzung entnehmen, daß es außer auf Kokon schon auf anderen Welten zu solchen Regulationsstörungen gekommen war.

»Jetzt wird mir klar, warum schon zweimal eine Vorhut den Schwarm verlassen hat«, sagte Alaska. »Die Ockergelben landeten auf dem Insekten- und dem Amazonenplaneten, um eine erneute Katastrophe zu vermeiden.«

Das Plasma bestätigte diese Auffassung. Es erklärte, daß für eine vorzeitige Teilung die Stätten Aclars vorbereitet sein müßten (was immer dieser Begriff bedeutete), denn der Geburtenvorgang war nur unter bestimmten Voraussetzungen möglich.

»Wir müssen herausfinden, warum sie im Ernstfall nicht innerhalb des Schwarms mit der Teilung beginnen«, sagte Kosum.

Gucky und Corello richteten entsprechende Fragen an die Entarteten. Das Plasma konnte darauf keine befriedigende Antwort geben.

Ein innerer Zwang trieb die Gelben Eroberer immer wieder aus dem Schwarm. Welten des Schwarms durften unter keinen Umständen benutzt werden. Das war ein unverständlicher Ritus, für den auch die Entarteten keine Erklärung wußten.

»Ich glaube, daß sie uns die Wahrheit berichten«, sagte Gucky.

Alaska begann einiges zu verstehen.

Die Lebewesen, die einst den Planeten Kokon bevölkert hatten, waren Opfer einer explosiven Zellteilung geworden. Sie hatten sich geteilt und wieder geteilt, geboren und wieder geboren, bis sie zu riesigen Gebirgen angewachsen waren. Bei diesem Prozeß hatten sie aber ihre Intelligenz nicht verloren.

»Jetzt begreife ich, warum wir innerhalb des Praspa-Systems noch keine Raumschiffe angetroffen haben!« rief Kosum aus. »Die Normalgebliebenen meiden dieses System, denn sie wollen sich unter keinen Umständen infizieren. Dieser Krankheitsherd inmitten des Schwarms ist verbotenes Gebiet.«

»Die Gelben Eroberer sehen in dieser Zellteilung eine tödliche Krankheit«, bestätigte Gucky. »Der Befall kommt einem Verlust der Seele gleich.«

Saedelaere dachte angestrengt nach. Dann wandte er sich wieder an Gucky.

»Einiges bleibt unklar«, sagte er. »Das Plasma bezeichnet sich und die Gelben Eroberer als harmlos. Es kann sich nicht vor den grausigen Ereignissen verschließen, zu denen es bereits innerhalb unserer Galaxis gekommen ist. Du mußt die Entarteten fragen, wie sie sich dazu stellen, daß Hunderttausende von Dianen unter schrecklichen Umständen gestorben sind. Du mußt diesem Plasma klarmachen, daß die Veränderung der Gravitationskonstante und der Durchschnittstemperatur der als Geburtsstätte ausgesuchten Planeten den Tod einiger Milliarden Lebewesen bedeuten wird.«

»Ich will es versuchen«, sagte Gucky. »Ich fürchte nur, daß man mich nicht verstehen wird.«

Die Männer und Merkosh beobachteten gespannt, wie Gucky und Corello sich konzentrierten. Bei Corello machten sich bereits wieder die ersten Spuren einer Erschöpfung bemerkbar.

Schließlich berichtete Gucky seufzend: »Es ist so, wie ich befürchtet habe. Sie begreifen nicht, was ich von ihnen will.«

»Sie wollen es nicht begreifen!« sagte Alaska hart.

»Das ist nicht wahr!« mischte Corello sich ein. »Diese Wesen verstehen nicht, daß ihresgleichen Unheil angerichtet hat. Sie glauben es nicht.«

Die lautlose Unterhaltung wurde fortgesetzt. Saedelaere wurde immer ungeduldiger. Er fühlte sich von dem Plasma hingehalten.

»Wir sind einem großen Irrtum unterlegen, Alaska«, bemerkte Gucky nach einer Weile. »Die Gelben Eroberer haben einen anderen Namen verdient. Es sind keine Eroberer.«

»Was?« rief der Transmittergeschädigte überrascht. »Hoffentlich hast du eine Erklärung für diese Behauptung.«

»Eine sehr einfache und einleuchtende«, sagte der Ilt. »Diese Wesen besitzen etwas, das man vielleicht am besten als Zugvogelinstinkt bezeichnen könnte. Sie ziehen quer durch das Universum und fliegen dabei eine Galaxis nach der anderen an, um ihre Jungen zur Welt zu bringen. Dabei haben sie wie jeder Zugvogel, der seinen Standort wechselt, wie jeder Lachs, der sich unter Lebensgefahr die Flüsse hinaufwindet, um seinen Laichplatz zu erreichen, keinerlei Gefühl oder Verständnis für das Unheil, das sie anrichten. Die Ockergelben landen auf fremden Welten, manipulieren sie ganz selbstverständlich, gebären und verschwinden wieder.«

Gucky machte eine hilflose Geste. »Es ist für sie die natürlichste Sache der Welt.«

Alaska fluchte und ließ sich schwer in einen Sitz fallen.

»Wenn das stimmt, sind die Gelben Eroberer Mörder gegen ihren Willen«, stellte Kosum fest.

»Genau!« bestätigte Gucky. »Ich glaube nicht, daß sie für ihr Tun verantwortlich zu machen sind.«

Saedelaere sträubte sich gegen diese Erkenntnis. Wie sollten sie gegen Lebewesen kämpfen, die im Grunde genommen nichts Böses im Sinn hatten?

Sollte sich herausstellen, daß die Gelben Eroberer einem Naturinstinkt folgten, erhob sich sofort die Frage, ob die Terraner das Recht besaßen, sie deswegen zu bekämpfen. Die Schwarmbewohner waren intelligente Wesen, nicht vergleichbar mit einem Heuschreckenschwarm, den man ohne Skrupel vernichten konnte.

»Irgendwo liegt ein Fehler«, sagte Saedelaere. »Das Plasma kann sich gegenüber den Untaten der Purpurnen und der Schwarminstallateure nicht dumm stellen. Es muß wissen, was in unserer Galaxis geschehen ist und noch geschieht. Du mußt ihm darüber einen detaillierten Bericht geben.«

»Ich scheide vorläufig aus«, stöhnte Corello. »Diese telepathischen Verhandlungen sind äußerst schwierig und gehen über meine Kraft.«

»Ich mache weiter«, erklärte Gucky. »Ich werde den Entarteten erklären, was in der Galaxis geschehen ist.«

Diesmal entstand eine längere Pause. Saedelaere und Kosum unterhielten sich leise, um Gucky nicht in seiner Konzentration zu stören.

»Was halten Sie von dieser Sache?« fragte Kosum.

Saedelaere blickte auf den Boden. »Ich kann es nicht glauben.«

»Wenn es die Wahrheit ist, kämen wir in große moralische Schwierigkeiten.«

»Aber warum sollten sie Gucky belügen?« fragte Saedelaere. »Es muß die Wahrheit sein.«

Das Gesicht des Emotionauten drückte nichts von dem aus, was in diesem Mann jetzt vorging.

»Vielleicht ist das Plasma wahnsinnig und hat sich diese Geschichte zurechtgesponnen.«

Der Transmittergeschädigte lehnte sich zurück und schloß die Augen.

Der Mausbiber atmete schwer, aber er richtete sich entschlossen auf.

»Ich habe ausführlich über die bestehenden Probleme verhandelt«, gab er bekannt. »Die Problemstellung hat sich verändert, bestenfalls verschoben. Es gibt keinen Zweifel daran, daß die Gelben Eroberer kosmische Zugvögel sind, die einem inneren Trieb folgen. Das Plasma hat dies eindeutig und überzeugend erklärt.«

»Und was ist mit den Untaten?« wollte Baiton Wyt wissen.

»Die Gelben Eroberer bezweifeln, daß es dazu gekommen ist.« Gucky watschelte auf Saedelaere zu und lehnte sich gegen dessen Beine. »Sie räumen allerdings ein, daß es früher ein Gesetz gab, das einen Schutz des heiligen Teilungsvorganges vor fremden Vernichtern forderte.«

»Und aus diesem Gesetz kann sich all das entwickelt haben, was uns jetzt Schwierigkeiten bereitet«, fügte Corello hinzu.

»Sie nehmen an, daß die Gelben Eroberer ihre Hilfsmannschaften und Schutzvölker aus der Kontrolle verloren«, sagte Merkosch.

»So muß es sein«, bestätigte Gucky. »Jedenfalls ist es im Augenblick die einzig logische Erklärung.«

Der Ilt gab noch weitere Einzelheiten bekannt. Die Antworten, die er von den Entarteten erhalten hatte, wirkten konfus. Die Ansichten der Ockergelben entsprangen einer völlig fremdartigen Mentalität.

»Da sie einem natürlichen Trieb folgen«, erklärte Gucky, »setzen sie einfach voraus, daß sich ihnen niemand in den Weg stellt. Die Planeten, die sie verändern und besuchen, gehören zu ihrem Leben. Es ist für die Entarteten ein völlig normaler Vorgang, wenn sich ihre Artgenossen eine Welt aussuchen, sie manipulieren und schließlich als Geburtsstätte benutzen. Das ist so zwangsläufig wie Sonnenauf- und Sonnenuntergang.«

Wenn die Entarteten nicht logen, bestand die einzige Schwierigkeit der Terraner darin, den Gelben Eroberern klarzumachen, daß ihre Handlungsweise andere Völker ins Unglück stürzte.

»Erstaunlicherweise ist der Begriff >Töten< den Entarteten nur im abstrakten Sinn bewußt«, fuhr Gucky fort. Saedelaere hob einen Arm. »Einen Augenblick, Kleiner!«

Gucky unterbrach sich.

»Wenn das Wort >Töten< nicht zu ihrem Sprachschatz gehört, wieso gibt es dann die Burg des Schwarzen Dämons, die auf das erkrankte Plasma das Feuer eröffnet und es teilweise abtötet?«

Blazon Beta schaute Saedelaere wohlwollend an. »Eine gute Frage! Ich bin gespannt, welche Erklärung die Entarteten diesmal haben.«

Gucky gab Saedelaeres Frage auf telepathischem Weg an das Plasma weiter.

Die Ockergelben schienen nicht mit einer Antwort zu zögern, denn Gucky nickte verständnisvoll und sagte: »Es gibt ein Gesetz, das die Vernichtung von infizierten Planeten mit entarteten Ockergelben verbietet. Die Kranken müssen vor der völligen Vernichtung geschützt werden. Die Wächter dieser Plasmamasse leben in der Burg des Schwarzen Dämons. Es ist ihre Aufgabe, die krankhafte Vermehrung der Entarteten so weit einzudämmen, daß sie ihre Lebensfähigkeit behalten, nicht ersticken oder erfrieren und ausreichend Nahrung bekommen. Teile des Plasmas werden nur deshalb getötet, um die Hauptmasse am Leben zu erhalten.«

Blazon Alpha stöhnte auf. »Welch eine makabre Logik!«

»Mir fällt noch etwas ein«, sagte Saedelaere. »Die Entarteten kennen den Auftrag der Burg. Trotzdem fürchten sie sie und versuchen sich ihren Angriffen zu entziehen.«

»Sie fürchten sie nicht nur, sondern sie hassen sie sogar«, gab Gucky zurück. »Dieser Haß ist verständlich. Natürlich wissen die Entarteten, warum die Burg des Schwarzen Dämons auf Kokon ist und das Wachstum des Plasmas reguliert, aber wie fast alle intelligenten Lebewesen besitzen die Ockergelben einen ausgeprägten Selbsterhaltungstrieb. Sie kämpfen gegen diese Burg. Aus Haß und Furcht heraus ist es ihnen gelungen, einzelne Schienen zu überwuchern und energetisch steril zu machen. Teile des Plasmas sind inzwischen immun gegen die Hitzestrahlen der Burg geworden. Sie sind in der Lage, Schüsse aus den Waffenkuppeln zu absorbieren. Die sterilen Schienen können von der Burg nicht mehr benutzt werden.«

»Eine phantastische Geschichte«, sagte Kosum.

»Alles in allem dürfen wir feststellen, daß die Gelben Eroberer friedfertige Lebewesen sind, die nur einem Naturinstinkt folgen«, sagte Blazon Beta sarkastisch. »Feine Aussichten! Hat der Mensch schon jemals einen Zugvogel daran gehindert, dem ihm angeborenen Drang nachzugeben?«

»Diesmal geht es um unsere Existenz«, betonte Gucky. »Da liegt der Fall anders.«

Saedelaere wußte, daß sie stundenlang über dieses Problem diskutieren konnten und doch keine Lösung finden würden.

»Wir sind in den Schwarm gekommen, um Informationen zu sammeln«, erinnerte er die anderen. »Das haben wir bisher mit Erfolg getan. Rückschlüsse aus diesen Informationen zu ziehen ist nicht unsere Aufgabe. Wir haben auch keine Entscheidungen zu treffen.«

»Trotzdem könnten Sie mir helfen«, meinte Kosum. »Sind die Ockergelben jetzt unsere Feinde oder nicht?«

Saedelaere sah ihn nachdenklich an, er verstand genau, worauf der Emotionaut hinauswollte.

»Das kann jeder an Bord der GEVARI nach seinem eigenen Gewissen entscheiden«, sagte Alaska.
Merkosh sah ihn ausdruckslos an. »Und wie haben Sie sich entschieden?«
»Ich schiebe die Entscheidung vor mir her«, blieb Alaska diplomatisch. »Wenn wir mehr wissen, werde ich sie bekanntgeben.«
»Wie wollen Sie noch mehr herausfinden?« erkundigte sich Wyt.
»Ganz einfach.« Alaska deutete in Richtung der Schleuse. »Wir steigen aus und sehen uns draußen um.«

9.

Saedelaere und Gucky legten ihre Schutzanzüge an. Der Ilt hatte die Entarteten auf telepathischem Weg von ihrem Vorhaben unterrichtet. Das Plasma hatte sie vor der Burg gewarnt, sich aber bereit erklärt, die Außenwand der Höhle zu öffnen, damit Alaska und Gucky ins Freie konnten.
»Werden wir in Funkkontakt bleiben?« erkundigte sich Kosum.
»Wenn nichts Ungewöhnliches geschieht, werden wir auf Funkgespräche verzichten«, entschied Alaska. »Die Ortungsgefahr ist zu groß. Deshalb werden auch nur Gucky und ich nach draußen gehen. Sollte die Burg auftauchen, kann der Mausbiber mit mir in diese Höhle zurückspringen.«
Kosum schaute besorgt zu Gucky. »Ist er schon wieder kräftig genug?«
Gucky sah den Emotionauten herausfordernd an. »Es geht mir gut!« rief er.
»Nur keine Aufregung!« ermahnte ihn Kosum. »Es könnte deinen strapazierten Nerven schaden.«
Gucky zeigte dem Emotionauten seinen Nagezahn und schloß dann den Helm des Spezialanzugs. Hinter Saedelaere watschelte er auf die Schleuse zu.
Sie betraten die Schleusenkammer. Die Atmosphäre von Kokon war nicht giftig, aber Alaska wollte vorerst kein Risiko eingehen. Sie konnten nicht wissen, was sie draußen alles erwartete.
Die äußere Schleusenwand glitt zur Seite. Das Licht der beiden Helmscheinwerfer fiel in die Plasmahöhle. Saedelaere stieg aus der Schleuse. Seine Füße berührten den Plasmaboden. Er fühlte sich weich und nachgiebig an. Für Saedelaere war es ein bedrückender Gedanke, über lebende Wesen hinwegschreiten zu müssen. Er schätzte, daß das Gebirge, in dem sie sich befanden, aus Milliarden Gelber Eroberer bestand.
Vor der äußeren Höhlenwand blieben Gucky und sein terranischer Begleiter stehen.
Der Ilt schickte einen Telepathieimpuls an die Plasmawesen.
Vor den beiden Raumfahrern begann die Wand auseinanderzugleiten. Das Plasma schob sich zur Seite. Eine unregelmäßige Öffnung, die an ihrer breitesten Stelle etwa fünf Meter durchmaß, entstand.
Gucky machte eine einladende Geste. »Nach dir, großer Freund!«
Alaska schaltete den Antigravprojektor seines Energieaggregats ein. Die Gefahr einer Ortung war gering. Die Ausstrahlung der Energieschienen würde die Impulse des Energieaggregats überlagern.
Saedelaere schwebte durch die Öffnung hinaus. Es war später Abend; doch die Schienen gaben genügend Licht ab, um das Tal zwischen den Plasmabergen zu erhellen.
Alaska wartete, bis Gucky an seiner Seite war.
Das Tal bot einen phantastischen Anblick. Es war mindestens fünfzig Kilometer lang und durchmaß an der breitesten Stelle etwa zehn Kilometer.
Die vorherrschende Farbe war Ockergelb, aber es gab auch hier wieder Gebiete, in denen Pflanzen, Büsche und sogar Bäume das Plasma überwuchert und dem Land eine braungrüne Farbe verliehen hatten.
Saedelaere drehte sich langsam um die eigene Achse. »Unvorstellbar«, sagte er leise. »Das alles sind Lebewesen.«
Er hob den Kopf. Hoch über dem Tal leuchtete das Netzwerk der Schienen. Ein paar davon waren überwuchert.
»Fliegen wir los?« erkundigte sich der Ilt ungeduldig.
Saedelaere hatte kein bestimmtes Ziel. Er wollte sich in der näheren Umgebung umsehen.
Er flog an der Wand entlang, die steil, aber fast völlig glatt vor ihm aufragte. Dann ließ er sich langsam zur Senke hinabgleiten. Gucky folgte dicht hinter ihm. Bald erreichten sie eine Stelle, an der grasähnliche Pflanzen wuchsen.
Obwohl es völlig windstill war, bewegte sich das fußhohe Gras. Die wellenförmigen Bewegungen wurden vom Plasma ausgelöst. Saedelaere landete, um die Stelle genauer zu untersuchen. Gucky kreiste über ihm.
Der Boden erschien Alaska in diesem Gebiet fester. Der Mann mit der Maske bückte sich und ließ seine Hände über das Gras gleiten. Die Pflanzen fühlten sich fest an, wenn Alaska sie freigab. Feine Wurzeln durchzogen das Plasma wie Äderchen.
»Symbiose«, sagte Saedelaere. »Das Gras könnte hier nicht wachsen, wenn das Plasma nicht damit einverstanden wäre.«
Saedelaere hob wieder vom Boden ab. Die beiden Besatzungsmitglieder der GEVARI flogen weiter. In der Nähe einiger meterhoher Büsche landete Saedelaere abermals. Auch die Büsche waren fest im Plasma verwurzelt. Als Alaska einen Ast abbrach, wurde das Plasma unter ihm unruhig.
Später gelangten die beiden verschiedenartigen Lebewesen an eine Stelle, an der eine Energieschiene dicht über das Tal hinwegführte.

»Fliegen wir hinauf und sehen uns die Schiene an?« fragte Gucky.

Saedelaere zögerte. »Kann das Plasma feststellen, ob die Burg in der Nähe ist?«

Nachdem er in telepathischen Kontakt mit den Entarteten getreten war, erklärte der ehemalige Bewohner des Planeten Tramp: »Im Augenblick droht keine Gefahr durch den Schwarzen Dämon.«

Obwohl Gucky ein paarmal danach gefragt hatte, war von den Ockergelben nicht zu erfahren, was die Bezeichnung »Schwarzer Dämon« zu bedeuten hatte. Saedelaere vermutete, daß die Entarteten selbst nicht genau wußten, wer diese Schienenstation steuerte und bewohnte.

Der Mann mit der Maske deutete nach oben.

Seite an Seite flogen sie aus dem Tal. Das Licht der Schiene fiel auf ihre Helmsichtscheiben. Die Sonne war längst untergegangen, aber im Tal war es immer noch hell.

Die Schiene spannte sich wie eine Brücke über das Tal. Einzelne Ausläufer des Plasmas wölbten sich zu ihr empor, konnten sie aber nicht erreichen.

Auch jetzt konnte Saedelaere nicht feststellen, aus welchem Material die Schiene bestand. Er bewegte sich ein paar Meter unter ihr. Sie strahlte so hell, daß trotz der blendfreien Helmsichtscheibe ihr Licht dem Raumfahrer weh tat.

Alaska und Gucky flogen unter der Schiene hervor und bewegten sich ein paar Kilometer an ihrem Rand entlang. Es waren keinerlei Unregelmäßigkeiten oder Verbindungsstellen zu entdecken. Das gesamte Schienensystem schien aus einem Stück zu bestehen. Das Teilstück, das Saedelaere und Gucky abflogen, besaß überall die gleiche Breite und Höhe. Es war, als hätte jemand das Schienenband auf einer gigantischen Maschine ausgestanzt, mit Energie geladen und dann um den Planeten Kokon geschlungen.

Ein weiteres Rätsel blieb, wie dieses Gebilde stabilisiert wurde.

Schließlich wagten Saedelaere und Gucky sich über die Schiene.

»Ich möchte gern landen«, kündigte Saedelaere an. »Du mußt das Plasma fragen, ob es gefährlich ist.«

»Schon geschehen«, antwortete Gucky. »Die Ockergelben antworten ausweichend. Sie sind sich nicht darüber im klaren, was uns bei einer Berührung der Schiene geschehen könnte. Besonders gefährlich erscheint ihnen eine Landung nicht.«

Saedelaere überlegte einen Augenblick, dann löste er den Strahler von seinem Gürtel und warf ihn auf die Schiene hinab. Es geschah nichts. Die Waffe blieb unbeschädigt liegen.

Kein Überschlagblitz löste sich aus der Schiene, keine fremdartige Energie hüllte den Strahler ein.

»Ich versuche es«, beschloß der Transmittergeschädigte. »Du wartest, bis sicher ist, daß nichts passieren kann.«

Langsam sank er zur Schiene hinab. Zunächst berührte er sie behutsam mit den Fußspitzen, dann, als nichts geschah, schaltete er den Antigravprojektor aus, so daß die volle Schwerkraft Kokons auf ihn wirken konnte. Er stand mit seinem gesamten Körpergewicht auf der Schiene.

Saedelaere ließ sich in die Knie sinken und richtete sich hastig wieder auf. Diese Bewegung wiederholte er mehrmals schnell hintereinander. Die Schiene blieb ruhig.

»In Ordnung!« rief er Gucky zu. »Du kannst jetzt ebenfalls landen.«

Er holte seinen Strahler zurück und schob ihn in den Gürtel.

Gucky hatte sich gebückt und betastete den harten Boden.

»Scheint Metall zu sein«, meinte er unsicher.

»Es kann alles mögliche sein«, gab Saedelaere zurück. »Sogar stabilisierte Energie.«

Obwohl sich Gucky und Saedelaere nicht weit voneinander entfernten, war die Sprechfunkverbindung auf der Schiene undeutlich. Die Ausstrahlungen der Schiene beeinflussten die Helmfunkanlagen.

»Hier werden wir nicht viel entdecken«, erklärte Alaska enttäuscht. »Um mehr über die Eigenarten der Energiebahnen herausfinden zu können, müßten wir Meßinstrumente aus dem Schiff holen. Doch dazu haben wir keine Zeit. Wir müssen uns mit der Schienenstation beschäftigen.«

»Was hast du vor?« fragte Gucky.

Saedelaere hob eine Hand an seine Sichtscheibe und blickte zu dem gigantischen Netzwerk empor, das sich über ihren Köpfen spannte, als wollte er nach der Burg Ausschau halten.

»Ich möchte nur gern diesen seltsamen Schienenbus näher ansehen«, gestand er.

Drei Stunden später hatten Saedelaere und Gucky das Ende des Tales erreicht. Sie standen auf dem Gipfel eines der höchsten Berge und blickten auf das Land hinab, das jetzt nur von den Schienen erhellt wurde. Die Plasmamassen erstreckten sich kilometerweit ins offene Land. Ihre Ausläufer überwucherten zum Teil eine grasbewachsene Savanne, die wiederum von natürlichen Bergen begrenzt wurde. Dahinter, so wußte Alaska, begann das Meer.

Der Anblick der Schienen wirkte von diesem Platz aus verwirrend. Sie schienen ein unentwirrbar miteinander verflochtenes Knäuel zu bilden. An einzelnen Stellen führten so viele Schienen übereinander hinweg oder waren mit Weichen verbunden, daß sie wie ein riesiger Block wirkten.

»Worüber denkst du nach?« erkundigte sich Gucky.

»Über diese Welt«, erwiderte Saedelaere leise.

»Das solltest du dir abgewöhnen«, riet ihm der Ilt. »Es kommt nichts dabei heraus, außer, daß du vielleicht das Fürchten lernst.«

Saedelaere mußte lachen.

»Wir kehren jetzt um!« ordnete er an. »Weiter hinauszufiegen hätte keinen Sinn und wäre außerdem gefährlich. Ich glaube auch nicht, daß wir mit den zur Verfügung stehenden Möglichkeiten noch wichtige Entdeckungen machen können.«

»Ich werde mich wieder mit den Kranken in Verbindung setzen«, kündigte Gucky an. »Vielleicht haben sie noch einen Hinweis für uns.«

In diesem Augenblick sah Alaska, daß eine Schiene, die nur ein paar tausend Meter von ihnen entfernt war, zu zittern begann. Er machte Gucky, der sich gerade zu konzentrieren begann, darauf aufmerksam.

Gucky kauerte sich zusammen und nahm telepathischen Kontakt zu den entarteten Gelben Eroberern auf. Nach einer knappen Minute schreckte er wieder hoch.

»Es ist die Burg!« rief er alarmiert. »Sie kommt auf dieses Gebirge zu.«

Saedelaere fluchte. »Warum hat uns das Plasma nicht früher gewarnt?«

»Muß ich das jetzt herausfinden?« protestierte Gucky. »Dazu haben wir wirklich keine Zeit.«

»Du hast recht, Kleiner! Verschwinden wir.« Er packte Gucky an der Hand.

»Glaubst du, daß die Burg das Schiff geortet hat?«

Saedelaere zögerte. »Vielleicht war es ein Fehler von uns, auf einer Schiene zu landen. Die Burg hat die Berührung gespürt und sie wahrscheinlich falsch eingeschätzt. Sie glaubt sicher, daß ein Plasmaausläufer nach einer ihrer Schienen gegriffen hat.«

Mit unsicherer Stimme sagte Gucky: »Es ... es geht nicht!«

Saedelaere begriff sofort. »Du kannst nicht teleportieren!«

»Ich verstehe das nicht!« sagte der Ilt erregt. »Meine telepathischen Kräfte haben nicht nachgelassen, aber eine Teleportation ist mir im Augenblick nicht möglich.«

»Es wird mit den fremden Energien zusammenhängen«, vermutete Alaska. »Es ist jetzt auch sinnlos, darüber zu diskutieren. Wir müssen schnell von hier verschwinden.«

Ein Blick hinauf zu den Schienen überzeugte ihn, daß das Zittern stärker geworden war. Die Burg des Schwarzen Dämons konnte jeden Augenblick in der Nähe auftauchen und das Feuer eröffnen.

Saedelaere schaltete sein Flugaggregat ein. Er benutzte jetzt das Normaltriebwerk, da ihre Entdeckung sich nicht mehr verhindern lassen würde und er auf diese Weise schneller vorankam als mit dem Antigravprojektor.

Fast gleichzeitig hoben die beiden Raumfahrer vom Plasmaberg ab.

Saedelaere blickte nach oben und sah die Burg des Schwarzen Dämons eine noch weit entfernte Schiene herabrasen. Kurz darauf vernahm er das Brausen der Luft, das er schon einmal gehört hatte.

»Runter ins Tal!« befahl Saedelaere.

Die beiden Raumfahrer flogen jetzt mit Höchstbeschleunigung ins Tal hinab. Saedelaere sah, daß das Plasma unruhig wurde. Der gesamte Gebirgszug begann zu wallen. Die Gipfel veränderten ihre Form. Die Entarteten von Kokon registrierten die Annäherung der Schienenstation und reagierten auf ihre Weise.

Als Alaska abermals aufblickte, konnte er die Burg nicht mehr sehen, aber das Zittern der Schienen bewies, daß sie irgendwo hoch über ihnen über die Weichen raste und immer tiefer kam. Saedelaere und Gucky flogen jetzt dicht über dem Boden des Tales dahin. Der Mann mit der Maske hoffte, daß die Besatzung der Burg ihn und Gucky hier unten nicht so schnell entdecken würde.

Die Burg donnerte in die Tiefe. Mit atemberaubender Geschwindigkeit jagte sie eine Steilschiene hinab, schoß in eine Kurve und glitt über eine Weiche auf die nächste Schiene. Vom Talboden aus ähnelte sie einem kleinen gepanzerten Käfer. Sie verhielt sekundenlang, um dann wieder loszufahren.

Der Lärm der Station erfüllte das Tal.

»Sie holt uns ein!« rief Gucky.

Saedelaere landete auf dem Plasma.

»Du mußt die Entarteten dazu bringen, daß sie hier eine Höhle bilden und uns aufnehmen.«

Der telepathische Kontakt war sofort hergestellt, aber Gucky konnte den Ockergelben nicht klarmachen, was er von ihnen wollte. Seit der Annäherung der Burg waren die im Gebirgszug vereinten Gelben Eroberer vor Angst wie verrückt. Gucky mußte sich vor den Gedankenimpulsen der Entarteten verschließen.

»Nichts zu machen!« rief er Alaska zu. »Ich schade mir selbst, wenn ich den Kontakt nicht abbreche.«

Saedelaere preßte die Lippen aufeinander. Jetzt waren sie allein auf sich angewiesen.

Sie flogen weiter. Inzwischen hatte die Burg eine Schiene erreicht, die quer über das Tal hinwegführte. Sie kam mitten über dem Tal zum Stehen. Ihre Waffentürme glühten auf. Energiestrahlen zischten in Richtung der Plasmagipfel.

»Diesmal greifen sie das Gebirge an!« rief Alaska entsetzt.

Doch es stellte sich bald heraus, daß die Station lediglich auf die höheren Gipfel feuerte und das Plasma zum Rückzug zwang. Dann beschleunigte das gepanzerte Schienenfahrzeug wieder und verschwand für wenige Sekunden hinter den Bergen. Als es wieder sichtbar wurde, feuerte es aus allen Kuppeln auf das heftig wallende Plasma. Die Schiene, auf der es sich jetzt bewegte, führte diagonal über das Tal hinweg.

Saedelaere flog auf ein Gebiet zu, das von hohen Büschen bewachsen war. Dort ließ er sich abermals auf dem Boden nieder. Ein paar Kilometer von ihm entfernt begannen die Gipfel der Plasmaberge erneut aufzuglühen.

»Wir bleiben hier!« entschied Saedelaere, nachdem der Ilt ebenfalls gelandet war. »Die Büsche bieten uns Schutz. Energieaggregate abschalten!«

Sie kauerten sich unter ein paar weit ausladenden Zweigen nieder.

»Wir müssen auf dem schnellsten Weg in die Höhle zurück«, sagte Gucky. »Wenn die Burg diesen Gebirgszug weiterhin unter Beschuß nimmt, besteht große Gefahr für die GEVARI.«

»Vorläufig bleiben wir hier!« entschied Saedelaere.

Die Schienenstation bewegte sich jetzt sehr langsam, feuerte aber ununterbrochen. Von der Schiene aus, auf der sie sich befand, konnte sie alle umliegenden Berge unter Beschuß nehmen. Nach wie vor zielte sie jedoch nur auf die Gipfel.

Das Plasma hatte das erkannt und reagierte entsprechend. Noch nicht angegriffene Gipfel begannen in sich zusammenzusinken. Gewaltige Plasmamassen schoben sich über die Talhänge abwärts. Das gesamte Plasma-massiv geriet allmählich in Bewegung.

Der Boden, auf dem Saedelaere und Gucky lagen, schwankte heftig.

Voller Sorge dachte Saedelaere an die GEVARI. Das Diskusschiff war in der Plasmahöhle eingeschlossen. Die Entarteten waren in Panik ausgebrochen. Es war nicht vorherzusagen, wie sie sich verhalten würden. Alaska hoffte, daß die Höhle nicht in sich zusammenfallen würde.

Die Station hatte das Ende der Diagonalschiene erreicht. Sie verharrte sekundenlang auf ihrem Platz.

Dahingeduckt wie ein sprunghafes Tier lag sie auf der hellrot leuchtenden Energiebahn.

Alaska wartete gespannt. Er sah, daß die Station plötzlich die entgegengesetzte Richtung einschlug und zur anderen Seite der Berge hinüberglitt. Sie hatte den Beschuß eingestellt.

Die Burg wechselte auf eine höhere Schiene und raste himmelwärts. Kurz darauf war sie den Blicken Alaskas entschwunden. Der Lärm ließ nach. Das Plasma begann sich so schnell zu beruhigen, wie es in Bewegung geraten war.

Saedelaere richtete sich auf. »Sie ist weg!«

Das Zittern der Schienen ließ nach. Zu beiden Seiten des Tales begannen die Ockergelben die Gipfel neu zu formen.

»Solange die Burg auf Kokon herumfahren kann, gibt es für uns keine Sicherheit«, erkannte Alaska. »Früher oder später wird sie uns entdecken und angreifen. Wir müssen sie ausschalten.«

Sie flogen weiter. Der Transmittergeschädigte wollte auf dem kürzesten Weg die Höhle erreichen, die der GEVARI als Hangar diente. Er rechnete mit dem Schlimmsten.

Im Licht der Außenscheinwerfer sah Mentro Kosum, daß die inneren Höhlenwände plötzlich zu beben begannen und sich veränderten. Er weckte die Blazon-Brüder und machte sie darauf aufmerksam.

Blazon Beta gähnte hinter der vorgehaltenen Hand.

»Ich glaube nicht, daß wir uns deswegen Sorgen zu machen brauchen«, sagte er. »Schließlich ist der Berg, in dem wir uns befinden, eine aus intelligenten Lebewesen bestehende Masse. Es ist nur natürlich, daß sie ab und zu in Bewegung gerät.«

Als auch der Boden zu schwanken begann und sich die Erschütterung auf das Schiff übertrug, wurde der Emotionaut unruhig.

»Da stimmt etwas nicht!« trompetete Merkosh aufgeregt.

Der Lärm in der Zentrale weckte auch Ribald Corello auf. Der Supermutant erkannte mit einem Blick die Lage. Er schickte ein paar parapsychische Impulse an das Plasma. Obwohl er nicht so ein guter Telepath wie Gucky war, konnte er feststellen, daß das Gebirge sich fürchtete.

»Die Burg ist wieder unterwegs!« teilte er den anderen mit.

»Alaska und der Kleine sind noch draußen!« sagte Kosum aufgeregt.

Der Boden, auf dem das Schiff stand, schwankte immer heftiger. Kosum schaute auf die Kontrollen. Er schaltete die Antigravprojektoren ein, um nötigenfalls die Stellung der GEVARI stabilisieren zu können.

In diesem Augenblick klatschte ein gewaltiger Plasmaklumpen von der Höhlendecke auf die Panzerplastkuppel herab. Der Aufprall ließ Kosum zusammenzucken. Er konnte nicht mehr sehen, was draußen geschah.

Sekundenlang spielte er mit dem Gedanken, das Feuer auf die Höhlenwände zu eröffnen und der GEVARI auf diese Weise gewaltsam einen Ausgang zu verschaffen. Doch draußen wartete die Burg, die noch gefährlicher war als das erregte Plasma.

Unheimliche Geräusche drangen von draußen herein.

Corello kauerte sich auf dem Tragesitz seines Roboters zusammen. »Ich kann den Kontakt nicht aufrechterhalten«, teilte er den anderen mit.

Kosum sah ihn besorgt an.

Wieder schlug ein Plasmaklumpen auf die Außenfläche der GEVARI. Der Boden unter dem Schiff geriet in Bewegung. Zwei Landestützen sackten ab.

Blitzschnell schaltete Kosum den Antigrav ein, doch das Schiff wurde jetzt bereits völlig vom Plasma umschlossen und machte die Bewegungen der Masse mit.

»Die Höhle ist in sich zusammengedrückt!« Blazon Alpha war blaß geworden. »Der gesamte Berg ist in Bewegung geraten.«

»Öffnen Sie die Schleuse!« wandte sich Merkosh an Kosum. »Ich werde uns Luft verschaffen.«

»Wir werden das Plasma nicht angreifen«, lehnte der Emotionaut ab. »Es ist für die jetzige Entwicklung nicht verantwortlich.«

»Wenn wir tiefer in den Berg geraten, kommen wir nicht mehr frei«, warnte Blazon Beta. »Es ist auch fraglich, ob das Schiff auf die Dauer dieser Belastung standhält. Wenn die Panzerplastkuppel eingedrückt wird, sind wir verloren.«

In einer düsteren Vision sah Kosum die Kuppel zerbersten und Plasma in die Zentrale fließen.

Die Instrumente zeigten irrealer Werte an, so daß Kosum nicht feststellen konnte, wohin sie getragen wurden. Er hoffte, daß sie sich nicht zu weit vom Hang entfernten.

Nach einer Weile kam das Schiff vorübergehend zur Ruhe. Kosums Hoffnung, daß sich das lebende Gebirge normalisieren würde, erfüllte sich jedoch nicht. Im Gegenteil: Die Entarteten begannen heftig zu zittern.

Vibrationen durchliefen die GEVARI. Der Druck auf die Außenhülle des Schiffes wurde immer stärker.

»Wie lange wollen Sie das noch mitmachen?« rief Blazon Beta.

Kosum achtete nicht auf ihn.

»Zunächst legen wir zur Vorsicht unsere Schutzanzüge an«, befahl er.

Er war sich darüber im klaren, daß die Anzüge im Ernstfall wenig nützen würden, aber er wollte seine Begleiter beschäftigen. Sie mußten von den Vorgängen außerhalb des Schiffes abgelenkt werden.

Die GEVARI wurde von den wellenförmigen Bewegungen des Plasmas erfaßt und langsam vorangetrieben.

Plötzlich wurde es über ihnen hell. Kosum begriff, daß sich das Schiff aus dem Berg herausschob und teilweise ins Freie ragte.

Er machte sich darauf gefaßt, die GEVARI aus dem Tal steuern zu müssen. Doch schon im nächsten Augenblick schwappte das Plasma wieder über die Schiffshülle.

»Wir befinden uns nach wie vor im Randgebiet des Berges«, sagte Kosum aufatmend. »Das bedeutet, daß uns das Plasma nicht bergeinwärts getrieben hat.«

Blazon Alpha blickte zu ihm herüber. »Warum nutzen wir nicht die Gelegenheit zu einem Ausbruch?«

Auch Kosum hatte daran gedacht, die Chance zu nutzen, doch die zweifelhafte Sicherheit inmitten der Kranken von Kokon erschien ihm immer noch erträglicher als die Vorstellung, das Schiff einem Angriff der Schienenstation aussetzen zu müssen.

Endlich kam das Plasma wieder zur Ruhe. Die Masse rund um das Schiff stabilisierte sich.

»Es scheint vorüber zu sein«, sagte Kosum. Er wandte sich an Corello. »Sie könnten noch einmal versuchen, Kontakt mit den Fremden aufzunehmen.«

Er sah, daß der Supermutant zögerte.

»Wenn es zu gefährlich für Sie ist, brauchen Sie es nicht zu tun«, fügte Kosum hastig hinzu.

Doch Corello begann sich bereits zu konzentrieren. Seine schmächtige Brust hob und senkte sich stoßweise. Er bot ein Bild äußerster Anspannung. Dann jedoch wurde sein kleines Gesicht von einem Lächeln entstellt.

»Die Burg hat sich zurückgezogen«, berichtete er leise. »Die Entarteten finden allmählich zu sich selbst zurück. Sie entschuldigen sich bei uns und versprechen, daß sie einen neuen Hohlraum für das Schiff schaffen wollen.«

Die sechs Besatzungsmitglieder brauchten nicht lange auf eine Einlösung dieses Versprechens zu warten.

»Über der Kuppel bildet sich ein Hohlraum!« rief Wyt zufrieden. »Die GEVARI kommt frei.«

Wenig später stand die GEVARI wieder inmitten einer geräumigen Höhle. Wände und Boden bewegten sich noch schwach. Aber für das Schiff bestand keinerlei Gefahr mehr.

»Wyt, Sie gehen nach draußen und untersuchen, ob das Schiff Beschädigungen aufweist«, befahl Kosum dem Telekineten.

Die Sorge des Emotionauten konzentrierte sich jetzt auf Saedelaere und Gucky. Ein paar Minuten später jedoch erfuhren sie von Corello, daß Alaska und der Ilt vor der Höhle eingetroffen waren und darauf warteten, daß sich eine Öffnung bildete.

»Das ist noch einmal gutgegangen«, meinte Kosum aufatmend. »Aber die Burg bildet eine ständige Bedrohung. Wir müssen etwas gegen sie unternehmen, auch im Interesse des Plasmas.«

Blazon Alpha runzelte die Stirn.

»Ich bin nicht sicher, ob wir das Gleichgewicht auf dieser Welt stören sollten. Vielleicht tun wir dem Plasma keinen Gefallen, wenn wir die Schienenstation zerstören.«

»Ich bin überzeugt davon, daß uns die Entarteten dankbar wären«, sagte Wyt.

»Glauben Sie, daß die Kranken ihr Wachstum inzwischen zu regulieren gelernt haben?« fragte Kosum.

»Das müßte Gucky herausfinden«, antwortete Corello. »Über solche schwierigen Fragen kann ich mich mit dem Plasma nicht unterhalten. Der Mausbiber ist mir in dieser Hinsicht überlegen.«

Draußen öffnete sich die Bergwand. Gucky und Saedelaere kamen in die Höhle geflogen. Kosum öffnete die Schleuse, um die beiden einzulassen.

Als Saedelaere in der Zentrale stand, nahm er den Helm ab und sagte: »Wir müssen die Schienenstation angreifen.«

Sechs Stunden nach seinem gefährlichen Ausflug mit Alaska Saedelaere erlangte Gucky seine

Teleportationsfähigkeit zurück. Damit schien festzustehen, daß sich die panikerfüllten Psi-Impulse der Entarteten bei Angriffen der Schienenstation nachteilig auf die parapsychischen Fähigkeiten des 'Mausbibers auswirkten.

Eine andere Erklärung für sein Versagen gab es vorläufig nicht.

Saedelaere hatte entschieden, daß die Besatzung der GEVARI die Burg ohne vorherige Rücksprache mit dem Plasma angreifen sollte. Der Transmittergeschädigte befürchtete, daß die Entarteten Einwände erheben könnten.

Es folgte eine stundenlange Beratung. Pläne wurden gemacht und wieder verworfen.

»Wir könnten die Burg wahrscheinlich durch Bombenabwürfe oder Strahlenbeschuß zerstören«, meinte Wyt.

»Aber ist das tatsächlich in unserem Sinne?«

»Bestimmt nicht!« rief Blazon Beta aus. »Mein Bruder und ich sind der Ansicht, daß wir herausfinden sollten, wer sich im Innern der Station aufhält.«

Saedelaere hörte schweigend zu. Er wußte, daß es schwer sein würde, die Burg des Schwarzen Dämons zu erobern, ohne in einen Kampf mit ihrer Besatzung verwickelt zu werden. Dabei war es gleichgültig, ob es sich bei dieser Besatzung um lebende Wesen oder um Roboter handelte.

»Wir müssen außerdem davon ausgehen, daß die Station in Funkverbindung mit einer Zentrale innerhalb des Schwarms steht«, gab Merkosh zu bedenken. »Wenn wir die Burg angreifen, wird ihre Besatzung um Hilfe funken. Aber auch wenn wir den Funkkontakt rechtzeitig unterbinden können, wird zumindest eine Kontrolle von außen stattfinden.«

»Ein berechtigter Einwand«, gab Kosum zu. »Daran hatte ich noch nicht gedacht.«

Wyt stützte den Kopf in beide Hände. »Damit wird ein Angriff auf die Burg illusorisch.«

»Wir müssen überraschend angreifen«, meldete sich Saedelaere nach längerer Zeit wieder zu Wort. »Die Besatzung darf keine Zeit haben, mit Wesen in Funkverbindung zu treten, die sich außerhalb des Praspa-Systems aufhalten.«

Die Beratungen wurden fortgesetzt. Man einigte sich schließlich auf einen Vorschlag Alaskas, der davon ausging, daß die Burg anscheinend keinerlei Schutzschirme besaß.

»Wir werden mit der GEVARI diese Höhle verlassen und hoch in die Atmosphäre aufsteigen«, entschied der Mann mit der Maske. »Dort suchen wir den Standort der Schienenstation. Sobald wir sie gefunden haben, wird Gucky mit Ribald Corello und Merkosh ins Innere der Burg teleportieren. Das sollte möglich sein, falls es wirklich keine Schutzschirme gibt, die den Kleinen zurückschleudern könnten. Corello und Merkosh müssen sofort gegen Besatzungsmitglieder der Station vorgehen und verhindern, daß sie um Hilfe funken können. Inzwischen kommt Gucky zurück und holt Wyt und mich ab. Der Telekinet und ich werden die beiden bereits abgesetzten Mutanten bei der Erfüllung ihrer Aufgabe unterstützen - sofern sich das noch als notwendig erweisen sollte.«

Er unterbrach sich und erhob sich aus seinem Sessel. Dann wandte er sich an die Blazon-Brüder.

»Sie werden von Gucky erst dann geholt, wenn die Station sich in unseren Händen befindet. Ihre Aufgabe wird dann sein, alle Einrichtungen/zu untersuchen.« Er schaute Kosum an. »Mit anderen Worten: Kosum wird als einziger an Bord der GEVARI zurückbleiben und mit ihr hoch über der Station kreisen, damit wir nötigenfalls sofort in unser Schiff zurückkehren können.«

Der hagere Mann berührte vorsichtig seine Maske.

»Natürlich ist das alles Theorie. In Wirklichkeit wird sich alles ein bißchen anders abspielen, zumal dann, wenn die Besatzung der Station Schwierigkeiten bereiten sollte.«

Er blickte sich um. »Hat jemand Fragen oder Einwände?«

Alle schwiegen. Saedelaere nickte zufrieden.

»Dann wollen wir beginnen. Gucky, du nimmst jetzt Verbindung mit den Entarteten auf und bittest sie, die Höhle zu öffnen.«

Wenige Minuten später war die GEVARI startbereit. Die kranken Gelben Eroberer öffneten bereitwillig die Höhle.

»Sie stellen keine Fragen«, berichtete der Mausbiber. »Sie vertrauen uns völlig. Hoffentlich mißbrauchen wir dieses Vertrauen jetzt nicht.«

Saedelaere widersprach heftig.

»Die Burg ist unser gemeinsamer Feind. Außerdem sind wir hier, um die Interessen der Menschheit zu vertreten. Die Existenz aller Terraner ist bedroht, davon müssen wir bei allen Überlegungen ausgehen.«

Dagegen gab es nichts einzuwenden.

Die GEVARI hob vom Höhlenboden ab und schwebte ins Tal hinaus, wo es inzwischen zum zweitenmal seit ihrer Ankunft Nacht wurde. Eine Nacht, die vom Licht der Energieschienen erhellt wurde.

10.

Magallion lag auf dem Rücken in seinem Lieblingsbassin und sah gelangweilt zu, wie sein Kind, das sich eben noch von ihm gelöst hatte, in reiner Energie verging. Der schwarze Koloß, der in der Schienenstation lebte, gebär stündlich neunzehn Nachkommen, die alle auf die gleiche Weise verschwanden. Magallion machte sich darüber keine Gedanken, denn solange er zurückdenken konnte, war dies das Schicksal seiner Kinder gewesen. Wie jetzt, wenn Magallion in einem Bassin lag, begann er zu träumen. Seine Gedanken eilten in die Vergangenheit zurück, bis sie gegen eine Barriere stießen. So kam es, daß der Gigant sich nur an die Zeit erinnern konnte, die er innerhalb des Schienenfahrzeugs zugebracht hatte. Unschwerflich war er sich der Tatsache bewußt, daß er vor seinem Aufenthalt in diesen großen Räumen woanders gelebt hatte. Man hatte ihn vor undenklichen Zeiten hierhergebracht.

Magallion lebte von der Energie der Schienen. Immer wenn es Alarm gab, richtete er sich auf, tappte durch die großen Räume und berührte jene Schalthebel, die zu bedienen man ihm vor langer Zeit einmal beigebracht hatte. Magallion war zwanzig Meter hoch und pechschwarz. Er besaß einen turmartigen Körper mit unbeweglich wirkenden Gliedmaßen. In seinen Schädel hatte man einen metergroßen Hypnokristall eingepflanzt. Manchmal setzte er die Kräfte dieses Kristalls gegen das Plasma ein.

Es geschah selten, daß Magallion in seinem Innern eine Regung verspürte, die einem menschlichen Gefühl ähnlich gewesen wäre. Der Riese döste vor sich hin und erfüllte mechanisch seine Aufgabe, wenn es wieder einmal Zeit wurde, gegen das Plasma vorzugehen. In regelmäßigen Abständen mußte er sich davon überzeugen, daß an den Kontrollen bestimmte Lichter brannten. Sollten sie einmal ausfallen, mußte er gekennzeichnete Hebel berühren.

Bisher war es jedoch nicht zu Schwierigkeiten gekommen.

Magallion sah, daß sich sein Körper aufblähte. Er achtete kaum darauf. Schläfrig beobachtete er, wie sich unter der schwarzen Haut ein Klumpen zu bilden begann. Die Haut dehnte sich immer weiter aus und gab schließlich eine kleinere Ausgabe des Giganten frei.

Das Wesen zappelte und bemühte sich eifrig, von dem größeren Körper wegzukommen. Nachdem die Teilung endlich vollzogen war, sank Magallions neues Kind erschöpft am Bassinrand zu Boden. Dort lag es, während im Körper des eingeschlechtlichen Monstrums bereits ein neuer Teilungsvorgang vorbereitet wurde.

Nach einer Weile begann der Jungkörper aufzuleuchten und wurde zu einer Energiewolke, die sich blitzschnell verflüchtigte. Manchmal empfand Magallion bei diesen Vorgängen ein gewisses Unbehagen, als würde ihm eine heimliche Stimme zuflüstern, daß diese sinnlose Vermehrung unnatürlich war.

Es waren Augenblicke, in denen Magallion seine Träume vergaß und sich im Bassin aufrichtete. Die Flüssigkeit, in der er geruht hatte, lief in silberfarbenen Fäden von seinem schwarzen Körper. Der Hypnokristall in seinem Schädel leuchtete verhalten. Ab und zu erblickte Magallion sein eigenes Spiegelbild in einer polierten Wand oder in einem großen Bildschirm. Immer wenn das geschah, empfand Magallion den Kristall als Belastung.

Vor langer Zeit hatte der Koloß einmal die Beherrschung verloren und war mit dem Kopf gegen eine Stützsäule inmitten der Station gerannt. Auf diese Weise hatte er den großen Kristall zerschmettern wollen. Er erinnerte sich noch genau an die schrecklichen Schmerzen, die damals seinen ganzen Körper durchzogen und bewegungsunfähig gemacht hatten. Diese Eindringliche Warnung hatte Magallion bis heute nicht vergessen. Er wußte, daß er vorsichtig sein mußte. Irgend jemand hatte bestimmte Reflexe in seinen mächtigen Körper eingepflanzt. Sie wurden immer dann wirksam, wenn Magallion nicht im Interesse seiner Herren handelte.

Der Hypnokristall war jedoch nicht die einzige Quelle gelegentlicher Unruhe für den Giganten.

Es gab Augenblicke, in denen sich Magallion danach sehnte, die Burg zu verlassen und sich in das Plasma auf der Planetenoberfläche einzugliedern. Dieses Verlangen wurde oft zur Gier, so daß Magallion schon mehr als einmal die Kontrolle über sich verloren hatte. Zweimal hatte er versucht, aus der Burg auszubrechen, jedesmal mit dem Resultat, daß er bei diesen Aktionen das Bewußtsein verloren hatte.

Magallion hatte längst begriffen, daß es zwischen den lebenden Wesen außerhalb der Station und ihm gewisse Verbindungen gab. Auch sie teilten sich pausenlos, allerdings mit dem Unterschied, daß die Nachkommen der Gelben nicht in Energie vergingen, sondern weiterlebten und ihrerseits ständig gebaren.

Es war die Aufgabe der Schienenstation, ein übermäßiges Wachstum der Wesen auf der Planetenoberfläche zu verhindern. Nicht ohne Interesse verfolgte Magallion die zunehmende Immunisierung der Plasmaberge.

Zwischen der Funkautomatik der Station und einer weit entfernten Zentrale kam es immer wieder zum Austausch von Nachrichten. Magallion wußte nicht viel darüber. Die Einrichtung der Station war viel zu kompliziert, als daß der Schwarze Dämon ihre Funktion hätte verstehen können.

Schon oft hatte Magallion, wenn er sich außerhalb seines Bassins befand, voller Scheu Einrichtungsgegenstände berührt, war sich jedesmal seiner ungeheuren körperlichen Kräfte bewußt. Er fürchtete sich vor einer Bestrafung, wenn er irgend etwas zerstören würde. Deshalb verzichtete er auf eine genauere Untersuchung der Maschinen und Instrumente.

Zur gleichen Sekunde, da die GEVARI die Höhle im Plasmaberg verließ, lag Magallion in seinem Bassin und wartete auf den Abschluß einer weiteren Teilung. Er wußte von der Anwesenheit einiger seltsamer Wesen auf Kokon, ohne sich jedoch darüber Sorgen zu machen oder auf besondere Weise darauf zu reagieren. Die Situation war völlig neuartig. Tief im Bewußtsein des Schwarzen Dämons war das Wissen verankert, daß diese Welt von allen anderen Wesen gemieden wurde. Das hatte etwas mit der ständigen Teilung der Plasmawesen zu tun.

Magallion hätte, wäre er intelligenter und entschlossener gewesen, zweifellos versucht, die fernen Kontrolleure der Burg von der Anwesenheit der Fremden zu unterrichten. So wartete er darauf, daß die Station, in der er lebte, die Eindringlinge vernichten würde.

Der Koloß erlebte das Ende eines weiteren Nachkommens. Ohne sich darum zu kümmern, wälzte er sich herum und kroch behäbig aus dem Bassin. Nachdem er sich schwerfällig aufgerichtet hatte, stand er eine Weile wie erstarrt da. Dann begann er mit seinem täglichen Rundgang. Er hatte schon darüber nachgedacht, warum er in regelmäßigen Abständen alle erreichbaren Räume aufsuchte, doch auch dieses Verhalten gehörte zu den Geheimnissen, die hinter jener Barriere lagen, die er mit seinen Gedanken nicht überwinden konnte.

Während der Schwarze Dämon durch die Räume des Schienenfahrzeugs wanderte, erreichte die GEVARI die obersten Schichten der Atmosphäre. Der Koloß im Innern der Burg ahnte nicht, daß sich in diesen Augenblicken sein weiteres Schicksal entschied.

Das Plasma hatte versprochen, seine parapsychische Aktivität weitgehend einzustellen. Damit wollte Saedelaere zwei Dinge erreichen: Guckys Teleportationsfähigkeit sollte unbeeinflußt bleiben, und die Kontroll- und Ortungsgeräte der GEVARI sollten entlastet werden.

Nach wie vor zeigten die Meßinstrumente der GEVARI jedoch Werte, die stark von den Energieimpulsen des Schienennetzes beeinflußt waren.

»Es wird wiederum sehr schwierig sein, die Burg zu finden«, stellte Mentro Kosum enttäuscht fest. »Wenn ich tiefer gehe, besteht die Gefahr, daß uns der Gegner eher ausmacht als wir ihn. Das hätte einen sofortigen Angriff auf die GEVARI zur Folge.«

Es stellte sich schnell heraus, daß die Nerven einiger Besatzungsmitglieder stark strapaziert worden waren. Die Ereignisse der beiden vergangenen Tage hatten vor allem die Blazon-Brüder nervös werden lassen.

Saedelaere spürte die Spannung, die sich innerhalb der Zentrale ausbreitete. Jedes der Besatzungsmitglieder begriff, daß die entscheidende Aktion unmittelbar bevorstand. Niemand konnte jedoch sagen, auf welche Weise die Burg auf einen Angriff reagieren würde. Ein weiterer Unsicherheitsfaktor war das Plasma. Saedelaere konnte sich vorstellen, daß es unter bestimmten Umständen in eine Auseinandersetzung eingreifen würde. Dabei war nicht sicher, ob es sich auf die Seite der Angreifer stellen würde.

Plötzlich kamen Alaska Bedenken, ob es richtig war, die Burg ohne das Einverständnis der Entarteten anzugreifen. Doch jetzt war es zu spät, um noch einmal mit ihnen zu verhandeln. Es hätte nur unnötig Zeit gekostet.

Als Saedelaere aufblickte, sah er Baiton Wyt verzerrt lächeln. Der Telekinet deutete auf einen Bildschirm.

»Da ist sie!«

Doch es stellte sich heraus, daß das, was er gesehen hatte, nur ein Lichtreflex gewesen war.

Die GEVARI flog langsam, damit eine genaue Beobachtung der Oberfläche möglich war. Trotzdem dauerte es die gesamte Nacht, bis sie die Burg endlich fanden. Sie stand reglos auf einer dicht über dem Boden dahinführenden Schiene.

Saedelaere atmete erleichtert auf, als die schwachen, aber charakteristischen Peilimpulse auf den Bildschirmen und Oszillographen sichtbar wurden.

»Kein Wunder, daß wir so lange suchen mußten«, meinte Corello. »Die Station bewegt sich nicht und ist daher zwischen den Schienen kaum zu orten.«

Die Spannung fiel von der Besatzung des Spezialschiffes ab und wich einer geradezu hektischen Betriebsamkeit, Vorbereitungen, die längst abgeschlossen waren, wurden noch einmal wiederholt.

»Wir gehen vor wie geplant«, sagte Saedelaere. »Gucky versucht zunächst, mit Merkosh und Corello ins Innere des Schienenfahrzeugs zu teleportieren. Danach holt er Wyt und mich.«

Der Supermutant mußte zu diesem Zweck den Tragesitz seines Spezialroboters verlassen. Gucky versprach ihm jedoch, den Roboter baldmöglichst nachzudrängen.

Gucky, Corello und der Opronier schlossen ihre Schutzanzüge und unterzogen ihre Ausrüstung einer letzten Kontrolle.

Der Ilt ergriff die beiden Wesen, die ihn beim ersten Sprung begleiten sollten, an den Armen, konzentrierte sich.

»Komm zurück, wenn es Schwierigkeiten geben sollte!« rief Saedelaere schnell.

Er erhielt keine Antwort. Die drei entstofflichten.

Ein dumpfer Druck legte sich auf Saedelaeres Brust. Jetzt gab es für den Mausbiber und dessen Begleiter kein Zurück mehr.

Alaska nickte dem Telekineten zu.

»Wir wollen uns bereit halten, Baiton«, sagte er. »Gucky wird jeden Augenblick zurückkommen.«

Doch davon war der Transmittergeschädigte nicht überzeugt. Während er sich neben Wyt aufstellte, verrannen die Sekunden.

Es war das Gefühl, daß sich irgend etwas in seiner unmittelbaren Umgebung verändert hatte, das Magallion seine Wanderung durch die Räume der Station unterbrechen ließ.

Mit angewinkelten Armen blieb er stehen und lauschte. Außer den vertrauten Geräuschen, die von den Maschinen kamen, war nichts zu hören.

Trotzdem ...

Magallion drehte sich langsam um die eigene Achse und blickte dabei durch den offenen Eingang in den benachbarten Raum.

Nichts hatte sich verändert. Noch immer befand Magallion sich in der vertrauten Umgebung.

Aber da war noch etwas! Etwas nicht Greifbares!

Magallion fühlte sich von einer nie gekannten Erregung ergriffen. Er spürte kaum, daß sich ein weiterer Nachkomme von ihm löste und aufzuglühen begann. Die Denkvorgänge im Gehirn des Giganten spielten sich mit äußerster Langsamkeit ab.

Als er sich wieder in Bewegung setzte, folgte er eher einem Instinkt als nüchterner Überlegung.

Ein inneres Bedürfnis trieb ihn zu seinem Bassin zurück. Zum erstenmal, solange er sich zurückerinnern konnte, unterbrach er seinen Rundgang vorzeitig.

Plötzlich vernahm er ein Geräusch. Es war sehr leise, gehörte aber nicht zur vertrauten Kulisse seiner Umgebung. Irritiert blieb er stehen. Er wußte nicht, wie er sich verhalten sollte. Die Routine der vergangenen Jahrtausende war unverhofft unterbrochen worden. Vielleicht war es gar kein Geräusch, das er wahrgenommen hatte, sondern nur die *Ahnung* eines Geräuschs. Sein Wahrnehmungsvermögen war bis zur Unerträglichkeit gesteigert, die Folge seiner engen Verbundenheit mit diesen Räumen und ihren mechanischen Einrichtungen. Magallion war so in den Arbeitsrhythmus dieser Station eingepaßt, daß jede noch so winzige Veränderung eine Alarmglocke in seinem Gehirn anschlagen ließ.

In diesen Sekunden fühlte der Riese sich völlig hilflos. Obwohl sein Inneres ihn danach drängte, die Ursache der Störung herauszufinden, zögerte er jede Bewegung bewußt hinaus, weil er die Augen vor jeder Veränderung verschließen wollte. Er hatte zu lange unter den gewohnten Einflüssen gelebt, um eine Veränderung ertragen zu können.

Magallions Brust entrang sich ein dumpfes Stöhnen. Es war der erste Ton, den er seit undenklichen Zeiten von sich gegeben hatte, und er erschrak sehr vor dem Lärm, den er machte. Er hatte völlig vergessen, daß er eine Stimme besaß.

Seine unbewußte Reaktion machte den Schwarzen Dämon noch unsicherer. Er fürchtete andere, längst vergessene Fähigkeiten an sich zu entdecken, die seine Verwirrung nur noch steigern würden.

Mit unbeholffenen Schritten ging er auf den Durchgang zum nächsten Raum zu. Dort blieb er stehen und schaute sich forschend um. Nichts Verdächtiges war zu sehen. Alles war unverändert.

Obwohl Magallion darüber hätte erleichtert sein können, wuchs seine Unruhe. Er fühlte sich von unsichtbaren Augen beobachtet. Unsicher bewegte er sich rückwärts, bis er mit dem Rücken eine der Stützsäulen berührte.

Der Druck des harten Metalls in seinem Nacken gab ihm etwas von der gewohnten Sicherheit zurück.

Er war entschlossen, diesen Platz nicht zu verlassen. Vielleicht ging alles so schnell vorüber, wie es angefangen hatte.

Ein kleiner Schwarzer Dämon löste sich vom Körper des Giganten und plumpste auf den Boden.

Magallion schaute auf sein jüngstes Kind hinab und nahm teilnahmslos zur Kenntnis, daß es verglühte.

Gucky materialisierte in einem mit fremdartig aussehenden Maschinen' gefüllten Raum und stellte mit einem Blick fest, daß niemand in der Nähe war. Als er jedoch seine telepathischen Sinne ausstreckte, fühlte er außer den schwachen Impulsen des Plasmas eine mentale Strömung in unmittelbarer Nähe.

Er blickte Merkosh und Corello an. »Aufgepaßt!« rief er warnend. »Da ist jemand, ganz nahe.«

Corello saß am Boden und lehnte mit dem Rücken gegen eine Maschine. In einem seiner Händchen hielt er eine Spezialwaffe. Da er ohne Guckys Hilfe nicht fliehen konnte, war er entschlossen, sich während der bevorstehenden Abwesenheit des Mausbibers gegen alle Angriffe zu verteidigen.

Merkosh hatte seinen Rüssel nach außen gestülpt und blickte sich aufmerksam um.

»Du brauchst deine Böse Stimme nicht einzusetzen«, ermahnte ihn Gucky. »Gebrauch sie nur, wenn dir oder Corello Gefahr drohen sollte.«

»Spar dir deine Ratschläge!« empfahl ihm der Opronier. »Ich weiß, was ich zu tun habe.«

Noch einmal lauschte der Ilt mit seinen telepathischen Sinnen in die nähere Umgebung. Die Impulse des fremden Individuums waren schwach. Gucky konnte ihnen keine Informationen entnehmen.

»Du kannst jetzt zur GEVARI zurückspringen und die beiden anderen holen«, drang Merkoshs Stimme an Guckys Gehör. »Wir werden uns hier inzwischen umsehen.«

Mit seinen parapsychischen Sinnen versuchte Corello die Hauptenergiequelle der Station zu finden.

Gucky betrachtete noch einmal die beiden Mutanten, dann entmaterialisierte er. Als er an Bord des Diskusschiffs wieder sichtbar wurde, erwartete ihn Saedelaere bereits voller Ungeduld.

»Wir dachten schon, es wäre etwas passiert! Was ist unten los?«

Der Ilt warf den Kopf in den Nacken und zeigte Alaska seinen Nagezahn.

»Nur nicht so hastig, Alaska. Corello und Merkosh droht keine unmittelbare Gefahr. Sie befinden sich innerhalb der Station. Dort gibt es irgendein Wesen, das ich nicht genau anpeilen kann.«

»Und die Hauptstromkabel?« rief Saedelaere ärgerlich. »Habt ihr daran gedacht, daß es innerhalb der Burg automatische Warnanlagen geben kann?«

»Wenn wir sie nicht sofort lahmlegen, wird die Station um Hilfe rufen«, prophezeite Wyt.

»Dann verstehe ich nicht, worauf wir hier immer noch warten!« sagte der Ilt sarkastisch.

Er streckte beide Ärmchen aus. Alaska und Wyt griffen danach.

Der Ilt grinste Kosum zu. »Bis später!« rief er und entmaterialisierte.

Magallion hoffte, daß die Burg sich in Bewegung setzen und in einen Einsatz gehen würde. Auf diese Weise würde der ganze Spuk ein Ende finden. Doch die Station verharrte mit abgeschaltetem Antrieb auf der Schiene, wo sie vor Stunden zur Ruhe gekommen war.

Obwohl der Schwarze Dämon sich außerstande fühlte, ungewöhnliche Entscheidungen zu treffen, löste er sich nach einiger Zeit von der Säule, um seinen Rundgang fortzusetzen. Sein Bedürfnis, den Grund für die Störung herauszufinden, war stärker als seine Furcht vor einer unangenehmen Überraschung.

Er stapfte auf seinen Säulenbeinen in den benachbarten Raum hinüber. Hoch über ihm wölbten sich die Waffenkuppeln auf dem Dach der Station. Weder über sie noch über andere Einrichtungen des Schienenfahrzeugs hatte Magallion sich jemals Gedanken gemacht. Jetzt bedauerte er das. Er hatte sich in all den Jahren viel zu passiv verhalten. In jener Zeit, die hinter der geheimnisvollen Barriere in seinem Gedächtnis lag, mußte das anders gewesen sein. Magallion war davon überzeugt. Er ließ einen kleinen Schwarzen Dämon zurück. Das seltsame Ding öffnete sein fast eckiges Maul, als wollte es einen Schrei ausstoßen, dann wurde es zu einer Energiewolke, die sich nach Sekundenbruchteilen verflüchtigte. Der Hypnokristall in Magallions Kopf begann zu pulsieren. Der schwarze Riese blieb stehen und riß die Arme hoch. Niemals zuvor hatte er die Lebendigkeit dieses Fremdkörpers in seinem Schädel so intensiv gespürt. Was hatte das zu bedeuten?

Unwillkürlich suchte der Schwarze Dämon nach einer spiegelnden Fläche, in der er sich betrachten konnte. Er entdeckte die glänzende Rückwand einer Maschine, die fast bis unter die Decke der Station reichte. Zum erstenmal seit Jahrtausenden betrachtete sich Magallion mit ungestörtem Interesse. Erschüttert blickte er auf das Spiegelbild. Es zeigte einen zwanzig Meter hohen, unförmigen Klotz mit schwarzer, metallisch schimmernder Haut. Der Kopf war eine wulstförmige Verdickung, in die der Hypnokristall eingebettet lag. Der Kristall strahlte jetzt so stark, daß die untere Gesichtshälfte Magallions unsichtbar blieb. Die scharfe Linie, die der Schwarze Dämon gerade noch erkennen konnte, war sein Mund.

In halber Höhe ragten zwei trichterförmige Gebilde aus Magallions Körper. In diesen Trichtern befanden sich die beweglichen Arme, von denen jeder zehn Meter lang und einen Meter dick war. Magallion besaß keine Hände im menschlichen Sinn, sondern zerfaserte Armstummel, die er nach Belieben bewegen konnte. Die Beine des Giganten waren kurz und stämmig. Sie spalteten sich am unteren Ende in Dutzende von kleinen Gliedmaßen, so daß sie wie Wurzeln aussahen.

Unter den Trichtern, aus denen die Arme ragten, war Magallions Haut lappig und rauh. Unzählige Teilungen hatten sie schlaff werden lassen. Während Magallion sich beobachtete, gebar er einen weiteren kleinen Dämon. Magallion streckte die Arme aus, um nach ihm zu greifen. Er stöhnte auf, als ihm das nicht gelang. Zum erstenmal sehnte er sich nach einem Kontakt mit seinen Nachkommen.

Die Erkenntnis, daß er ihn niemals würde herstellen können, machte ihn verzweifelt. Er drehte sich um und durchquerte langsam den Raum. Seine Gedanken wurden immer verworrener. Nach Jahrtausenden war er aus seiner Ruhe aufgeschreckt worden. Das war mehr, als sein Gehirn ertragen konnte.

Als Gucky zusammen mit Alaska Saedelaere und Baiton Wyt in der Burg herauskam, sahen sie Merkosh breitbeinig inmitten des Raumes stehen und ein dickes, unmittelbar unter der Decke verlaufendes Kabelbündel zerstrahlen.

Saedelaere sammelte sich. Er überwand den Entzerrungsschmerz immer schnell.

»Ich gab den Befehl zu dieser Aktion«, erklärte Ribald Corello. »Ich bin sicher, daß es sich um eine Hauptenergieleitung handelt, die direkt in die Zentrale führt.«

Ohne zu antworten, blickte Saedelaere sich um. Die Vielzahl völlig fremdartig aussehender Maschinen war verwirrend. Obwohl weder Staub auf den Anlagen zu entdecken und auch sonst keine Alters- oder Zerfallerscheinungen festzustellen waren, gewann Alaska sofort den Eindruck, daß diese Station uralte war.

»Wir müssen in die Zentrale«, sagte er. »Wenn es Alarmanlagen gibt, müssen wir sie ausschalten.«

Als er sich umwandte, sah er im Durchgang zum nächsten Raum ein gigantisches Wesen stehen. Es war schwarzhäutig und trug in seinem Kopf einen leuchtenden Riesenkristall.

Alaska fühlte, daß ihm schwindlig wurde.

»Das ... das ...«, brachte er mühsam hervor. Seine Stimme versagte. Das Leuchten des Kristalls zog ihn magisch an.

Eine hypnotische Wirkung ging von diesem großen Stein aus. Alaska wollte sich davon losreißen, aber er blieb wie angewurzelt stehen. Entsetzt begriff er, daß er handlungsunfähig geworden war.

Aus den Augenwinkeln konnte er Wyt sehen. Auch der Telekinet bewegte sich nicht.

Das Monstrum im Eingang gab ein Stöhnen von sich. Es griff sich an den wulstförmigen Kopf, als empfände es Schmerzen.

11.

Gucky stand zwischen Alaska und Merkosh, als Magallion im Eingang auftauchte. Der Ilt sah den riesenhaften Fremden und spürte sofort die starken hypnotischen Impulse, die von dem Kristall ausgingen. Es war nicht zum erstenmal, daß er auf diese Weise angegriffen wurde, aber selten zuvor war Gucky so intensiven hypnotischen Wellen ausgesetzt worden.

Bevor er an eine Gegenaktion denken konnte, mußte er sich gegen diese Strahlung wappnen. Gucky errichtete eine Barriere in seinem Gehirn, mußte aber erschrocken feststellen, daß sie nicht stabil genug war. Die

Hypnoimpulse drangen weiter in seinen Geist vor. Er mußte eine Verminderung seiner aktiven Kräfte riskieren, um die Barriere zu verstärken. Das bedeutete, daß ihm, solange die Barriere stand, keine Teleportationen möglich waren. Auch seine telekinetische Fähigkeit wurde beeinträchtigt.

Die Wucht der Hypnoströmung ließ nach. Trotzdem wich Gucky instinktiv zurück.

Er sah, daß Alaska, Wyt und Merkosch bewegungslos inmitten des Raumes standen. Sie befanden sich völlig im Bann des Hypnosenders. Gucky schaute rasch zu Corello hinüber, der an einer Maschine lehnte. Er konnte nicht feststellen, ob der Supermutant ebenfalls beeinflusst war oder noch seine Fähigkeiten besaß.

Ohne in Panik zu geraten, gestand der Ilt sich ein, daß die Lage für ihn und seine Begleiter äußerst gefährlich war. Der Kontakt mit dem Fremden war so plötzlich erfolgt, daß die Eindringlinge überrascht worden waren.

Gucky hatte die ganze Zeit über die Mentalimpulse des Riesen gespürt, ihnen aber keine besondere Beachtung geschenkt, weil sie ihm schwach und primitiv erschienen waren. Dieser Fehler hatte sich bitter gerächt.

Ohne seine Barriere abzubauen, schickte Gucky einen telekinetischen Impuls aus. Das Monstrum reagierte nicht.

Gucky öffnete seinen Geist für die Gedanken des Fremden. Er empfing verwirrende Impulse. Erstaunt stellte er fest, daß der Koloß mindestens so verwundert war wie die fünf Eindringlinge. Das bedeutete, daß er den Kristall in seinem Schädel nicht bewußt kontrollierte. Gucky glaubte auch nicht, daß dieser große Hypnosender organisch war. Wahrscheinlich hatten andere Wesen dem Schwarzen Dämon diesen Stein eingesetzt.

Der riesige Fremde dachte von sich als Magallion.

Mit aufgerissenen Augen beobachtete Gucky, wie der Körper des Riesen sich ungefähr in der Mitte aufblähte, Sekunden später schob sich eine kleinere Ausgabe des Schwarzen Dämons durch die nachgebende Haut.

Er teilt sich! dachte Gucky erstaunt.

War dieses Wesen mit den Gelben Eroberern verwandt?

Körperlich war nur eine entfernte Ähnlichkeit festzustellen. Vielleicht war der Schwarze Dämon ebenfalls ein Entarteter, ein von einer noch schlimmeren Krankheit befallener Gelber Eroberer. Auf Kokon, überlegte Gucky, war alles möglich.

Fasziniert sah er zu, wie sich der junge Dämon endgültig vom Hauptkörper löste und auf den Boden fiel. Dort blieb er liegen, schnappte mit seinem bizarr geformten Maul nach Luft und begann dann plötzlich aufzuglühen. Fassungslos beobachtete Gucky, wie das kleine Monstrum zu Energie wurde. Während sich die Wolke verflüchtigte, zeichnete sich am Körper des Schwarzen Dämons bereits die Entwicklung eines neuen Nachkommen ab.

Gucky riß sich zusammen.

Er spürte, daß er immer schläfriger wurde. Die Hypnoimpulse berührten ihn nicht unmittelbar, doch das stetige Pulsieren des Kristalls machte den Ilt müde. Er schloß die Augen und bewegte sich langsam rückwärts.

»Alaska!« rief er dabei. »Zurück, Alaska!«

»Er hört dich nicht!« rief Corello dazwischen.

Guckys Kopf fuhr herum.

»Ribald!« stieß er mit unsäglichlicher Erleichterung hervor. »Ich bin froh, daß es dich nicht erwisch hat.«

»Das nutzt mir herzlich wenig«, erwiderte der Supermutant sarkastisch. »Oder kannst du mir vielleicht sagen, was ich ohne meinen Tragroboter anfangen soll? Ich kann nur hier liegen und warten, was das Ungeheuer tun wird.«

Gucky erinnerte sich an seine Waffe. Langsam griff er nach dem Kombistrahler. Wieder schloß er die Augen, um den Kristall nicht sehen zu müssen. Unter den geschlossenen Lidern glaubte er ihn noch pulsieren zu sehen.

»Wir müssen angreifen!« rief er Corello zu.

Er hob den Arm. Als er die Augen öffnete, sah er, daß auch Ribald Corello seine Spezialwaffe in Anschlag gebracht hatte.

Gucky zielte auf Magallion, doch er brachte es nicht fertig, die Waffe abzudrücken. Sein Wille war gebrochen.

»Ich ... ich bringe es nicht fertig, auf ihn zu schießen!« stöhnte er hilflos.

»Ich hatte gehofft, daß er dich nicht überwinden könnte!« meinte Corello.

»Ich komme nicht dagegen an«, klagte der Ilt. »Die Barriere in meinem Gehirn ist nicht stark genug.«

Noch während er sprach, setzte sich der Schwarze Dämon in Bewegung.

Er kam in den Raum getappt, in dem sich die Raumfahrer aufhielten. Mit ausgestreckten Armen kam er auf Saedelaere zu.

»Er greift an!« schrie Gucky.

Corello griff seine Waffe mit beiden Händen und zielte sorgfältig. Nach außen hin machte der Krüppel einen vollkommen gelassenen Eindruck. Seine Gedanken wirbelten jedoch durcheinander. Gucky hoffte, daß Corello standhalten würde.

Wieder gear Magallion eine kleinere Ausgabe seiner selbst.

Corello drückte ab.

Die schwarze Haut Magallions absorbierte die Energie. Corello hob den Arm und zielte auf den Hypnokristall im Kopf des Riesen. Doch vor dem Kristall hatte sich ein energetisches Schutzfeld gebildet. Der Schuß, den der Mutant abfeuerte, blieb ohne Wirkung.

Gucky sank zu Boden. Er empfing verzweifelte Impulse Magallions, der offenbar völlig die Herrschaft über sich verloren hatte und nicht wußte, was um ihn herum geschah. Aber die Verwirrung des Giganten nutzte den Eindringlingen wenig. Ihr eigentlicher Gegner war der Hypnokristall im Kopf des Riesen. Magallion taumelte quer durch den Raum. Er schlug mit den Armen um sich. Dabei traf er Saedelaere und schleuderte ihn gegen eine Maschine. Der Transmittergeschädigte brach zusammen.

»Alaska!« ächzte Gucky. »Alaska!«

Doch er erhielt keine Antwort. Corello gab schnell hintereinander mehrere Schüsse ab, doch er konnte den Riesen weder aufhalten noch den Hypnokristall zerstören.

Auf allen vieren kroch Gucky durch den Raum auf Saedelaere zu. Der Schwarze Dämon irrte ziellos umher. Wenn sie ihn nicht bezwingen konnten, würde er sie früher oder später zu Tode trampeln.

Gucky erreichte Saedelaere. Der Mann mit der Maske lag auf dem Rücken und rührte sich nicht. Seine Augen waren durch die Schlitz der Maske nicht zu sehen.

Gucky zwang sich dazu, seine parapsychischen Sinne auf Alaska zu konzentrieren. Dann berührte er den Transmittergeschädigten am Arm.

Sein Versuch, mit Saedelaere in den benachbarten Raum zu teleportieren, schlug fehl. Seine Psi-Kräfte waren weitgehend ausgeschaltet.

Er ließ sich neben Alaska zu Boden sinken und beobachtete den Schwarzen Dämon, der jetzt vor Corello stand und Unschlüssig auf ihn hinabstarrte.

Magallions seelischer Aufruhr legte sich nicht. Er hatte die Kontrolle über sich verloren und folgte unverständlichen inneren Reaktionen. Die Anwesenheit fremder Lebewesen in seinem Herrschaftsbereich machte ihn rasend. Er wußte nicht, woher sie kamen und welche Absichten sie verfolgten, aber er betrachtete sie als Störenfriede. Seit Jahrtausenden lebte er einsam und verlassen in dieser Station. Nun war es zu einer plötzlichen Veränderung gekommen. Der Schwarze Dämon war außerstande, dieses Ereignis seelisch zu verkraften.

Er tobte durch den Raum, in dem sich die Eindringlinge versammelt hatten. Obwohl er sich in einen immer heftigeren Wutausch steigerte, konnte er keinen kontrollierten Angriff gegen die Fremden beginnen. Er spürte das Pulsieren des großen Kristalls in seinem Schädel. Es irritierte ihn und ließ seine Bewegungen sinnlos erscheinen.

Endlich blieb er wieder stehen und blickte sich um. Unmittelbar vor ihm lag ein winziges Wesen am Boden. Es hielt irgendein Instrument in den Händen, mit dessen Hilfe es Energie erzeugen konnte. Diese Energie hatte es gegen Magallion einzusetzen versucht, ohne ihm allerdings ernsthaft schaden zu können.

Der Schwarzhäutige wedelte drohend mit den Armen. Das Wesen blieb jedoch liegen.

Magallion stieß einen knurrenden Laut aus und stampfte mit den Beinen auf. Der Boden dröhnte unter seinem Gewicht.

Das Pulsieren des Kristalls wurde noch heftiger. Magallion schrie auf und warf sich herum. Er wußte nicht, was er in diesem Augenblick tat. Mit beiden Händen faßte er sich an den Kopf und versuchte den Kristall zu packen und herauszureißen, um endlich von dieser Qual befreit zu sein. Dabei trat er auf einen seiner Nachkommen, der sich gerade von ihm geteilt hatte. Das kleine Wesen verging unter seinen Füßen.

Magallion hämmerte jetzt auf den Kristall ein. Er sah, daß seine Arme im Licht des Kristalls wie durchsichtig erschienen.

Der Schwarze Dämon senkte den Oberkörper und stieß mit dem Kopf gegen eine Metallwand. Der gesamte Raum wurde erschüttert. Der Kristall pulsierte weiter.

Magallion schwenkte herum und suchte nach den Fremden. Er sah seine Umgebung nur noch verschwommen. Aufbrüllend tastete er umher und schlug nach jedem Schatten, der vor ihm auftauchte.

Corello mußte sich zu ruhiger Überlegung zwingen. Selten war er dem Tod so nahe gewesen wie vor wenigen Augenblicken, als der schwarze Riese vor ihm gestanden und mit den mächtigen Armen herumgefuchelt hatte. Glücklicherweise verstand Corello es immer besser, die Ausstrahlungen des Hypnokristalls zu absorbieren. Er hatte seine Waffe weggeworfen, weil sie im Kampf gegen den Riesen sinnlos war.

Das schwächliche Wesen mit dem großen Kopf war nicht erstaunt darüber, daß sogar der Mausbibler von den Hypnoimpulsen beeinflußt worden war. Der Kristall im Kopf des Dämons konnte konzentrierte Hypnobefehle ausstrahlen.

Corello ahnte, daß diese Befehle nicht dem Gehirn des Giganten entstammten. Der plumpe Riese war in keiner Weise fähig, diesen Kristall zu steuern. Entweder erhielt der leuchtende Stein Befehlssendungen, oder er reagierte unwillkürlich. Corello vermutete, daß das letztere zutraf. Ihre Anwesenheit hatte den Kristall aktiviert. Die Befehle zwangen die davon betroffenen Lebewesen zu völliger Passivität. Das bedeutete, daß der Kristall eine Schutzeinrichtung der Schienenstation war.

Corello sah, daß seine Begleiter ausnahmslos kampfunfähig waren. Der Mutant konzentrierte sich auf die Energie, die immer dann entstand, wenn sich eines der jungen Monstren unmittelbar nach der erfolgten Teilung aufzulösen begann.

Corello spürte diese Energie; er konnte sie einordnen und vielleicht sogar manipulieren. Er tastete mit seinen telepathischen Kräften nach dieser Energie. Alles hing davon ab, ob er sie unter Kontrolle bekommen würde.

Gucky lag neben Alaska Saedelaere am Boden und beobachtete die unheimliche Szene, die sich seinen Blicken bot. Magallion hatte endgültig die Beherrschung verloren und war offenbar auch völlig erblindet. Anders ließen sich seine unkontrollierten Angriffe gegen alle möglichen Einrichtungen dieses Raumes nicht erklären. Die Maschinen, die überall aufgestellt waren, erwiesen sich als erstaunlich widerstandsfähig. Hätte der Koloß in der Zentrale eines terranischen Schiffes gewütet, wäre der größte Teil der Einrichtung in die Brüche gegangen. Alaska, Wyt und Merkosh schienen bewußtlos zu sein. Merkwürdigerweise blieben Wyt und der Opronier auf den Beinen. Sie machten jedoch keine Anstalten, dem wahnsinnigen Riesen auszuweichen, wenn er gefährlich nahe an ihnen vorbeitorkelte.

Gucky beobachtete die Ereignisse mit einer gewissen Teilnahmslosigkeit. Er konnte sich nicht dazu aufraffen, irgend etwas zu unternehmen, obwohl er außer Corello der einzige war, der das Treiben des Giganten bewußt miterlebte.

Noch immer unterlag er den Impulsen des Hypnokristalls. Ab und zu drang ein Gedankenimpuls Magallions in sein Gehirn. Er erkannte, daß der Schwarze Dämon von den Ereignissen überrumpelt worden war. In Magallion machte sich der dumpfe Wunsch bemerkbar, die verlorene Ruhe möglichst schnell und gründlich wiederherzustellen. Er sehnte sich nach dem Zustand zurück, in dem er seit undenkbaren Zeiten gelebt hatte. Das Wesen, begriff Gucky, mußte ein lebendes Fossil sein. Es lebte offenbar schon seit Anfang an in dieser Burg. Dabei gebar es fortwährend Nachkommen, die jedoch alle nur ein paar Sekunden lebten.

Wenn nicht alles täuschte, besaß Magallion nicht einmal feste Vorstellungen von den Aufgaben der Burg. Er war ein verdummter Diener anderer Wesen, die ihn aus unbekannten Gründen hier eingesperrt hatten. Vielleicht hatte man ihn nur als Träger des gefährlichen Kristalls ausgewählt.

Gucky fragte sich, ob die normalen Gelben Eroberer so rücksichtslos waren, daß sie ihre kranken Artgenossen auf eine Welt wie Kokon verbannten. Nicht zum erstenmal kam ihm der Verdacht, daß es außer den Ockergelben noch andere Machthaber innerhalb des Schwarms geben könnte. Er dachte an die Behauptungen der Entarteten. Sie wollten nicht glauben, daß ihre Hilfsvölker in der Galaxis nicht wiedergutzumachenden Schaden anrichteten. Und hatte nicht Sandal Tolk die Gelben Eroberer als »Erste Diener« bezeichnet? Wem dienten sie dann?

Guckys Gedanken wurden immer verworrener. Während er über die Gelben Eroberer nachdachte, ließ er den Schwarzen Dämon nicht aus den Augen, der wütend herumtobte.

Dann führte der Zufall Magallion direkt zu Baiton Wyt. Gucky konnte sehen, wie der Gigant den Telekineten mit einer Armbewegung streifte. Magallion hielt sofort inne. Er hatte die Bewegung gespürt. Wyt hatte sich kaum gerührt. Wenn er sich der Gefahr, die ihm jetzt drohte, überhaupt bewußt war, tat er nichts, um ihr zu entkommen.

Magallion streckte einen Arm aus und umklammerte den Raumfahrer mit mehreren zentimeterdicken Fasern. Wyt wurde wie ein Spielzeug hochgehoben.

Dieser Anblick machte die letzten Kräfte in Gucky frei. Er konnte Magallion nicht auf telekinetischem Weg angreifen, aber er richtete sich auf und strahlte einen telepathischen Befehlsimpuls aus.

Laß ihn los! dachte er intensiv. *Du mußt ihn loslassen!*

Der Koloß drehte sich langsam um, ein sicheres Zeichen dafür, daß er die Impulse empfangen und auch verstanden hatte. Er wirbelte Wyt durch die Luft. Der Telekinet reagierte überhaupt nicht.

Gucky ließ den Kopf sinken. Mehr konnte er nicht tun.

Der Schwarze Dämon trug Baiton Wyt quer durch den großen Raum und schrie dabei wutentbrannt. Corello wußte, daß der Telekinet sich in höchster Lebensgefahr befand. Noch schien der Riese sich nicht entschlossen zu haben, auf welche Weise er sein Opfer töten sollte.

Der Mutant mußte sich dazu zwingen, Wyt nicht länger zu beachten. Es galt jetzt, die Energie unter Kontrolle zu bekommen, die bei der Auflösung der jungen Dämonen entstand. Wenn er dem Telekineten helfen wollte, mußte schnell etwas geschehen.

Der Gigant blieb wieder stehen. Er wog Wyt spielerisch auf dem rechten Arm. Dann hob er ihn hoch. Corello hielt entsetzt den Atem an. Wollte das Ungeheuer Wyt am Boden zerschmettern?

Doch Wyt wurde langsam zurückgeholt. Zitternd sah Ribald Corello zu, wie der Riese Wyt an die Brust drückte und dann wieder weit von sich weghielt. Dieses Verhalten war rätselhaft, aber es gab Wyt eine Gnadenfrist.

Corello wartete gespannt, bis sich ein weiterer Nachkomme aus dem Körper des Fremden löste. Als das geschah, konzentrierte er sich auf die Energie, die bei der Auflösung des Jungen entstand. Wenn er sie manipulieren wollte, mußte er sie völlig unter Kontrolle bekommen. Vor allem mußte er verhindern, daß sie sich sofort verflüchtigte.

Corello hielt die Energiewolke mit seinen Psi-Kräften fest. Er wagte noch nicht, sie in irgendeine Richtung zu bewegen, weil dann die Gefahr bestand, daß sie ihm entfallen würde.

Der schwarze Riese unterbrach seinen Marsch durch den Raum und brummte ratlos. Er schien die Energiewolke zu beobachten, die im Gegensatz zu sonst nicht verschwand. Nach einer Weile kam er langsam näher.

Corello sah es voller Befriedigung.

Doch dann entglitt die Energie seiner Kontrolle. Für den Bruchteil einer Sekunde hatte er sich zu sehr auf den Giganten konzentriert. Die Energiewolke löste sich zögernd auf.

Wieder vergingen ein paar Minuten, in denen Baiton Wyt in höchster Lebensgefahr schwebte. Unter diesen Umständen war es ein Glück, daß er durch die Hypnosestrahlen des Riesenkristalls völlig paralysiert war. Jede falsche Bewegung hätte eine tödliche Reaktion des Schwarzhäutigen auslösen können.

Corello sah zu den anderen hinüber. Gucky und Saedelaere lagen nebeneinander. Merkosh stand nach wie vor an seinem Platz. Von seinen Begleitern konnte Corello jetzt keine Hilfe erwarten.

Der schwarze Koloß ließ sich jetzt auf den Boden sinken. Er kam auf den Rücken zu liegen. Wyt hielt er von sich gestreckt. Er umklammerte ihn jetzt mit beiden Armen. Corello konnte nicht feststellen, wie fest Wyt gepackt wurde, er konnte nur hoffen, daß der Griff des Monstrums den Telekineten nicht tötete.

Der Körper des Dämons blähte sich erneut auf. Gespannt wartete Corello, daß sich das Junge lösen würde. Schließlich rutschte es über den Bauch auf den Boden und glühte auf. Sofort streckte der Mutant seine telepsimatischen Kräfte nach der Energie aus.

Wieder konnte er sie auf der Stelle halten. Er dachte jetzt nur noch an seine Aufgabe. Unter unsagbaren Anstrengungen gelang es ihm endlich, die Energiewolke zu bewegen. Er führte sie probeweise dicht über den Boden dahin, ließ sie unter die Decke steigen und dann wieder nach unten sinken.

Allmählich gewöhnte er sich daran, diese Energiemenge zu steuern, er brauchte sich nicht mehr völlig auszugeben. Nach einer Weile fühlte er sich stark genug, den nächsten Schritt zu wagen.

Er hielt die Energiewolke an und konzentrierte sich auf die nächste Aufgabe. Wenn er Erfolg haben wollte, mußte er die Energie mit einem Schlag gegen den Hypnokristall schleudern. Sie mußte hinter dem energetischen Schutzschild des Schwarzen Dämons materialisieren.

Corello atmete schwer. Nur unbewußt nahm er wahr, daß der Gigant Wyt jetzt freigab und auf seiner Brust niederlegte. Es war nicht festzustellen, ob der Telekinet noch am Leben war.

Für den Mutanten kam es jetzt darauf an, die Energie zu entstofflichen, durch den Hyperraum zu schleudern und direkt über dem Hypnokristall wieder stofflich werden zu lassen. Er wußte nicht, ob sich die fremdartige Energie so weit manipulieren lassen würde, aber er mußte es versuchen.

Als er endgültig zuschlug, wußte er bereits, daß sein Versuch gelingen würde. Er spürte eine völlige Verbundenheit mit der Energiewolke, die er manipulierte. Sie reagierte auf seine psionischen Impulse wie ein lebendiges Wesen.

Die Wolke verschwand und tauchte praktisch im gleichen Augenblick wieder über dem Hypnokristall auf. Dort entlud sich die aufgestaute Energie in einer Explosion.

Der Kristall zerbarst in Millionen winziger Fragmente und erlosch. Beinahe gleichzeitig fühlte Corello, wie ein dumpfer Druck von seinem Gehirn wich. Auf der anderen Seite des Raumes richtete sich Gucky auf.

Corello wälzte sich auf den Bauch und kroch auf den toten Giganten zu. Die Explosion hatte seinen Kopf aufgerissen. Eine gerade begonnene Teilung war unterbrochen worden.

Wyt! dachte Corello. Die Explosion mußte ihn zerrissen haben.

Mühselig schob der Supermutant seinen verunstalteten Körper über die schwarze Haut des Riesen. Er hielt sich an den fingerähnlichen Armfasern fest und richtete sich auf. Wyt lag noch immer auf der Brust des Dämons. Ohne es zu beabsichtigen, hatte der Gigant den Telekineten mit den Armen gegen die Explosion abgeschirmt.

Der Schutzanzug des Raumfahrers wies keine Beschädigungen auf.

Corello ließ sich zurücksinken. Er war völlig erschöpft. Übelkeit übermannte ihn.

»Ribald!« hörte er den herankommenden Mausbiber rufen. »Bist du in Ordnung, Ribald?«

In diesem Augenblick verlor Corello das Bewußtsein.

Magallion war tot.

Ohne Bedauern blickte Gucky von der Brust des Riesen auf die Höhle, in der sich der Hypnokristall befunden hatte. Er machte einen telekinetischen Versuch und stellte erleichtert fest, daß er gelang.

Auch Saedelaere und Merkosh kamen jetzt heran. Sie kümmerten sich um Corello und Wyt.

»Sie hatten unglaubliches Glück, Baiton«, sagte Alaska zu dem Telekineten. »Es ist ein Wunder, daß der Koloß Sie nicht erdrückt hat.«

Er wandte sich an Gucky.

»Sobald du kräftig genug bist, holst du die Blazon-Brüder und Corellos Roboter in die Burg. Im Augenblick haben wir nichts zu befürchten.«

Das ockergelbe Plasma strömte langsam durch die geöffnete Schleuse der Burg und verteilte sich in den Schalträumen. Gucky, der ständig mit den Entarteten in Verbindung stand, gab die nötigen Anweisungen.

»Wir müssen alle zerstrahlten Hauptleitungen wieder in Ordnung bringen«, ordnete er an. »Die Station muß funktionieren, sonst bekommen wir im Praspa-System Besuch.«

Blazon Alpha und sein Bruder arbeiteten fieberhaft. Mit Hilfe des Plasmas war es gelungen, die wichtigsten Anlagen zu bedienen.

Die GEVARI war auf der Schienenstation gelandet.

»Du mußt in Erfahrung bringen, ob die Station bereits ein Notsignal abgestrahlt hat«, sagte Alaska Saedelaere zu dem Ilt.

Gucky setzte sich erneut mit den Kranken in Verbindung.

»Sie glauben nicht daran, daß die Burg bereits um Hilfe gerufen hat, aber sie empfehlen uns, über das programmierte Funkgerät einen kurzen Impuls abzustrahlen und der Zentrale, die sich irgendwo im Schwarm befinden muß, mitzuteilen, daß es zu einer Beschädigung gekommen sei, die jetzt wieder behoben ist.« Saedelaere nickte seinen Begleitern zu. »Wir befolgen die Empfehlungen der Kranken.«

»Das Plasma verlangt, daß die Schienenstation ihre ehemalige Funktion wiederaufnehmen soll«, fuhr Gucky fort.

»Was?« rief Saedelaere ungläubig. »Erwarten die Kranken, daß wir auf die Plasmaberge feuern?«

»Das Plasma hat recht«, sagte Corello, der mehrere Stunden in seinem Spezialsitz geschlafen hatte. »Nach außen hin darf sich auf Kokon nichts ändern. Nur dann können wir hoffen, unentdeckt zu bleiben.«

Wyt lächelte grimmig. »Ich hätte niemals gedacht, daß wir eines Tages an Bord der Burg über die Schienen gleiten würden.«

Die Reparaturarbeiten gingen weiter. Kurz vor ihrem Abschluß wurde ein Funkspruch aufgefangen, der aus dem Schwarm kam.

»Irgend jemand will wissen, weshalb die Burg keine Impulse mehr sendet«, übersetzte Gucky die Erklärungen des Plasmas.

Als alle Leitungen wieder angeschlossen waren, nahm die Burg langsam Fahrt auf. Die Besatzungsmitglieder der GEVARI brauchten nicht viel zu tun. Die Schaltanlagen waren fast völlig automatisiert.

Die Funkautomatik der Station sendete jetzt den verabredeten Funkspruch.

»Jetzt wird man sich nicht mehr um Kokon kümmern«, hoffte Saedelaere. »Alles nimmt wieder seinen gewohnten Gang, nur mit dem Unterschied, daß wir die Gebiete, die beschossen werden, etwas genauer aussuchen, als der Schwarze Dämon es tat. Wir wollen sowenig Plasma wie möglich vernichten.«

Der Transmittergeschädigte gestand sich ein, daß sie die Burg ohne die Hilfe des Plasmas niemals so schnell unter Kontrolle bekommen hätten. Er wunderte sich darüber, wie gut das Plasma über die technischen Anlagen der Station informiert war.

Als die Arbeiten abgeschlossen waren, verordnete Saedelaere der erschöpften GEVARI-Besatzung ein paar Stunden Ruhe. Das Plasma, das in die Burg eingedrungen war, zog sich wieder zurück. Mentro Kosum würde die erste Wache übernehmen.

»Wecken Sie Gucky, wenn es zu Schwierigkeiten kommen sollte«, empfahl Saedelaere dem Emotionauten. »Der Ilt kann sich dann mit den Infizierten in Verbindung setzen.«

»Das wird sicher nicht nötig sein«, sagte Kosum selbstbewußt. »In ein paar Tagen wird mein Verständnis für diese Steueranlagen so gut sein, daß ich die Hilfe der Entarteten überhaupt nicht mehr benötigen werde.«

»Um so besser!« meinte Alaska.

Durch die Schleuse begab er sich in die GEVARI. Er war mit dem bisherigen Verlauf des Einsatzes sehr zufrieden. Sie hatten äußerst wichtige Informationen über die Gelben Eroberer erhalten und außerdem einen ausgezeichneten Stützpunkt erobert. Wenn es nicht zu unglücklichen Zwischenfällen kam, konnten sie jahrelang in der Burg leben, ohne entdeckt zu werden.

Doch das hatte Saedelaere nicht vor.

Er mußte jetzt einen Weg finden, Kontakt mit Perry Rhodan aufzunehmen. Die Terraner, vor allem aber die Wissenschaftler unter ihnen, mußten über die Erkenntnisse informiert werden, die die Besatzung der GEVARI im Innern des Schwarms gewonnen hatte.

Alaska ließ sich auf seinem schmalen Bett nieder und verschränkte die Arme hinter dem Kopf.

Eine schwache Erschütterung durchlief das Schiff. Die Burg des Schwarzen Dämons raste eine Schiene hinauf, um die für kurze Zeit unterbrochene Arbeit wiederaufzunehmen.

12.

Nach wenigen Tagen in der Burg weckte Saedelaere Blazon Alpha und Blazon Beta aus ihrer Ruheperiode auf. Dann erklärte er den beiden Brüdern, was er wollte.

»Wir wissen inzwischen, daß die Burg ständig Erkennungssignale abstrahlt, aber wir wissen nicht, für wen sie bestimmt sind und in welche Richtung sie gesendet werden. Abschalten dürfen wir die Sendeautomatik nicht, da wir dann sofort ein Überprüfungsmando auf dem Hals hätten. Aber niemand würde es bemerken, wenn wir mit unseren Geräten die Sendung anpeilen und verfolgen. Das war es, worum ich Sie bitten wollte.« ,

»Wann fangen wir an?« fragte Blazon Alpha.

»Am besten sofort«, riet Alaska. »In der Funkzentrale finden wir alle Instrumente und Geräte, die dazu notwendig sind. Ich glaube, ich kann Sie beide allein lassen. Ich muß mich noch um die anderen kümmern, sonst schlafen sie, bis wir zusammen mit dem Schwarm in einer anderen Galaxis sind.«

»Wir schaffen das schon«, beruhigte ihn Beta.

Alaska Saedelaere kehrte in den Saal zurück, der ihnen als Unterkunft diente.

Ribald Corello ruhte in seinem Tragroboter. Er sah Alaska entgegen. Der Mutant war hellwach.

»Das Plasma gibt gute Ratschläge, von denen ich allerdings nicht glaube, daß sie für uns von Wert sind. Wir sollen uns auf keinen Fall teilen, rät es. Die Zeit sei noch nicht gekommen und wir sollten noch warten. Ich fürchte, sie meinen mit Teilung eine Zellteilung.«

»Niemand von uns denkt daran, sich zu teilen.« Alaska setzte sich auf einen Metallblock, der eine der vielen geheimnisvollen Maschinerien verkleidete. »Das Plasma denkt in anderen Bahnen als wir. Es kann sich nicht in eine andere Daseinsform hineindenken. Es fühlt Freundschaft zu uns, denkt aber zu subjektiv. Trotzdem wollen wir wachsam sein, denn unter allen unwichtigen Vorschlägen kann auch einer sein, den wir befolgen können. Danke, Corello.«

Er weckte die anderen. Einigermaßen ausgeruht, begaben sie sich zur GEVARI, und als sie eine halbe Stunde später zurückkehrten, konnte man die gesamte Truppe als einsatzbereit bezeichnen.

Alaska bat sie, sich zu setzen.

»Ich habe mich entschlossen, noch eine Weile auf Kokon zu bleiben und den Planeten weiter zu untersuchen«, begann er und sah sie der Reihe nach an. »Die beiden Blazons sind in der GEVARI und kümmern sich um die Funksendungen der Burg. Ich weiß, daß uns allen das Warten nicht gefällt, aber ich fühle, daß noch etwas geschehen wird. Ich weiß nicht, was es sein wird. Wäre dieser Planet absolut nutzlos, hätte der Schwarm ihn längst ausgestoßen.«

Die anschließend von Alaska verkündete Arbeitseinteilung für die Mitglieder der Fünften Kolonne erschien dem Mausbiber so uninteressant, daß er Baiton Wyt zunickte und aufstand.

»Komm, Baiton, wir legen die Kampfanzüge an und gehen. Du entschuldigst, Alaska. Wir staten dem Plasma einen weiteren Besuch ab. Gegen Mittag sind wir zurück. Sorge dafür, daß es etwas Gutes zu essen gibt.«

»Darum wird sich Mentro Kosum kümmern«, versprach Alaska und gab damit sein Einverständnis.

Sie standen in einer weiten Senke zwischen Plasmabergen. Die Burg schwebte hoch über ihnen, ein winziger dunkler Punkt auf gleißender Energieschiene. Praspa stand weit im Westen und würde bald untergehen. Aber das Sonderkommando richtete sich nicht nach der planetaren Zeiteinteilung.

Der Mausbiber nahm telepathisch Kontakt zu dem Plasma auf und stellte Fragen, auf die er bisher nur unbefriedigende Antworten bekommen hatte.

Plötzlich stutzte er.

»Da sind noch andere Gedankenimpulse«, sagte Gucky und deutete auf ein Gebirge im Norden. »Keine Kollektiv-, sondern Individualimpulse! Das müssen Einzellebewesen sein, die unabhängig voneinander leben und denken!«

Baiton Wyt schüttelte den Kopf.

»Du mußt dich irren, Gucky! Wir haben einwandfrei festgestellt, daß der Planet nur von dem mutierten Plasma bewohnt wird. Sonst gibt es kein Leben außer einigen pflanzlichen Formen. Außer uns und dem Plasma denkt niemand hier.«

»Bin ich der Telepath - oder du?« empörte sich Gucky, als Baiton seine Fähigkeiten anzweifelte. »Du kannst dich darauf verlassen, daß ich mich nicht irre! Wir müssen zurück zur Burg. Alaska wird sich freuen, wenn er das hört.«

»Warum sollte er sich freuen? Selbst wenn du recht hast, so kann es sich immerhin um Gegner handeln. Vielleicht gibt es einen geheimen Stützpunkt auf Kokon, den wir bisher noch nicht entdeckten.«

»Wenn ja, dann haben wir *ihn* jetzt entdeckt!« sagte Gucky und nahm Baitons Hand. »Los...!«

»Wir haben Erfolg gehabt«, sagte Blazon Alpha, als Alaska in die GEVARJ kam, um sich nach dem Ergebnis der Bemühungen der Brüder zu erkundigen. »Wir konnten die Sendungen anpeilen und ein Stück verfolgen. Wie weit sie reichen, war natürlich nicht festzustellen. Dazu gehören empfindliche Intensitätsortler, die wir leider nicht besitzen.«

»Aber wir haben die Richtung!« triumphtierte Blazon Beta verbissen. »Kopfende des Schwarms - einwandfrei!« Alaska nickte.

»Die Sendungen gehen also von hier aus zum Kopfende«, vergewisserte er sich. »Sehr interessant, in der Tat. Dort muß sich also so etwas wie eine Kontrollstation befinden. Solange die Erkennungssendung von hier aus läuft, kann nichts passieren. Sobald sie verstummt, wird kontrolliert - und genau das sollten wir vermeiden.«

»Sind wir hier jetzt fertig?« erkundigte sich Beta.

»Im Augenblick habe ich keine Aufgabe für Sie beide«, erwiderte Alaska. »Von mir aus kann Alpha mit Ihnen ein Spielchen machen, oder Sie legen sich wieder schlafen, damit Sie keinem von uns im Wege herumstehen.« Ohne weiteren Kommentar verließ Alaska die GEVARI und kehrte zu den anderen zurück.

Blazon Alpha sagte gleichmütig: »Du kannst ja schlafen gehen, Bruderherz. Ich muß in die Kombüse. Mentro Kosum ist mir noch eine Erklärung schuldig.«

»Eine Erklärung?« fragte Beta verwundert. »Wie denn das?«

Alpha hob die Schultern und ließ sie wieder sinken, eine Geste absoluter Ratlosigkeit.

»Gestern habe ich mit ihm Gentox gespielt - und stell dir nur vor! Er hat die Partie gewonnen!«

»Na und?«

»Er hat gewonnen! Verstehst du das nicht? Ich habe doch geschwindelt, daß sich die Metallverstreubungen durchbogen, und trotzdem hat er gewonnen! Der Kerl hat unfair gespielt!«

Beta grinste. »Na, dann frag ihn doch mal«, riet er und ließ seinen Bruder allein.

Inzwischen unterhielt sich Alaska mit Corello, um sich nach dem Stand der Dinge zu erkundigen, die Gucky und Baiton betrafen.

»Haben Sie Kontakt mit den beiden?«

»Ja, Alaska. Sie sind hinab zur Oberfläche und scheinen etwas Interessantes entdeckt zu haben. Ich überlasse es lieber ihnen, Ihnen das zu berichten. Die beiden werden sicher gleich hier eintreffen. Sie haben uns gerade angepeilt...«

Wenig später nur rematerialisierten die beiden Mutanten in der großen Halle und erstatteten Bericht.

Alaska betrachtete nachdenklich die Spitzen seiner Stiefel. Dann sah er auf.

»Gedankenimpulse von Einzelwesen? Wer sollte das sein?«

»Identifikation war nicht möglich, da der Einfall nur von kurzer Dauer war«, berichtete Gucky. »Ein zweiter Versuch in dieser Richtung könnte von Erfolg gekrönt sein. Im Augenblick interessiert es mich brennend, was Mentro mal wieder aus unseren Lebensmittelkonzentraten gezaubert hat.«

Das war das Stichwort. Sie alle entsannen sich plötzlich, welchen Appetit sie hatten, und Alaska gab das Zeichen zur allgemeinen Mittagspause.

Ein Einsatzkommando unter dem Befehl Guckys war vor gut zwei Monaten erstmals in den Schwarm eingedrungen und hatte den sogenannten Kristallplaneten entdeckt und festgestellt, daß dieser Kristall von planetarischer Größe nichts anderes als ein Abstrahlzentrum für hypnosuggestive Impulse war. Nach unglaublichen Abenteuern war es dem Kommando gelungen, diese Abstrahlvorrichtung zu zerstören und in die Milchstraße zurückzukehren.

Damit war eine Gefahrenquelle ersten Ranges ausgeschaltet worden.

Niemand konnte ahnen, ob es noch einen zweiten Planeten dieser Art gab, mit dessen Hilfe man nicht nur Sonnensysteme, sondern sogar die ganze Kleingalaxis vielleicht hypnosuggestiv beherrschen konnte.

Daran mußte Alaska denken, als er in der Kommandozentrale der GEVARI saß und versuchte, aus den Geschehnissen der Vergangenheit für die Zukunft zu konstruieren.

Plötzlich spürte er das Wispern. Es war ein mentales Wispern, drängend, aber unverständlich. Es war wie ein Fordern, aber ohne jede Drohung. Alaska konnte nur Empfindungen wahrnehmen, keine klaren Begriffe oder gar Anordnungen. Sicherlich waren sie nicht für das terranische Einsatzkommando bestimmt.

Gucky und Corello!

Die beiden Mutanten waren die einzigen, die derartige Impulse identifizieren und ihren Sinn erfassen konnten. Alaska verließ die GEVARI, ohne die anderen zu verständigen, die noch an Bord des Schiffes waren. Gucky lag in der Nische bei Corello und schlief. Selbst die starken Impulse hatten ihn nicht geweckt.

»Hypnoimpulse, Gucky, Corello!« rief Alaska. »Was bedeuten sie?«

Der Mausbiber strich sich über seinen Bauch.

»Ich hätte mir ja denken können, daß meine Arbeitskraft mal wieder schamlos ausgenützt wird. Ich werde mich bei einer kosmischen Gewerkschaft beschweren oder einfach den Vertrag kündigen. Das darf doch wohl nicht wahr sein!«

»Willst du nun, oder willst du nicht?«

Gucky betrachtete ihn mit schiefem Blick. »Was soll ich wollen oder nicht wollen?«

»Die Impulse prüfen! Woher stammen sie, was sollen sie?«

»Ja, es ist mir eigentlich ein wenig peinlich, Alaska, und das kannst du sicher verstehen, wenn ich dir verrate, was das für Impulse sind. Eigentlich könnte es sie überhaupt nicht geben, weil der Kristallplanet, von dem sie stammen, seine Aufgabe nicht mehr erfüllen kann.«

»Du meinst, es wären Hypnoimpulse, erzeugt von Mutantengehirnen und abgestrahlt von einer riesigen Linse?«

»Eben das meine ich!«

»Das ist fatal. Vielleicht haben wir nur noch wenig Zeit, um uns in Sicherheit zu bringen. Ich könnte mir vorstellen, daß die Hypnosendung nicht ohne Grund erfolgt. Man hat uns entdeckt.«

»Unsinn!« Gucky stand auf und spazierte in der Nische hin und her. Dabei schaute er öfter zu Corello. Sie waren sich einig.

»Die Sendung geht uns nichts an, sie ist für die Plasmagebirge bestimmt. Aber - nicht für sie allein.«

»Nicht für sie allein? Für wen denn noch?«

»Habe ich dir nicht mitgeteilt, daß es noch andere Lebewesen auf Kokon geben muß, deren Gedanken ich auffing? Genau für sie ist die Sendung ebenfalls bestimmt. Das Plasma ist voller Hoffnung, aber frage mich nicht, Alaska, welche Hoffnung das sein soll. Ich weiß es nicht - noch nicht jedenfalls. Wenn du Corello und mich eine Weile in Ruhe läßt, finden wir es eventuell heraus. Einverstanden?«

Alaska sah ein, daß er dem Mausbiber den Gefallen tun mußte, wenn er überhaupt etwas erfahren wollte. Er setzte sich und schwieg.

Corello und Gucky verharrten in ihrer konzentrierten Haltung, angespannt und schweigsam. Sie empfingen die Hypnoimpulse, selbst Nichteopathen empfingen sie, konnten aber nichts mit ihnen anfangen.

Aber je länger die Hypnosendung dauerte, desto deutlicher wurde auch für Alaska der Sinn des mentalen Überfalls, wie er das Ereignis bei sich nannte. Beruhigend erschien ihm nur die Tatsache, daß es keineswegs ein böstiger Überfall war, sondern mehr eine fast mechanisch ablaufende Freudenbotschaft.

Gucky wandte den Kopf und sagte: »Die Schwingungsfrequenz der Para-Impulse ist identisch mit jenen des Kristallplaneten, in dem die gelben Mutanten hausen. Entweder gibt es mehrere dieser Kunstplaneten, oder es muß gelungen sein, die Abstrahlvorrichtung zu reparieren. Das kann ich mir jedoch nicht vorstellen. Es muß mehrere dieser Kristallplaneten geben, und ihre Reichweite ist demnach auch nicht so groß, wie ich angenommen habe.«

»Was besagt die Parasendung? Um welche Freudenbotschaft handelt es sich - und wer ist gemeint? Das Plasma?«

Gucky schüttelte den Kopf.

»So viele Fragen auf einmal? Fangen wir mal mit der letzten an. Eins steht fest: Die Sendung gilt nur zu einem geringen Teil dem Plasma. Sie ist für Einzelwesen bestimmt, denen eine unaussprechbare Freude bevorsteht, das größte Glück ihres Lebens. Na, kannst du damit etwas anfangen?«

»Das größte Glück ihres Lebens ...? Du glaubst doch nicht etwa ...?«

»Doch, genau das glaube ich! Die Teilung! Die Sendung ist für jene bestimmt, die sich bald teilen werden. Also wird man sie abholen. Und wen man abholt, kannst du dir sicherlich auch denken - Gelbe Eroberer, die komischen Riesenbirnen. Ich habe recht! Es gibt die Ockergelben auf dieser Welt, und sie haben sich in den Plasmagebirgen verborgen.«

»Warum haben wir das nicht vom Plasma erfahren?«

»Wir haben es nicht danach gefragt.«

»Wenn das so ist, befinden wir uns in Gefahr. Ich könnte mir vorstellen, daß eine solche Sendung nichts als eine Vorankündigung ist. Ich verstehe nur nicht, wie es auf diesem infizierten Planeten noch gesunde Exemplare dieser merkwürdigen gelben Geschöpfe geben soll.«

»Das Plasma beginnt sich zurückzuziehen«, sagte Corello plötzlich. »Es gleitet auf den tauben Schienen zurück zur Planetenoberfläche.«

»Dann ahnt es drohende Gefahr und versucht, sich in Sicherheit zu bringen. Aber die Parasendung läuft ja noch.«

»Richtig«, versicherte Corello, »sie läuft noch, aber sie gilt nun ausschließlich den Gelben, die vor der Teilung stehen. Sie nimmt nun einen fast beschwörenden Charakter an, sie wird jubelnder, euphorischer - wenn ich es einmal so ausdrücken darf. Gucky kann es bestätigen.«

»Allerdings«, stimmte der Mausbiber zu. »Und ein bestimmter Text kommt immer wieder durch, als solle sich sein Inhalt dem Empfänger einprägen.«

»Was ist das für ein Text?«

»Gleich... Warte noch einen Augenblick.«

Während Gucky lauschte, berichtete Corello flüsternd:

»Das Plasma, es ist besorgt und unruhig geworden, obwohl keinerlei Gefahr angekündigt wurde. Allerdings scheint mir so etwas wie ein Verbot suggeriert worden zu sein. Das Verbot, sich künftig zu teilen.«

»Wie soll das gehen? Wie soll es das anstellen?«

»Ich weiß es nicht, Alaska.«

Corello schwieg, als Gucky mit einem Wink zu verstehen gab, daß er etwas sagen wollte. Es dauerte noch einige Minuten, bis Gucky endlich seine konzentrierte Haltung aufgab und sich entspannte.

»So, jetzt haben wir den Salat!« gab er bekannt und ging in der Nische hin und her. »Kommt mir so vor, als liefe ein Hypnoband ab, denn die Botschaft wiederholt sich immer wieder, ohne eine Änderung aufzuweisen. Sie besagt, daß wieder einmal diese komischen Stätten Aclars bereit sind für die Aufnahme der Glücklichen, daß sie warten, um unsagbar große Freude zu schenken, und daß dieses herrliche Ereignis kurz bevorsteht. Fein, was?«

»Die Stätten Aclars ...! Wenn wir nur wüßten, was damit gemeint ist! Sind damit alle Planeten gemeint, auf denen eine Teilung stattfindet? Wenn ja, dann handelt es sich um eine allgemeine Bezeichnung, die nichts mit einem ganz bestimmten Ort zu tun hat.«

»Klingt wahrscheinlich«, meinte Gucky. »Aber ich denke, es hat Zeit bis später, Spekulationen darüber anzustellen. Die akute Frage ist jetzt: Was tun wir? Warten wir, bis die Wabenschiffe kommen?«

»Noch haben wir etwas Zeit, das wissen wir aus Erfahrung.«

Als die beiden Mutanten erneut der Parasendung lauschen wollten, mußten sie feststellen, daß die Impulse schwächer geworden waren. Mit Hilfe einer komplizierten Parapeilung stellten sie weiter fest, daß die Sendung in einem scharf gebündelten Richtstrahl vorbeiging, einem neuen, unbekannten Ziel entgegen.

Eine weitere Welt wurde parapsychisch beeinflusst...

Sie fühlten sich nicht mehr sicher in ihrer Burg. Es war ihnen klar, daß die Gefahr nur so lange bestand, bis die Gelben Eroberer, die vor der Teilung standen, abgeholt worden waren. Danach würde Kokon wieder eine leere Welt sein, wenn man von dem Plasma absah.

Sie saßen in der Kommandozentrale der GEVARI und hielten eine Beratung ab. Dazu gehörte, daß jeder seine Meinung äußerte und versuchte, das Geschehen und die Situation von seiner Warte aus zu beurteilen.

»Wie kommt es«, fragte Merkosh, nachdem die Debatte bereits eine halbe Stunde im Gange war, »daß noch Gelbe Eroberer als Individuen hier existieren? Sind sie gesund, sind sie krank? Meiner Meinung nach müssen sie

krank sein, zumindest vom Plasma infiziert mit einem uns unbekannten Virus, sonst hätten sie diesen Planeten längst verlassen.«

Alaska nickte.

»Sie bringen mich da auf eine Idee, Merkosh. Auf eine sehr gefährliche Idee, das muß ich zugeben. Aber stellen Sie sich einmal vor, die Gelben hier wären selbst immun gegen die Krankheit, aber infiziert und kämen mit Gesunden in Kontakt. Noch wissen wir nicht, ob man sie überhaupt abholen will, wenn auch eine entsprechende Botschaft eintraf. Sie kann Kokon nur versehentlich gestreift haben.«

»Nein!« Gucky nahm eine dozierende Haltung ein. »Einspruch, Euer Ehren! Die Behauptung ist unlogisch! Die Hypnosendung betraf das Plasma. Also galt die Sendung auch Kokon.«

Baiton Wyt meldete sich zu Wort.

»Einmal ganz abgesehen von der verlockenden Aussicht, gefährliche Virenträger unter die Masse der gesunden Gelben Eroberer zu schmuggeln, stehen wir doch wieder einmal vor dem Problem, daß durch den bevorstehenden Geburtenvorgang außerhalb des Schwarms eine ganze Welt dem Untergang geweiht ist, zumindest das Leben auf ihr, falls es solches gibt. Können wir das nicht verhindern?«

»Das ist vorerst nicht unsere Aufgabe und auch nicht unser unmittelbares Problem. Uns bietet sich eine einmalige Chance, und wir müssen sie nutzen. Ich habe auch schon eine vage Vorstellung, wie wir das anstellen können, doch darüber später mehr. Bitte, hat noch jemand etwas zu sagen...?«

»Ja, ich«, sagte Blazon Beta mürrisch. »Da gibt es etwas, das mich schon lange beschäftigt, eine Frage, auf die es bisher noch keine befriedigende Antwort gab. Warum müssen die Gelben Eroberer den Schwarm verlassen, um sich zu teilen? Warum geschieht dieser Vorgang nicht hier, auf ihren eigenen Welten? Das wäre doch einfacher und weniger kompliziert. Was meinen Sie dazu, Alaska?«

»Sie wissen selbst, Beta, daß wir oft genug über dieses Problem gesprochen haben. Es gäbe vielleicht eine Antwort, aber niemand kann wissen, ob sie der Wahrheit auch nur nahe kommt. Bedenken Sie, daß der Teilungsvorgang unter äußerst schwierigen Bedingungen erfolgt. Die Sekundäranpassung des zur Geburt bestimmten Planeten kann für die bereits vorhandene Fauna und Flora todbringend sein. Die Temperatur muß auf der gesamten Planetenoberfläche konstant 62,7134 Grad betragen. Derart extreme Bedingungen lassen nicht nur Tiere und Pflanzen absterben, sie dezimieren auch den wertvollen Bestand mikroskopisch kleiner Lebewesen und nehmen einer solchen Welt die Existenzgrundlage. Jede vorhandene Zivilisation ist dem Untergang geweiht.«

Blazon Beta winkte mit überlegener Geste ab.

»Aber das wissen wir doch alles schon, Alaska. Das ist keine Antwort auf meine Frage.«

»Das gebe ich zu, aber die eben gemachte Feststellung zwingt zu einem einigermaßen logischen Schluß: Die Gelben Eroberer wollen ihre eigenen Welten im Schwarm nicht selbst vernichten. Ist es da für eine sicherlich vorhandene geheime Macht, die das Schicksal des Schwarms lenkt, nicht viel einfacher, Erkundungsschiffe vorzuschicken und nach geeigneten Welten außerhalb des Schwarms zu suchen, wo der Teilungsprozeß dann stattfindet?«

»Hat aber das Plasma nicht selbst behauptet, es würde niemals zerstören, niemals töten? Lügt das Plasma, das aus mutierten und kranken Gelben entstand, also doch?«

»Nein, es lügt nicht. Die Gelben Eroberer wollen niemals töten oder gar erobern - ich glaube, sie werden dazu gezwungen. Sie müssen vielleicht fremde Welten vernichten, oder sie dürfen sich nicht teilen. Wenn sie sich aber nicht teilen, dann geschieht das, was auf Kokon geschah. Sie folgen ihrem Instinkt und außerdem den hypnosuggestiven Befehlen. Sie könnten sich nicht einmal dagegen wehren, selbst wenn sie das wollten.«

»Nun gut«, gab Beta zögernd zu, »das ist *eine* Theorie. Vielleicht ist sie richtig, vielleicht auch nicht. Was ist nun mit Ihrer Idee?«

Alaska lehnte sich im Sessel zurück.

»Ich möchte, daß wir Verbindung zu den Gelben Eroberern auf Kokon aufnehmen. Das kann ohne Gefahr einer Entdeckung geschehen, denn ich bin sicher, daß die Funkverbindung zwischen Kokon und den Machthabern des Schwarms einseitig ist. Ich schlage also vor, daß Gucky dem Plasma abermals einen Besuch abstattet, und zwar allein. Er ist Teleporter und kann sich ungehindert bewegen. Als Telepath kann er die Gelben Eroberer aufspüren und Kontakt mit ihnen aufnehmen. Wir müssen etwas über sie erfahren und auch herausfinden, wann sie abgeholt werden sollen. Erst wenn wir das wissen, hat es Sinn, meinen Plan in die Tat umzusetzen.«

»Und was ist das für ein Plan?« fragte Baiton Wyt.

»Ich deutete ihn bereits an, Baiton. Wir werden versuchen, einige der Gelben zu überreden, sich von uns zu einem anderen Planeten innerhalb des Schwarms bringen zu lassen, wo der Abflug zum Teilungsplaneten kurz bevorsteht. Ihr Drang, sich zu teilen, ist so übermächtig, daß sich bestimmt Exemplare finden lassen, die mitkommen werden. Damit bringen wir infizierte Virenträger zu gesunden Völkern. Eine Waffe, wenn auch glücklicherweise keine tödliche. Doch zuvor müssen wir wissen, ob die Gelben Eroberer auf Kokon auch wirklich infiziert sind. Gucky, bist du bereit?«

»Immer!« Der Mausbiber reckte sich empor und wurde um zwei Zentimeter größer. »Ich bin immer bereit, wenn es um die Rettung des Universums geht.«

»Fein, mein Freund. Dann lege vorsichtshalber den Kampfanzug an, denn wer weiß, was dir alles begegnen wird

...«

Gucky winkte lässig ab. »Mit den Gigabirnen werde ich schon fertig.«

13.

Gucky stand allein auf der Oberfläche des Planeten Kokon. Es war Mittag und sehr heiß. Die Kühlanlage des Schutzanzuges arbeitete auf Hochtouren.

Der Mausbiber peilte das gelbe Gebirgsmassiv an, das in wenigen Kilometern Entfernung nördlich von seinem Standort lag. Von dort kamen die Gedankenimpulse der Gelben Eroberer, die sich nicht in Plasma verwandelt hatten.

Waren sie wirklich immun?

Als er rematerialisierte, stand er dicht vor der gelben Wand des Plasmas, deren kollektive Gedankensendung ihn mit aller Gewalt traf. Er schwächte seine Empfangskapazität ab, um einen Paraschock zu vermeiden. Dann erst begann er zu sortieren.

Die vorher einigermaßen klaren Impulse der gesunden Gelben wurden von dem Gedankengut des Plasmas überlagert. Das mußte auch früher so gewesen sein, sonst hätten er und Corello die Einzelimpulse eher entdeckt. Gucky versuchte, Kontakt mit dem Plasma aufzunehmen.

Wie immer erwies sich das als nicht gerade einfach, weil sich das Plasma koordinieren mußte, um eine einheitliche Sendung zustande zu bringen. Erst als das geschehen war, war Gucky in der Lage, klare Gedankenimpulse zu empfangen und auch zu beantworten.

Wir wissen, daß außer der Gemeinschaft des Plasmas noch andere Wesen auf dieser Welt leben. Könnt ihr uns helfen, sie zu finden? Wir wollen auch ihnen helfen, aber wir müssen mit ihnen sprechen. Seid ihr bereit, das für uns zu tun?

Es sind unsere Vorfahren, und sie leben mitten unter uns.

Für einen Moment war Gucky sprachlos. Ziemlich verdattert stellte er die Frage:

Mitten unter euch ...? Wollt ihr damit sagen, daß sie in euch leben, so, wie auch meine Vorfahren in meinem Blut weiterleben? Das ist es nicht, was ich meinte. Ich bin überzeugt, daß die Vorfahren, wenn ihr dieselben meint wie ich, materiell noch auf dieser Welt existieren. Wo sind sie?

In uns und unter uns, lautete die Antwort. Willst du sie sehen?

Das ist es ja, worum ich euch bat. Zeigt mir den Weg.

Statt jeder telepathischen Antwort begann sich das Plasmagebirge unmittelbar vor Gucky zu teilen. Mit großen Augen erkannte der Ilt, daß der Eingang zu einer gewaltigen Höhle entstand, die sich tief in den gelben Berg hinein erstreckte. Der Boden und die Decke waren unregelmäßig geformt, rechts und links zweigten Gänge ab, aber ohne Zweifel bestand alles in der Höhle aus Plasma.

Die Auskunft bezüglich der Gelben war wörtlich gemeint! Sie lebten *in* und *unter* dem Plasma.

Tritt ein! kam die telepathische Einladung. *Die Eltern erwarten dich.*

Das konnte nur symbolisch gemeint ein, denn die Gelben Eroberer hatten sich auf Kokon niemals geteilt, konnten also nie in Generationen aufgeteilt sein. Ihre Lebensdauer war unbekannt.

Gucky verzichtete darauf, die kurze Strecke zu teleportieren. Er watschelte über die unebene Fläche zum Höhleneingang und wunderte sich, daß es innerhalb des Plasmagebirges nicht dunkel war. Überall konnte er ein mattes gelbes Leuchten wahrnehmen.

Die Gedankenimpulse des Plasmas wurden schwächer, bis sie ganz verstummten. Es wurde dem Mausbiber klar, daß sich hier abermals die Koordinierungsfähigkeit der gelben Masse bewährte. Ein Kollektivbefehl genügte, und jegliche Gedankentätigkeit wurde eingestellt, um ihm, dem fremden Besucher, die Arbeit zu erleichtern.

Statt der Gedanken des Plasmas drang ein anderer Impuls in sein Bewußtsein - ein *einzelner* Gedankenimpuls, stark und konzentriert:

*Sei uns willkommen, kleiner Gast auf unserer Welt. Wir wissen, daß Fremde zu uns kamen, die keine Feinde sind, darum verhielten wir uns abwartend. Nun teilen uns unsere unglücklichen Brüder mit, daß ihr uns helfen wollt. Geh nur weiter, dann werden wir uns treffen. Ich erwarte dich, Freund des unglücklichen Volkes. **

Die Gelben Eroberer auf Kokon waren Telepathen. Damit hatte Gucky nicht gerechnet, aber er sagte sich sofort, daß diese ungewöhnliche Begabung vielleicht eine Folge der Krankheit sein könnte, die sie wiederum gegen eine Verwandlung in Plasma immun machte.

Ich muß mit dir und deinem Volk sprechen, dachte der Mausbiber und ging weiter. Es gibt noch viele Fragen, die unbeantwortet sind, und nur wenn sie geklärt sind, können wir euch helfen. Habt ihr Vertrauen?

Wir haben es, denn wir wurden zu oft betrogen.

Das klang unlogisch, aber Gucky glaubte, den Sinn hinter den Worten zu erkennen. Die Gelben waren von dem Wunsch nach Vertrauen beseelt, weil sie bisher stets von den unbekannten Drahtziehern enttäuscht worden waren. Sie klammerten sich an einen Strohalm.

Ihr dürft uns vertrauen. Wann treffe ich dich?

Du bist nicht mehr fern. Siehst du die Wand, welche die Höhle abschließt? Sie wird sich öffnen, und dann wirst du mich sehen. Ich erwarte dich. Mein Volk hat mich zum Sprecher bestimmt, und so gilt meine Gedankenstimme für uns alle.

Gucky schritt tapfer auf die gelbe Wand zu, die sich allmählich zu teilen begann, bis ein breiter Spalt entstand, durch den er hindurchschreiten konnte. Dahinter war eine fast künstlich anmutende Höhlenkammer mit glatten Wänden und Decke. Auch der Boden war eben und fugenlos, aber auch so gelb wie alles andere.

Der Gelbe Eroberer kroch Gucky langsam entgegen...

Das Lebewesen glich äußerlich einer Birne von über zwei Metern Höhe, wobei die absolut glatte und runde Unterseite einen Durchmesser von gut einem Meter besaß. Es bewegte sich mit starken Rippenfortsätzen in der Art einer Schnecke, langsam und behäbig.

Nach oben hin verjüngte sich der birnenförmige Körper. Am Ende der verjüngten Stelle befanden sich zwei Multiorgane. Sie erinnerten an Augen, dienten aber noch anderen Zwecken als nur zum Sehen. Eins saß vorn, das andere hinten.

Der Gelbe Eroberer, dem Gucky nun gegenüberstand, war unbekleidet. Seine Haut war glatt, glänzte ölig und verfügte über keinerlei Haarwuchs. Die beiden kräftigen Arme spalteten sich in halber Länge in jeweils zwei Nebenarme, von denen jeder eine Hand mit sechs Fingern hatte.

Das Plasma formte zwei bequeme Sitzgelegenheiten. Der Gelbe deutete darauf.

Du bist unser Gast. Bitte setz dich!

Er dachte es so stark und intensiv, daß die Gedankenimpulse wie gesprochene Worte wirkten, selbst für Gucky, der ein äußerst fähiger und geübter Telepath war. Unwillkürlich antwortete er laut:

»Danke, ich begrüße dich auch im Namen meiner Freunde, die ebenfalls die Freunde deines Volkes sind. Wir wollen euch helfen.«

Sie saßen sich gegenüber.

Wir wissen es, darum unternahmen wir nichts gegen euch. Wir haben euren Besuch nicht nur geduldet, sondern euren Willen, hiezubleiben noch gefördert. Das Plasma, wie ihr unsere unglücklichen Brüder nennt, hat uns dabei unterstützt.

Ihr, die ihr gesund geblieben seid, wartet auf ein frohes Ereignis. Es wurde angekündigt. Wann wird es wohl eintreten?

Niemals. Es wird uns schon lange versprochen, aber nie kam jemand, um uns abzuholen. Wir warten schon lange, aber wir haben die Hoffnung aufgegeben. Eines Tages werden wir sterben müssen, ohne unsere Aufgabe erfüllt zu haben. Auf dieser Welt leben nur noch 9500 von unserem einst so zahlreichen Volk.

Nicht mehr? Gucky dachte einen Augenblick nach, dann fuhr er fort: *So habt ihr schon oft die Freudenbotschaft empfangen, ohne daß sie jemals in die Tat umgesetzt werden konnte? Niemand holte euch ab, niemand schuf auf dieser Welt die bekannten Bedingungen zum höchsten Glück deines Volkes? Warum das? Warum die glückbringende Botschaft?*

Wir wissen es nicht, mein Freund. Vielleicht weil wir krank und immun sind.

Krank und immun zugleich?

Immun gegen eine Verwandlung, wie sie mit unseren Brüdern vor sich ging, und krank, weil wir den Keim des Verderbens in uns tragen. Mehr kann ich dir nicht dazu erklären. Aber man fürchtet den Kontakt zwischen uns und den gesunden Völkern. Doch nun sag, wie ihr uns helfen wollt.

Das wird ein anderer tun, der Kommandant unserer Truppe. Er wird mit dir reden und dir alles erklären. Ich bin nur sein Botschafter, dem die Aufgabe zufiel, den ersten Kontakt herzustellen. Ihr müßt uns glauben, das ist alles. Aber erst dann, wenn wir alles über euch wissen, werden wir euch helfen können. Der Wunsch dazu muß von euch ausgehen, nicht von uns allein. Werdet ihr uns gestatten, nochmals auf der Oberfläche dieses Planeten, den wir Kokon nennen, zu landen?

Wir werden uns glücklich schätzen, euch als unsere Gäste zu begrüßen. Und wir erwarten eure Vorschläge. Seid sicher, daß niemand kommen wird, um uns hier abzuholen. Wir sind dazu verdammt, den Rest unseres Lebens auf dieser Welt zu verbringen, die uns niemals die höchste aller Freuden bringen kann.

Vielleicht wissen wir, wie wir euch helfen können. Unser Kommandant wird mit dir und deinem Volk darüber sprechen, sobald wir gelandet sind. Eine Frage: Wo können wir landen?

Überall seid ihr willkommen, aber vielleicht ist es gut, wenn euer Schiff wieder im Schutz des Plasmas geborgen ist. Wir werden anordnen, daß eine neue große Höhle mit einem großen Eingang gebildet wird. Fliegt nur hinein. Dort seid ihr sicher.

Ich werde es dem Kommandanten mitteilen, versprach Gucky.

Er überlegte, ob es noch weitere Fragen gäbe, die er stellen konnte, ohne Alaskas Plan zu gefährden, dann entschied er sich dazu, Abschied zu nehmen. Er öffnete seinen Gedankenblock und sagte laut:

»Gestatte, daß ich wieder zu meinen Freunden zurückkehre. Ich werde ihnen eure Einladung überbringen.

Vielleicht werden wir noch heute landen, vielleicht aber erst morgen. Darf ich dich bitten, dein Volk darauf vorzubereiten? Wir möchten keine Panik. Oh, noch eine Frage ...«

Bitte, mein Freund.

Du sprachst von 9500 Überlebenden ... sind sie alle hier in diesem Gebirge? Wenn ja, gibt es noch weitere auf den anderen Kontinenten?

Nicht alle befinden sich hier bei uns. Die Zahl bezieht sich auf alle Mitglieder meines Volkes auf dieser Welt. Auf diesem Kontinent leben wir alle an diesem Platz, aber nicht mehr als dreitausend.

Danke, das hilft mir weiter. Wir werden uns bald wiedersehen. Vielen Dank für deine Bereitschaft, uns zu helfen.

Ihr seid es, die helfen wollten, erinnerte ihn der Gelbe ernst. Er stand auf, und der Plasmasessel, in dem er geruht hatte, verschwand augenblicklich im Boden. Auch Gucky erhob sich und sah zu, wie auch sein Sessel kleiner wurde, bis er verschwunden war. *Wir erwarten euch mit Freuden*.

Der Gelbe begleitete Gucky bis zur Wand, die sich ohne jede Aufforderung wieder teilte, um einen Durchlaß zu schaffen. Der Mausbiber winkte dem fremdartigen und gutmütigen Wesen freundschaftlich zu, ehe er den Rückweg nun endgültig antrat. Noch während er durch die Höhle ging, empfing er noch einmal einen kurzen Gedankenimpuls des Gelben Eroberers.

Der Gedanke galt zweifellos ihm, Gucky:

Nach deiner Zeitrechnung arbeiten wir bereits seit eintausendachthundert Jahren an dem Entkommensprojekt! Vielleicht seid ihr es, die es verwirklichen - dann war unsere Hoffnung nicht umsonst.

Was für ein Projekt? fragte Gucky überrascht, aber er erhielt keine Antwort mehr.

Vor ihm schimmerte das Tageslicht...

»Entkommensprojekt?« Alaska sah Gucky voller Erwartung an, nachdem dieser seinen Bericht beendet hatte.

»Was soll das heißen?«

»Ich bekam keine weiteren Informationen auf meine diesbezügliche Frage, aber meiner Meinung nach ist der Fall doch absolut klar: Sie warten seit fast zweitausend Jahren auf die Teilung, die für sie nicht nur lebensnotwendig, sondern auch das glücklichste Ereignis ihres Daseins ist. Sie werden an der Nase herumgeführt, und das merken sie ja schließlich. Also haben sie sich entschlossen, sich selbst zu helfen, obwohl ich mir nicht vorstellen kann, wie sie das ohne Raumfahrt bewerkstelligen wollen. Immerhin habe ich das Gefühl, daß wir genau richtig gekommen sind. Nun, was meinst du?«

Alaska sah in die erwartungsvollen Gesichter der anderen. Lächelnd wandte er sich an Gucky.

»Ja, nun verstehe ich, was du meinst. Sie wollen weg von hier, zu einem Planeten, auf dem die Bedingungen herrschen, die sie zur Teilung benötigen. Sie hoffen, daß wir sie dorthin bringen. Allerdings ist die GEVARI zu klein für fast zehntausend Gelbe Eroberer. Doch einige von ihnen dürften in der Space-Jet Platz finden ...«

Kosum hob die Hand.

»Ein Problem, mit dem wir schon einmal fertig wurden, wenn ich mich recht entsinne. In der Galaxis Gruelfin wurde auch einmal ein Schiff von uns mit Flüchtlingen vollgepackt. Sie wurden wie die Heringe gestapelt und konnten sich kaum rühren, aber sie wurden gerettet.«

»Fünfhundert bis achthundert, schätze ich«, sagte Baiton Wyt.

Sie berieten noch eine Weile und legten ihre Vorgehensweise fest. Die Gelben Eroberer waren Telepathen, das durften sie nicht vergessen. Auf der anderen Seite wollten sie ihnen wirklich helfen, wenn auch nicht nur aus selbstlosen Motiven.

»Wir werden einige Stunden schlafen, dann verlassen wir die Burg. Kosum wird die GEVARI vorsichtig zur Oberfläche hinabsteuern und in die angekündigte Höhle fliegen. In sechs Stunden. Auf Kokon dürfte dann gerade die Sonne untergehen.«

Die Energiebahnen blieben zurück, als die große Space-Jet langsam der Oberfläche entgegensank. Das Schiff glitt dicht über gelbe Gebirge dahin und näherte sich der hoch aufragenden Plasmawand, in der ein breiter Spalt sichtbar wurde, der nach Guckys Versicherungen bei seinem Besuch noch nicht vorhanden gewesen war.

Kosum verringerte die Fluggeschwindigkeit und ging tiefer. Nur auf ihren Antigravpolstern gleitend, näherte sich die GEVARI dem breiten Spalt, hinter dem eine riesige Höhle schimmerte. Ihr Durchmesser betrug nach erster Schätzung mehr als hundert, die Höhe fast fünfzig Meter. Das genügte Kosum zu einer sanften Landung. Er schaltete auch die Antigravfelder ab, als er feststellte, daß der gelbe Boden nicht nachgab. Ohne Schwierigkeit trug er das volle Gewicht der Space-Jet.

Mehrere Gelbe Eroberer hielten sich zur Begrüßung der Besucher bereit. In würdig-ernster Haltung standen sie da und warteten. Im Gegensatz zu jenem Wesen, mit dem Gucky verhandelt hatte, trugen sie sackähnliche Gewänder, die bis hinab zum Boden reichten.

»Birnen im Schlafrock«, meinte Gucky verblüfft. »So etwas habe ich auch noch nicht gesehen. Vielleicht sollten wir unsere Pyjamas anziehen, um uns den hier gebräuchlichen Umgangsformen anzupassen ...«

Natürlich behielten sie ihre Kampfanzüge an. Die Helme blieben geöffnet.

»Corello bleibt im Schiff zurück«, ordnete Alaska an. »Als Rückendeckung und Absicherung.«

Der Mann mit der Maske ging kein Risiko ein, denn niemand konnte die weitere Entwicklung voraussagen. In dieser Hinsicht hatten die Terraner schon manche ungute Überraschung erlebt.

»Von denen sieht einer wie der andere aus«, kommentierte Gucky, als sie in der geöffneten Ausstiegsluke standen. »Keine Ahnung, ob der Bursche dabei ist, mit dem ich mich unterhalten habe.«

»Mir scheint, das spielt keine Rolle. Obwohl unverformt, haben die Individuen das gleiche

Zusammengehörigkeitsgefühl wie das Plasma. Jeder von ihnen weiß, was du mit ihrem Abgesandten gesprochen hast.«

Die Gedankenflut des Plasmas wurde schwächer, bis sie verebbte.

Ein starker Einzelimpuls ersetzte sie, nur für Gucky und Corello in allen Einzelheiten verständlich. Umgekehrt würden die Gelben Eroberer jedes Wort verstehen können, das die Terraner sprachen. Der Mausbiber fungierte daher als einseitiger Dolmetscher.

»Seid willkommen, Freunde unseres Volkes«, sagte er. »Die Zeit der Erfüllung naht, und unsere Feinde sind auch die euren. Haß hat sich gespeichert, über die Jahrhunderte hinweg. Haß gegen den Verrat jener, die uns Befehle erteilen. Wir wollen frei sein, wir wollen in Frieden leben und die höchste Freude des Daseins genießen. Der Schwarze Dämon ist tot, es lebe die Welt des höchsten Glücks.«

Alaska vernahm die Übersetzung Guckys. Während er langsam die Leiter hinabstieg und auf die Gelben Eroberer zuschritt, sagte er:

»Wir danken euch für die Einladung, die wir gern angenommen haben. Wenn wir helfen können, so werden wir es gern tun, aber wir haben nur ein kleines Schiff und können nicht jeden von euch zu dem Planeten des höchsten Glücks bringen. Wir werden darüber verhandeln müssen.«

Die Begrüßung zwischen den so verschiedenartigen Lebewesen war feierlich. Sie dokumentierte das friedliche Zusammenleben unterschiedlicher Lebensformen, selbst wenn sie aus anderen Galaxien stammten. Sie dokumentierte weiter die unbestreitbare Tatsache, daß Motive wichtiger waren als Taten, die aus diesen Motiven begangen wurden.

»Wir haben Ruheräume für euch vorbereiten lassen«, sagte der Gelbe Eroberer, der als Sprecher fungierte.

»Wir können im Schiff ruhen«, gab Alaska zurück. »Es wäre unhöflich von uns, euch Ungelegenheiten zu bereiten.«

»Ihr seid Freunde, und Freunde bereiten niemals Ungelegenheiten«, versicherte der Sprecher der Gelben Eroberer. »Eure Räume wurden vorbereitet. Später werden wir reden.«

Alaska blieb nichts anderes übrig, als das Angebot anzunehmen, um die freundlichen Gastgeber nicht zu beleidigen. Rein im Unterbewußtsein beruhigte ihn die Tatsache, daß Corello im Schiff zurückblieb.

Viel Zeit zur Muße blieb ihnen nicht. Kaum hatten sie sich ein wenig umgesehen, als sie alle zu einer ersten Besprechung gebeten wurden. Das geschah durch telepathische Gedankenimpulse, die von Gucky übersetzt wurden.

Inzwischen waren Berechnungen vorgenommen worden, so daß Alaska keine Zeit verlor, als er von den Gastgebern direkt darauf angesprochen wurde:

»Ihr würdet uns den größten Wunsch unseres Lebens erfüllen, könntet ihr euch dazu entschließen, uns von dieser Welt fortzubringen. Wir wissen, daß euer Schiff zu klein ist, um uns alle mitzunehmen, aber vielleicht kommt ihr wieder, bis wir alle gerettet sind.«

»Wir können achthundert von euch im Schiff unterbringen, aber es wird sehr eng werden. Der Flug dauert jedoch nicht lange. Wir wissen zudem nicht, ob wir jemals hierher zurückkehren können. Wir werden es versuchen. Noch ein weiterer Punkt ist zu beachten: Wir kennen die Welt des höchsten Glücks nicht, doch wir können euch zu einer Welt bringen, der ein Abtransport bevorsteht. Wir konnten die Hypnosendung anpeilen und verfolgen. Wir kennen somit die ungefähre Position dieses Planeten, der innerhalb des Schwarms steht. Seid ihr zufrieden, wenn wir euch dorthin transportieren?«

Eine Welle der Freude überschwemmte Alaska und seine Begleiter. Jede weitere Frage in dieser Richtung war überflüssig.

»Wir werden die achthundert ersten Mitfahrer selbst aussuchen und bestimmen«, versicherte der Sprecher der Gelben Eroberer. »Wann soll es geschehen?«

»Keine Zeit ist zu versäumen, weil wir nicht wissen, wann die Transportschiffe auf dem Planeten landen werden. Beginnt mit der Auslese. Wir starten, sobald sich alle Passagiere an Bord befinden.«

Sie kehrten in ihre Räume zurück und machten es sich auf dem weichen Plasmaboden bequem. Baiton Wyt war sofort eingeschlafen; der Telekinet war dafür bekannt, daß er in jeder Lage schlafen konnte.

Merkosh und Alaska unterhielten sich leise. Ab und zu mischten sich die Gebrüder Blazon in das Gespräch. In erster Linie ging es um das beabsichtigte Flugziel, um den unbekannten Planeten, dem die Hypnosendung gegolten hatte.

»Nur zehn Lichtjahre?« vergewisserte sich Alaska. *

»Hat Alpha errechnet«, bestätigte Merkosh. »Auch die Richtung ist festgelegt. Es dürfte also nicht schwer sein, ihn zu finden. So dicht gesät stehen die Sonnensysteme an dieser Stelle des Schwarms auch wieder nicht.«

»Eine Lineartappe genügt«, warf Blazon Alpha ein. »Kosum ist der gleichen Meinung. Er hat mir bei der Berechnung geholfen.«

»Ihr werdet Schach gespielt haben«, bemerkte sein Bruder bissig.

Gucky hatte abseits in einer Ecke gesessen und vor sich hin gedöst. Jetzt hob er den Kopf, als lausche er. Seine Miene drückte plötzlich Besorgnis aus. Er stand auf und kam zu Alaska.

»Es stinkt«, sagte er ernst.

Alaska sah ihn verständnislos an. »Vielleicht hast du an Bord zuviel gegessen«, vermutete er.

Aber Gucky zeigte keine entsprechende Reaktion auf die scherzhafte Bemerkung. Er blieb ernst. Langsam setzte er sich, ließ aber dabei die gegenüberliegende Wand mit dem Spalt nicht aus den Augen.

»Wir sollten hier in diesem Raum zusammenbleiben, Alaska«, sagte er leise.

»Was ist denn los mit dir? Kannst du dich nicht deutlicher ausdrücken? Wer stinkt, und warum sollen wir zusammenbleiben?«

»Ich meinte es symbolisch, und zusammenbleiben sollen wir deshalb, weil es bei den Gelben Eroberern Ärger gibt. Sie können sich nicht darüber einig werden, wer zuerst von hier fortgebracht werden soll. Jeder will bei den ersten achthundert sein.«

»Das hätte ich mir denken können«, sagte Alaska sichtlich beruhigt. »Aber ist das ein Grund für uns, auf der Hut zu sein?«

»Vielleicht. Vergiß nicht, daß diese Wesen hoch intelligent sind. Vielleicht können sie auch mit einem Schiff wie der GEVARI umgehen, sie brauchen uns also nicht unbedingt zur Flucht. Ich habe Corello schon unterrichtet. Er wird alle Luken hermetisch verschließen, falls jemand außer uns versuchen sollte, ins Schiff zu gelangen. Wir bleiben besser hier, um uns ein Bild von den Geschehnissen machen zu können.«

»Sie werden sich schon einig werden. Wenn nicht, dann müssen sie befürchten, daß keiner von ihnen mitgenommen wird.«

Gucky widersprach ungeduldig.

»Der Gruppe, die jetzt meutert, ist es ganz egal, wie wir darüber denken. Sie ist sogar entschlossen, das Schiff mit Gewalt zu erobern, selbst wenn wir dabei getötet werden. Die Wesen, die uns so freundlich empfangen, wurden bereits von ihnen gefangengesetzt.«

»Das sind ja unerfreuliche Neuigkeiten«, gab Alaska nun zu. »Mit einer Meuterei hatte ich natürlich nicht gerechnet. Das ändert die Lage, wenn es uns auch für unsere Zwecke egal sein kann, welche Gelben Eroberer wir mitnehmen. Die Hauptsache ist, sie sind infiziert.«

»Was ist das nur für eine Krankheit?« fragte Merkosh.

»Keine Ahnung«, erwiderte Alaska. »Wir wissen nur, daß die unbekannten Bazillen oder Viren bei den Immunen eine Verformung zu Plasma verhindern, falls der Teilungsvorgang nicht stattfindet. Außerdem kann diese Krankheit den Geburtensvorgang stoppen, wenn auch der Wunsch zur Teilung bestehenbleibt, wie wir ja selbst erleben. Immerhin wird sie nicht mehr lebensnotwendig. Das ist genau das, was wir von allen Gelben Eroberern wünschen. Wenn die Krankheit übertragbar ist...«

»... werden sie alle auch noch zu Telepathen!« gab Gucky zu bedenken.

»Das wäre das kleinere Übel, Gucky. Du hältst den Kopf so schief. Gibt es Neuigkeiten?«

Gucky nickte. »Und ob! Sie kommen! Eine ganze Horde von ihnen, und sie wollen uns zwingen, ihnen das Schiff zur Verfügung zu stellen.«

»Dann bekommen sie Ärger«, versprach Alaska und erhob sich. »Weck Baiton Wyt auf, Gucky! Der würde auch dann schlafen, wenn die Welt unterginge...«

Die Meuterer versuchten es zuerst mit Drohungen. Drei von ihnen erschienen in dem Plasmaspalt. Über Gucky teilten sie mit:

»Wir haben beschlossen, eure Hilfe nicht zu sehr in Anspruch zu nehmen und so euren guten Willen nicht zu sehr zu belasten. Wir werden das Schiff ohne euch zu dem Planeten des Aufbruchs fliegen, es dann aber zurückbringen. Tausend der Unseren werden mitkommen.«

Alaska hörte Guckys Übersetzung. Er schüttelte den Kopf, obwohl die Gelben Eroberer die Geste nicht kannten. Aber sie lasen seine Gedanken mit.

»Wir werden achthundert von euch mitnehmen, und dabei bleibt es. Auf keinen Fall werden wir zulassen, daß ihr unser Schiff stiehlt. Wir haben uns bereit erklärt, euch zu helfen, aber unter Druck setzen lassen wir uns nicht. Wo ist euer Bruder, mit dem wir zuerst verhandelten und mit dem wir die Vereinbarung trafen?«

»Er ist nicht mehr unser Sprecher.«

»Aber er ist *unser* Partner! Wir wollen ihn sehen, und zwar hier und jetzt. Eher werden wir nicht starten.«

»Wir können euch zwingen.«

»Dann versucht es!«

Da Gucky die Übersetzung laut sprach, konnten die anderen Terraner der Unterhaltung direkt folgen. Kosum zog mit betonter Lässigkeit den kleinen Nadelstrahler aus der Tasche des Kampfanzugs. Dann sah er die Gelben Eroberer erwartungsvoll an.

Das überlegene Verhalten ihrer Gäste verwirrte die Immunen. Sie hatten mit einem sofortigen Nachgeben gerechnet, und nun mußten sie feststellen, daß sieben Lebewesen es wagten, sich gegen mehr als dreitausend zu stellen.

»Wir kommen wieder«, versprachen sie und verschwanden.

Gucky sah ihnen nach.

»Und ob die wiederkommen werden!« sagte er bedeutungsvoll. »Deine Kinderpistole hat sie sehr beeindruckt, Mentro. Sie holen Verstärkung.«

»Kannst du feststellen, wo unser ehemaliger Gesprächspartner steckt?« erkundigte sich Alaska bei dem Mausbiber. »Wir sollten uns um ihn kümmern.«

»Seine Impulse sind nur schwach wahrzunehmen. Er bittet uns um Hilfe, aber ich habe seinen Standort noch nicht genau anvisieren können. Ich würde sagen, wir sind mitten hinein in eine Revolution geraten. Was geht sie uns an?«

»Eine ganze Menge, denn indirekt haben wir sie verursacht, Gucky. Peil also unseren Freund an. Wir müssen ihn befreien.«

»Wenn uns die anderen lassen«, gab Gucky zu bedenken, konzentrierte sich aber dann wieder auf die schwächeren Impulse.

Baiton Wyt und Merkosh bewachten inzwischen den Spalt, der zur Höhle mit der GEVARI führte. Natürlich hätten sie sich auch in die Space-Jet zurückziehen können, aber niemand wollte das Schiff einer Gefahr aussetzen.

»Jetzt habe ich den Burschen«, gab Gucky bekannt. »Er hat Kontakt mit mir und bittet, ihm zu helfen. Soll ich ihn holen?«

»Hoffentlich gibt es keine Parafallen«, meinte Kosum besorgt.

»So was kennen die hier nicht«, beruhigte ihn Gucky und konzentrierte sich auf die Teleportation, die ihn genau zum Standort des angepeilten Telepathen führen sollte. »Übrigens nähern sich uns etwa fünfzig Meuterer. Paßt also auf...!«

Damit war er verschwunden.

»Nur abwehren!« warnte Alaska. »Um Corello brauchen wir uns wohl nicht zu kümmern. Die Gelben Eroberer wissen nicht, daß er sich an Bord aufhält. Es wird niemand getötet! Wenn es sich auch um Meuterer handelt, so begehen sie kein Verbrechen. Sie folgen nur ihrem Trieb. Wir werden sie nur einschüchtern, das ist alles. Sie können ja Ihre Fähigkeiten als Telekinet einsetzen, Baiton, aber nicht zu grob.«

Merkosh meldete das Auftauchen der ersten Gelben Eroberer in der Halle. Sie ignorierten das Schiff und glitten lautlos auf den Raum zu, in dem sich die Terraner aufhielten.

Alaska trat durch den Spalt und hob die Hand. Er wünschte sich, daß Gucky zurückkäme, denn er konnte die starken Telepathieimpulse nicht deuten, die auf ihn eindringen. Er wußte jedoch, daß man ihn umgekehrt verstehen würde.

»Halt, keinen Schritt weiter!« sagte er laut. »Kehrt um, ehe es zu spät ist! Wenn ihr Gewalt anwendet, vernichtet ihr das Schiff, das eure einzige Rettung darstellt. Seid vernünftig und haltet euch an die getroffenen Vereinbarungen.«

Die Bewegung der Angreifer hörte auf. Was sie erwiderten, konnte Alaska nicht verstehen, aber er sah die Wirkung seiner Worte. Die Gelben Eroberer waren von Natur aus dazu gezwungen, sich langsam zu bewegen. Das wiederum erweckte gerade in dieser Situation den Eindruck, als seien sie besonders vorsichtig. Jedenfalls bemerkte Alaska, daß sie nicht mehr weiter vordrangen, sondern zur Seite auswichen.

In diesem Augenblick materialisierte Gucky mitten in der Halle und mit ihm ein Gelber Eroberer, bei dem es sich nur um den befreiten Sprecher handeln konnte.

»So, sie wollen uns einkreisen«, kreischte Gucky und schob seinen Schützling an. »Baiton, zeig mal, was du so gelernt hast!«

Der Gelbe Eroberer, der in der Mitte der sich auseinanderziehenden Reihe stand, verlor den Boden unter den Füßen. Er wurde schwerelos und begann, sich um seine eigene Achse zu drehen, wobei er langsam höher stieg, der fünfzig Meter hohen Decke entgegen. Gucky fixierte ihn mit seinem Blick und hielt ihn telekinetisch fest im Griff.

»Wie in alten Tagen!« sagte er begeistert. »He, Baiton, sei nicht so faul! Schnapp dir einen...!«

Baiton probierte es, und es gelang ihm. Die beiden Gelben Eroberer drehten sich in der Luft, begegneten sich und prallten sanft gegeneinander.

Die anderen Meuterer waren viel zu überrascht, um an Gegenwehr zu denken. Fassungslos blickten sie auf ihre freischwebenden Gefährten. Diese Demonstration war durchschlagender in ihrem Erfolg als jede waffentechnische Abwehr.

Nach einer Minute landeten die beiden Gelben Eroberer in der Halle.

»So, und nun hört gut zu!« wandte sich Gucky mit schriller Stimme an sie. »Das war nur eine kleine Probe unseres Könnens. Wenn ihr nicht sofort die Anordnungen eures früheren Sprechers befolgt, dann könnt ihr versuchen, euch in einer Badewanne zu teilen, aber nicht auf einem Planeten, der dazu geeignet ist. Mit anderen Worten: Seid vernünftig, oder niemand von euch verläßt jemals Kokon!«

Der Gelbe Eroberer, den Gucky befreit hatte, wandte sich mit beschwörenden Gesten an seine Gefährten, die jedoch nicht mehr daran dachten, das terranische Raumschiff erobern zu wollen. Hinzu kam, daß die Verbündeten des Befreiten in die Halle eindringen.

Alaska sah Gucky an. Der Mausbiber grinste und legte die Hand salutierend an den Rand des geöffneten Helms.

»Revolution beendet, Sir! Das ursprüngliche Programm kann eingehalten werden.« Er sah sich um, und sein Blick traf Baiton. »Wyt, Sie dürfen weiterschlafen!«

Der Telekinet zog es vor zu schweigen.

Der Sprecher der Gelben Eroberer teilte Alaska über Gucky mit: »Die Auswahl der ersten achthundert Freunde ist bald beendet. Von den Meuterern ist niemand dabei. Seid ihr damit einverstanden?«

»Wir starten in drei Stunden«, gab Alaska zurück. »Die Auserwählten sollen in Zehnergruppen kommen, damit es kein Gedränge gibt. Wir besorgen die Unterbringung.«

»Zehn Stunden werden wir mindestens brauchen«, bemerkte Blazon Beta. »Unsere Freunde kriechen wie die Schnecken, das sollten Sie nicht vergessen, Alaska...«

14.

Es dauerte sogar zwanzig Stunden, bis alle achthundert Eroberer in der Space-Jet untergebracht waren. Jeder noch so kleine Raum war ausgenutzt worden. Sie lagen zusammengedrängt, kreuz und quer, übereinander und sogar auf den Gängen.

Ribald Corello hatte mit seinem Tragroboter das Schiff verlassen und in der Schienenstation Stellung bezogen, auf der das Schiff zu einer kurzen Zwischenlandung aufgesetzt hatte. Alaska wollte unter allen Umständen, was immer auch geschah, nach Kokon zurückkehren.

Obwohl der Sprecher der Gelben Eroberer, der von Gucky befreit worden war, freiwillig auf Kokon zurückbleiben wollte, hatte Alaska ihn mitgenommen. Er wollte wenigstens einen verlässlichen Verbündeten dabei haben, wenn die Situation bedrohlich wurde. Außerdem hoffte er, noch einiges zu erfahren.

Sie nannten ihn ganz einfach »Freund«.

Kosum startete die GEVARI und steuerte sie hinaus in den freien Weltraum jenseits der Energieschienen.

Zurück blieb die Burg mit Corello als Wächter. Er würde dafür sorgen, daß die Rebellen ruhig blieben und nicht versuchten, die Schienenstation einzunehmen.

Die Linearertappe wurde programmiert, während die Ortogeräte den Raum absuchten. Sie fanden keine verdächtigen Objekte in unmittelbarer Nähe. Die Space-Jet beschleunigte mit Normalwerten und näherte sich der günstigsten Eintauchgeschwindigkeit.

Alaska und Gucky hatten sich mit Freund in eine Ecke des Kontrollraums zurückgezogen, wo sie sich ungestört unterhalten konnten. Der Kontrollraum, mit der Funkzentrale gekoppelt, bot noch einigermaßen Platz.

»Bald werden wir einen Planeten orten, dem das große Ereignis der Evakuierung bevorsteht. Warum hat man euch nie abgeholt, Freund? Wißt ihr das wirklich nicht? Wissen jene, die befehlen, von eurer Krankheit? Ist es überhaupt eine Krankheit?«

Freund überlegte ein wenig, dann antwortete er durch Gucky:

»Die Götter des Schwarms wissen, daß wir entartet sind, und sie wissen auch, daß wir die in der letzten Galaxis versäumte Fortpflanzung nur deshalb überstanden, weil wir krank sind. Nun wird uns das höchste Glück abermals verwehrt. Dabei sind es die Götter, die entartet sind, nicht wir! Früher waren sie bestrebt, allen Galaxien, die der Schwarm durchquerte, Frieden und Gesundheit zu bringen, aber nicht nur das! Es war die Aufgabe des Schwarms, den Funken der Intelligenz durch den Kosmos zu tragen. Überall dort, wo sich das Leben weit genug entwickelt hatte, brachte der Schwarm den Impuls des Intellekts. Heute bringt er nur noch Tod und Vernichtung. Wer also ist entartet? Die Götter des Schwarms sind entartet!«

Alaska horchte auf. Er vergewisserte sich: »Den zündenden Funken der Intelligenz ...? Das war die ursprüngliche Aufgabe des Schwarms? Und von Galaxis zu Galaxis?«

»So ist es! Nach eurer Zeitrechnung benötigt der Schwarm zur Überbrückung der ungeheuerlichen Entfernung von einer Galaxis zur anderen etwa tausend Jahre. In dieser Galaxis, die ihr Milchstraße nennt, war der Schwarm vor einer Million Jahren ...«

Vor einer Million Jahren ...! Demnach hatte der Schwarm inzwischen an die tausend Galaxien besucht, seine ursprüngliche Aufgabe jedoch nicht mehr erfüllt. Die Götter waren entartet.

»Wer sind diese Götter?« fragte Alaska.

»Das kann niemand sagen«, lautete die überraschende Antwort.

»Warum nicht?«

»Weil es nicht mehr die alten Götter sind, nicht mehr die ursprünglichen Herren des Schwarms. Alles hat sich verändert, auch der Sinn und Zweck unseres Daseins. Vielleicht werdet ihr später einmal alles erfahren - dann, wenn auch wir alles wissen, was noch unbekannt ist.«

Vom Kontrollstand her sagte Kosum: »Eintritt in den Linearraum in zwei Minuten!«

Alaska nickte Gucky zu.

»Spürst du noch die Hypno-Impulse, oder sind sie inzwischen ganz erloschen?«

»Schwach, Alaska. Sie sind ohne Sinn, auch der Zwang ist verschwunden. Nur die Richtung ist noch festzustellen - und die stimmt!«

»Noch eine Minute!« gab Kosum bekannt.

Längst lief die Linearautomatik. Das Schiff würde ohne merkbaren Übergang in die Librationszone tauchen, ohne dabei zu entmaterialisieren. Hier galten andere Gesetze, und die Lichtgeschwindigkeit war die niedrigste aller möglichen Geschwindigkeiten.

Alaska versuchte, das Freund zu erklären, aber der Eindruck blieb, daß der Gelbe Eroberer ihn nur halb begriff. Obwohl intelligent und in technischen Dingen nicht unbegabt, fehlte ihnen die Möglichkeit der praktischen Erprobung.

»Bald werden wir uns wieder teilen können«, sagte Freund plötzlich.

Alaska sah Gucky verblüfft an. »Was hat er gesagt? Ich dachte, sie hätten den Zwang zur Teilung überwunden?«

»Den Zwang niemals«, gab Freund auf eine diesbezügliche Frage bereitwillig Auskunft. »Nur die absolute Notwendigkeit. Die ist aber nun nicht mehr gegeben, denn bald werden wir auf einer Welt sein, die unseren Bedingungen angepaßt ist. Aber die Götter dürfen nicht wissen, daß wir Kokon entronnen sind.«

»Wir werden versuchen, unbemerkt zu landen. Es kommt ganz darauf an, welche Sicherheitsvorkehrungen getroffen wurden. Aber unser Schiff ist klein und schwer zu orten. Vielleicht haben wir Glück.«

Die GEVARI eilte durch den Linearraum und legte die zehn Lichtjahre in kürzester Zeit zurück. Automatisch tauchte sie dann in das Einstein-Universum zurück und flog mit Unterlicht weiter.

Die Ortung begann sofort zu arbeiten, und wenig später kamen die Ergebnisse durch.

In unmittelbarer Nähe stand eine gelbe Normalsonne. Bei gleichbleibender Geschwindigkeit konnte man sie in wenigen Stunden erreichen. Die Fernortung stellte vier Planeten fest, von denen der zweite erdähnliche Bedingungen aufwies.

Das allein war es nicht, was darauf schließen ließ, daß es sich um die gesuchte Welt handelte.

Eine andere Tatsache war viel bezeichnender: Tausende von Wachschniffen umkreisten den zweiten Planeten und schirmten ihn fast hermetisch vom Weltraum ab.

Kosum ließ die GEVARI antriebslos weiterfliegen.

Alaska hielt mit seiner Besorgnis über die Entwicklung der Dinge nicht zurück. Er begann zu ahnen, daß sie sich zuviel vorgenommen hatten. Wie sollte es möglich sein, unbemerkt den Kordon von etwa fünftausend Wachschniffen zu durchbrechen?

Und selbst wenn *das* gelang, was erwartete sie auf dem erdähnlichen Planeten? Waren die Wachschniffe mit den Sechskantröhren bereits dort gelandet, um die teilungssüchtigen Gelben Eroberer aufzunehmen?

Freund selbst wurde von Minute zu Minute unruhiger. Gucky blieb in seiner Nähe und esperte jeden seiner Gedanken. Freund stand mit seinen Gefährten in der GEVARI in ständigem Kontakt. Eine Welle der Vorfreude überflutete Gucky. Die Gelben Eroberer wußten: Bald war es soweit!

Alle Teilungshemmungen, hervorgerufen durch das unbekannte Virus, waren verschwunden. Der Wille, mit dem sie sich ihrem Naturtrieb widersetzt hatten, brach zusammen. Sie schienen wieder ganz normal geworden zu sein. Sie wollten sich teilen!

Bald würden sie sich teilen *müssen*!

Unter diesem Aspekt betrachtet, erschien Alaska das ganze Unternehmen auf einmal sinnlos geworden zu sein.

Welchen Zweck konnte es haben, wenn alle anderen Gelben Eroberer, die auf dem zweiten Planeten ihren Abtransport erwarteten, infiziert wurden, wenn sie damit doch dem Fortpflanzungstrieb nicht entkamen?

Blazon Alpha und sein Bruder Beta näherten sich dem Kontrollstand, vor dem Alaska und Kosum in den Kontur sesseln saßen und den Panoramaschirm nicht aus den Augen ließen. Sie stellten sich rechts und links neben Alaska auf und warteten.

Alaska ahnte, daß die Blazons bald mit einem ihrer berüchtigten Vorschläge herausrücken würden.

Er wartete ebenfalls. Schließlich wurde es Beta zuviel. Sein Mund wurde noch schmaler, dann sagte er: »Wir hätten da eine Idee...«

Ohne sich umzudrehen, fragte Alaska: »Was schlagen Sie vor?«

»Es geht doch nicht nur darum, die achthundert Infizierten unter die gesunden Ockergelben zu mischen, damit diese angesteckt werden. Wir wollen doch auch erreichen, daß Rhodan, der außerhalb des Schwarms auf ein Lebenszeichen von uns wartet, eine Nachricht von uns erhält. Er sollte alles erfahren, was wir inzwischen herausgefunden haben, und vor allen Dingen muß er wissen, daß wir in relativer Sicherheit sind ...«

»Das ist richtig«, gab Alaska zu. »Aber ich bin gespannt, wie Sie das bewerkstelligen wollen, ohne daß wir dazu den Schwarm verlassen müssen.«

Beta ließ sich nicht beirren.

»Gleichzeitig haben wir da noch ein zweites Problem: Wieder einmal soll ein Planet künstlich zum Brutkasten für die zur Teilung reifen Gelben Eroberer aufgeheizt werden. Sämtliches Leben auf diesem uns noch unbekannten Planeten ist damit zum Untergang verurteilt. Es wäre demnach für uns und besonders für Rhodan notwendig, die Position des Brutplaneten zu erfahren, um entsprechende Hilfen zu bringen. Sie sehen, Alaska, daß mit einer einzigen Aktion von unserer Seite aus zwei Probleme zugleich gelöst werden könnten.«

»Ich verstehe kein Wort«, gab Alaska zu und sah wieder auf den Bildschirm. Die Wachschniffe zeigten keine Reaktion. Man hatte die GEVARI demnach noch nicht geortet. »Wie sollten wir den Zielplaneten kennenlernen und zugleich Rhodan benachrichtigen? Wohlgemerkt: ohne daß wir den Schwarm verlassen! Außerdem vergessen Sie Corello, der auf Kokon wartet.«

»Den haben wir nicht vergessen«, argumentierte nun Alpha an Stelle seines Bruders. »Unser Plan ist einfach und unproblematisch. Wir werden mit der GEVARI auf jenem Planeten dort landen - das haben wir ohnehin vor, weil wir ja unsere Passagiere ausladen müssen. Bei dieser Gelegenheit werden Beta und ich ebenfalls das Schiff verlassen und versuchen, uns in einer der Sechskantröhren zu verbergen, die ja von den Wachschniffen abtransportiert werden. Bekanntlich verlassen die Wachschniffe den Schwarm und landen auf dem Brutplaneten. Dort sehen wir dann weiter.«

Alaska nickte.

»Ja, dort sehen Sie dann weiter!« Jetzt schüttelte er den Kopf und sah Alpha an wie ein krankes Kind. »Mann, Sie sind wohl lebensmüde, was? Was glauben Sie denn, welche Chance Sie haben, dem Verderben zu entinnen? Selbst wenn Sie nicht entdeckt werden, sind alle Lebensbedingungen gegen Sie, auch wenn Sie den Kampfanzug tragen. Was nützt es Ihnen, wenn Sie den Brutplaneten kennen, wenn Sie dann keine Gelegenheit haben, diese Information an Rhodan weiterzugeben?«

»Wir haben Funkgeräte mit«, erinnerte ihn Beta. »Damit werden wir die GOOD HOPE H oder die INTERSOLAR erreichen.«

Alpha drängte: »Welchen Sinn hat es, wenn wir interessante Dinge erfahren, dieses Wissen aber für uns behalten müssen, bis sich uns endlich eine Gelegenheit bietet, den Schwarm wieder zu verlassen? Um Beta und mich brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Wir schaffen es schon! Die Kampfanzüge verfügen über eine ausgezeichnete Kühlanlage, während die Antigravaggregate jede Schwerkraftveränderung kompensieren. Atemluft und Lebensmittel sind genug vorhanden, und notfalls können wir mit den Anzügen sogar in den Raum fliegen. Nun, Alaska, immer noch Bedenken?«

»So schnell sind die auch nicht zu beseitigen. Aber immerhin bin ich nun versucht, den Vorschlag nicht rundweg abzulehnen. Er hat einige recht vielversprechende Aspekte, zugegeben ... aber das Risiko ist groß, sehr groß sogar. Das wissen Sie! Und trotzdem ...«

Er versank in nachdenkliches Schweigen.

Alpha und Beta zogen sich ein wenig zurück, um ihn nicht zu stören. Sie wußten, daß weiteres Zureden überflüssig war. Alaska hatte angebissen, und das war mehr, als sie erwartet hatten.

»Wir gewinnen das Spielchen«, flüsterte Alpha seinem Bruder zu.

Gucky, der aus seiner Ecke kam, tippte ihn vor die Brust.

»Wer das Spielchen am Schluß gewinnt, ist noch gar nicht so sicher, Alpha. Es ist ein anderes Spielchen als jene, die du so sehr liebst, denn diesmal geht es um Leben oder Tod. Wenn ihr es schafft, grüßt Bully von mir - und natürlich auch die anderen.«

Alpha atmete erleichtert auf. Wenn Gucky auf ihrer Seite war, würde auch Alaska seine Zustimmung geben. Wenn das Sonderkommando Erfolg haben wollte, blieb ihm keine andere Möglichkeit.

Vom Kontrollstand her sagte Alaska: »In Ordnung, Alpha und Beta. Ich bin einverstanden, aber vorerst haben wir noch ein anderes Problem zu lösen: die unbemerkte Landung! Wenn wir das geschafft haben, besprechen wir den weiteren Einsatz. Es kommt auch darauf an, ob die Wabenschiffe mit den Brutröhren bereits gelandet sind. Kosum, ich benötige alle Daten über den zweiten Planeten, insbesondere Rotationsdauer und geographische Gegebenheiten. Ich suche dann den Landeplatz aus. Wieviel Zeit haben wir noch, wenn wir den Antrieb ausgeschaltet lassen?«

»Fünfeinhalb Stunden maximal.«

»Gut. Notfalls muß Gucky eine Erkundung vornehmen.«

»Bin immer dabei!« versicherte der Mausbibler und kam bereitwillig näher. »Teleportation - wohin?«

»Das sage ich dir noch, wenn es soweit ist«, meinte Alaska lächelnd. »Warten wir erst die Ergebnisse der Feinortung ab ...«

Eine Stunde später lagen die Daten lückenlos vor.

Alaska hatte die erhaltene Infrakarte studiert und als Landegebiet das unwegsame Vorgelände eines Gebirgszuges gewählt, über dem noch die frühe Nachmittagssonne schien. Die ersten Auswertungen der von den Fernortern hergestellten Karte ergaben einwandfrei, daß die Wabenschiffe bereits gelandet waren und die Brutröhren auf der Oberfläche verteilt hatten.

Im beabsichtigten Landegebiet lagen solche Röhren zu Dutzenden herum. Die nächste Plattform eines Wabenschiffes, vier Kilometer im Durchmesser, war fünfzig Kilometer entfernt in einer Ebene niedergegangen. Dort erwartete es die Rückkehr der besetzten Röhren, um sie später in den Weltraum und dann zum Brutplaneten zu befördern.

Das Problem war nun für Alaska, unbemerkt den Ring der Wabenschiffe zu durchbrechen und zu landen. Das felsige Gebirge bot genügend Ortungsschutz, so daß mit einer späteren Entdeckung nicht zu rechnen war. Außerdem würde es fast fünfzehn Stunden lang dunkel sein.

Zeit genug für Blazon Alpha und Blazon Beta, in eine der Röhren zu kriechen und deren Start abzuwarten. Im Verhalten der Wabenschiffe war keine Veränderung zu bemerken. Sorglos umkreisten sie den zweiten Planeten, und fast hätte man den Eindruck gewinnen können, daß sie von einer Automatik gesteuert würden. Kosum beendete seine Untersuchungen und wandte sich an Alaska:

»Ausgezeichnete Bedingungen! Der dritte Planet ist unbewohnt, hat Wüstencharakter mit kleineren Gebirgen, atembare Atmosphäre und einige Meere. Die Berechnungen ergeben für später eine direkte Flugbahn zum zweiten Planeten, der in günstiger Position steht. Eine Zwischenlandung ist daher zu empfehlen. Wir haben insgesamt sieben Stunden Zeit, wenn wir den beabsichtigten Landeplatz auf dem zweiten Planeten bei der Abenddämmerung erreichen wollen.«

»Gut, dann unternehmen wir die Zwischenlandung, warten die Zeit ab, um später im Blitzflug den zweiten Planeten zu erreichen. Vom dritten Planeten aus kann Gucky seine Erkundung unternehmen.«

Die Zwischenlandung erschien Alaska ratsam, denn er konnte sich nicht vorstellen, daß die weitere langsame Annäherung der GEVARI an den zweiten Planeten auf die Dauer unbemerkt blieb. Außerdem sollte Gucky das Landegebiet genau erkunden, um Überraschungen auszuschließen.

In einem geschickten Manöver gelang es Kosum, den dritten Planeten zwischen sich und die Wachflotte zu bringen, so daß eine Ortung unmöglich wurde. Dann landete er mit dem Schiff auf der abgewandten Seite in einer Wüstensenke, deren schroffe Felsen einen ausgezeichneten Sichtschutz boten. Als der Antrieb erstarb, sagte Alaska zu Gucky:

»Du hast zwei Stunden Zeit. Das ausgesuchte Gebiet ist dir bekannt, du kennst es von der Karte her. Glaubst du, es mit einem Sprung erreichen zu können?«

»Ich will es versuchen, aber wenn es nicht gelingt, ist das auch nicht schlimm. Jedenfalls habe ich die Karte im Kopf. In zwei Stunden, spätestens, bin ich zurück. Wenn nicht, kommt einfach nach.«

»Keine Extratouren!« warnte Alaska. »Du bist in zwei Stunden zurück, und damit basta! Möchte wissen, wer dich aufhalten wollte ...!«

»Da hast du auch wieder recht«, nickte Gucky selbstbewußt. »In zwei Stunden also bin ich zurück ...«

Ohne jeden weiteren Kommentar entmaterialisierte er, aber sie sahen ihn fast in derselben Sekunde draußen auf einem der Felsen auftauchen. Dort erst schloß er den Helm seines Kampfanzugs und bereitete sich auf die Teleportation zum zweiten Planeten vor.

Als er zum zweiten Mal entmaterialisierte, verschwand er endgültig aus dem Blickfeld der Zurückbleibenden.

»Da geht er hin«, deklamierte Kosum und betrachtete die trostlose Landschaft mit skeptischen Blicken.

»Hoffentlich kommt er auch wieder.«

»Und ob er das tut«, versicherte Alaska, stand auf und ging zu Freund, der geduldig in seiner Ecke auf den großen Augenblick wartete.

Gucky rematerialisierte inzwischen zwei Kilometer über der Oberfläche des zweiten Planeten, fing sich telekinetisch ab und sank langsam der felsigen Landschaft entgegen. Er nutzte die Gelegenheit, sich zu orientieren, und mit einem schnellen Rundblick konnte er feststellen, daß die Infrakarte ziemlich genau gewesen war. Die fünfundzwanzig Meter langen Sechskantröhren lagen zu Dutzenden herum, und von mehreren Seiten krochen die teilungsreifen Gelben Eroberer langsam heran, um sich ihre Röhren auszusuchen. Jedem von ihnen stand *eine* der Röhren zu, wenn auch vielleicht mehrere von ihnen Platz darin gefunden hätten.

Die beabsichtigte Landestelle lag am Rand eines steil aufwachsenden Gebirges, dessen Wände zum Teil überhingen und somit einen ausgezeichneten Schutz gegen die Sicht von oben boten. Die Space-Jet würde hier leicht Platz finden. Weiter draußen, auf der Ebene, war ein wahrer Regen von Brutröhren niedergegangen.

Gucky schätzte ihre Anzahl auf nahezu tausend. Das würde für die zusammengepferchten Passagiere der GEVARI reichen.

Auf der anderen Seite des kleinen Hochplateaus lagen weniger Röhren, und sie würden bis zur Landung der GEVARI auch alle besetzt sein, denn im Kriechtempo näherten sich zahlreiche Gelbe Eroberer. In wenigen Stunden konnten sie das vorläufige Ziel ihrer Wünsche erreicht haben. Es war, als würden sie von den Röhren magnetisch angezogen, denn sie fanden sie, ohne sie optisch erfassen zu können. Vielleicht gab es auch hier Hypno-Impulse, die von den Sendern der Röhren ausgestrahlt wurden.

Gucky landete auf dem Hochplateau.

Inzwischen war eine Stunde vergangen. Ihm blieben weitere sechzig Minuten, ehe er zu Alaska und den anderen zurückkehren mußte.

Das Plateau war nicht sehr groß, aber es bot nicht nur Sichtschutz nach oben, sondern vor allen Dingen war es von der Ebene her nicht optisch einzusehen. Der überhängende Felsen bildete eine Halbhöhle, in der gut und gern drei Space-Jets von der Größe der GEVARI Platz gefunden hätten. Kosum würde keine Schwierigkeiten haben, das Schiff hineinzumanövrieren.

Eigentlich hätte Gucky nun zu dem dritten Planeten zurückkehren können, aber das wäre in jedem Fall gegen seine Natur gewesen. Wenn er schon einmal hier war, dann wollte er sich auch gründlich umsehen.

Er sah nach Osten und teleportierte wahllos in diese Richtung. Irgendwo mußte sich doch feststellen lassen, wie viele der Gelben Eroberer hier auf ihren Abtransport hofften. Wenn sie schon lange hier lebten, mußte es auch Städte geben. Städte, die wahrscheinlich nach dem Start der Brutflotte verlassen und leer zurückbleiben würden. Für wie lange?

Es wurde Gucky klar, daß sie eigentlich überhaupt noch nichts über die wahren Vorgänge im Schwarm wußten, nur Einzelheiten und vielleicht unwichtige Details. Die wahren Absichten der »entarteten« Götter blieben vorerst noch unbekannt.

Als Gucky rematerialisierte, hatte er mehr als fünftausend Kilometer in östlicher Richtung zurückgelegt. Unter ihm war Festland, doch weiter im Osten sah er die Oberfläche eines Meeres - und gleichzeitig bemerkte er die Stadt.

Sie lag direkt unter ihm, und um jeder Ortung zu entgehen, teleportierte er einige Kilometer seitwärts und etwas höher. Dann schwebte er bewegungslos in der dünnen Atmosphäre und versuchte, Einzelheiten in sich aufzunehmen. Da er genügend Gedankenimpulse auffing, gelang ihm das ohne Schwierigkeit.

Eine allgemeine Aufbruchstimmung herrschte. Ein Ereignis von größter Bedeutung war eingetreten: Die lange erwartete Teilung stand kurz bevor! Das, wofür die Gelben Eroberer lebten, wurde Realität.

Die Götter des Schwarms hielten ihr Versprechen!

Aber, so wußte Gucky instinktiv, sie taten es nicht aus Nächstenliebe und Selbstlosigkeiten. Sie würden es niemals tun, wenn sie keinen Vorteil davon hätten.

Welcher Vorteil war das?

Gucky gab es auf, das Rätsel allein lösen zu wollen. Er konnte höchstens kleine Mosaiksteinchen des noch unbekannten Gesamtbildes sammeln, die erst in ihrer Gesamtheit einen Sinn ergeben würden.

Er empfing starke Impulssendungen, auf mechanisch-telepathischer Basis, die jedoch grundverschieden von jenen Sendungen waren, die von den Kristallplaneten ausgestrahlt wurden und mehr Hypnocharakter besaßen. Es war für den Mausbiber relativ einfach, den Inhalt der Sendungen zu erfassen. Immer wieder wurden die Positionen der gelandeten Wabenschiffe angegeben, dazu Koordinaten und Hinweise auf den kürzesten Weg zu den verschiedenen Landeplätzen.

In Zusammenarbeit mit anderen Sendern, die rund um den zweiten Planeten verteilt waren, entstand so ein genaues Bild der augenblicklichen Situation. Jeder, für den der Transport zum Brutplaneten aktuell war, war nun in der Lage, sich den nächsten Weg zu einer der Sechskantröhren selbst auszusuchen.

Entsprechend sah es auch unten in der Stadt aus, über der Gucky in großer Höhe schwebte. Optisch konnte er die Einzelheiten nicht wahrnehmen, aber die einfallenden Gedankenimpulse verrieten ihm alles.

Aufbruchstimmung, oft genug auch Angst und Panik, den Exodus zu versäumen und nicht rechtzeitig Platz in einer der Röhren zu finden. Dazwischen wieder Freude und Glück, wenn es jemand endlich geschafft hatte.

Dieses Konglomerat an Empfindungen wirkte verwirrend, aber Gucky war ein erfahrener Telepath. Er konnte die verschiedenartigen Impulse schnell aussortieren und richtig einordnen. Außerdem war er in der Lage, ihm unwichtig erscheinende Sendungen vollkommen zu ignorieren.

Ihm blieb noch eine halbe Stunde, wenn er die Rückkehrfrist nicht versäumen wollte. Mit einem Blick nach Osten teleportierte er um den halben Planeten herum, aber er konnte keine Veränderungen feststellen. Überall herrschte das gleiche Chaos, die gleiche Aufbruchstimmung und die gleiche glückliche Erwartung. Die Ockergelben waren überall unterwegs zu den gelandeten Sechskantröhren.

Gucky glaubte, genug erfahren zu haben. Er kehrte zuerst einmal zum ausgesuchten Landeplatz für die GEVARI zurück, um von dort aus die Rückteleportation zum dritten Planeten einzuleiten.

Die herankriechenden Ockergelben hatten inzwischen fast alle die Röhren in der tiefer gelegenen Ebene erreicht und schickten sich an, sie in Besitz zu nehmen. Das geschah in absoluter Ordnung und ohne Streit, was sicherlich der sich ständig wiederholenden Behauptung zu verdanken war, daß genügend Röhren für alle teilungsbedürftigen Bewohner dieser Welt vorhanden seien.

Die Frage war nur, ob es achthundert Röhren mehr als geplant gab.

Bevor Gucky teleportierte, überzeugte er sich davon, daß die etwa tausend Röhren auf dem Hochplateau noch unberührt an ihrem Platz ruhten. Zwar konnte er sich nicht vorstellen, daß sie versehentlich an diesem abgelegenen Platz niedergegangen waren, aber es blieb später noch genug Zeit, darüber nachzudenken und Spekulationen anzustellen. Wichtig war: Sie lagen da und warteten, und in unmittelbarer Nähe zeigten sich keine Gelben Eroberer, um sie für sich in Besitz zu nehmen.

Gucky konzentrierte sich auf die GEVARI und Alaska, dann teleportierte er. Er materialisierte in der Kommandozentrale der Space-Jet.

Ihnen blieb noch eine Stunde, ehe sie starten mußten, um das Versteck auf dem zweiten Planeten nach Einbruch der Dunkelheit zu erreichen. Es würde die ganze Nacht dauern, bis die Passagiere das Schiff verlassen und zu den Röhren kriechen konnten.

Alaska zeigte sich von Guckys exakter Berichterstattung äußerst angetan und lobte ihn fast überschwenglich.

Gucky wehrte bescheiden ab.

»Ich bitte dich, Alaska, es ist doch nicht mein Verdienst, wenn ich so hervorragende Fähigkeiten besitze, die mich aus der Masse hervorheben!

Ich tue nur meine Pflicht, das ist alles, und wenn ich euch damit noch einen Dienst erwiesen habe, so soll mich das freuen.«

Baiton Wyt war völlig verwirrt. Ehe er etwas sagen konnte, kam ihm der Mausbiber zuvor:

»Deine dumme Bemerkung kannst du dir sparen, Baiton! Sei froh, daß ich dir auf dem Gebiet der Telekinese einiges beigebracht habe, so daß du heute als perfekt giltst. Du hast also keinen Grund, meine Bescheidenheit als >falsches Getue< abzutun, wie du es soeben gerade plantest.«

»Ich habe doch überhaupt nichts gesagt!« verteidigte sich Baiton verlegen. Wie konnte er nur vergessen, daß Gucky Telepath war!? »Nur ist deine Bescheidenheit etwas ungewohnt - das mußt du doch selbst zugeben.«

»Ich gebe überhaupt nichts zu!« schrillte Gucky ihn wütend an. »Da zeigt man sich mal menschlich, und schon kommt so ein hergelaufener Telekinet und versucht, einen madig zu machen! Unerhört!«

»Zeig dich lieber iltisch, Kleiner, und hör auf zu streiten«, riet Alaska und sah auf die Uhr. »Es wird besser sein, wir bereiten alles für den Start vor. Wir haben noch vierzig Minuten, und noch haben wir den Gürtel der Wachschiffe nicht unbemerkt passiert. Ich sehe schon kommen, daß du unsere Gäste einen nach dem anderen zu den Röhren teleportieren muß.«

»Bei allen Geistern meiner Vorfahren!« Gucky sah Alaska entgeistert an. »Das ginge aber über meine ...«, wütend schaute er Baiton an, »... meine bescheidenen Fähigkeiten. Wir werden es schon schaffen, Alaska, ganz bestimmt werden wir das.«

»Deine Worte in das Ohr der Götter des Schwarms!« sagte Alaska und wandte sich dann an Kosum, um mit ihm den Kurs zu besprechen.

Sie umflogen den dritten Planeten auf dessen Nachtseite, bis der zweite über dem Horizont stand. Sofort meldete die Ortung starke Wachverbände, deren Formationen sich bis weit in den Raum hinausgeschoben und das Netz damit vergrößert hatten.

»Vielleicht haben wir nun mehr Glück«, meinte Kosum, als er die Ergebnisse der Ortung vor sich auf dem Navigationstisch liegen sah. »Wahrscheinlich wollen sie verhindern, daß überhaupt jemand dieses Sonnensystem anfliegt. Wozu diese Vorsicht innerhalb des Schwarms, in dem doch alles so wohlgeordnet scheint? Ob Freund eine Antwort weiß?«

Alaska gab Gucky einen Wink, mit ihm zu dem Gast zu gehen, der noch immer in seiner Ecke stand und der Dinge harrte, die da kommen sollten. Als die entsprechende Frage an ihn gestellt wurde, gab er zurück:

»Darauf kann ich euch keine befriedigende Antwort geben, meine Freunde. Aber wir wissen ja, daß die falschen Götter ihre eigene Auswahl treffen, wenn es um unser Glück geht. Vielleicht verwehren sie vielen unserer Völker die natürliche Fortpflanzung, und sie wollen unter allen Umständen verhindern, daß sie ihre Welten verlassen, um die Bedingungen zur Teilung selbst zu finden. Uns ist das gelungen, dank eurer Hilfe. Es kann sein, daß andere es ohne fremde Hilfe schafften, früher vielleicht einmal, und daß nun die Bewachung doppelt gut ist. Ich sehe keinen anderen Grund für die sorgfältige Absicherung.«

»Klingt auch logisch«, gab Alaska zu. »Aber was immer der Grund auch sein mag, wir müssen mit den gegebenen Tatsachen fertig werden. Wir bringen euch zum Planeten, Freund, darauf kannst du dich verlassen! Ihr werdet das Glück genießen, das euch zusteht.«

»Wir werden euch ewig dafür dankbar sein«, versprach Freund.

Alaska kehrte zu Kosum zurück. Die GEVARI stieß durch die oberen Schichten des dritten Planeten und nahm direkten Kurs auf den zweiten, der vierzig Millionen Kilometer entfernt und noch immer durch zahlreiche Wachschiße abgesichert war.

»Die Materieortung ist weniger zuverlässig als jede Strahlungsartung«, meinte Kosum. »Besonders dann, wenn es sich um ein so relativ kleines Schiff wie die GEVARI handelt. Wenn wir ohne Antrieb fliegen, kann keine Energieabstrahlung geortet werden; man wird es also schwer haben, einen so winzigen Körper wie unser Schiff auszumachen.«

»Es wäre reiner Zufall«, gab Alaska zu. »Versuchen wir es ...«

Die GEVARI fiel nach einem kurzen Kursmanöver genau auf den zweiten Planeten zu, wobei sich die Geschwindigkeit eher erhöhte, weil die Anziehungskraft der Sonne das Schiff weiter zum Zentrum des Systems zog. Die Bordcomputer errechneten den voraussichtlichen Landeplatz. Er lag etwa zwanzig Kilometer von der Höhle entfernt, die Gucky entdeckt hatte. Die Kurskorrektur sollte erst im letzten Augenblick erfolgen, wenn man den Kordon der Wachschiße bereits durchbrochen hatte.

15.

Der zweite Planet rückte näher.

Immer noch patrouillierten Schiffe der Wachflotte vereinzelt im Anflugsektor der GEVARI. Natürlich konnte es immer wieder durch einen Zufall geschehen, daß sie geortet wurden, auch wenn der Antrieb abgeschaltet blieb und der Schutzschirm längst wieder erloschen war. Doch die Gefahr war geringer geworden. Es bestand durchaus die reelle Möglichkeit, unbemerkt auf dem zweiten Planeten zu landen, wenn nicht in letzter Sekunde bei der Kurskorrektur eine Entdeckung erfolgte.

Der Terminator zwischen Nacht- und Tagseite wurde deutlicher erkennbar. Kosum studierte die Karte. Er deutete auf einen Punkt, der bereits im Halbschatten lag.

»Das ist es, unverkennbar. Moment, ich muß noch einmal den Computer in Anspruch nehmen ...« Kosum fütterte alle zur Verfügung stehenden Daten in die Positronik und erhielt das Ergebnis bereits Sekunden später.

»Ja, das würde klappen. Kursänderung nur drei Grad Ost. Geschwindigkeit drosseln ... in drei Minuten und sieben Sekunden.«

Alaska sah schweigend zu, wie der Pilot seine Vorbereitungen traf. Er wußte, daß eine zweite Verzögerung der Geschwindigkeit später noch einmal notwendig würde, aber dann befand man sich bereits dicht über der Oberfläche und in der Nähe des Landeplatzes.

Freund in seiner Ecke wurde zusehends unruhiger. Er stand mit seinen teilungsbereiten Gefährten in ständiger Verbindung.

Immer mehr füllte der zweite Planet das Blickfeld aus. Einzelheiten der Oberfläche wurden deutlicher sichtbar. Hell erleuchtete Städte auf der Nachtseite, schnurgerade Verbindungswege auf der Tagseite. Dann das Gebirge an der Grenze zwischen Tag und Nacht.

Die GEVARI raste darauf zu, bis Kosum zum genau berechneten Zeitpunkt das Bremstriebwerk zündete.

Gleichzeitig nahm er die Kursänderung vor.

Alaska kümmerte sich inzwischen um die eigenen Orter. Soweit er feststellen konnte, patrouillierten die Wachschiße unverändert weiter auf ihren verschiedenen Kursen. Sie schienen also nichts bemerkt zu haben.

Wenig später strich die Space-Jet dicht über das Gebirge dahin, bis das von Gucky genau beschriebene Hochplateau in Sicht kam. Die Antigravfelder trugen das Schiff, das nun auf die große Höhle zusteuerte, die als Versteck dienen sollte.

Mit gekonnter Sicherheit ließ Kosum die GEVARI in die große Felsenöffnung hineingleiten, bevor er sanft landete. Das Brummen der Antigravaggregate verstummte.

Sie hatten es geschafft.

Dreihundert Gelbe Eroberer hatten nach einiger Zeit das Schiff verlassen. Alaska wußte, daß er sich verschätzt hatte. Bei diesem Tempo würde das Evakuieren noch einige Stunden länger dauern, als er ursprünglich angenommen hatte. Es würde heller Tag werden, bis alle das Schiff verlassen hatten.

Er mußte nun daran denken, die Blazon-Brüder auf den Weg zu schicken. Sie mußten Zeit haben, eine der Röhren zu finden und sie zusammen mit einem der Gelben Eroberer zu betreten.

Er nickte Kosum zu, der in der Kommandozentrale der GEVARI zurückblieb. Draußen wurde er von den Blazons und Gucky erwartet. Baiton Wyt überprüfte zum wiederholten Mal die Anzüge der beiden Brüder.

»Alles in Ordnung«, meldete er schließlich.

»Es ist soweit«, sagte Alaska, als er bei ihnen war. An ihnen vorbei kroch der langsame Strom der Gelben.

»Lassen Sie die Funkgeräte eingeschaltet, bis Sie die Röhre betreten. Dann wissen wir, daß es geklappt hat.«

»Wenigstens bis dahin!« brummte Blazon Alpha.

»Richtig«, gab Alaska zu. »Dann werden wir keine Verbindung mehr miteinander haben können. Wir selbst werden mit der GEVARI nach Kokon zurückkehren und den Stützpunkt dort erneut beziehen. Wir warten ab. Sie aber teilen Rhodan alles Wesentliche mit und besonders die Position des neuen Brutplaneten. Gibt es dort Leben, muß Rhodan entsprechend handeln. Welche Auswirkungen unser Unternehmen hier noch haben wird, wissen wir nicht. Ich beginne zu bezweifeln, daß es überhaupt einen Sinn hatte, aber wir haben die Pflicht, alles zu versuchen, die grauenhaften Vorgänge zu stoppen, die mit der Teilung zusammenhängen. Ob es uns gelingt, ist eine Frage, die erst die Zeit beantwortet.«

»Wir werden ja sehen«, sagte Blazon Beta ungeduldig. »Können wir jetzt?«

»Viel Glück, Alpha und Beta! Gehen Sie kein unnötiges Risiko ein.«

»Das Spielchen gewinnen wir«, behauptete Blazon Alpha mit erstaunlicher Sicherheit.

Mit einem letzten Händedruck verabschiedeten sie sich von ihren Freunden und gingen dann, die langsameren Gelben Eroberer überholend, nach Westen, wo die Röhren in der Landschaft herumlagen und auf ihre Gäste warteten.

Alaska blickte ihnen mit gemischten Gefühlen nach. Hoffentlich hatte er keinen Fehler gemacht, als er auf den Vorschlag der Brüder eingegangen war.

Über Funk meldete Merkosh, daß mittlerweile mehr als die Hälfte der Gelben Eroberer von Kokon das Schiff verlassen hätten. Da in den Gängen mehr Platz sei, ginge es von jetzt an schneller. In drei Stunden, so meinte Merkosh, sei die GEVARI evakuiert.

Bis zur letztmöglichen Sekunde hatte Blazon Beta über Funk an Merkosh berichtet und das Gerät abgeschaltet, als sich der Deckel der Brutröhre schloß. Obwohl das Ding nicht gerade klein war, gab es wenig Platz. An den Wänden waren Behälter und technische Geräte angebracht, die viel Raum einnahmen. Außerdem fühlte sich der Gelbe Eroberer als rechtmäßiger Besitzer und machte sich entsprechend breit.

Gucky, der in Alaskas Auftrag noch einmal nach dem Rechten schauen sollte, empfing die Gedankenimpulse der Brüder, aber er stand ein wenig ratlos vor der bereits geschlossenen Röhre. Die Verbindung war einseitig.

Natürlich hätte er hineinteleportieren können, aber er überlegte, ob das nicht zu riskant sei.

Bevor er sich entschloß, lauschte er ein wenig dem Gespräch zwischen Alpha und Beta, die mit Mühe versuchten, es sich bequem zu machen. *An sich, dachte Gucky, ist es völlig überflüssig, daß ich mich dazwischenquetsche. So kann ich ja auch alles erfahren, was ich erfahren will.*

Er teleportierte also nicht, sondern blieb vor der Röhre stehen. Gelbe Eroberer krochen vorbei zu noch unbesetzten Brutkästen. Alles ging diszipliniert und geordnet vor sich. Es gab keine Panik, sondern nur unbeschreibliche Freude und eine glückliche Erwartung.

»Da haben wir uns was Schönes eingebrockt«, sagte Alpha gerade zu Beta im Innern der Röhre. Ihre Gedankenimpulse kamen klar und deutlich zu Gucky. »Dunkel ist es auch noch! Da können wir nicht einmal Karten spielen...«

»Du hast wirklich einen Tick!« empörte sich sein Bruder. »Wir können froh sein, wenn wir hier lebendig wieder herauskommen, und du denkst ans Spielen!«

»Unser Gelber scheint schon aufgeregt zu werden«, lenkte Alpha ab. »Hoffentlich kriegt er nicht gleich seine Jungen!«

»Der kriegt keine Jungen«, klärte Beta ihn auf. »Er ist infiziert. Er zerfließt einfach und teilt sich.«

»Ob wir dann auch geteilt werden?« fragte Alpha.

Gucky grinste und konzentrierte sich auf Alaskas Gedankenimpulse. Es hatte wenig Sinn, die Gedanken der Brüder weiter zu belauschen. Viel Vemünftiges würde in diesem Stadium des Geschehens nicht mehr dabei herauskommen. Da kehrte er lieber zur GEVARI zurück, in der nur noch hundertfünfzig Gelbe Eroberer auf den Ausstieg warteten.

Alaska und Kosum, die beide vor dem Schiff standen und den Exodus der Wesen beobachteten, waren überrascht, als der Mausbiber schon wieder auftauchte.

»Das darf nicht wahr sein!« stellte Kosum trocken fest.

»Ist es aber! Die Gebrüder sind gut untergekommen, und es geht ihnen gut. Alpha macht sich schon wieder Sorgen um ein Kartenspiel. Ich denke, mehr Kommentar ist unnötig.«

»Wir können ihnen ohnehin nicht mehr helfen«, stimmte Alaska zu. »Nur noch hundert Gelbe Eroberer, und wir können hier verschwinden. Wir starten in einer guten Stunde. Dann ist es noch dunkel.«

Der letzte Gelbe Eroberer hatte die GEVARI verlassen. »Starten wir«, sagte Alaska zu Baiton Wyt und Kosum. Zehn Minuten später schwebte die Space-Jet, von den geräuschlos arbeitenden Antigravfeldern getragen, aus der Höhle. Das Schiff verharrte einige Sekunden über dem westlichen Plateau. Deutlich waren die Brutröhren zu erkennen, denn im Osten begann es bereits zu dämmern.

Nicht mehr lange, dann ging die Sonne auf.

Kosum schaltete den Antrieb ein. Mit starker Beschleunigung schoß die GEVARI hinauf in den erlöschenden Sternenhimmel, bis sie selbst zu einem winzigen Stern wurde, der sich unter den richtigen zu verlieren schien. Als der zweite Planet mehrere Millionen Kilometer hinter der GEVARI lag, registrierte Kosum die ersten Orts-Reflexe. Man hatte sie entdeckt!

Ehe die Wachschiffe auf sie feuern konnten, erreichte jedoch die GEVARI bereits die programmierte Lineargeschwindigkeit - und verließ das Normal-Universum.

Wenige Zeit später tauchte das Schiff ein halbes Lichtjahr entfernt in den Normalraum zurück.

Obwohl Alaska wußte, daß sie auch hier nicht hundertprozentig sicher waren, schlug er eine Warte- und Beobachtungspause vor. Die überlichtschnell arbeitenden Ortogeräte ermöglichten von dieser Position aus eine genaue Registrierung aller raumfahrttechnischen Vorgänge in dem System der namenlosen gelben Sonne.

Einige Stunden geschah nichts. Der Zusammenbau der Wabenschiffe auf dem zweiten Planeten konnte auf die große Entfernung hin nicht beobachtet werden, wohl aber deren Start.

Selbst auf den relativ kleinen Orterschirmen war dieser Start ein imposantes Schauspiel grandioser Weltraumtechnik, Beispiel eines planetarischen Exodus kosmischen Ausmaßes.

Es waren mehr als tausend Wabenschiffe - vier Kilometer im Durchmesser und acht Kilometer hoch -, die sich in einem Massenstart von der Oberfläche des zweiten Planeten erhoben. Erst viel später stellte das Orts-Zählwerk fest, daß es sich um eintausendfünfhundert Wabenschiffe handelte. Das bedeutete etwa drei Milliarden gelbe Auswanderer, die kurz vor der Teilung standen. Und das wiederum bedeutete, daß es bald siebenmal so viele Gelbe Eroberer gab.

Auf einem noch unbekannten Planeten außerhalb des Schwarms! Auf einem vielleicht bewohnten Planeten, der zum Untergang verurteilt war, wenn nichts geschah.

Alles würde von Blazon Alpha und Blazon Beta abhängen, die zusammen mit diesen drei Milliarden Gelben Eroberern ihrem unbekannten Ziel entgegenflogen. Wenn es ihnen gelang, Rhodan rechtzeitig zu verständigen, war es vielleicht möglich, das Schlimmste zu verhindern.

An den Grenzen des Systems vereinigten sich die Wabenschiffe mit den fünftausend Einheiten der Wachflotte. Die gigantische Ansammlung formierte sich, nahm Fahrt in Richtung des Schwarmkopfes auf - und verschwand nach einer Transition von den Orterschirmen der GEVARI.

Alaska schaute noch eine Weile auf die leeren Orterschirme.

»Ich habe den Rückkurs nach Kokon programmiert«, sagte Kosum. »Wann darf ich auf den Knopf drücken?«

Alaska deutete auf die erloschenen Orterschirme.

»Sofort, Kosum. Es gibt keinen Anlaß mehr, länger zu warten. Corello wird sich schon langweilen. Vielleicht macht er sich auch Sorgen um uns, was fast noch schlimmer wäre.«

Gucky erhob sich.

»Nun ja, das dauert ja noch ein paar Stunden, bis wir wieder sicher in der Schienenstation sind. Hat jemand etwas dagegen, wenn ich mich zurückziehe und der Ruhe pflege?«

»Pflege du nur ruhig«, riet Kosum gutmütig. »Den Rest schaffen wir schon ohne dich.«

»Hoffentlich«, kommentierte Gucky bissig und verschwand mit typischer Watschelbewegung.

Alaska sah Kosum an. »Nun, worauf warten wir noch ...?«

Kosum grinste breit, ehe er den bereits vorprogrammierten Linearflug einleitete.

Ohne jeden Zwischenfall erreichten sie den Planeten Kokon mit seinen Energiebahnen. Das Aufsetzen auf der »Burg« erfolgte ebenfalls reibungslos, und Ribald Corello empfing die heil Zurückgekehrten mit sichtlicher Erleichterung.

Nichts Neues auf Kokon. Das Plasma verhielt sich ruhig und abwartend, die restlichen Gelben Eroberer warteten zwar noch ungeduldig auf ihren Abtransport, und man würde sie beruhigen müssen, aber das war ein Problem zweiten Ranges.

Eigentlich gab es jetzt nur ein einziges Problem, und das hieß ganz schlicht und einfach: abwarten!

Abwarten, ob Blazon Alpha und Blazon Beta ihr gewagtes Unternehmen lebendig überstanden und ob sie Kontakt mit Perry Rhodan aufnehmen konnten.

Als Alaska die GEVARI verließ, um sich in der Burg umzusehen, schaute er noch einmal auf die Datumsuhr des Schiffes. Es war der 12. Mai des Jahres 3442 Terra-Zeit.

Er hatte die Stätten Aclars vorbereitet für »jene, die in schmerzvoller, doch freudiger Erwartung der Teilung sind«. Die Zeit der Freude und des Dienens war angebrochen.

Der kleine Purpurne durcheilte trippelnden Schrittes die schmalen Korridore des gigantischen Wabenschiffes, das aus zwei Millionen Sechskantröhren zusammengesetzt war.

Er war kleiner als andere seiner Art, nicht ganz 1,50 Meter; die Haut über den knöchigen Hornplatten seines Körpers hatte unzählige Falten, die ehemals stahlharten Nägel seiner siebenfingrigen Hände waren vom Alter brüchig. Aber das hatte nicht unbedingt etwas zu bedeuten. Ausschlaggebend für seine Position war die Farbe des Haares, das an einer einzigen Stelle kreisrund aus dem sonst kahlen Schädel wuchs und in der Art eines Pferdeschweifs in den Nacken fiel. Die Farbe des Haares war weiß - und das kennzeichnete den Purpurnen als weises Oberhaupt.

Er war der einzige auf diesem Schiff, der eine weiße Haarpracht besaß. Andere Purpurne, die seinen Weg kreuzten, wichen ihm ehrfürchtig aus. Es war nicht nötig, daß er ihnen Befehle gab; sie kannten ihre Aufgabe. Zu dienen, das war ihnen angeboren.

Y'Xanthymona, der weint.

Er hatte 1 500 Wabenschiffe bereitgestellt, um »jene, die in schmerzvoller, doch freudiger Erwartung der Teilung sind« zu den Stätten Aclars zu bringen...

Musik schwächte die Instinkte der kleinen Purpurnen und stimmte sie gleichzeitig elegisch und melancholisch, weckte seltsame Gefühle.

Auch die schrillen, spitzen Schreie, die durch die Korridore des gigantischen Wabengebildes hallten, waren eine Art Musik. Das Schreien, Wimmern und Klagen der in der Teilung begriffenen Ockergelben war ein disharmonischer Kanon, der sich in den Gehirnen der kleinen Purpurnen einnistete und gewisse Reflexe auslöste. Reflexe des Dienens.

Wann immer das klägliche Schreien ertönte, hielten die kleinen Purpurnen an, drangen in die Wabenröhren ein, um den sich teilenden Ockergelben Linderung zu verschaffen. Es war eine Instinkthandlung, so, wie nahezu alles im Leben der purpurnen Stummen vom Instinkt bestimmt wurde.

Der Weißhaar-Purpurne durchquerte das Wabenschiff nicht nach einem bestimmten Schema. Ebenso wie seine Artgenossen unterbrach er seinen trippelnden Marsch nur dann, wenn aus einer Röhre schrille Schreie ertönten. Und wenn er seinen Weg fortsetzte, wandte er sich wieder in jene Richtung, aus der das Wimmern eines Ockergelben erklang.

Die Schreie verrieten ihm, in welcher Brutwabe seine Hilfe benötigt wurde. Er suchte dann die betreffende Zelle auf und besprühte den aufquellenden Ockergelben mit Nährflüssigkeit, Narkotika und anderen Mitteln, die den Prozeß der Geburtsmetamorphose hemmen sollten.

Diese Mittel waren unbedingt nötig, denn der Teilungsprozeß durfte erst dann in sein entscheidendes Stadium treten, wenn die Stätten Aclars erreicht waren.

Y'Xanthymona, der schwillt.

Er hatte das Zeichen für den Start der Teilungsflotte gegeben. Die 1500 Wabenraumschiffe mit den drei Milliarden teilungsbereiten Ockergelben verließen die Planetenbasis und stießen in Begleitung von 5000 Wachschiffen in den Weltraum vor.

Die ersten Vorbereitungen für den späteren Teilungsprozeß wurden getroffen. Die Temperatur innerhalb der Wabenraumschiffe erhöhte sich, die Schwerkraft stieg langsam an.

Die kleinen Purpurnen, die zwar eine ungewöhnlich widerstandsfähige Konstitution besaßen, doch an eine Temperatur von unter 20 Grad gewöhnt waren, begannen zu schwitzen. Trotzdem unterbrachen sie ihr emsiges Treiben nicht.

Der Purpurne mit dem weißen Haarschweif registrierte es nicht bewußt, daß ihm der Schweiß ausbrach, in dicken Tropfen von seiner Stirn rann und von den Knochenleisten über den Augen abgeleitet wurde. Er ertrug die Belastungen demütig, und in aufopfernder Weise leistete er weiterhin jenen Hilfe, die den Schmerz der fortschreitenden Teilung aus ihren Wabenröhren schrien. Er würde es so lange tun, bis die Stätten Aclars bereit waren.

Y'Xanthymona, der tötet.

Er hatte noch nie getötet um des Tötens willen, sondern nur zum Schütze seiner Geschöpfe.

Der Purpurne mit dem weißen Haarschweif kam zu einer Wabenzelle, aus der kein Klagen drang. Dennoch hielt er an. Sein untrüglicher Instinkt sagte ihm, daß hier etwas nicht stimmte. Ohne weiter über sein instinktives Mißtrauen nachzudenken, drang er in die Brutwabe ein.

Zuerst registrierte er, daß die Temperatur und die Schwerkraft im gleichen Maße angestiegen waren wie überall. Das beruhigte ihn vorerst. Aber er war noch nicht völlig zufriedengestellt.

Er durcheilte die Vorkammer, in der die wabeneigenen Maschinen und Geräte untergebracht waren, und begab sich in die eigentlich Brutkammer.

Aufruhr!

Alle seine Sinne gaben gleichzeitig dieselben alarmierenden Daten an das Gehirn weiter: Vor ihm war einer von »jenen, die in krankhafter Erwartung der Teilung sind«! Der Ockergelbe war nicht verformt, sondern besaß noch seine ursprüngliche Gestalt. Die Birnenform seines Körpers war ausgeprägt, obwohl eine hektische Pulsation festzustellen war; die Multiorgane und die Glieder waren unverändert.

Das alles war besorgniserregend, aber kein Beweis dafür, daß es sich tatsächlich um einen Kranken handelte. Diesen Beweis erhielt der Weißhaar-Purpurne jedoch, als sich der Ockergelbe auf ihn zubewegte: Er hinterließ während der Fortbewegung keinerlei hypnosuggestive Spur. Das war das typische Symptom für seine Erkrankung!

Der kleine Purpurne wirbelte um seine Achse und wollte in den Vorraum zurückkehren, um den Generalalarm auszulösen.

Da sah er sich plötzlich zwei monströsen Fremden gegenüber.

Der Purpurne stürzte sich in jäh erwachendem Haß auf einen der Fremden und verkrallte sich in dessen dickem Schutzanzug. Seine Fingernägel brachen, und im nächsten Moment traf ihn ein Strahl, der sein Nervensystem lahmte.

Bevor er das Bewußtsein verlor, dachte er noch:

Rache - Y'Xanthymona, der du lachst, weinst, schwitzt und tötest zugleich!

»Was soll nun mit dem Kleinen geschehen?« fragte Blazon Alpha mürrisch und steckte den Strahler in den Kombi-Gürtel seines schweren Druckanzuges zurück. »Mein Paralysatorstrahl hat ihn voll getroffen und für gut zwölf Stunden außer Gefecht gesetzt. Da ist nichts zu machen.«

»Und wenn sein Verschwinden entdeckt wird?« gab Beta zu bedenken.

»Glaube ich nicht.«

»Woher nimmst du diese Sicherheit?«

Blazon Alpha seufzte. »Die Purpurnen sind Instinkthandler, das wissen wir. Sie verrichten ihre Aufgaben, kümmern sich aber kaum umeinander. Sie gehören nicht in die Kategorie der >Herdenwesen<. Deshalb wird der Weißschopf niemandem abgehen.« Damit war das Thema für Alpha beendet. Er wechselte es. Mit einem Blick auf das Außenthermometer stellte er fest: »Ziemlich heiß.«

Blazon Beta nickte zustimmend. Sein schmallippiger Mund war verkniffen, die lange Nase stach wie ein Monolith aus seinem faltigen Gesicht hervor.

»Trotz der steigenden Temperatur und der übermäßigen Schwerkraft bin ich der Meinung, daß wir unsere Druckanzüge zu früh geschlossen haben«, sagte er giftig. »Wir hätten noch aushalten sollen. Was, wenn dieser Flug länger dauert, als unsere Energiereserven vorhalten? Dann werden wir von der Hitze gesotten und von der Gravitation zerquetscht.«

»Du übertreibst.« Alpha blickte auf den halbrunden Bildschirm, der von der gegenüberliegenden Wand leuchtete. Darauf war zu erkennen, daß die zirka 1500 Gigant-Wabenschiffe und die 5000 Begleitschiffe den Planeten verlassen hatten und in den Weltraum vorstießen.

Es konnte nicht mehr lange dauern, bis die Teilungsflotte mit ihren Begleitschiffen den Schmiegeschirm erreichte, ihn durchdrang und in den freien Raum der Milchstraße hinausflog.

Über sein und das Schicksal seines Bruders machte sich Alpha keine Gedanken. Sie hatten in Gahork, so hieß der Immun-Kranke, mit dem sie sich diese Brutwabe teilten, einen wertvollen Verbündeten. Und wenn die Teilungsflotte erst einmal den Schwarm verlassen hatte, würde es nicht allzu schwer sein, mit der GOOD HOPEII in Verbindung zu treten. Blazon Alpha war sicher, daß Perry Rhodan den Ausbruch des Raumschiffpulks nicht unbeachtet lassen würde.

»Der Start der Teilungsflotte erfolgte vor über einer halben Stunde«, sagte Blazon Beta. »Jetzt müßte eigentlich bald ...«

Weiter kam er nicht.

Die Wabenröhre, das gesamte Wabenschiff wurde in seiner innersten Struktur erschüttert, als sich ungeheure energetische Gewalten entfesselten. Alle Schiffe entmaterialisierten gleichzeitig, wurden zu einer Energiespirale umgewandelt, die fünfdimensionalen Charakter besaß und in dieser Form in den Hyperraum eindrang. Am Ende dieses exakt vorausgerechneten Hypersprungs umgewandelt und vom fünfdimensionalen Kontinuum als Fremdkörper in das Einsteinuniversum zurückgeschleudert, wo die Schiffe wieder in ihrem ursprünglichen Aufbau rematerialisierten.

Die erste Transition hatte stattgefunden. Blazon Alpha und sein Bruder hatten während des schmerzhaften Ent- und Rematerialisierungsprozesses das Bewußtsein verloren.

In seinem Körper pochte ein heftiger Schmerz. Er öffnete die Augen und richtete sich benommen auf. Zuerst sah er durch die Klarsichtscheibe des Helmes nur einen grauen Nebel, in den sich allmählich Farben mischten. Purpur und Gelb.

Der kleine Purpurne! Gahork, der Ockergelbe!

Konturen bildeten sich. Die beiden Körper wurden erkennbar - der Purpurne, der immer noch reglos dalag, und Gahork, der näher gekommen war.

»Bald haben wir die Stätten Aclars erreicht«, hörte Blazon Alpha die Automatenstimme seines Translators sagen, der Gahorks Worte übersetzte.

Alpha blickte automatisch zum Bildschirm. Tatsächlich, es konnte nicht mehr lange dauern. Die erste Transition hatte sie bis knapp an den Schmiegeschirm herangebracht. Er leuchtete - nur wenige hunderttausend Kilometer von ihnen entfernt - wieder wie eine gigantische Kristallwand, die sich nach allen Seiten hin endlos erstreckte.

Die Raumschiffe der Teilungsflotte hoben sich davor als dunkle Punkte ab.

Wie Motten, die dem Licht entgegenstreben, dachte Blazon Alpha. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis sich der Kristallschirm öffnete und die Gelben Eroberer in die Milchstraße hinausließ.

Der Gedanke an die drei Milliarden Teilungsbedürftigen und die damit verbundene Bedrohung für eine bis jetzt noch unbekannte Welt brachte ihn endgültig in die Gegenwart zurück.

»Es hat sich wieder einmal gezeigt, daß ich eine bessere Konstitution habe als du«, hörte Alpha seinen Bruder neben sich sagen. »Ich war um sieben Sekunden früher auf den Beinen.«

»Meine Gratulation«, meinte Alpha unwirsch. Er wandte sich an Gahork. »Sie scheinen den Transitionsschock gut überstanden zu haben. Oder vielleicht doch nicht? Benötigen Sie unsere Hilfe?«

Die Blazon-Brüder siezten den Gelben Eroberer, um den gegenseitigen Respekt zu dokumentieren.

Die Membrane in dem Multiorgan des wie ein Flaschenhals geformten Kopfes bewegte sich, und der Translator übersetzte:

»Ich benötige keine Hilfe, nur Ruhe. Ich wollte Ihnen mitteilen, daß ich von nun an ungestört sein möchte. Es wird Zeit, daß ich mich nur noch dem bevorstehenden Ereignis widme und voll und ganz in mich gehe.«

Alpha entging es nicht, daß der birnenförmige Körper Gahorks in regelmäßigen Abständen von Zuckungen befallen wurde. An verschiedenen Stellen wuchsen Beulen heraus, fielen wieder in sich zusammen und hinterließen Runzeln auf dem sonst glatten Körper. Alpha konnte verstehen, daß Gahork sich nicht länger mehr gegen den inneren Druck der beginnenden Zellteilung wehren wollte. Er hatte 1800 Jahre auf diesen Augenblick gewartet und mußte es als Qual empfinden, die zytostatische Wirkung noch länger aufrechtzuerhalten.

Andererseits war Gahork ein zu wertvoller Helfer, als daß Alpha auf ihn verzichten konnte. Allein Gahorks telepathische Gabe, die es ihm erlaubte, sich mit den anderen Immun-Kranken innerhalb der Teilungsflotte in Verbindung zu setzen, war unbezahlbar. Gahork war eine Informationsquelle, auf die Alpha nicht verzichten wollte.

Er nickte verstehend. »Ich weiß, Gahork, die Hitze und die steigende Gravitation machen Ihnen zu schaffen. Die erhöhte Temperatur und der Druck lassen ein weiteres Aufschieben des Zellteilungsprozesses nicht zu.«

»Ich könnte mich trotz der idealen Bedingungen dazu zwingen, das Ereignis hinauszuschieben«, versicherte Gahork. »Aber warum sollte ich?«

»Weil wir Sie noch brauchen, Gahork.«

»Das ist kein ausreichender Grund.«

Jetzt mischte sich Blazon Beta ein. »Sie sind uns noch eine Gegenleistung schuldig, Gahork. Oder haben Sie vergessen, daß Sie und die anderen Infizierten es nur uns zu verdanken haben, daß Sie auf diesem Wabenschiff sind?«

»Sie handelten nicht uneigennützig«, entgegnete Gahork.

»Das stimmt nur zu einem gewissen Teil«, sagte Alpha rasch, bevor sich sein Bruder zu einer weiteren unbedachten Äußerung hinreißen lassen konnte. »Wir verlangen auch gar nicht, daß Sie uns ein Opfer bringen sollen. Aber wenn Sie sich jetzt völlig von der Umwelt abschließen, wie wollen Sie dann jemals erfahren, ob Sie sich an jenen rächen konnten, die Sie und Ihresgleichen nach Kokon verbannten?«

Das schien zu wirken. Alpha hatte Gahorks Achillesferse getroffen.

Gahork stand da, mit zuckendem, pulsierendem Körper, dann sagte er: »Ich werde noch warten und meinen Leidensgenossen raten, es mir gleichzutun.«

Der Immun-Kranke wollte sich zurückziehen, doch Blazon Alpha hielt ihn auf. In dem Bewußtsein, daß er mit den anderen Immun-Kranken der Teilungsflotte in ständigem telepathischen Kontakt stand, erkundigte sich Alpha:

»Gibt es auf den anderen Schiffen irgendwelche besonderen Vorkommnisse? Wie sieht die Lage aus?«

»Die Lage ist unverändert«, antwortete Gahork. »Die den Dienern Dienenden führen die Flotte getreu der Tradition auf den vorbestimmten Pfaden ans Ziel.«

Im gleichen Augenblick konnten die beiden Zwilling Brüder auf dem Bildschirm sehen, wie sich im Schmiegeschirm eine Strukturlücke auftat, um die 6500 Raumschiffe passieren zu lassen.

Zum drittenmal verließ eine Teilungsflotte mit Milliarden von gebärfreudigen Gelben Eroberern den Schwarm.

»Welche Welt wohl diesmal als Geburtsstätte auserwählt wurde?« fragte sich Alpha. »Bereits zweimal wurden erdähnliche Planeten von den Ockergelben heimgesucht, und immer handelte es sich um bewohnte Welten. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß es diesmal nicht anders sein wird. Können wir denn nichts tun, um eine Katastrophe, wie sie auf der Amazonenwelt Diane stattgefunden hat, zu verhindern?«

»Wir haben unseren Beitrag jedenfalls geleistet, Bruder«, sagte Beta. »Denke an die achthundert Immun-Kranken, die über die Wabenraumschiffe verteilt sind. Die Zeit arbeitet für uns.«

»Wieviel Zeit haben wir denn noch!«

»Nicht mehr viel.« Blazon Beta kicherte. »Jedenfalls haben wir nicht mehr viel Zeit bis zur nächsten Transition. Wir haben den Schwarm verlassen, die Strukturlücke im Schmiegeschirm hat sich hinter der Flotte geschlossen. Bereiten wir uns auf den Schock bei der Entmaterialisierung vor. Wetten, daß ich ihn wieder besser überstehe als du?«

Alpha zog es vor zu schweigen. Er wartete auf den Transitionsschock. Aber er wartete vergebens. Es fand keine Transition statt. Etwas anderes geschah.

Als am 14. Mai auf der INTERSOLAR und der GOOD HOPE II der Generalalarm ausgelöst wurde, erschien es den Mannschaften wie eine Erlösung.

Perry Rhodan, der sich in seine Kabine zurückgezogen hatte, war beim ersten Ton der Alarmanlage auf den Beinen. Noch bevor er seine Kabine verlassen konnte, meldete sich Fellmer Lloyd über Interkom. Der Mutant hatte, nachdem Alaska Saedelaere mit der Fünften Kolonne in den Schwarm eingedrungen war, das Kommando über die Ortungszentrale der GOOD HOPE II erhalten, wohin Rhodan zwischenzeitlich zurückgekehrt war.

»Die Hypertaster zeigen an, daß aus dem Kopfende des Schwarms eine starke Flotte herausfliegt«, meldete er.

»Eine genaue Messung war uns bis her noch nicht möglich, da wir uns gut 200 Lichtjahre von der Austrittsstelle entfernt befinden. Aber nach ersten Schätzungen dürfte es sich um rund sechstausend Schiffe handeln.«

»In einer Minute bin ich in der Kommandozentrale!« Rhodan eilte aus seiner Kabine.

Als er in der Zentrale eintraf, herrschte dort bereits rege Betriebsamkeit. Der 1. Kosmonautische Offizier, Senco Ahrat, saß auf seinem Platz und hatte die SERT-Haube übergestülpt. Der Sitz für den 2. Kosmonautischen Offizier war leer - Mentro Kosum befand sich ja mit der Fünften Kolonne innerhalb des Schwarms.

»Bereiten Sie alles für eine kurze Linearetappe vor, Ahrat«, ordnete Atlan an. »Das Ziel ist der Flottenverband aus dem Schwarm. Joak«, rief er den Chef der Funkzentrale an, »unterrichten Sie Bull von unserem Vorhaben. Die INTERSOLAR soll sich ebenfalls für ein rasches Linearmanöver bereit halten.«

Rhodan, der Atlans Worte gehört hatte, erreichte das Hauptschaltpult. »Linearmanöver einleiten!« befahl er dem 1. Kosmonautischen Offizier.

Senco Ahrat handelte augenblicklich. Auf dem Panoramabildschirm verblaßten die Sterne und das silbrig schimmernde Band des Schwarms. Nur eine einzige Lichtquelle leuchtete im Fadenkreuz - der Zielpunkt, die Flotte aus dem Schwarm. Die GOOD HOPE II befand sich im Linearraum.

Rhodan wandte sich an Atlan. »Hat die Ortung inzwischen Näheres über diese Flotte herausgefunden?«

Fellmer Lloyd, der über die Rundrufanlage mitgehört hatte, antwortete an Stelle des Arkoniden über Interkom.

»Es sind gut und gerne 6500 Schiffe verschiedener Größenklassen. Tausendfünfhundert Einheiten davon entsprechen der Masse der bereits bekannten Gigant-Wabenschiffe. Bei hundert Einheiten könnte es sich um Pilzraumschiffe handeln. Die übrigen Schiffe waren bisher nicht eindeutig zu identifizieren.«

»Das reicht«, sagte Rhodan. Er schaute zu Atlan.

Der Arkonide sagte: »Brauchen wir noch mehr Beweise dafür, daß es sich um ein Teilungsgeschwader handelt?«

Fellmer sprach von tausendfünfhundert Wabenraumschiffen. Das sind drei Milliarden Gelbe Eroberer, die irgendeine blühende Welt heimsuchen werden, um sie zu vernichten.«

»Wir werden versuchen, sie daran zu hindern«, versprach Rhodan.

Die GOOD HOPE II fiel, zehn Millionen Kilometer von dem Flottenverband aus dem Schwarm entfernt, in den Normalraum zurück. Die optische Bilderfassung zeigte, daß Fellmer Lloyds erste hyperstrukturelle Messungen stimmten.

Sie hatten es hier mit einem Teilungsgeschwader zu tun, das aus 1500 Wabenraumschiffen und 5000 Schiffen der sogenannten Jagdflotte bestand.

»Diesmal mußt du rigoros vorgehen, wenn du ein zweites Diane verhindern willst, Perry«, erklärte Atlan.

»Bevor wir uns über unsere nächsten Schritte Gedanken machen, müssen wir feststellen, wo das Ziel des Teilungsgeschwaders liegt«, gab Rhodan zu bedenken.

»Du glaubst doch nicht etwa, die Gelben Eroberer würden sich einen unbewohnten Planeten als Gebärwelt aussuchen«, sagte Atlan leicht spöttisch.

»Wir können noch hoffen.« Rhodan gab umgehend Anweisung, den voraussichtlichen Kurs des Teilungsgeschwaders zu errechnen und alle jene Sonnen und Sonnensysteme herauszufinden, die bis in eine Entfernung von 700 Lichtjahren auf diesem Kurs lagen.

Während die Berechnungen noch liefen und erste Auswertungen vorgenommen wurden, meldete sich Reginald Bull von der INTERSOLAR.

»Perry, ich schlage vor, daß wir mit ganzer Feuerkraft gegen die Teilungsflotte vorgehen.«

»Und was versprichst du dir davon?« fragte Rhodan.

»Zumindest verwirren wir die unbekannten Beherrscher des Schwarms und bringen sie aus dem Konzept«, antwortete Bull. »Wir wollen doch in erster Linie verhindern, daß die Gelben Eroberer auf einer Welt landen und durch die Sekundäranpassung Leben vernichten. Willst du diesmal nicht versuchen, etwas dagegen zu tun?«

»Wir können gegen 6500 Raumschiffe nichts ausrichten«, behauptete Rhodan.

Bulls Gesicht wurde grimmig. »Das sind Ausflüchte. Vor einem Monat auf Diane haben wir deutlich gesehen, daß die Schiffe aus dem Schwarm unseren Transformgeschützen nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen haben. Wir sind durchaus in der Lage, zu einem entscheidenden Schlag gegen die Teilungsflotte auszuholen, noch bevor sie die Transition durchführen kann. Du solltest dich schnell entscheiden, Perry!«

Bull hatte nicht ganz unrecht. Es wäre möglich gewesen, dem Gegner allein mit der Feuerkraft der INTERSOLAR entscheidende Verluste zuzufügen. Doch Rhodan störte dabei, daß es sich um einen sinnlosen Vernichtungsfeldzug handelte, der im Endeffekt doch nichts einbrachte. Vielleicht wäre es ihnen möglich, einige hundert Schiffe zu vernichten, bevor die Transition stattfand. Die restliche Flotte wäre dann immer noch in der Lage, die für die Teilung der Gelben Eroberer ausersehene Welt anzufliegen.

»Nein, Bully, so geht das nicht«, sagte Rhodan entschieden. Es betrückte ihn ein wenig, daß der sonst so friedfertige Freund plötzlich so aggressiv war. Aber wahrscheinlich lag es daran, daß die Schreckensbilder von Diane noch zu deutlich in seiner Erinnerung waren.

Rhodan fügte hinzu: »Wir müssen erst einmal abwarten, wohin sich die Gelben Eroberer wenden. Bisher ist noch nicht bewiesen, daß eine bewohnte Welt gefährdet ist.«

»Es ist aber bewiesen, daß sich die Gelben Eroberer nur Sauerstoffwelten für den Teilungsprozeß aussuchen«, entgegnete Bull. »Und die sind fast immer bewohnt.«

»Wir müssen abwarten«, wiederholte Rhodan. »Erst wenn die Kursberechnungen vorliegen, können wir Entscheidungen treffen.«

Rhodan brauchte nicht lange auf die Computerergebnisse zu warten. Es war errechnet worden, daß sich die gesamte Flotte mit einem Viertel der Lichtgeschwindigkeit vom Schwarm entfernte, demnach also mit dreiviertel Lichtgeschwindigkeit flog, bedachte man die Eigengeschwindigkeit des Schwarms von etwa halber Lichtgeschwindigkeit.

Die Kursberechnung ergab, daß innerhalb der nächsten 700 Lichtjahre nur zwei Sonnen auf dem Weg des Teilungsgeschwaders lagen, sollte dieses seine Richtung beibehalten.

Die eine war ein roter Riesenstern in 535 Lichtjahren Entfernung, der nur einen Planeten besaß. Der Planet war eine unbewohnbare Methanwelt vom Jupiter-Typ.

Die zweite Sonne, nur 338 Lichtjahren von der Flotte entfernt, war vom Sol-Typ und besaß sieben Planeten. Es handelte sich dabei um das Heleva-EX-System, das einst von einem Explorerschiff entdeckt und katalogisiert worden war. Über alle sieben Planeten lagen exakte Daten vor, die im Sternenkatalog der Explorerflotte einige Seiten füllten und in der Bordpositronik der INTERSOLAR einen ganzen Speicher in Anspruch nahmen. Der Großteil der Daten behandelte allerdings den dritten Planeten.

Es war eine erdähnliche Welt, die von den Explorerleuten die Bezeichnung Trantus-Tona erhalten hatte. Dort lebten die Nachkommen von arkonidischen Siedlern, die schon vor Jahrtausenden den Kontakt zur Zivilisation verloren hatten. Sie waren in die Primitivität zurückgefallen und standen gegenwärtig etwa auf der gleichen Entwicklungsstufe wie die Terraner des 15. Jahrhunderts.

Da Trantus-Tona bewohnt war, hatte sich eine Besiedlung durch die Terraner von selbst ausgeschlossen. Infolge der militärisch unbedeutenden Position und weil es auch wirtschaftlich nicht rentabel gewesen wäre, hatten die Terraner sogar auf die Errichtung einer Handelsniederlassung verzichtet. Das Heleva-EX-System war in Vergessenheit geraten.

Jetzt erhielt es durch die Teilungsflotte eine besondere Bedeutung.

»Es kann kein Zweifel bestehen, daß das Ziel der Gelben Eroberer das Heleva-EX-System ist«, erklärte Atlan.

»Und von den sieben Welten kommt nur Trantus-Tona als Gebäwelt in Frage.«

»Hast du immer noch Bedenken, gegen die Teilungsflotte vorzugehen?« erkundigte sich Reginald Bull über Hyperkom.

»Dein Vorschlag ist nicht sinnvoll«, sagte Rhodan entschieden. »Wir müssen eine andere Lösung finden.«

»Wenn du noch lange wartest, dann geht die Flotte in die Transition, und die 500 Millionen Bewohner von Trantus-Tona erleiden das gleiche Schicksal wie die Amazonen von Diane!« rief Bull anklagend.

»Zu spät«, sagte Atlan und deutete auf den Panoramabildschirm.

Rhodan folgte mit den Augen der ausgestreckten Hand des Arkoniden, aber er begriff nicht sofort. Er hatte erwartet, auf dem Bildschirm eine Massentransition der Teilungsflotte zu sehen. Doch jetzt mußte er feststellen, daß nicht alle 6500 Schiffe auf einmal verschwanden, sondern einzeln und nach und nach.

»Das ist neu!« rief Rhodan verblüfft. »Bisher sind die Schiffe einer Flotte nie in Einzeltransitionen gesprungen.«

»Es kann sich nicht um Transitionen handeln«, meldete Fellmer Lloyd aus der Ortungszentrale. »Wir haben keine einzige Strukturerschütterung angemessen, wie sie beim gewaltsamen Eindringen in den Hyper- oder Linearraum entsteht.«

»Das kann nur bedeuten, daß die Schiffe des Teilungsgeschwaders mit Lineartriebwerken ausgerüstet sind«, stellte Rhodan überrascht fest. »Jetzt haben wir den endgültigen Beweis dafür, daß die Gelben Eroberer nicht nur die Hypertransition in höchster Vollendung beherrschen, sondern große Entfernungen auch im Zwischenraum überbrücken können.«

»Das haben wir schon seit einiger Zeit vermutet«, sagte Atlan nur und ließ seinen Blick nicht von Rhodan.

»Linearflug!« befahl Rhodan dem 1. Kosmonautischen Offizier. »Wir werden der Flotte mit Hilfe des Halbraumspürers auf den Fersen bleiben.«

Er beobachtete den Librofleckschirm des Halbraumspürers und wartete darauf, daß die GOOD HOPEII in den Linearraum überwechselte.

17.

Ein Wandler formte vierdimensional stabile Impulse um und paßte sie der neutral-energetischen Zustandsform des Linearraums an. Als zwischendimensionale Libroflecks-Impulse wurden sie von einem Sender abgestrahlt, von

Körpern innerhalb des Linearraums reflektiert und von einem Empfänger wieder aufgenommen. Auf diese Weise war eine Ortung auf Echobasis innerhalb des Zwischenraums möglich.

Auf dem Libroflexschirm zeichnete sich der gesamte Pulk des Teilungsgeschwaders scharf ab.

Die Männer in der Zentrale der GOOD HOPE II hatten die Tatsache, daß das Teilungsgeschwader, statt eine Massentransition vorzunehmen, einen Linearflug unternahm, noch nicht ganz verdaut.

Der Xenologe Sophtorn Pienager referierte dazu:

»Wir müssen uns damit abfinden, daß verschiedene Völkergruppen innerhalb des Schwarms verschieden handeln. Ursprünglich hat es so ausgesehen, als sei der Schwarm ein komplexer Organismus, in dem jeder Teil seine vorbestimmte und genau programmierte Aufgabe hat. Aber nun müssen wir erkennen, daß die Völker des Schwarms flexibel sind. Es könnte so sein, daß manche Völker für die Raumfahrt ausschließlich die Transition bevorzugen, andere wieder nur den Linearflug verwenden, eine dritte Gruppe aber beide Methoden variabel, je nach den Gegebenheiten, anwendet. Vielleicht aber handeln die verschiedenen Gruppen auch gar nicht aus eigener Initiative, sondern werden von Koordinatoren, möglicherweise von den Beherrschern des Schwarms, in ihrer Verhaltensweise beeinflusst.«

Rhodan war nachdenklich geworden. Nachdem der Xenologe geendet hatte, fragte er: »Wenn ich Sie recht verstehe, so können wir aus der Vorgehensweise der beiden anderen Teilungsflotten nicht hundertprozentig auf die Absichten dieses Geschwaders schließen.«

Sophtorn Pienager nickte. »Das augenblicklich stattfindende Linearmanöver beweist die Unberechenbarkeit der Gelben Eroberer. Wir müssen umdenken, uns ihrer Flexibilität anpassen.«

Rhodan schaute Atlan triumphierend an. »Es war also doch von Vorteil, daß wir nicht drauflosgeballert haben«, sagte er.

»Welchen Vorteil soll uns das einbringen?« fragte Atlan zurück.

Nicht viel später verschwanden die Schiffe des Teilungsgeschwaders nach und nach von der Bildfläche des Libroflexschirmes. Senco Ahtfat brachte die GOOD HOPE II ebenfalls in das Einsteinuniversum zurück.

Augenblicklich erstrahlte auf dem Panoramabildschirm eine nahe gelbe Sonne. Es bedurfte nur oberflächlicher Messungen, um die Gewißheit zu erlangen, daß das Teilungsgeschwader das errechnete Ziel angeflogen hatte. Vor ihnen lag das Heleva-EX-System. Die 1500 Wabenraumschiffe mitsamt dem Konvoi aus 5000 bewaffneten Einheiten rasten darauf zu.

»Sie fliegen den dritten Planeten an«, meldete Fellmer Lloyd.

»Wie nicht anders erwartet«, knurrte Atlan. »Bald schlägt den fünfhundert Millionen Tonarern von Trantus-Tona die Stunde - wenn du dich nicht zum Eingreifen entschließen kannst, Perry.«

Rhodan wurde ärgerlich. »Wir werden eingreifen«, fauchte er den Arkoniden an. »Aber ich werde keine sinnlose Raumschlacht provozieren. Wir müssen die Gelben Eroberer an ihrem wunden Punkt treffen.«

»Du hast einen Plan?« fragte Atlan interessiert.

In diesem Augenblick scherten dreitausend der verschiedenartigen Wachraumschiffe aus dem Pulk aus und gingen für kurze Zeit in den Linearraum. Als sie wieder ins Einsteinuniversum zurückfielen, operierten sie bereits innerhalb des Heleva-EX-System - im Raum des dritten Planeten. Unter ihnen befanden sich auch 80 Pilzraumschiffe der Schwarminstallateure.

»Du weißt, was das bedeutet, Perry«, meldete sich Reginald Bull von der INTERSOLAR. »Die Aufgabe dieser Vorhut ist, auf Trantus-Tona die Vorbereitungen für den bevorstehenden Geburtsakt zu treffen. Sie werden die Sekundäranpassung vornehmen, die Temperatur und die Gravitation des Planeten erhöhen. Das ist gleichbedeutend mit dem Tod von 500 Millionen Menschen.«

Es war festgestellt worden, daß von den achttausend Meter langen Wabenraumschiffen nur die viertausend Meter durchmessenden Triebwerksplattformen in den Schwarm zurückkehrten. Die zweitausend Wabenblöcke, aus denen sich ein Wabenraumschiff zusammensetzte, blieben mitsamt den Energieversorgungsstationen auf den Geburtswelten zurück. Die Gelben Eroberer wurden von den Schiffen der Jagdflotte nach erfolgter Teilung in den Schwarm zurückgeflogen.

Joak Cascal meldete sich aus der Funkzentrale. »Wir empfangen Funkimpulse, die aus dem Teilungsgeschwader kommen!«

Rhodan war sofort beim Interkom.

»Können Sie die Impulse entschlüsseln?« erkundigte er sich, ohne sich überhaupt erst Gedanken darüber zu machen, wie außergewöhnlich diese Meldung überhaupt war. Bisher war es ihnen noch nicht möglich gewesen, irgendwelchen Funkverkehr zwischen den Schiffen einer Teilungsflotte festzustellen.

»Wir haben uns sofort um eine Deciffrierung bemüht, bisher aber ohne Erfolg«, sagte Cascal und fügte fast entschuldigend hinzu: »Die Funkimpulse werden erst seit knapp zwei Minuten gesendet. Sie kamen zuerst von den Wabenraumschiffen und wurden, scharf gebündelt, an jenen Teil des Geschwaders abgegeben, der sich im Raum des dritten Planeten befindet. Dann erfolgte die Antwort, der Funkverkehr nahm zu - jetzt stehen praktisch alle Einheiten untereinander in ständiger Verbindung. Es ist schwer, die einzelnen Meldungen auseinanderzuhalten.«

»Überstellen Sie eine der Meldungen auf den Interkom.«

Cascal tat, worum Rhodan gebeten hatte. Aus dem Lautsprecher ertönte eine Reihe rasch aufeinanderfolgender Laute in hoher Tonlage. Es hörte sich an, als würde man ein in Interkosmo besprochenes Tonband zu schnell

abspielen. Irgendwie erinnerte das Gezwitscher auch an die Sprache der Blues, doch gab es einige markante Unterschiede. Verschiedene Anzeichen sprachen dafür, daß die Funksprüche gerafft waren, so daß Rhodans Vergleich mit einem zu schnell ablaufenden Tonband zutreffend schien.

»Wenn Sie einen der Funksprüche entschlüsselt haben, dann lassen Sie es mich sofort wissen«, verlangte Rhodan. Er beorderte Tahonka-No, den Knöchernen, in die Funkzentrale, in der Hoffnung, daß er vielleicht die Sprache kannte, in der die Funksprüche gesendet wurden. Außerdem ließ Rhodan auch den von Sandal Tolk erbeuteten Translator zu Joak Cascal bringen.

Beides brachte keinen Erfolg.

»Der Funkverkehr innerhalb des Teilungsgeschwaders wird immer hektischer«, berichtete Cascal. »Ich habe das Gefühl, daß irgend etwas Unvorhergesehenes geschehen ist, das die Verantwortlichen in Panik versetzt hat.«

»Diesmal dürfte Sie Ihr Gefühl nicht trügen, Joak«, entgegnete Rhodan. »Wir müssen unbedingt herausfinden, was für die vermeintliche Panik der Geschwaderkommandanten verantwortlich ist. Deshalb müssen wir die Funknachrichten entschlüsseln.«

»Der Dekodierer tut, was er kann«, sagte Cascal lakonisch.

Perry Rhodan wandte sich an Senco Ahrat. »Wir müssen näher an die Wabenraumschiffe heran. Vielleicht können wir durch die Ortung den Grund für die Aufregung herausfinden.«

Der Emotionaut unternahm mit der GOOD HOPE n einen kurzen Linearflug, der sie bis auf fünfzigtausend Kilometer an das nächste Wabenschiff heranbrachte. Sofort war ein Raumer der Jagdflotte da, der die Form eines gigantischen Korkenziehers hatte, und schob sich zwischen das Wabenschiff und die GOOD HOPE II. Toronar Kasom war auf dem Posten. Aber er brauchte nicht einzugreifen, da das Korkenzieherschiff keine Feindseligkeiten zeigte.

Die INTERSOLAR kam nahe der GOOD HOPE E aus dem Linearraum.

»Warum kümmerst du dich ausgerechnet um die Wabenschiffe, während die Schwarminstallateure mit ihren fliegenden Pilzen Trantus-Tona beinahe erreicht haben?« fragte Reginald Bull über Hyperkom an.

»Ganz einfach«, antwortete Rhodan. »Weil der Funkverkehr von einem der Wabenraumschiffe ausgegangen ist. Also muß dort der Grund für die Aufregung innerhalb der Teilungsflotte liegen.«

»Du jagst einem Phantom nach«, behauptete Bull.

Joak Cascal meldete sich wieder in der Hauptzentrale.

»Haben Sie die Funksprüche entschlüsselt?« fragte Rhodan hoffnungsvoll.

»Leider nicht«, sagte Cascal und grinste aufreizend vom Bildschirm des Interkoms. »Aber eben ist eine klar verständliche Funknachricht auf der Frequenz der Solaren Flotte hereingekommen.«

»Von wo?«

»Direkt aus dem Teilungsgeschwader. Von einem der Wabenraumschiffe.«

»Wir befinden uns im Linearraum«, stellte Blazon Alpha nach einem langen Blick auf den halbrunden Bildschirm des Wabenzylinders verblüfft fest. »Die Ockergelben sind immer wieder für eine Überraschung gut. Gahork, was hat es zu bedeuten, daß statt einer Transition ein Linearmanöver vorgenommen wurde?«

Das Schott zur Brutkammer des Wabenzylinders stand offen, damit die Zwillingbrüder sich jederzeit mit dem Immun-Kranken in Verbindung setzen konnten. Aber der Gelbe Eroberer hatte sich in den hintersten Winkel zurückgezogen und schien nicht ansprechbar.

»Gahork!« schrie Blazon Beta.

Der Ockergelbe schreckte auf.

»Die den Dienern Dienenden leben nach ihrer Art oder wie es ihnen befohlen wird«, sagte der Immun-Kranke. Auf seinem birnenförmigen Körper bildeten sich neue Beulen, die dann wieder langsam in sich zusammenfielen.

»Sie werden sich doch nicht gehenlassen!« mahnte Beta. »Gahork, Sie haben uns versprochen, das Ereignis noch eine Weile hinauszuschieben!«

Der Immun-Kranke setzte sich langsam in Bewegung. Er glitt kreuz und quer durch die Brutkammer. Dabei bewegte sich die Membrane seines Multiorgans, das heißt, es vibrierte immer die Membrane jenes Multiorgans, das den beiden Terranern zugewandt war.

»Es ist schwer, so nahe den Stätten Aclars den Drang zu unterdrücken«, übersetzte der Translator die fremdartigen Laute, die Gahork von sich gab.

»Ich habe Sie etwas gefragt, Gahork«, sagte Beta eindringlich.

»Die den Dienern Dienenden leben nach ihrer Art oder wie es ihnen befohlen wird«, wiederholte Gahork.

Beta wollte aufbrausen, aber Alpha rief ihn noch rechtzeitig zur Vernunft.

»Laß ihn, Bruder«, bat er über die Helmsprechanlage. »Quäle ihn nicht mit Fragen. Er hat genug mit dem immer stärker werdenden Teilungsdrang zu kämpfen. Außerdem beantwortete er deine Frage schon längst - wenn auch auf seine umschreibende Art.«

»Glaubst du, ich wüßte das nicht?« keifte Beta. »Ich weiß sehr wohl, was Gahork meinte. Dieser Wilde von Exota Alpha, Sandal Tolk, erklärte einmal, daß die Ockergelben von verschiedenen Völkern des Schwarms als die Ersten Diener des Y'Xanthymr bezeichnet werden. Auch Gahork bezeichnet sich als Diener. Mit den >Dienenden< meinte er offensichtlich die Schiffsbesatzungen der Teilungsflotte. Weiter wollte Gahork sagen, daß ihnen von einer höheren Instanz befohlen werden kann, welchen Antrieb sie zu verwenden haben.«

»Sehr gescheit«, lobte Alpha spöttisch. »Kannst du mir nun sagen, warum du Gahork trotzdem mit deinen Fragen quälst?«

»Ich wollte ihn auf andere Gedanken bringen«, verteidigte sich Beta. »Wenn wir ihn nicht beschäftigen, läßt er sich noch von dem Drang überwältigen. Und du weißt, wie wichtig er als Informant für uns ist.«

Alpha antwortete nichts darauf. Er kannte seinen Bruder gut genug, um zu wissen, daß er sich diebisch freute, wenn er andere ärgern konnte. Aber er würde nicht so weit gehen, ein Wesen zu peinigen, um sich an seinem Schmerz zu weiden. Deshalb schluckte Alpha die Bemerkung, die ihm bereits auf der Zunge gelegen hatte, wieder hinunter.

»Du hast eben von einer höheren Instanz gesprochen«, meinte Alpha nach einer Weile. »Die Bezeichnung finde ich treffend. Demnach wären die kleinen Purpurnen und die Schwarminstallateure eine untere Instanz, die Beherrscher des Schwarms wären die höchste Instanz. Wie viele Abstufungen gibt es dazwischen - und wo liegen die Ockergelben auf dieser Skala? Sie stehen über den Purpurnen und den Schwarminstallateuren, das dürfte klar sein. Aber wie nahe stehen sie den Beherrschern des Schwarms?«

Blazon Beta schenkte seinem Zwillingsbruder ein abfälliges Lächeln.

»Auf Kokon haben wir von den Immun-Kranken einige interessante Details erfahren«, antwortete er. »Unter anderem auch, daß sie auf Betreiben eben der höchsten Instanz den Schwarm für die Geburtsteilung verlassen müssen. Daraus läßt sich folgern, daß die Ockergelben für Y'Xanthymr oder wie der Machtfaktor im Schwarm sonst heißen mag, eine Bürde sind.«

Jetzt lächelte Alpha. »Wenn die Ockergelben für die Beherrscher des Schwarms nur eine Belastung sind, dann müßten sie doch froh sein, sich ihrer zu entledigen. Aber ich frage dich, warum die Ockergelben nach erfolgtem Teilungsprozeß - wobei sich ihre Zahl versiebenfacht hat - wieder in den Schwarm zurückgeholt werden.«

Blazon Beta schaute seinen Bruder verblüfft an.

Alpha fuhr fort: »Ich bin davon überzeugt, daß man die Ockergelben zurückholt, weil sie innerhalb des Schwarms eine äußerst wichtige Funktion auszuüben haben.«

»Weißt du auch, welche?« fragte Beta.

»Da mußt du schon Gahork fragen.«

Sie blickten gleichzeitig in die Brutkammer hinein. Die Außentemperatur war inzwischen auf über 50 Grad Celsius gestiegen, die Gravitation betrug nahezu zwei Gravos. Der Immun-Kranke war zur Ruhe gekommen, sein Körper schien in sich zusammenzufallen, leichte Verformungen machten sich bemerkbar.

»Gahork!«

Der Immun-Kranke zuckte zusammen, die Membrane seines Multiorgans vibrierte.

»Die Stätten Aclars«, übersetzte der Translator.

Gahork richtete sich zu seiner vollen Größe von über zwei Metern auf, die Verformungen gingen teilweise zurück.

»Die Stätten Aclars«, sagte er wieder.

Das riesige Wabenraumschiff fiel fast gleichzeitig mit der übrigen Flotte in den Normalraum zurück. Auf dem halbrunden Bildschirm waren wieder die Sterne des Alls zu sehen. Von dem mächtigen, kristallinen Gebilde des Schwarms war nichts zu entdecken.

Die Teilungsflotte war an ihrem Ziel angelangt.

Es war für die Sextadim-Physiker nicht sonderlich schwer gewesen, den Bildschirm innerhalb der Sechskantröhre zu manipulieren. Sie hatten herausgefunden, wie man den Aufnahmewinkel veränderte, die Bildschärfe regulierte und stark vergrößerte Bildausschnitte bekam.

Darüber hinaus ließen sie die Finger von den Geräten, um nicht etwa einen Alarm auszulösen oder sonstige Gefahren heraufzubeschwören.

Nach dem Rücksturz der Flotte in den Normalraum befand sie sich am Rande eines relativ großen Sonnensystems. Alpha und Beta erkannten auf dem Bildschirm fünf Planeten, die vor der Sonne standen. Aber das besagte nicht, daß es nicht auch noch mehr Planeten geben konnte, die sich auf ihrer Kreisbahn hinter der Sonne befanden.

Mit ihren in den Kampfanzeigen eingebauten Geräten war es ihnen möglich, eine einfache Spektralanalyse vorzunehmen. So fanden sie heraus, daß zwei Planeten - von ihnen aus gesehen der dritte und der vierte - noch innerhalb der Ökosphäre lagen. Die günstigste Entfernung besaß allerdings der dritte Planet, so daß sie überzeugt davon waren, daß er als Ziel auserkoren worden war.

Die Wabenschiffe und ein Teil der Wachflotte verringerten ihre Geschwindigkeit. Das merkten die Zwillingsbrüder daran, daß sich die Spektrallinien der Sonne von Blau weg verschoben. Bekanntlich empfing man bei Annäherung an eine Lichtquelle pro Sekunde mehr Schwingungen, als wenn man sich von ihr entfernte. Mehr Schwingungen bedeuteten blaueres Licht. Da die ursprünglich bläulich leuchtende Sonne ihre Farbe nach Gelb hin veränderte, stand es für die Zwillingsbrüder fest, daß sie sich ihr mit fallender Geschwindigkeit näherten.

Sie stellten aber fest, daß etwa dreitausend Schiffe sich vom Pulk trennten. Darunter befanden sich achtzig der gefürchteten Pilzraumschiffe, wie sie Schwarminstallateure für die Sekundäranpassung der ausgewählten Geburtswelten verwendeten.

Die konventionellen Pilzraumschiffe waren fünftausend Meter lang, der halbrund gewölbte Pilzhut durchmaß an seiner unteren Achse siebentausend Meter. Der metallene, ausgebauchte Pilzstamm war an seinem kreisrunden, abgeflachten Ende immerhin auch noch zweitausend Meter dick. Auf dieser Fläche landete das Pilzraumschiff. Die Antriebsdüsen waren jedoch nicht in dieser Landeplattform untergebracht, sondern auf der Unterseite des Pilzhutes, rund um den säulenartigen, gewölbten Sockel. Die Pilzraumschiffe flogen mit der siebentausend Meter durchmessenden, halbrunden Kappe nach vorne.

Als Alpha die Bildschirmvergrößerung einschaltete und eines der ausschwärmenden Pilzraumschiffe auf die Bildfläche bannte, erkannten die Zwillingsbrüder überrascht, daß sie es hier mit einem modifizierten Typ zu tun hatten. Diese Schiffe besaßen keine halbrunden Pilzdächer, sondern kegelförmige Spitzdächer und waren dadurch um gut tausend Meter länger.

Atlas hatte bei einem Erkundungsflug im Opus-Nurmo-System solche modifizierten Flugkörper zum erstenmal gesehen. Diese Spitzdach-Pilzraumschiffe hatten damals keine Sekundäranpassung bewirkt, vielmehr hatten sie in einer einzigen Transition das gesamte Sonnensystem um 532 Lichtjahre verschoben.

»Glaubst du, daß die Schwarminstallateure auch mit diesem Sonnensystem eine Transition vorhaben?« fragte Alpha seinen Bruder.

Beta hob die Schultern, was wegen des schweren Druckanzuges nicht zu erkennen war. »Kann sein. Andererseits wäre es auch möglich, daß diesmal die Spitzdachschiße für die Sekundäranpassung verwendet werden. Wir wissen jetzt, daß nicht alle Schwarmvölker die gleichen Methoden des Raumflugs anwenden. Ähnlich könnte es auch auf anderen Gebieten sein.«

Die dreitausend Raumschiffe verschwanden im Linearraum, während die übrige Flotte nun mit etwas mehr als halber Lichtgeschwindigkeit in das Sonnensystem einflog. Der äußerste Planet wurde in einer Entfernung von zwei Millionen Kilometern passiert.

Plötzlich empfing Blazon Alpha Funknachrichten. Die ganze Sendung dauerte höchstens zehn Sekunden, doch Alpha genügte diese Zeitspanne, um den Standort des Senders zu orten. Die Funknachrichten wurden von ihrem Wabenraumschiff abgegeben.

»Es hört sich an wie Vogelgezwitscher«, stellte Beta fest, der die Impulse ebenfalls empfangen hatte.

»Ob man das Verschwinden des Weißschweifs entdeckt hat?« meinte Alpha und deutete auf den paralysierten Purpurnen, der in einem Winkel der Röhre lag.

Bevor Beta etwas anderes antworten konnte, empfingen sie eine zweite Funknachricht, die noch kürzer war als die erste. Sie kam aus dem Innern des Sonnensystems. Kaum war sie beendet, wurde von mehreren Waben-schiffen gleichzeitig geantwortet. Und dann entspann sich zwischen den Schiffen, die in einer Linearetappe ins Sonnensystem eingedrungen waren, und der übrigen Flotte ein reger Funkverkehr.

»All diese Aufregung wegen eines einzigen Purpurnen?« sagte Beta ungläubig.

»Wir werden Gahork fragen, was es mit den Funksprüchen auf sich hat«, entschied Alpha.

Aus der Brutkammer ertönte ein langgezogener Schrei.

Alpha und Beta stürzten gleichzeitig auf Gahork zu.

»Was hat das zu bedeuten?« fragte Alpha über die Außensprechanlage seines Kampfanzugs. Der Translator übersetzte die Worte.

Gahork stand da, sein Körper pulsierte. Die Membranen seiner beiden Multiorgane begannen zu vibrieren, ein Schrei ertönte.

»Sieg! Sieg!« übersetzte der Translator.

Nun schien auf dem gesamten Schiff das Chaos auszubrechen. Auf den Korridoren ertönten die trippelnden Schritte vorbeihastender Purpurner. Von fern drang das Schreien und Quietschen der in der Teilung begriffenen Ockergelben in die Wabenröhre und bildete eine schaurige Untermalung.

Beta eilte zu Gahork und packte ihn unterhalb der Gabelung der beiden Nebenarme.

»Sie können jetzt nicht schlappmachen, Gahork!« schrie er und versuchte, ihn zu schütteln. Doch er war nicht kräftig genug, um die schwere Körpermasse des über zwei Meter großen Ockergelben bewegen zu können. »Sie haben versprochen, bis zur endgültigen Entscheidung auszuharren!«

»Die Entscheidung ist da!« triumphierte Gahork.

Die beiden Zwillingsbrüder sahen einander an. Sie hatten den gleichen Gedanken, doch wollten sie noch nicht glauben, was Gahork andeutete. Sie wollten Gewißheit haben.

»Was ist geschehen? Sprechen Sie schon, Gahork!« drängte Beta.

»Ich werde mich dem süßen Schmerz ergeben ... So, wie es nun alle meine Leidensgenossen tun«, sagte der Immun-Kranke.

»Und was ist mit Ihrer Rache!« erinnerte Beta.

»Sie hat sich erfüllt.«

»Heißt das, daß andere Gelbe Eroberer...«, Alpha zögerte, bevor er weitersprach, »... daß andere Gelbe Eroberer infiziert wurden?«

Der Immun-Kranke fiel merklich in sich zusammen, die Veränderungen an seinem Körper konnten mit freiem Auge beobachtet werden.

»Nichts trübt mehr die Freude an den Stätten Aclars...«

»Wurden andere, bisher gesunde Gelbe Eroberer infiziert?«

»Ja. Meine Leidensgenossen haben es mir mitgeteilt.«

»Wie viele wurden infiziert?«

»Viele - unzählige.«

»Tausende?«

»Mehr.«

»Hunderttausende?«

»Viele Hunderttausende!« rief Gahork triumphierend. »Es sind Millionen, die nun mein und das Schicksal meiner Leidensgenossen teilen.«

Die Zwillingbrüder ließen von dem Immun-Kranken ab.

»Das erklärt alles«, sagte Alpha lächelnd. »Als die Befehlshaber der Teilungsflotte erfuhren, daß sich der zellverformende Bazillus ausgebreitet und unzählige Gebärbereite befallen hat, verfielen sie verständlicherweise in Panik. Deshalb der Funkverkehr.«

»Unsere Rechnung ist aufgegangen, aber einen so schnellen Erfolg hat sich sicherlich nicht einmal Alaska Saedelaere erträumt«, meinte Beta. »Als wir die achthundert Immun-Kranken in die Teilungsflotte einschleusten, konnte niemand ahnen, daß sich die Infektion so rasend schnell ausbreiten würde.«

»Ich habe es geahnt«, behauptete Alpha. »Vergiß nicht, daß die Immun-Kranken schon vor dem Start mit vielen Gesunden Kontakt hatten und sie anstecken konnten. Die Infizierten übertrugen den Krankheitserreger ihrerseits wieder auf andere. Es ist wie bei einer Kettenreaktion. Außerdem wurden die achthundert Immun-Kranken auf verschiedenen Wabenraumschiffen untergebracht. Ich wette, daß sich die Infektion weiterhin explosionsartige ausbreiten wird.«

Sie verließen die Brutkammer.

»Jetzt ist es an der Zeit, mit Perry Rhodan Kontakt aufzunehmen«, sagte Beta. Er blieb abrupt stehen. »Der kleine Purpurne ist verschwunden!«

Er raste durch das offene Schott auf den engen Korridor hinaus. Noch während des Laufens holte er den Strahler hervor.

»Das hat uns gerade noch gefehlt, daß der Purpurne vorzeitig aus der Paralyse erwacht«, sagte Alpha ärgerlich und folgte seinem Bruder mit gezückter Waffe auf den Korridor hinaus.

Von dem Purpurnen fehlte jede Spur. Der schmale Gang war erfüllt mit den miauenden Schreien der

Ockergelben, die sich bereits im Anfangsstadium des Teilungsprozesses befanden.

Zwanzig Meter vor sich sah Alpha seinen Bruder plötzlich zusammenbrechen.

Alpha erreichte den reglos auf dem Boden Liegenden. »Beta! Mein Gott, Beta!«

Er zerrte ihn in die nächstliegende Wabenröhre. Hinter sich schloß er das Schott. Das klägliche Miauen schwoll innerhalb der Wabenröhre zu einem unerträglichen Kreischen an. Alpha schaltete die Außensprechanlage ab. Und während er nach der Ursache für die Bewußtlosigkeit seines Zwillingbruders suchte, begann er mittels des leistungsstarken Hyperkoms auf der Welle der Solaren Flotte zu funken.

»Die Fünfte Kolonne ruft Perry Rhodan ...«

Joak Cascal hatte mittlerweile die Hyperkomverbindung in die Zentrale der GOOD HOPE H gelegt.

»Die Fünfte Kolonne ruft Perry Rhodan!«

»Hier GOOD HOPE II, Perry Rhodan. Wir empfangen Sie ausgezeichnet, Alaska!«

Eine kurze Atempause. Dann: »Alaska Saedelaere und die anderen sind noch im Schwarm. Hier spricht Blazon Alpha. Meinem Bruder und mir gelang es, unbemerkt an Bord eines Wabenschiffes zu gehen. Dieser Narr! Er wollte Sauerstoff sparen, hat die Zufuhr gedrosselt, und jetzt...«

»Ist Ihrem Bruder etwas zugestoßen?« fragte Rhodan.

»Er ist nur ohnmächtig geworden«, antwortete Alpha. »Ich habe die Sauerstoffzufuhr an seinem Druckanzug erhöht. Er kommt gerade wieder zu sich.«

Eine andere, schwächere Stimme war zu vernehmen.

»Was ist geschehen, Alpha? Hast du den Purpurnen erwischt?«

Alpha antwortete: »Du bist zusammengebrochen. Sauerstoffmangel. Du hast am falschen Platz gespart, Bruder.«

»Was ist mit dem Purpurnen?«

»Er ist uns entwischt.«

Rhodan schaltete sich wieder ein. »Sind Sie in Schwierigkeiten? Wenn Ihnen Gefahr droht, könnten wir mit der GOOD HOPE II in die Teilungsflotte einfliegen und Sie über Funk anpeilen. Für Ras Tschubai wäre es eine Kleinigkeit, zu Ihnen zu teleportieren.«

»Das wird nicht nötig sein«, sagte Alpha und erzählte den Zwischenfall mit dem Purpurnen. »Selbst wenn er Alarm schlägt, glaube ich nicht, daß man eine großangelegte Aktion gegen uns unternimmt. Innerhalb der Teilungsflotte herrscht Panikstimmung. Die haben genug eigene Probleme.«

Ein gedämpftes Kichern war zu hören. Es kam von Blazon Beta.

»Wir haben die Verantwortlichen der Teilungsflotte ganz schön das Gruseln gelehrt«, sagte er.

»Dann waren Sie beide das auslösende Moment für den regen Funkverkehr innerhalb der Flotte?« fragte Rhodan verblüfft.

»Nur indirekt«, berichtete Alpha. »Wir haben achthundert Gelbe Eroberer, die die Träger einer hochinfektiösen Krankheit sind, in die Teilungsflotte eingeschmuggelt. Die Krankheit hat sich geradezu explosionsartig ausgebreitet, so daß inzwischen einige Millionen davon betroffen sind.«

»Das ist interessant«, sagte Rhodan. »Berichten Sie mir darüber ausführlicher.«

»Um Ihnen einen besseren Eindruck verschaffen zu können, muß ich weiter ausholen«, meinte Alpha. Und dann gab er eine stichwortartige Schilderung ihrer Erlebnisse innerhalb des Schwarms ab.

Rhodan war fasziniert. Dieser Erfolg überstieg seine kühnsten Erwartungen. Nicht nur, daß die Männer der Fünften Kolonne einen Stützpunkt gefunden hatten, es war ihnen auch gelungen, zu einem großangelegten Schlag gegen die Gelben Eroberer auszuholen. Inwieweit diese Aktion erfolgreich sein würde, blieb noch abzuwarten. Doch wie es auch ausging: Ein Anfang war gemacht.

»Wenn Sie der Meinung sind, daß für Sie keine akute Gefahr besteht, dann möchte ich, daß Sie Ihre Stellung auf dem Wabenschiff halten«, sagte Rhodan, nachdem Blazon Alpha geendet hatte.

»Wir halten aus«, versicherten die Zwillingenbrüder wie aus einem Mund.

»Müssen Sie nicht befürchten, daß man Ihre Hyperfunkgeräte anpeilt?« gab Rhodan zu bedenken.

Blazon Beta kicherte. »Bei dem Gewirr von Funkimpulsen?«

»Sie haben recht«, stimmte Rhodan zu, »es ist ziemlich unwahrscheinlich, daß man durch diese Hyperkomverbindung auf Sie stößt. Trotzdem, wir wollen das Schicksal nicht herausfordern. Wir werden später wieder auf der Flottenfrequenz in Verbindung treten.«

Er ließ sich von den Blazon-Zwillingen noch das Versprechen geben, daß sie sich beim geringsten Anzeichen von einer Gefahr sofort mit der GOOD HOPE in Verbindung setzten, dann beendete er das Hyperfunkgespräch. Von Joak Cascal erfuhr Rhodan, daß es nach wie vor nicht möglich war, die Funksprüche zu entziffern. Aber das war jetzt nicht mehr so schlimm, denn man wußte, was der Grund für die Aufregung in der Teilungsflotte war. Viele der drei Milliarden Gelben Eroberer waren von einer bösartigen Krankheit befallen. Bisher hatten die Verantwortlichen der Teilungsflotte außer den hektischen Funksprüchen keine Reaktion gezeigt. Die Wabenraumschiffe flogen weiterhin unbeirrbar ins Heleva-EX-System ein. Der andere Teil der Flotte umkreiste Trantus-Tona.

»Die Pilzraumschiffe setzen zur Landung an!« Diese Meldung kam von Fellmer Lloyd aus der Ortungszentrale. Perry Rhodan befahl Senco Ahrat, die GOOD HOPE II in einem kurzen Linearflugmanöver an Trantus-Tona heranzubringen.

Die rund dreitausend Raumschiffe bildeten über dem dritten Planeten des Heleva-EX-Systems einen undurchdringlichen Kordon. Trotzdem gelang es Fellmer Lloyd, durch Fernortung folgendes herauszufinden: Sowohl auf dem Nord- wie auch auf dem Südpol waren je vierzig Pilzraumschiffe gelandet - allerdings handelte es sich um solche mit Spitzdächern.

Diese Tatsache ließ Atlan neue Hoffnung schöpfen.

»Vielleicht bekommen wir noch eine Galgenfrist«, sagte er. »Der Einsatz dieser Spitzdach-Pilzschiffe könnte bedeuten, daß das gesamte Sonnensystem in einer Gigantransition versetzt werden soll. Wenn dem so ist, dann wird sich die Sekundäranpassung verzögern. Was wiederum bedeuten würde, daß sich die Krankheit unter den Gelben Eroberern weiter ausbreiten kann. Und vielleicht wird es dann schon zu spät sein für den Teilungsprozeß.«

Rhodan schüttelte den Kopf. »Das glaube ich nicht. Ich vermute eher, daß die Sekundäranpassung durch den Einsatz dieser speziellen Schiffe beschleunigt werden soll. Die Pilzraumschiffe mit den Kegeldächern sind größer und besitzen auch eine größere Kapazität. Sie können das Energiereservoir der Sonne wirkungsvoller anzapfen, garantieren eine weitaus höhere Energieversorgung und müßten aus diesem Grund die Sekundäranpassung beschleunigen können. Auf Diane hat dieser Vorgang achtundvierzig Stunden benötigt, aber hier könnte er vielleicht durch die stärkere Sonnenanzapfung auf eine wesentlich kürzere Zeitspanne reduziert werden.«

»Du malst die Situation noch schwärzer als Bully und ich zusammengekommen«, stellte Atlan fest. »Wenn du es so siehst, Perry - dann handle!«

»Ich werde noch eine Rückfrage bei den Blazon-Zwillingen riskieren«, wich Rhodan aus. »Vielleicht können sie uns etwas Definitives sagen.«

Es dauerte eine Weile, bis Joak Cascal die Hyperfunkverbindung zu den beiden Sextadim-Physikern hergestellt hatte.

»Glauben Sie, daß es zu einer Transition des gesamten Heleva-EX-Systems kommen könnte?« erkundigte er sich.

»Ausgeschlossen«, antwortete Blazon Beta bestimmt. »Wozu sollte eine Transition gut sein? Drei Milliarden Gelbe Eroberer verlangen in höchster Not nach passenden Umweltbedingungen für den Teilungsprozeß. Die Verantwortlichen werden alles tun, um die vorbereitenden Arbeiten schleunigst zu erledigen. Auch deshalb, weil sich die Krankheit immer noch ausbreitet. Von Gahork, das ist einer der Immun-Kranken, haben wir erfahren, daß bereits schätzungsweise zweihundert Millionen infiziert sind. Und ein Ende ist noch nicht abzusehen. Die Verantwortlichen müssen schnellstens die Sekundäranpassung auf der Geburtswelt vornehmen.«

»Das habe ich vermutet«, sagte Rhodan düster. »Wir werden Sie herausholen. Lassen Sie Ihr Funkgerät eingeschaltet, damit Lloyd Sie anpeilen kann.«

Doch die Blazon-Brüder erbaten sich eine weitere Frist.

Bevor sie sich in eine andere Sechskantröhre zurückzogen, deponierte Blazon Alpha sein Armband-Bildsprechgerät, das seiner umfangreichen Ausrüstung entstammte, in zwei Meter Höhe an der Wand des schmalen Korridors. Über ein zweites Armband-Bildsprechgerät, das Blazon Beta gehörte, konnten sie auf diese Art beobachten, was außerhalb der Sechskantröhre vor sich ging.

Was sie sahen, gefiel ihnen nicht.

Der kleine Purpurne mit der weißen Haarpracht kam in Begleitung fünf anderer den Gang herunter und blieb vor dem Eingang zu Gahorks Sechskantzylinder stehen. Die fünf Purpurnen hielten ihre Stabwaffen schußbereit, während der Weißhaarige das Schott öffnete. Sie gaben keinen Laut von sich. Es fiel auch kein Schuß.

»Wir sollten Gahork zu Hilfe kommen«, raunte Alpha, während er über Betas Schulter auf den briefmarkengroßen Bildschirm des Armband-Interkoms blickte.

»Sie werden ihn nicht behelligen«, sagte Beta überzeugt.

Die sechs kleinen Purpurnen betraten Gahorks Wabenzylinder, kamen kurz darauf wieder heraus und verschwanden im nächsten Seitengang.

»Es ist schon das zweite Mal, daß sie Gahorks Brutwabe inspizieren«, sagte Alpha. »Sie werden wiederkommen.«

»Na und?« Beta verstaute den Armband-Interkom und schickte sich an, den Wabenzylinder zu verlassen.

Obwohl sie die Außensprechanlage abgeschaltet hatten, vernahmen sie dumpf das qualvolle Miauen der verformten Gelben Eroberer. »Du hast doch für Spiele jeder Kategorie etwas übrig. Dann versuche dich eben an diesem Versteckspiel auch zu begeistern.«

Sie kamen in Gahorks Wabenzylinder. Wie Beta richtig vermutet hatte, war der Immun-Kranke von den Purpurnen nicht behelligt worden.

Er kauerte in der Mitte der Brutkammer, die untere Körperhälfte aufgedunsen, stärker als zuvor pulsierend. Die Hauptarme und die aus ihnen entspringenden Nebenarme zuckten konvulsivisch. Die beiden Multiorgane hatten ihren Glanz verloren, wirkten stumpf und irgendwie »blicklos«; über die bebende Membrane kamen verhaltene Klagelaute.

»Reißen Sie sich zusammen, Gahork!« brüllte Beta ihn an.

»Laß ihn in Frieden«, bat Alpha seinen Bruder. »Er hat es verdient, sich endlich jenem Drang zu ergeben, den er fast zweitausend Jahre unterdrückt hat.«

Über Gahorks Membrane kam eine Reihe artikulierter Laute, die vom Translator übersetzt wurden.

»Sprecht nicht mehr zu den Unsichtbaren in der Ferne. Es kann euch zum Verhängnis werden.«

Beta wollte aufbrausen, aber Alpha hinderte ihn. »Laß ihn, Bruder, er ist wie berauscht.«

Beta blickte zu seinem Bruder hinauf und schnitt eine Grimasse. »Dein Mitleid ist fehl am Platz. Wir dürfen nicht zulassen, daß sich Gahork einer Illusion hingibt. Denn wenn unser Plan gelingt, dann erreicht diese Teilungsflotte nie die Stätten Aclars - und Gahorks sehnlichster Wunsch wird sich nicht erfüllen. Warum also sollen wir ihn nicht jetzt schonungslos darauf vorbereiten.«

Beta hatte recht. Wenn sie die Arkoniden-Kolonie retten wollten, dann durfte keine Sekundäranpassung stattfinden und demnach auch kein Teilungsprozeß. Es gab keine Ausnahme - auch für die Immun-Kranken nicht.

Es war leider so. Was den Gelben Eroberern nützlich war, schadete den Menschen. Und umgekehrt. Daran konnte im Augenblick nichts geändert werden.

Alpha wurde durch den Anblick des Bildschirms in die Gegenwart zurückgerissen. Er deutete stumm darauf.

»Wenn nicht bald etwas geschieht, wird sich Gahorks sehnlichster Wunsch doch noch erfüllen«, sagte Beta bitter, nachdem er eine Weile den Bildschirm betrachtet hatte. »Du brauchst dich also nicht mehr um sein Glück zu sorgen, Bruder.«

Die Flotte der Wabenraumschiffe hatte den dritten Planeten erreicht. Die Wachraumschiffe, die den Planeten umkreisten, scherten aus und gaben eine Einflugschneise für die Wabenraumschiffe frei.

Blazon Beta wollte etwas sagen, aber nur ein Röcheln kam über seine Lippen. Seine Kehle war wie ausgedörrt. Es war innerhalb des Druckanzuges unerträglich heiß, und er wagte nicht, die Klimaanlage auf höhere Leistung zu schalten. Denn sie konnten nun nicht mehr erwarten, nach der Landung der Wabenraumschiffe auf dem Planeten bessere Lebensbedingungen vorzufinden.

Es war möglich, daß die Sekundäranpassung bereits angelauten war. In diesem Fall würden die Hitze und die Schwerkraft auf dem Planeten noch unerträglicher sein als in dem Wabenraumschiff.

18.

Sogleich nach der Landung der vierzig Pilzraumschiffe auf dem Nordpol von Trantus-Tona wurde die Sekundäranpassung eingeleitet. Von den Spitzdächern der über sechstausend Meter hohen Schiffe schossen überlichtschnelle Zapfstrahlen in den Weltraum hinaus. Sie erreichten die Sonne und zapften deren Energie ab. Dadurch wurde der Energiehaushalt der Sonne gestört, sie flammte auf, schwoll zu einem drohenden, lodernden Ball an. Die abgeleitete Energie floß über die Zapfstrahlenbahnen zu den Pilzraumschiffen zurück. Dort liefen unbekannte Maschinen an, die die unvorstellbaren Energien umwandelten und gleichzeitig zum Teil an die

planeteneigenen Magnetfelder und zum anderen Teil an den Planetenkern selbst und an die Atmosphäre abführten.

Der Planet wurde gleichzeitig von innen und von außen angeheizt. Es wurde schlagartig wärmer, das Eis an den Polen schmolz. Gleichzeitig damit erhöhte sich die planeteneigene Gravitation.

Der Planet erwärmte sich schneller, viel schneller als vordem Aggres und Diane. Die Gravitation schnellte fast sprunghaft in die Höhe. Wenige Stunden nach der Landung der ersten Wabenraumschiffe waren die erforderlichen Werte von plus 62,7134 Grad Celsius und von 2,2156 Gravos fast erreicht.

In diesem Augenblick führte Perry Rhodan das vorerst letzte Gespräch mit den Blazon-Zwillingen und versprach ihnen: »Wir werden zuschlagen - und zwar augenblicklich.«

Das war kein leeres Versprechen. Durch die rasend schnell vorangetriebene Sekundäranpassung schwebten die 500 Millionen Menschen von Trantus-Tona in akuter Gefahr. Rhodan blieb keine andere Wahl mehr, als in dieser immer bedrohlicher werdenden Situation all die ihm zur Verfügung stehenden Machtmittel wirkungsvoll einzusetzen.

Er hatte lange gezögert, bevor er sich zu diesem Entschluß durchrang - zu lange, wie Reginald Bull vorwurfsvoll feststellte.

Die GOOD HOPE II und die INTERSOLAR rasten mit größtmöglicher Geschwindigkeit aus dem Weltraum heran, tauchten mit heulenden Düsen in die Atmosphäre ein und schossen auf jenes Gebiet des Nordpols zu, wo die vierzig Pilzraumschiffe niedergegangen waren.

Kaum auf Schußweite herangekommen, eröffneten beide Schiffe gleichzeitig das Feuer aus den Transform- und sämtlichen Impulsgeschützen.

Die Schwarminstallateure waren nicht in der Lage, sich gegen diesen überraschenden Feuerschlag zu schützen. Die Pilzraumschiffe gingen reihenweise in den Atomsonnen der Transformkanonen und den Strahlen der Impulsgeschütze unter.

Eine Viertelstunde nach Beginn des Angriffs standen auf dem Nordpol von Trantus-Tona vierzig Wracks. Die Zapfstrahlenbrücke vom Nordpol zur Sonne Heleva-EX existierte nicht mehr.

Kurz darauf wiederholte sich der gleiche Vorgang auf dem Südpol des Planeten. Die kegelförmigen Spitzdächer der wrackten Pilzraumschiffe glühten aus, sofern sie nicht vernichtet waren, die Energiebahnen zur Sonne brachen zusammen.

Die Aufheizung der Temperatur und die Anhebung der Schwerkraft von Trantus-Tona stagnierten augenblicklich, und bald danach konnte ein Nachlassen dieser beiden Effekte registriert werden.

Damit schienen die Tonarer gerettet zu sein.

»Was werden nun die Gelben Eroberer unternehmen?« fragte sich Perry Rhodan.

Alpha öffnete den Helm seines Druckanzuges und atmete die schwüle Atmosphäre von Trantus-Tona in vollen Zügen ein.

»Ah«, machte er übertrieben.

»Was findest du an dieser Luft so köstlich?« fragte sein Bruder Beta angriffslustig, der ebenfalls den Helm geöffnet hatte.

»Sie ist besser als die unserer Druckanzüge«, behauptete Alpha.

In einem kurzen Hyperfunkspruch an Rhodan versicherte er, daß alles bei ihnen in Ordnung sei, und bedankte sich für das schnelle Eingreifen.

»Es war nötig, um die 500 Millionen Menschen von Trantus-Tona zu retten«, erklärte Rhodan. »Haben Sie irgendeine Reaktion der Gelben Eroberer auf diese neue Situation feststellen können?«

Alpha blickte zu dem riesigen Wabenblock, den sie eben verlassen hatten. Er lag auf der Oberfläche des Planeten. Dort war alles ruhig, er wirkte wie ausgestorben.

»Einstweilen noch nicht«, antwortete Alpha. »Aber der Funkverkehr innerhalb der Teilungsflotte hat wieder schlagartig zugenommen.«

»Das haben wir auch schon festgestellt«, sagte Rhodan. »Wenn sich etwas Neues ergeben sollte, so unterrichten Sie mich sofort davon. Wir bleiben in Funkbereitschaft. Können Sie so lange aushalten, bis wir ein Einsatzkommando auf den Planeten entsenden?«

Alpha versicherte ihm, daß sie dazu in der Lage waren, dann unterbrachen sie die Verbindung.

»Sieh mal, wer da kommt!« rief Blazon Beta.

Alpha drehte sich um. Über eine der Ausstiegsrampen kam ein Gelber Eroberer geglitten, dessen Körper kaum Spuren des Teilungsprozesses zeigte und annähernd die ursprüngliche Gestalt besaß.

»Das ist Gahork«, stellte Alpha überrascht fest. »Was mag ihn dazu bewegen haben, seine Brutwabe zu verlassen?«

Beta sah ihn prüfend an. »Kannst du es dir nicht denken?«

Alpha nickte. »Doch. Durch den abrupten Abbruch der Sekundäranpassung wurde der Rhythmus des Teilungsprozesses gestört. Das könnte ihn aufgeschreckt haben.« Er wandte sich dem Immun-Kranken zu und rief über den Translator: »He, Gahork, was ist der Anlaß dafür, daß Sie die Sicherheit Ihrer Brutwabe verlassen haben?«

Der Immun-Kranke glitt unbeirrbar auf sie zu. Er hatte den einen Arm nach hinten gebogen, so daß die beiden Nebenarme hinter seinem Rücken verborgen waren.

»Ich habe überall nach Ihnen gesucht«, sagte der Immun-Kranke.

»Was können wir für Sie tun?« fragte Alpha.

»Sie müssen dafür sorgen, daß der Vorgang der Umweltveränderung wieder einsetzt«, verlangte Gahork, während er näher kam.

»Sie meinen die Sekundäranpassung?« sagte Alpha. »Darauf haben wir keinen Einfluß mehr. Die Schiffe der Schwarminstallateure wurden zerstört, die Erhöhung der Planetentemperatur und die Gravitation wurden endgültig gestoppt.«

»Achtung, Bruder!« raunte ihm Beta zu. »Hinter dem Rücken hält er bestimmt irgendeine Überraschung für uns bereit.«

»Sie müssen die erforderlichen Bedingungen für den Geburtsvorgang wiederherstellen«, verlangte Gahork nun drängender.

»Das geht nicht«, erklärte Alpha ruhig. »Wir mußten die Sekundäranpassung verhindern, um fünfhundert Millionen Menschen vor dem sicheren Tod zu retten. Sie wären alle getötet worden, wenn wir die Temperatur und die Gravitation nicht vermindert hätten.«

»Das stimmt nicht«, widersprach Gahork. »Wir müssen nur gebären, nicht töten. Wir müssen gebären!«

Da war sie schon wieder, diese widersprüchliche Logik, deren sich die Gelben Eroberer bedienten, wenn sie auf ihren Gebärtrieb zu sprechen kamen. Sie waren sich im klaren darüber, daß auf ihren Heimatwelten durch die Sekundäranpassung das Leben der Flora und Fauna zu Schaden kam.

Deshalb hatten sie sich damit abgefunden, auf fremden Welten zu gebären. Sie wollten allerdings nicht wahrhaben, daß auch auf fremden Planeten Leben durch die Sekundäranpassung gefährdet wurde. Dieser krasse Widerspruch schien aus einem stark egozentrisch gefärbten Selbsterhaltungstrieb zu resultieren, der die eigenen Bedürfnisse über alles andere stellte.

Die Gelben Eroberer setzten sich nicht bewußt über alle Auswirkungen der Sekundäranpassung hinweg. Es schien eher so, daß sie eine natürliche Psycho-Sperre besaßen, die sie gar nicht erkennen ließ, welche Gefahren sie über fremde Planeten brachten.

»Verschließen Sie sich nicht der Wirklichkeit, Gahork«, sagte Beta eindringlich, dabei legte er die Rechte wie zufällig auf den Knauf des Strahlers. »Sie wissen sehr gut, daß Sie Tod und Verderben über unschuldige, friedliche Lebewesen bringen, wenn Sie auf deren Welt gebären.«

»Wir wollen nichts weiter als in Ruhe unserer Bestimmung nachkommen«, beteuerte Gahork. »Jede Faser unserer Körper verlangt danach, sich dem unstillbaren Drang zu ergeben. Wir müssen uns teilen! Das verstehen Sie doch.«

»Wie sollen wir Sie verstehen, wenn Sie für unsere Probleme nicht das geringste Verständnis aufbringen«, hielt Alpha dagegen.

»Hier ist jedes weitere Wort überflüssig«, raunte Beta seinem Bruder zu. »Es ist so, als würden ihm unsere Argumente bei einem Multiorgan hinein- und beim anderen wieder hinausgehen.«

Alpha fuhr unbeirrt fort: »Sie können nicht verlangen, Gahork, daß wir unser Leben freiwillig wegwerfen, nur damit Ihr Volk die idealen Bedingungen für den Teilungsprozeß erhält. Und im übrigen ist es uns nicht mehr möglich, diese rückläufige Wirkung aufzuheben. Niemand könnte etwas daran ändern, denn die für die Sekundäranpassung nötigen Zapfstrahlenschiffe sind endgültig vernichtet.«

»Sind wir nicht Verbündete?« erinnerte Gahork.

»In diesem Fall müssen wir unsere eigenen Interessen wahren«, sagte Alpha unnachgiebig.

»Dann werde ich Sie dazu zwingen, uns zu helfen.«

Gahork holte noch während des Sprechens eine jener Stabwaffen hervor, wie sie die kleinen Purpurnen verwendeten. Beta, der mit etwas Ähnlichem gerechnet hatte, zog im gleichen Moment seinen Strahler und lahmte Gahork mit einem wohlgezielten Schuß.

»Y'Xanthymona!«

Der gellende Ruf erklang von der Ausstiegsrampe des Wabenblocks. Dort waren einige kleine Purpurne erschienen, die mit trippelnden Schritten, die Stabwaffen gezückt, über die Rampe gerannt kamen. Die ersten Schüsse wurden abgegeben, die Energiestrahlen schlugen nahe den Zwillingenbrüdern ein und ließen Blätter, Äste und Stämme der geknickten Bäume verglühen.

»Nichts wie weg von hier!«

Alpha und Beta aktivierten ihre Staustrahltriebwerke, die in den Rückentornistern ihrer Druckanzüge eingebaut waren, und hoben mit hoher Startbeschleunigung vom Boden ab.

Die kleinen Purpurnen schickten ihnen noch eine Reihe von Schüssen nach, verfehlten aber ihr Ziel.

»Jetzt haben wir auch noch die Immun-Kranken gegen uns«, sagte Beta über das Helmfunkgerät. »Gahork wird es nicht versäumt haben, seine Leidensgenossen auf telepathischem Wege zu informieren. Wir können uns daraufgefaßt machen, daß sie uns jagen werden.«

»Warum sollten sie?« fragte Alpha.

»Weil sie der Meinung sind, wir könnten die unterbrochene Sekundäranpassung wieder in Gang bringen«, antwortete Beta. »Die Immun-Kranken haben ihren seit fast zweitausend Jahren angestauten Haß vergessen. Sie wollen jetzt, wie alle Gelben Eroberer, nur noch gebären. Deshalb werden sie alles daransetzen, uns einzufangen.«

»Dann wäre es an der Zeit, Rhodan zu bitten, uns Ras Tschubai zu schicken«, meinte Alpha.

»Wir warten noch etwas«, widersprach Beta.

Sie konnten nur insgesamt dreizehn Kilometer fliegend zurücklegen. Dann begann Alphas Staustrahltriebwerk zu stottern und zeitweilig auszusetzen. Sie mußten in der Nähe von einem Dutzend Wabenblöcken niedergehen, die von verschiedenen Wabenraumschiffen stammten und auf engstem Raum gelandet waren.

Dort bot sich ihnen ein seltsamer, schauriger Anblick.

Die Gelben Eroberer kamen - aufgequollen, verformt, konvulsivisch zuckend, markerschütternd schreiend - über die Rampen aus den Wabenblöcken gekrochen. Sie nahmen aufeinander keine Rücksicht. Sie stießen jeden, der ihnen im Wege stand, beiseite, kletterten übereinander hinweg, glitten von den Rampen und stürzten ins hohe Gras, wo sie zuckend und schreiend liegenblieben.

Die kleinen Purpurnen eilten geschäftig zwischen ihnen hin und her, versuchten ihnen zu helfen, indem sie sie besprühten. Aber es gelang ihnen nicht, die Gelben Eroberer zu beruhigen und das Durcheinander beizulegen.

Die allgemeine Verwirrung hatte auch auf sie übergegriffen.

Der Funkverkehr zwischen den auf Trantus-Tona gelandeten Wabenraumschiffen und der den Planeten umkreisenden Wachflotte wurde immer hektischer.

Das totale Chaos schien ausgebrochen zu sein.

In einem Funkgespräch mit Rhodan schilderten die beiden plophosischen Sextadim-Physiker die chaotische Situation, verschwiegen jedoch ihre eigene prekäre Lage und erfuhren, daß von den Wachraumschiffen der Teilungsflotte ständig Hyperfunksprüche in Richtung des Schwarms abgingen. Sie konnten nach wie vor nicht entschlüsselt werden.

Nach Beendigung des Gesprächs sagte Alpha: »Es scheint, daß die Verantwortlichen der Teilungsflotte nicht mehr Herren der Lage sind. Die Kontaktaufnahme zum Schwarm kann nur bedeuten, daß sie neue Instruktionen einholen.« Grimmig lächelnd fuhr er fort: »Etwas Ähnliches dürfte ihnen wohl schon lange nicht passiert sein - wenn überhaupt. Wie die Funkimpulse allerdings den Schmiegeschirm überwinden, ist mir ein Rätsel.«

Sie befanden sich in sicherer Entfernung vom nächsten Wabenblock auf dem Weg zu einer mittelalterlichen Stadt, deren Steinmauern in zwei Kilometer Entfernung aus der Ebene ragten.

»Ich bin gespannt, welche Lösung die Beherrscher des Schwarms finden werden«, meinte Beta. »Sie können schließlich nicht drei Milliarden Eroberer, von denen bestimmt schon die Hälfte durch die Immun-Kranken infiziert wurde, im Stich lassen.«

»Vielleicht schicken sie eine zweite Abteilung von Pilzraumschiffen«, vermutete Alpha.

Beta schüttelte den Kopf. »Das glaube ich nicht. Wir wissen, daß die Infektionskrankheit bei den Gelben Eroberern durch Zellwucherungen zu einer Aufquellung ihrer Körper führt. Sie können diesen Vorgang nicht kontrollieren, sie können also auch nicht mehr die Zellteilung beeinflussen. Das bedeutet, daß sie den Geburtsvorgang nicht mehr durchführen können. Pilzraumschiffe haben hier also nichts zu bestellen. Die Beherrscher des Schwarms müssen sich schon etwas anderes einfallen lassen.«

Die infizierten Gelben Eroberer flüchteten immer noch massenweise aus den Wabenblöcken. Ihre schrillen Schreie hallten weit über die Ebene. Einige von ihnen bewegten sich in Richtung der Zwillingenbrüder, ohne sie jedoch wahrzunehmen.

Von den kleinen Purpurnen drohte keine Gefahr, denn sie waren vollauf damit beschäftigt, die Erkrankten, die vollkommen die Gewalt über sich verloren zu haben schienen, einigermaßen zusammenzuhalten.

Die Zwillingenbrüder wähten sich bereits in Sicherheit, als sie die Ansammlung von Wabenblöcken hinter sich gelassen und die Stadtmauern der mittelalterlichen Ansiedlung schon fast erreicht hatten. Da sie wußten, daß sich die Gelben Eroberer nicht schneller als mit einer Geschwindigkeit von fünf Stundenkilometern fortbewegen konnten, glaubten sie, vor einer Verfolgung durch die Immun-Kranken sicher zu sein.

Doch darin irrten sie.

Dreihundert Meter von den Stadtmauern entfernt kamen an die hundert der fünfundzwanzig Meter langen Wabenröhren lautlos herangeflogen und landeten rund um die plophosischen Zwillingenbrüder.

»Ich hätte nicht geglaubt, daß es in dieser Teilungsflotte flugfähige Wabenzyylinder gäbe«, sagte Beta verwundert. »Jetzt wird es brenzlich, Bruder«, fügte er betont hinzu.

Den Wabenröhren entstieg Immun-Kranke.

Es wäre sinnlos gewesen, mit den Immun-Kranken eine Diskussion zu beginnen. Es hatte sich schon an Gahork gezeigt, daß sie logischen Argumenten nicht zugänglich waren. Sie wollten nur eines - sich teilen. Darauf waren nun alle ihre Handlungen abgestellt.

Blazon Alpha und Beta wählten in dieser Situation den einzigen gangbaren Weg. Sie versuchten, sich mit Paralysestrahlen eine Fluchtmöglichkeit freizuschießen. Die ersten Immun-Kranken brachen gelähmt zusammen, aber es drängten immer mehr nach. Obwohl sie nicht besonders wendig waren und auch keine Waffen besaßen, stellten sie durch ihre zahlenmäßige Überlegenheit eine Bedrohung für die Zwillingenbrüder dar.

Alpha gelang es, die letzten Energiereserven aus den Schirmfeldgeneratoren seines Druckanzuges herauszuholen und durch Aktivierung der Antigravprojektoren über größere Distanzen zu springen. Aber er konnte sich auf diese Art nicht aus dem Bereich der Immun-Kranken bringen. Als dann die Schirmfeldgeneratoren endgültig zusammenbrachen, hatten ihn die Gelben Eroberer eingekreist. Es waren dreißig oder mehr, die von allen Seiten auf ihn zukamen.

Beta, dessen Staustrahltriebwerk noch intakt war, kam zu seinem Bruder geflogen, um ihm beizustehen. Rücken an Rücken standen sie da und wehrten die Angreifer mit breit gefächerten Paralysestrahlen ab. Doch ihnen beiden war klar, daß sie trotz ihrer Bewaffnung der Übermacht nicht lange standhalten konnten. Es war unmöglich, alle hundert Immun-Kranken zu paralysieren.

»Es wird langsam Zeit für uns, diesen Planeten zu verlassen und Rhodan ausführlichen Bericht zu erstatten«, sagte Alpha.

Beta stellte die Hyperfunkverbindung her.

»Ich werde Ras Tschubai zu Ihnen schicken, damit er Sie zur GOOD HOPE II holt«, antwortete Rhodan.

»Bleiben Sie mit ihm ständig in Funkkontakt, damit er Sie anpeilen und zu Ihnen teleportieren kann.«

»Jawohl, Sir.«

»Haben Sie mir sonst nichts zu melden?«

Beta zögerte. »Nein, Sir.«

»Ja, wissen Sie denn nicht, was um Sie vorgeht?« fragte Rhodan verwundert. »Haben Sie die Wabenblöcke nicht beobachtet?«

»Leider nicht, Sir«, gestand Beta. »Wir waren anderweitig zu sehr beschäftigt.«

»Dann haben Sie demnach keine Ahnung davon, daß die Wabenblöcke überall auf Trantus-Tona zu den Transportplattformen zurückfliegen und sich zu Wabenschiffen formieren.«

»Was?« rief Beta verblüfft. »Aber das würde bedeuten, daß die Teilungsflotte Trantus-Tona verläßt!«

»Das bedeutet es auch«, bestätigte Rhodan.

Zehn Minuten später, als Ras Tschubai materialisierte und mit den beiden plophosischen Sextadim-Physikern zur GOOD HOPE II teleportierte, startete das erste Wabenraumschiff in den Weltraum mit Kurs auf den Schwarm.

Y'Xanthymona, der weint.

Er teilte den Schmerz mit den Enttäuschten, »jenen, die in schmerzvoller, doch freudiger Erwartung der Teilung waren«, doch durch eine unglückliche Schicksalsfügung nicht gebären durften.

Die Katastrophe war durch eine Handvoll Kranke ausgelöst worden. »Jene, die in *krankhafter* Erwartung der Teilung waren« hatten die Gesunden angesteckt. Jetzt wohnte in jeder zweiten Brutwabe der Keim jener Krankheit, die zur Aufquellung der Körperzellen führte und den Geburtsvorgang hemmte.

Y'Xanthymona, der schwitzt, hatte daraufhin alle seine Diener, die in Erwartung der Teilung waren, zu sich gerufen - die Kranken wie die Gesunden.

Und er, der kleine Purpurne mit dem weißen Haarschweif, mußte mit den anderen die Gelben Eroberer in die Schiffe zurückbringen. Das war nicht leicht, denn »jene, die in schmerzvoller, doch freudiger Erwartung der Teilung waren« wollten so nahe ihrem Ziel nicht umkehren.

Sie wollten bei den Stätten Aclars verweilen.

Die Purpurnen mußte alle ihre Fähigkeiten einsetzen, um die erkrankten wie die gesunden Gelben Eroberer zurück in ihre Brutwaben zu treiben. Erst als der Ruf: »Zurück, zurück zu den Stätten Aclars des Jüngeren!« durch die Teilungsflotte getragen wurde, begaben sich die Gebärwilligen freiwillig in ihre nutzlos gewordenen Brutwaben zurück.

Die kleinen Purpurnen konnten aufatmen, denn ihre Tätigkeit war erleichtert worden; doch sie wußten, daß man die Gelben Eroberer hintergangen hatte. Sie würden nicht zu den Stätten Aclars des Jüngeren gebracht werden, denn sie konnten nicht gebären. Sie waren verloren. Man täuschte sie, um sie zur Rückkehr zu bewegen.

Das erste Wabenraumschiff hatte sich bereits zusammengefügt und stieg auf einer Flammensäule in die Unendlichkeit hinauf. Der kleine Purpurne mit dem weißen Haarschweif hatte jedoch noch damit zu tun, einige erkrankte Gelbe Eroberer zur Rückkehr in den Wabenblock zu bewegen.

Er besprühte sie mit dem Mittel, das ihre Widerstandskraft lahmte. Doch selbst dann noch befolgten sie die Anweisungen nur zögernd.

Plötzlich tauchten neue Schwierigkeiten auf.

Y'Xanthymona, der tötet.

Aus der Unendlichkeit senkte sich eine flache, kreisrunde Scheibe herab und landete unweit des Wabenblocks. Ihm entstiegen »jene, die das Fleisch braten«. Sie waren vermummt und bewaffnet.

Die kleinen Purpurnen hätten sich nicht um sie gekümmert. Aber es zeigte sich sogleich, daß die Fremden feindliche Absichten hatten. Sie näherten sich einem Gelben Eroberer, belegten ihn mit einem lähmenden Strahl und brachten ihn auf einer schwebenden Plattform in ihre fliegende Scheibe. Anschließend schickten sie sich an, das gleiche mit anderen Eroberern zu tun.

Dem Purpurnen mit dem weißen Haarschweif fiel auch auf, daß sie sich nicht um die Gesunden kümmerten, sondern nur an Kranken interessiert waren.

»*Y'Xanthymona!*« Mit diesem Ruf forderte der kleine Purpurne seine Artgenossen auf, sich den Fremden entgegenzuwerfen. Es mußte verhindert werden, daß sie auch nur mit einem einzigen von »jenen, die in *krankhafter* Erwartung der Teilung waren« abflogen.

Die Fremden mußten getötet werden, damit sie keinen Schaden anrichten konnten.

Die Gelben Eroberer hatten die Gefahr erkannt. Sie versuchten nun, so schnell wie möglich in den Wabenblock zu gelangen. Es kam auf den Rampen zu Stauungen - und die Lähmstrahlen der Fremden fuhren in die Menge hinein, trafen Gelbe Eroberer, deren Körper krankhaft verformt waren.

Y'Xanthymona, der nicht stirbt. Aber seine Diener waren sterblich. Vor dem kleinen Purpurnen explodierte ein Blitz, der ihn blendete - und ihn zugleich tötete...

Die Männer des kleinen Einsatzkommandos, die unter Atlans Führung mit der Space-Jet nahe dem Wabenblocks gelandet waren, gingen mit unglaublicher Schnelligkeit vor.

Sie paralyisierten die eindeutig als Erkrankte identifizierten Eroberer, verluden sie auf die Antigrav-Transportscheiben und brachten sie an Bord der Space-Jet, während sie gleichzeitig gegen die heranstürmenden Purpurnen kämpften.

»Jetzt haben wir fünfzehn Gelbe Eroberer an Bord, die von den Immun-Kranken infiziert wurden«, stellte Atlan fest. »Das müßte für unser Vorhaben reichen. Kehren wir zur GOOD HOPE II zurück, bevor die kleinen Purpurnen Verstärkung herbeirufen können.«

Die Männer zogen sich kämpfend zur Space-Jet zurück, brachten sich an Bord in Sicherheit und verschlossen die Luftschleuse. Draußen riefen die kleinen Purpurnen verzweifelt einen ihrer Götzen an.

» *Y'Xanthymona!* «

Der Schrei ging im Dröhnen der Triebwerke der Space-Jet unter. Das Diskusschiff stieg mit Höchstbeschleunigung in den Nachthimmel hinauf.

Atlan setzte sich über Hyperkom mit Perry Rhodan in Verbindung.

»Wir haben es geschafft«, meldete Atlan. »Wir haben fünfzehn erkrankte Gelbe Eroberer an Bord. Jetzt sind die Bakteriologen und Virologen an der Reihe. Bei dieser Anzahl von Forschungsobjekten müßte es ihnen gelingen, aus dem infizierten Zellgewebe den Krankheitserreger zu isolieren und anschließend zu züchten. Ich bin sehr zuversichtlich, Perry, daß wir bald eine biologische Waffe besitzen, die wir gegen die Gelben Eroberer einsetzen können.«

Perry Rhodan lächelte. »Ich muß dir nachträglich zu dieser Idee gratulieren. Sie verspricht einiges. Aber wir haben auch auf anderen Gebieten Erfolg aufzuweisen. Die Blazon-Zwillinge sind an Bord eingetroffen. Ihren Ausführungen nach haben wir mit dem Planeten Kokon einen fast uneinnehmbaren Stützpunkt innerhalb des Schwarms gewonnen. Die Blazons sind gerade dabei, einen ausführlichen Bericht zu geben.«

»Hast du noch mehr erfreuliche Nachrichten?« fragte Atlan. »Was ist mit der Teilungsflotte?«

»Rückzug auf allen Linien«, antwortete Rhodan. »Die Wabenraumschiffe starten fast fluchtartig von Trantus-Tona, kaum daß sie komplett sind. Im Augenblick schlägt sich die INTERSOLAR mit den Wachraumschiffen herum. Aber das wird nur so lange sein, bis wir deine Space-Jet eingeschleust haben.«

»Was tut sich beim Schwarm?«

»Überhaupt nichts. Obwohl wir laufend Fernortungen durchführen, haben wir keine Veränderungen festgestellt. Unsere anfängliche Befürchtung, daß eine zweite Abteilung von Pilzraumschiffen ausgeschleust werden könnte, war demnach grundlos. Dagegen scheint die Theorie zuzutreffen, daß die Beherrscher des Schwarms die gesamte Teilungsflotte zurückholen.«

»Das hat sie bestimmt einige Überwindung gekostet«, meinte Atlan.

»Zweifellos«, entgegnete Rhodan. »Der Funkverkehr zwischen der Teilungsflotte und dem Schwarm hat inzwischen nicht nachgelassen - eher ist das Gegenteil der Fall. Ich könnte mir vorstellen, daß die Schwarmbeherrscher alles versucht haben, sich die infizierten Gelben Eroberer vom Leib zu halten, daß ihnen aber schließlich keine andere Wahl geblieben ist, als sie doch wieder aufzunehmen. Ich frage mich nur, welches Schicksal die Infizierten erwartet.«

Atlan beschäftigte eine ganz andere Frage. Würde es gelingen, seine Idee zu verwirklichen und eine biologische Waffe gegen die Gelben Eroberer zu schaffen?

Er glaubte, diese Frage mit einem Ja beantworten zu können.

Damit war die Gefahr noch nicht abgewendet, das wußte Atlan, aber sie wären wieder um einen großen Schritt im Kampf gegen die Gelben Eroberer weiter. Auch sonst hatte die Menschheit einige schöne Erfolge erzielen können. Immerhin war es gelungen, die fünfhundert Millionen Einwohner von Trantus-Tona vor dem sicheren Tod zu bewahren.

Atlan blickte auf den Datumsanzeiger des Kontrollpults. 20. Mai 3442. Dieser Tag würde fraglos in die galaktische Geschichte eingehen.

Zwischenspiel

Mitte Mal 3442 faßten der solare Abwehrchef Galbraith Deighton und Elas Korom-Khan, der ehemalige Kommandant der MARCO POLO, auf Terra den Entschluß, das verwaist auf dem Raumhafen von Terrania stehende ehemalige Flaggschiff wieder In Betrieb zu nehmen. Grund dafür waren das Nachlassen der Verdummung auf Terra und die Hoffnung, daß alle achttausend Besatzungsmitglieder ihre volle Intelligenz zurückerhielten, sobald die MARCO POLO erst einmal den Bereich der Milchstraße verlassen hatte.

Also wurde die Hundertsonnenwelt als erstes Ziel ausgewählt. Es gelang Korom-Khan, gemeinsam mit Edmond Pontonac, den größten Teil der Mannschaft an Bord zu bringen. Doch bevor der Start erfolgen konnte, überbrachte Julian Tifflor Rhodans Anweisung, das Flaggschiff statt zu den Posbis zum Schwarm zu führen. Am 25. Mai startete die MARCO POLO mit zweihundert Immunen und achttausend Verdummten; vier Tage später war der Sternenschwarm erreicht. Perry Rhodan meldete sich von der GOOD HOPE II, und kurz darauf nahm der Kreuzer seinen ursprünglichen Platz in den Beiboothangars des Flaggschiffs wieder ein. Bei dem Versuch, mit dem Sextadimtriebwerk den Schmiegeschirm zu durchqueren, blieb die MARCO POLO in diesem stecken und umkreiste 36,7 Stunden lang kometengleich den Schwarm. Erst nach dem Abschalten ihrer Wandeltaster stürzte sie ins Innere der wandernden Kleingalaxis, wo alle Besatzungsmitglieder ihre normalen geistigen Fähigkeiten zurückerhielten. Damit hatte Perry Rhodan, neben dem Planeten Kokon, nunmehr eine zweite Operationsbasis im Schwarm - und zwar eine, die jederzeit an jedem Ort auftauchen und für Verwirrung und Chaos sorgen konnte.

19.

Juni 3442

»Noch drei Minuten, Sir«, sagte der Astrophysiker.

Perry Rhodan unterbrach die Verbindung. Er blickte zu den drei Emotionauten hinüber, die unter den SERT-Hauben saßen. Die MARCO POLO war startbereit.

»Ortung«, meldete einer der Offiziere. »Sir, die Ortungszentrale meldet 38 Raumschiffe, darunter mehrere Manips.«

»Entfernung?«

»7,6 Millionen Kilometer.«

Rhodan nickte. Er schien nicht beunruhigt zu sein.

Die MARCO POLO bewegte sich mit halber Lichtgeschwindigkeit durch den Raum. Das bedeutete relativen Stillstand.

Die Astronomen, Astrophysiker und Kosmonauten des Schiffes arbeiteten fieberhaft daran, die Sterne und Sonnensysteme des Schwarms kartographisch zu erfassen. Sie bemühten sich, mit Hilfe lichtschneller Ortung sowie der überlichtschnellen Massen- und Energietaster ein möglichst genaues Bild des Schwarminnern zu bekommen. Pausenlos liefen die Daten ein. Sie wurden in astronomischen Spezialpositroniken umgesetzt. Ein Heer von Mathematikern hätte Jahrhunderte benötigt, um eine Aufgabe wie diese ähnlich exakt und umfassend zu bewältigen.

Um die Wahrscheinlichkeit einer Ortung zu verringern, hatte Rhodan darauf verzichtet, die Schutzschirme einzuschalten. So wurde die energetische Eigenstrahlung sehr weit herabgesetzt. Dennoch waren sie seit ihrem Eindringen schon zum zweitenmal entdeckt worden. Der Gegner griff bereits an.

Deutlich waren die Manips auf den Ortungs- und Beobachtungsschirmen zu erkennen. Diese rochenähnlichen Raumschiffe flogen dem angreifenden Verband voraus.

Rhodan wartete. Er schien die Unruhe nicht zu bemerken, die in seiner Umgebung entstand. Er blickte auf einen Monitor, auf dem er Toronar Kasom sehen konnte. Der Ertruser saß in gespannter Haltung in der Feuerleitzentrale. Ein Lichtzeichen machte deutlich, daß der Offizier die gesamte Abwehrkraft der MARCO POLO mit einem Schlag entfalten konnte.

Dann endlich kam der Befehl des Großadministrators an die Emotionauten. Das Raumschiff setzte seine Fahrt fort. Es beschleunigte mit Höchstwerten und entzog sich den Manips, bevor diese ihre gefürchtete Waffe, die Verdummungsstrahlung, einsetzen konnten.

»Danke, Sir«, sagte der Astrophysiker. »Wir haben alle Daten, die wir benötigen.«

Toronar Kasom kam aus der Feuerleitzentrale herüber. Er lächelte unmerklich.

»Das war wieder einmal knapp«, sagte er zu Rhodan. »Die Astronomen sollten doch etwas schneller arbeiten.«

»Sie benötigen mindestens fünfzehn Minuten«, entgegnete Rhodan. »Unter dieser Zeit ist nichts zu machen.«

»Hoffentlich brauchen die Manips immer sechzehn oder siebzehn Minuten.«

»Als kleine Sicherheitsreserve haben wir dann noch immer einen Toronar Kasom«, erinnerte Rhodan lächelnd.

»Das sollte doch eigentlich genügen.«

»Die Sicherheitsreserve hat eine kurze Freiwache, Sir.«

Kasom lächelte ebenfalls, als er die Hauptkommandozentrale der MARCO POLO verließ.

Zehn Minuten später betrat der Ertruser einen Hangar im Triebwerkringwulst des Ultraschlachtschiffes. Er prallte mit einem Japaner zusammen, der sich ihm mit einem Satz entgegenwarf und dabei einen gellenden Schrei ausstieß.

Toronar Kasom schloß seine Arme um den Major und hielt ihn fest.

»Die Schotte dicht«, schrie Kainoro Matatsi, »machen Sie die Schotte zu! Sie dürfen den Hangar nicht verlassen.«

Der Ertruser schob den Terraner mit ausgestreckten Armen von sich weg und ließ ihn in der Luft zappeln. Mit besorgtem Gesicht musterte er den Kommandanten der CMP-18.

»Ist Ihnen nicht gut?« fragte er.

»Mir geht es ausgezeichnet«, entgegnete Matatsi und versuchte, sich aus dem eisernen Griff zu befreien. »Aber Ihnen wird es bald schlecht ergehen, wenn Sie die Schleuse nicht sofort schließen.«

»Nur keine Drohungen«, sagte Toronar Kasom grinsend.

Der Japaner stöhnte. »Begreifen Sie denn nicht?« fragte er. »Wenn wir jetzt nicht aufpassen, bricht eine Katastrophe über die MARCO POLO herein.«

Der Ertruser schüttelte den Kopf.

»Bisher sind Sie mir immer als recht vernünftiger Mensch erschienen«, sagte er und setzte den Major ab, »jetzt aber scheint mir doch etwas bei Ihnen durcheinandergeraten zu sein.«

Kainoro Matatsi schnellte sich mit einem Satz zur Seite. Er landete auf dem Boden und griff mit ausgestreckten Armen zwischen zwei abgestellte Kisten. Dann erinnerte er sich daran, daß die Schleuse noch immer offenstand. Er sprang hoch und drückte den Knopf in der Wand. Die Schotte schoben sich langsam zusammen.

In diesem Augenblick hoppelte ein weißes Kaninchen von den Kisten zur Schleuse hin. Matatsi stieß einen Schrei aus. Er versuchte, das Tier zu fangen, aber es entschlüpfte ihm durch den sich schließenden Spalt. Er fluchte und drückte den Knopf erneut. Ungeduldig wartete er, bis die Schotte so weit auseinandergefahren waren, daß er den Hangar verlassen konnte.

Toronar Kasom beobachtete ihn verwundert.

Der Major stand auf dem Gang vor der Schleuse und blickte sich ratlos nach allen Seiten um.

»Es ist verschwunden«, sagte er. »Jetzt ist es passiert.« Er kam zu dem Ertruser zurück. »Begreifen Sie denn nicht? Das war zudem ein tragendes Tier.«

»Bin ich in ein Tollhaus geraten?« fragte Toronar Kasom. »Oder sollte ich mich tatsächlich noch an Bord des Ultraschlachtschiffes MARCO POLO befinden?«

Kainoro Matatsi blickte ihn verständnislos an. Kasom zeigte auf den Gang hinaus. »Da ist es«, sagte er.

Der Major raste auf den Gang hinaus. Er sah das Kaninchen, das aus einem Schaltkasten herauskam. Sofort stürzte er sich auf das Tier, das ihm jedoch abermals entwich. Er sprang wieder hoch und rannte hinter dem Kaninchen her. Immer wieder versuchte er, es im Sprung zu erwischen, doch er landete immer nur kläglich auf dem Bauch.

Das Kaninchen hoppelte einen oder zwei Meter weiter, blickte sich dann nach ihm um und blieb ruhig sitzen, als sei nichts geschehen.

Toronar Kasom begann zu lachen.

Kainoro Matatsi wurde wütend. Er beschimpfte das Tier. Der Schweiß rann ihm über das Gesicht. Das Gelächter des Ertrusers steigerte seinen Eifer. Wieder und wieder sprang er nach dem kleinen Flüchtling, aber er fing ihn nicht.

Schließlich rannte das Kaninchen hakenschlagend an Toronar Kasom vorbei. Der Ertruser bückte sich mit einer gedankenschnellen Bewegung. Als er sich wieder aufrichtete, hielt er das Tier hoch.

»Können wir jetzt wieder vernünftig miteinander reden?« fragte er.

Major Kainoro Matatsi trocknete sich das schweißnasse Gesicht ab. Er versuchte, etwas zu sagen, war jedoch so ausgepumpt, daß er kein Wort über die Lippen brachte.

Kasom führte ihn in den Hangar und schloß die Schleusenschotte. Er sah, daß einige Mannschaftsmitglieder in der Schleuse der CMP-18 standen. Feixend zogen sie sich in das Innere des Raumschiffes zurück. Major Kainoro Matatsi griff nach dem Kaninchen. Der Umweltangepaßte gab es ihm.

»Nun?«

Der Japaner schüttelte den Kopf.

»Ich weiß auch nicht, wie das passieren konnte«, sagte er. »Irgend jemand hat ein trächtiges Kaninchen mit auf die MARCO POLO gebracht. Nur einer von den teilweise Verdurmmten kann es gewesen sein, als er auf der Erde zum Schiff zurückkehrte. Die äußerst scharfen Kontrollen waren offenbar doch nicht ausreichend.«

»Soll das heißen, daß sich noch mehr Kaninchen an Bord der CMP-18 befinden?« fragte Kasom.

»Leider ja«, antwortete der Major. »Wie ich schon erwähnte, handelte es sich um ein trächtiges Tier. Es warf acht Junge. Bevor wir das merkten, war schon zuviel Zeit verstrichen. Unter den acht Jungen waren sieben weibliche Tiere, die...«

»... inzwischen ebenfalls Mutterfreuden entgegensehen«, fuhr Kasom mit sarkastischer Betonung fort. »Das wollten Sie doch sagen.«

Matatsi nickte. Er machte einen völlig verzweiferten Eindruck.

»Das war Mitte März«, entgegnete er. »Jetzt haben wir den 4. Juni 3442 Erdzeit.«

Er stöhnte und hob das Kaninchen hoch, um es Kasom zu zeigen.

»Wissen Sie eigentlich, wie schnell sich diese Biester vermehren?«

»Ich habe keine Ahnung«, gab Kasom zu.

»Das geht so schnell, daß vermutlich sogar die Gelben Eroberer vor Neid erblassen würden«, behauptete der Major. Er deutete auf den Kreuzer CMP-18. »Das Schiff hat nur einen Durchmesser von 100 Metern, aber das ist

schon sehr, sehr viel. Sie glauben gar nicht, wie leicht sich darin eine Unmenge von Kaninchen verstecken kann. Wir haben jeden Winkel durchsucht und finden immer noch welche.«

»Sie hätten früher Meldung machen müssen«, stellte Toronar Kasom fest.

Kainoro Matatsi wehrte sich.

»Ich habe den Vorfall erst vor einer Stunde entdeckt. Mir ist es ein Rätsel, daß die Tierchen sich so lange versteckt halten konnten. Sie haben sich von Küchenvorräten ernährt und sind erst herausgekommen, als sie nichts Freßbares mehr fanden.«

»Na, das ist Ihre Sache«, sagte Kasom. »Der Küchenchef wird sich freuen.«

Matatsi weitete erschrocken die Augen.

»Ich werde nicht zulassen, daß auch nur ein einziges Tier in den Kochtopf kommt. Könnten Sie ein Kaninchen schlachten?«

»Das habe ich nicht vor«, entgegnete der Ertruser. »Sentimentalitäten können wir uns jedoch kaum erlauben. Sie haben recht. Für den Kochtopf sind die Tiere vermutlich auch zu schade. Sie sollten sich mit Dr. Serenti in Verbindung setzen. Er nimmt Ihnen die Kaninchen wahrscheinlich sofort ab.«

»Was könnte ein Arzt mit den Tieren anfangen?«

»Er experimentiert mit den sogenannten Regulationsviren, den Erregern der Zellexplosionsseuche bei den Gelben Eroberern«, erklärte Kasom. »Dabei könnten ihm diese ungebeten Gäste natürlich eine große Hilfe sein.«

»Ich dachte, wir könnten sie auf irgendeinem Planeten aussetzen und sich dann selbst überlassen«, sagte Matatsi nachdenklich. Er kratzte sich hinter dem Ohr. »Aber das scheint auch keine besonders gute Lösung zu sein.«

»Das wäre sogar eine ziemlich schlechte. Die Kaninchen würden sich entweder rasend schnell vermehren und den ganzen Planeten überfluten, oder sie würden sehr schnell eingehen. Das kommt ganz darauf an, welche Lebensbedingungen sie vorfinden. Auf jeden Fall sollten Sie Meldung machen und sich mit Dr. Serenti in Verbindung setzen.«

Der Chefarzt der Inneren Medizin der MARCO POLO, Professor Dr. Khomo Serenti, war ein schmaler und sehr ruhiger Mann. Erstaunt schaute er auf, als Toronar Kasom und Major Kainoro Matatsi sein großes Arbeitszimmer betraten. Verblüfft blickte er auf das Kaninchen im Arm des CMP-Kommandanten.

»Wir dachten, es wäre vielleicht ganz nützlich für Sie, wenn ...«, begann Major Kainoro Matatsi, unterbrach seinen Redefluß dann jedoch unsicher und blickte Toronar Kasom an. Der Umweltangepaßte lächelte.

»Sie dachten«, sagte er mit einem boshaften Unterton, »das gemeinsame Denken erschiene mir als doch noch etwas zu unvollkommen, so daß man nicht davon sprechen kann, wir hätten ...«

»Zur Sache, bitte«, sagte Dr. Serenti energisch. »Was kann ich für Sie tun, meine Herren?«

»Wir wissen, daß Sie Untersuchungen an den Regulationsviren durchführen«, antwortete der Ertruser. »Nun setzt sich die Mannschaft der CMP-18 aus 54 Männern, sechs Frauen und einer unbekannten Zahl von Kaninchen zusammen. Wir können uns vorstellen, daß Sie für Ihre Experimente den tierischen Teil der Besatzung besser verwenden können, als Major Matatsi es bei einem möglichen Einsatz kann.«

Khomo Serenti stellte keine weiteren Fragen. Er hatte schon begriffen.

»Dr. Jacobi wird sich über die Tiere freuen. Sie finden ihn in der virologischen Abteilung.«

»Danke«, sagte Matatsi und eilte davon. Er war froh, sich zurückziehen zu können, weil er das Gefühl hatte, mit seinem Kaninchen fehl am Platz zu sein.

»Kasom?« fragte er. »Meinen Sie nicht auch, daß die Mediziner schon längst andere Möglichkeiten gefunden haben, ihre Viren zu testen, als ausgerechnet an Kaninchen?«

Sie gingen über einen schmalen Gang bis zu einer Panzertür, auf der ein stilisierter Totenschädel über zwei flach gekreuzten Knochen Lebensgefahr anzeigte. Kasom drückte einen Knopf. Ein Monitor erhellte sich neben der Tür. Das Gesicht von Dr. Jacobi erschien im Bild. Ungehalten über die Störung, fragte er: »Sie wissen hoffentlich, was Sie tun?«

Kainoro Matatsi hob das Kaninchen hoch, so daß der Arzt es sehen konnte. Toronar Kasom lachte dröhnend, als er das verdutzte Gesicht Jacobis sah. Die Panzertür öffnete sich.

Die beiden Männer betraten einen Vorraum. Der Virologe kam ihnen durch eine Glastür entgegen. Er öffnete sie so hastig, daß sie gegen die Schulter des Ertrusers prallte und beängstigend klirrte.

»Reden Sie nicht«, sagte Dr. Jacobi, bevor die beiden Offiziere noch etwas sagen konnten. »Ich habe schon begriffen. Glauben Sie denn wirklich, die Medizin sei im 20. Jahrhundert stehengeblieben? Wir haben schon längst synthetische Biomasse, die für virologische Tests und Untersuchungen zwölfmal besser geeignet ist als jedes Kaninchen.«

Er winkte ihnen auffordernd zu und ging ihnen voran ins Labor. Er führte sie zu einem meterhohen Bildschirm, auf dem sie ein Lebewesen erblickten, wie sie es noch niemals zuvor gesehen hatten.

»Das ist das Regulationsvirus«, erklärte Dr. Jacobi. »Wir haben es isoliert und unter dem Elektronenmikroskop fotografiert.«

Das Gesicht des Wissenschaftlers spiegelte äußerste Gelassenheit wider. Nur in seinen Augen funkelte ein Licht, das verriet, wie stolz er auf seine Arbeit war. Dr. Jacobi war wesentlich kleiner als Toronar Kasom. Sogar Kainoro Matatsi überragte ihn noch um einige Zentimeter. Dr. Jacobi hatte ein auffallend schmales Gesicht mit tiefliegenden Augen, einer rundlichen Nase und einem von Narben entstellten Mund. Die sichelförmigen Ein-

schnitt hatte er bei einem Unfall davongetragen. Sein Bartwuchs war selbst mit modernsten Salben nicht ganz zu beherrschen. Die Wangen des Virologen schimmerten blauschwarz, weil der Bart stets zu schnell nachwuchs. Von der inneren Lidfalte beider Augen bis zu den Schläfen hin lief ein dünner, grüner Strich. Auch er stammte von dem Unfall her, bei dem sich ihm die Unterkante einer Schutzbrille tief in die Haut eingeschnitten und sie für alle Zeiten eingefärbt hatte.

Toronar Kasoms Blick richtete sich auf den Bildschirm.

Das Regulationsvirus verhinderte bei den Gelben Eroberern die Geburtenteilung und verursachte eine unkontrollierte Zell Wucherung. Es sah aus wie eine von Brandblasen überzogene Kugel, die in einem Schleimschwamm. Zwischen den Blasen schienen unzählige Augen zu sitzen, die die zwei Männer drohend fixierten.

»Das ist kein besonders schöner Anblick«, sagte Matatsi erschauernd.

»Sie brauchen keine Angst vor dem Virus zu haben«, entgegnete der Wissenschaftler lächelnd. »Es ist für uns Menschen völlig harmlos.«

»Wissen Sie das ganz genau?«

»Darüber gibt es nicht den geringsten Zweifel. Bereits die Mitglieder der Fünften Kolonne sind mit dem infizierten Plasma auf Kokon in Berührung gekommen.« Er schüttelte den Kopf, um seine Feststellung noch zu unterstreichen. »Theoretisch könnten die isolierten Viren eine humanpathogene Wirkung haben, aber daran glaube ich in diesem Fall überhaupt nicht.«

Einer der Assistenten kam zu Dr. Jacobi. Er war sichtlich aufgeregt. »Würden Sie bitte einmal kommen, um sich die Züchtungen anzusehen?«

Der Virologe blickte ihn überrascht an und ging dann mit ihm. Toronar Kasom und Kainoro Matatsi sahen sich ebenfalls an und folgten den Ärzten.

Dr. Jacobi blieb vor einer Reihe von Reagenzgläsern stehen. In den Röhren war auf lebender Biomasse, die mit menschlichem Zellgewebe vergleichbar war, eine Viruskultur angesetzt worden.

»Das verstehe ich nicht«, sagte Dr. Jacobi beunruhigt.

Toronar Kasom sah, daß die Biomasse schwarz geworden war. Gelbliche Blasen stiegen in ihr auf. Der Assistent nahm ein anderes Röhrchen aus einem Regal und reichte es dem Virologen.

»Das ist einwandfrei«, sagte er. »Es ist mit ungereinigter Plasmamasse infiziert worden.«

»Nun, Doktor?« fragte Matatsi. »Brauchen Sie meine Kaninchen jetzt etwa doch?«

»Sie haben keinen Grund, sich zu freuen«, entgegnete der Arzt mit unüberhörbarer Schärfe in der Stimme.

»Wenn das hier kein Einzelfall ist, sondern sich als typisch erweisen sollte, dann stehen wir vor einer äußerst gefährlichen Situation. Geben Sie mir das Tier, und schaffen Sie auch die anderen heran.«

»Darf ich Sie zur Jagd einladen?« fragte Matatsi den Ertruser höflich. »Leider habe ich Ihnen nur Niederwild anzubieten.«

Dr. Jacobi blickte ihn verweisend an. Dem Virologen war ganz und gar nicht zum Scherzen zumute.

Die Alarmsirenen der MARCO POLO heulten auf.

Toronar Kasom, der sich auf dem Weg zur Feuerleitstation befand, begann zu rennen. Innerhalb weniger Sekunden erreichte er die Kommandozentrale. Perry Rhodan und Atlan standen vor den großen Bildschirmen, die ihnen eine schnelle Orientierung im Raum ermöglichten. Von allen Seiten liefen Ortungsmeldungen ein. Die MARCO POLO hatte eine Linearetappe auf ihrem Flug zur Sonne Praspa beendet und war sofort geortet worden, nachdem sie die Librationszone verlassen hatte. Auch jetzt würden die Wissenschaftler wieder fünfzehn Minuten benötigen, um alle wichtigen Orientierungsdaten zu erhalten.

Kasom sah, daß die energetischen Eigenschwingungsimpulse von zahlreichen fremden Raumschiffen aufgefangen und registriert wurden. Wiederum griffen Raumschiffe der verschiedenartigsten Größenordnungen und Bauweisen an.

Blinkleuchten an den Kontrolltafeln zeigten an, daß alle Beiboote kampfklares waren. Dazu zählten nicht nur die fünfzig Kreuzer der Planetenklasse und die fünfzig Korvetten, sondern auch die fünfhundert zweiseitigen Lightning-Jäger. Unmittelbar darauf erlosch ein Licht. Major Kainoro Matatsi meldete den Ausfall wichtiger Antriebsaggregate. Damit schied sein Kreuzer aus. Doch das änderte nichts daran, daß sich das modernste Ultraträgerschlachtschiff der Menschheit unmittelbar nach dem Ortungsalarm in Kampfbereitschaft befand. Atlan, gegenwärtig Chef der Beiboote, gab den Befehl zum Ausschleusen sämtlicher einsatzfähigen Raumschiffe. Unmittelbar darauf begann die von den Positroniken unterstützte Aktion. Die Schleusenschotte öffneten sich. Nach allen Seiten hin entfernten sich die Raumer vom Trägerschiff. Sekunden später blitzte es schon in den Reihen der Gegner auf.

Kasom sah, daß die Feuerleitstation voll besetzt war. Seine Freiwache dauerte noch an, aber er mußte sich dennoch bereit halten, um notfalls einspringen zu können. Diese Regelung ermöglichte es ihm, den beginnenden Kampf von der Hauptleitzentrale aus zu verfolgen.

Rhodan bemerkte den Ertruser. Er kam zu ihm. Sein Gesicht war ernst, aber entspannt.

»Sie waren bei Dr. Jacobi?«

»Das ist richtig«, entgegnete Kasom.

»Er teilte mir mit, daß er sich offenbar geirrt hat. Wir wurden unterbrochen, als der Ortungsalarm kam.«

»Der Virologe scheint sehr besorgt zu sein«, sagte Kasom. »Er befürchtet, daß das Regulationsvirus in seiner isolierten Form doch hochgradig ansteckend für Menschen sein könnte und dann eine tödliche Krankheit hervorruft.«

Rhodan schien zu erschrecken. Atlan drehte sich nach ihm und dem Ertruser um. Rhodan ging sofort zu ihm. Bis jetzt hatte die MARCO POLO noch keinen einzigen Schuß abgefeuert. Der eigentliche Kampf fand weit von ihr entfernt statt.

»Die Beiboote wehren den Angriff mühelos ab«, stellte Atlan fest. »Sie werden mit den etwa eintausend Angreifern leicht fertig. Man scheint den Transformgeschützen auch hier keinen ernsthaften Widerstand entgegensetzen zu können.«

Perry Rhodan beobachtete das Schlachtgetümmel. Die großen Bildschirme vermittelten einen guten Eindruck vom Kampf. Einige Raumschiffe des Schwarms hatten den Abwehrgürtel der MARCO POLO durchbrochen. Sie flogen das Ultraschlachtschiff mit rasender Geschwindigkeit an. Blitzartig umgab sich das terranische Schiff mit seinen diversen Schutzschirmen.

»Wie lange noch?« fragte Rhodan.

Kasom las die Minuten von einem Bildschirm ab, auf dem die Zahlen eingeblendet wurden, die anzeigten, wieviel Zeit die Wissenschaftler noch benötigten.

»Sieben Minuten«, sagte er.

Atlan ging zur Steuerschaltung der Positronik, als ein Kontrolllicht aufleuchtete. Er kehrte mit einem beschriebenen Blatt zurück. Flüchtig las er sich die Auswertung durch.

»Nach der Ansicht unserer Psychologen hat es einen Kampf dieser Art im Schwarm nie zuvor gegeben«, berichtete er. »Wir haben bis jetzt noch keinen Verlust zu beklagen. Einige Beiboote meldeten lediglich leichte Beschädigungen. Der Gegner scheint völlig überrascht und verwirrt zu sein.«

Jetzt blitzten die Energiegeschütze der MARCO POLO auf. Die Feuerleitzentrale schlug mit konzentrierter Kraft zu, als sich die fremden Raumschiffe bis auf 200.000 Kilometer genähert hatten. Mehrere grell aufleuchtende Gaswolken entstanden, als die Angreifer getroffen wurden. Danach gab es keinen Feind mehr in unmittelbarer Nähe des Ultraschlachtschiffes.

»Der Gegner zieht sich zurück«, meldete einer der Offiziere.

Auf den Bild- und Ortungsschirmen war deutlich zu erkennen, daß die Beiboote sich immer weiter von der MARCO POLO entfernten.

Dann aber begann eine zweite Angriffsaktion. Der Gegner versuchte noch einmal, den Verteidigungsgürtel der MARCO POLO mit aller Macht zu durchbrechen. Die Beiboote setzten alle verfügbaren Waffen ein, um den Durchbruch zu verhindern. Die positronische Auswertung zeigte an, daß sie sehr erfolgreich waren.

»Noch zwei Minuten«, sagte Toronar Kasom.

Endlos langsam verstrichen die Sekunden. Immer wieder versuchten einige Angreifer die sich unglaublich schnell bewegenden »Linien« zu durchbrechen, doch alle Bemühungen scheiterten.

»Noch dreißig Sekunden.«

Rhodan deutete auf einen Bildschirm. Ein riesiges, walzenförmiges Raumschiff raste direkt auf sie zu. Einige Lightning-Jäger verfolgten es und griffen es mit Energiegeschützen an, doch es verfolgte unbeirrt seinen Kurs.

»Zehn Sekunden«, sagte Kasom.

Rhodan beugte sich über ein Mikrophon. »Aktion beendet«, erklärte er. »Wir ziehen uns zurück.«

Die MARCO POLO verließ ihre Warteposition. Sie begann sich zu bewegen und wurde von Sekunde zu Sekunde schneller. Die Emotionauten nutzten die volle Beschleunigungskraft von 720 Kilometern im Sekundenquadrat.

Das walzenförmige Raumschiff blieb schnell zurück. Es begann, mit seinen Energiestrahlern zu feuern, aber es erzielte keine Wirkung. Die Energieblitze konnten weder den grünen Hochenergie-Überladungsschirm noch den Paratronschild durchschlagen.

Toronar Kasom beobachtete mit Hilfe der Ortungsschirme, daß auch die Beiboote der MARCO POLO sich aus diesem Raumsektor zurückzogen. Wenig später ging das riesige Raumschiff zum Linearflug über. Es glitt in die Librationszone und entzog sich damit seinen Gegnern.

»Jetzt wird sich zeigen, ob die anderen auch so etwas wie einen Halbraumspürer haben«, sagte Toronar Kasom.

»Wir werden bald wissen, ob wir uns länger im Schwarm halten können.«

20.

Dr. Jacobi verließ die Messe, bevor er seine Mahlzeit beendet hatte. Seit einigen Stunden hatte ihn eine Unruhe überfallen, die ihn zu rastloser Arbeit antrieb.

Professor Serenti blickte überrascht auf, als der Virologe schon so früh wieder in den Labortrakt zurückkehrte.

»Sie sind erst vor einer Viertelstunde gegangen«, sagte er. »Sie haben seit acht Stunden ununterbrochen gearbeitet. Glauben Sie nicht auch, daß jetzt einmal eine Pause fällig wäre?«

Dr. Jacobi nickte. »Ich stimme Ihnen völlig zu«, entgegnete er und lächelte. »Jetzt läuft jedoch gerade ein Experiment, das ich nicht vorzeitig abbrechen kann.«

Er ging an dem Chefarzt vorbei in die Schleusenkammer, die vor der hermetisch abgeriegelten virologischen Abteilung errichtet worden war. Hier legte er die Sicherheitskleidung an, stülpte sich einen Helm über den Kopf und zog lange Handschuhe an, bevor er sein Labor aufsuchte. Eilig ging er zu den Glaskästen, in denen sieben Kaninchen in ebenfalls hermetisch abgeriegelten Klimakammern untergebracht worden waren. Jedes Fach hatte eine eigene Sauerstoffversorgung und war von der Außenwelt unabhängig.

Betroffen blieb der Arzt vor den Prüfeinrichtungen stehen.

Fünf von den sieben Kaninchen, die mit verschiedenen Auszügen aus der Plasmamasse geimpft worden waren, lagen reglos auf dem Boden. Die anderen beiden Tiere lebten noch. Sie zeigten keinerlei Veränderungen.

Die verendeten Kaninchen aber hatten sich äußerlich so stark verformt, daß nur noch wenig an ihr früheres Aussehen erinnerte.

Der Virologe vergaß seine ursprüngliche Absicht, eine Ruhepause einzulegen. Er löste eine der Isolierkammern aus ihrer Verankerung und brachte sie zum Untersuchungstisch. Hier konnte er die Seitenwände des Kastens entfernen, als er ihn in einen größeren Behälter gesetzt hatte. Mit Hilfe von absolut reiß- und säurefesten Handschuhen, die in die Seitenwände eingelassen worden waren, konnte er seine Untersuchungen fortführen. Er trennte einige verformte Stückchen aus dem Körper des Tieres heraus und zerlegte sie in hauchdünne Scheiben, die er dann in verschiedene Schälchen und Gläschen verteilte. Diese setzte er in angeschlossene, vollautomatische und ebenfalls isolierte Untersuchungsgeräte. Dann zog er sich zurück und drückte einige Knöpfe. Gespannt blickte er auf die Kontrolltafel neben dem Untersuchungstisch. Auf verschiedenen Bildschirmen und Oszillographen erschienen schon Sekunden später die ersten Ergebnisse.

Dr. Jacobi setzte sich auf einen Hocker. Er fühlte, daß ihm übel wurde. Auf den verschiedenen Bildschirmen erschienen die Aufnahmen, die das Elektronenmikroskop in einer Vergrößerung von 1 zu 450.000 hergestellt hatte. Auf allen war die typische Form des Regulationsvirus zu erkennen, zugleich aber waren eindeutige Veränderungen auszumachen. Die kugelförmigen, blasenbesetzten Gebilde hatten teilweise eine eiförmige Gestalt angenommen, hatten spitzkegelförmige Ansätze gebildet oder glichen auf verblüffende Weise einem menschlichen Auge mit einer übergroßen Pupille.

Dr. Jacobi zuckte zusammen, als Dr. Serenti plötzlich aus der Schleusenkammer kam. Auch er trug einen transparenten Helm, der ihn vor einer Infektion schützen sollte.

»Ich verstehe das nicht«, sagte Dr. Jacobi, als der Chefarzt sich neben ihn gesetzt hatte und die Bildschirme ansah. »Wir haben das Virus erkannt und eindeutig identifiziert. Wir können es isolieren, ohne daß es sich verändert. Wenn es aber in einer nur geringförmig gereinigten Form mit Eiweiß unseres Biokreises in Verbindung kommt, mutiert es.«

Dr. Khomo Serenti erhob sich und sah sich die toten Kaninchen an. Seine Stimme wurde durch den Schutzhelm stark gedämpft und klang sehr dunkel.

»Die beiden Tiere sind ebenfalls mit dem Virus in Berührung gekommen?« fragte er.

Dr. Jacobi nickte. »Ja, aber nur mit der Plasmamasse.«

»Wir mußten damit rechnen, daß es Überraschungen geben würde«, sagte Dr. Serenti. Der Afroterraner blickte den Virologen ernst an. »Ein Virus, das mit großer Wahrscheinlichkeit nicht aus unserer Galaxis stammt, kann ganz andere Eigenschaften haben als alle Mikroben, die wir bisher entdeckt haben.«

Die beiden Männer verließen die Isolierkammer und ließen sich in der Schleuse desinfizieren. Erst als ihnen ein grünes Licht anzeigte, daß keine Gefahr bestand, betraten sie das größere Labor, wo sie sich ohne die hinderlichen Schutzhelme unterhalten konnten.

Dr. Serenti zapfte sich etwas Kaffee aus einem Automaten und setzte sich dann auf einen Labortisch, nachdem er einige Gläser zur Seite geschoben hatte.

»Haben Sie Rhodan schon benachrichtigt?« fragte er.

»Ich wollte damit noch warten, bis ich ein klareres Bild habe.«

»Noch klarer geht es nicht«, entgegnete der Chefarzt. »Bisher haben wir angenommen, daß nur die Gelben Eroberer das Virus zu fürchten haben. Jetzt wissen wir mehr. Damit wird Rhodan seine gesamten Pläne ändern müssen.«

»Ich weiß nicht genau, was er plant«, sagte Jacobi.

Der Afroterraner schaute ihn nachdenklich an.

»Im Schwarm hat man offensichtlich eine panikartige Furcht vor dieser hochinfektiösen Verformungskrankheit«, stellte der Arzt fest. »Die Regulationsstörung im Wachstum der Gelben Eroberer bewirkt nicht nur ihre totale Unfruchtbarkeit, sondern auch eine entartete Zellwucherung, wie Sie wissen, führt aber nicht zum Tode.«

»Das alles ist mir bekannt.«

»Rhodan will sich die Angst der Gelben Eroberer vor dieser Krankheit zunutze machen. Er will den Gegner nervös machen. Er will ihn ständig provozieren, überraschen und ihn an seiner empfindlichsten Stelle treffen.«

»Das ist vermutlich die einzige Möglichkeit, die wir haben, wenn wir uns nicht auf endlose Raumschlachten einlassen wollen, solange wir im Schwarm sind. Dabei würden wir wahrscheinlich irgendwann doch einmal den kürzeren ziehen.«

Khomo Serenti nickte zustimmend. »Rhodan will möglichst viele Planeten der Gelben Eroberer infizieren«, fuhr er fort.

»Glauben Sie wirklich, daß er damit viel erreichen kann? Was bedeutet es schon, wenn einige Planeten mit dem Virus verseucht werden? Das ist doch nicht mehr als ein Tropfen auf den heißen Stein«, entgegnete der Virologe.

Auch er nahm sich jetzt einen Becher Kaffee. Er trank in kleinen Schlucken.

Khomo Serenti sah ihm an, daß er sich plötzlich müde fühlte. Die Schultern des jungen Mannes hatten sich gesenkt. Der Chefarzt dachte an die Last, die auf dem Virologen ruhte. Seltsamerweise schien Dr. Jacobi unendlich weit von ihm entfernt zu sein, getrennt durch eine Wand aus einem unsichtbaren Material. Nicht mehr als eine dreidimensionale Projektion von dem Virologen schien bei ihm zu sein. Dr. Serenti wunderte sich über diesen Eindruck, den er sich kaum erklären konnte, bis Dr. Jacobi ihn ansah.

Die Augen des Spezialisten lagen tief in den Höhlen. Sie waren voller Unruhe und Unsicherheit. Die geniale Virologe schien an seinem Wissen zu zweifeln. Es war, als habe er den Boden unter den Füßen verloren und schwebte jetzt im Nichts. Das Unerklärliche machte ihn hilflos. Es schien keine Brücke zwischen den bisherigen Erfahrungen und den neuen Erkenntnissen zu geben.

Khomo Serenti wußte, daß er dem jungen Arzt nicht helfen konnte. Niemand an Bord der MARCO POLO wußte mehr über Viren als er. Wenn überhaupt jemand das Problem lösen konnte, dann allein Dr. Jacobi.

»Vielleicht haben Sie recht«, sagte Dr. Serenti nachdenklich. »Vielleicht wäre die Infektion einiger Welten der Gelben Eroberer wirklich nicht mehr als ein Nadelstich. Rhodan hat das Problem jedoch mit den Psychologen diskutiert und von der Bordpositronik untersuchen lassen. Die Psychoauswertung besagt - auf einen einfachen Nenner gebracht -, daß die Infektion einiger Planeten die Gelben Eroberer schon bis an den Rand einer Panik bringen kann.«

»Was wäre damit erreicht?«

»Sehr viel.« Dr. Serenti lächelte beruhigend. »Rhodan muß es im Interesse aller galaktischer Völker darauf ankommen lassen, die bereits eingeleiteten Teilungsgeburten der Gelben Eroberer in irgendeiner Form aufzuhalten«, erklärte er. Seine Stimme war etwas lauter geworden. Dr. Serenti sprach akzentuierter als vorher.

»Rhodan hatte bisher noch keine Zeit, eine wirklich schlagkräftige Waffe zu entwickeln, mit der die Flut der Gelben Eroberer aufgehalten werden kann. Vergessen Sie nicht, daß nur ein verschwindend geringer Teil der Menschheit seine volle Intelligenz wiedergewonnen oder behalten hat. Uns fehlt das wissenschaftliche Material.«

Dr. Jacobi trank einen weiteren Becher Kaffee. Seine Augen belebten sich. Er preßte die Lippen zusammen und nickte mehrmals.

»Ich stimme völlig mit Ihnen überein«, sagte er. »Der Plan der Schiffsführung ist vermutlich der beste, der unter den gegebenen Umständen überhaupt möglich und realisierbar ist. Er hat nur einen entscheidenden Mangel.«

»Sie meinen das Verhalten des Virus?«

»Genau das. Es wäre sinnlos, die Plasmamasse von Kokon auf andere Planeten zu verstreuen. Der Effekt wäre zu gering. Wenn der Plan Rhodans überhaupt Erfolg haben will, dann muß sich die Infektionskrankheit mit rasender Geschwindigkeit auf dem angegriffenen Planeten verbreiten. Das aber können wir nur mit dem isolierten und in großen Mengen produzierten Virus erreichen.« Er schüttelte enttäuscht den Kopf. »Wir können das Virus jedoch nicht in der vorliegenden Form einsetzen, weil das für uns selbst viel zu gefährlich wäre. Sie haben die Kaninchen und die Biomasse gesehen. Die Ergebnisse sind ebenso für die Humanmedizin anwendbar. Wir würden uns selbst ausrotten.«

»Nur dann, wenn das Virus den befallenen Planeten verlassen kann.«

»Dazu wird es irgendwann Gelegenheit haben. Nein, wir müssen den Plan ändern. Es ist zu gefährlich, mit diesem Virus zu experimentieren. Die Virulenz ist so hoch, daß die gesamte Besatzung der MARCO POLO innerhalb einer Stunde infiziert wäre, wenn eine Panne passiert. Das kann ich nicht verantworten.«

»Vielleicht haben Sie einen Fehler gemacht, als Sie das Virus isolierten«, sagte Khomo Serenti. »Wiederholen Sie das Experiment noch einmal. Wenn wir dann zum gleichen Ergebnis kommen, werden wir Rhodan verständigen müssen.«

»Einverstanden. Obwohl ich nicht daran glaube, daß sich etwas ändern wird.«

Perry Rhodan schaltete die Interkomverbindung zu Dr. Serenti ab. Die Nachricht, die er erhalten hatte, erschütterte ihn. Keiner von der Schiffsführung hatte mit einer solchen Wende gerechnet. Die Entdeckung, daß das Virus doch gefährlich für Menschen war, warf alle bisherigen Pläne über den Haufen.

»Unter diesen Umständen werden wir uns noch ein wenig von Kokon fernhalten«, sagte Rhodan zu Toronar Kasom, der zusammen mit Atlan hinter ihm stand. Er blickte zum Chronometer auf der Kontrolltafel. Es zeigte den 6. Juni 3442 Erdzeit an.

Die Emotionauten führten die MARCO POLO in kurzen Linearetappen vorsichtig an den Stützpunktplaneten Kokon heran. Die Sternendichte im Schwarm und seine hohe Eigengeschwindigkeit erschwerten jedes Manöver, zumal auch das Raumschiff stets mit wenigstens halber Lichtgeschwindigkeit fliegen mußte.

Die Ortungsstation war ständig besetzt. Die MARCO POLO befand sich während des ganzen Fluges in Alarmbereitschaft, um jedem Angriff sofort begegnen zu können. Zwischen den Linearetappen mußte jeweils eine Pause eingelegt werden, um den Wissenschaftlern die Möglichkeit zu geben, zu exakten Orientierungsergebnissen zu kommen. Allmählich rundete sich das Bild des Schwarms ab.

»Wir sollten eine Space-Jet vorausschicken«, schlug Toronar Kasom vor. »Die MARCO POLO kann noch einige Zeit auf Warteposition bleiben.«

»Das ist richtig«, stimmte Atlan zu. »Jetzt dürfte wohl feststehen, daß die Schwarmschiffe uns nicht durch die Librationszone folgen können. Einen Halbraumspürer haben sie also nicht.«

Toronar Kasom blickte auf den großen Hauptbildschirm, auf dem eine rote Sonne zu erkennen war. Sie war nur etwa 100 Millionen Kilometer von ihnen entfernt. Dies war der Treffpunkt, der vor dem Kampf mit den Einheiten des Schwarms ausgemacht worden war. Immer zahlreicher wurden die Beiboote, die in ihrer Nähe erschienen, um wieder eingeschleust zu werden.

»Gut«, sagte Rhodan. »Kasom, stellen Sie sich eine Mannschaft für eine Space-Jet zusammen, und fliegen Sie uns voraus. Prüfen Sie, ob in der Schienenstation alles in Ordnung ist, und informieren Sie uns dann. Wir werden Ihnen folgen. Vielleicht ist Dr. Jacobi inzwischen weitergekommen.«

»Ich werde Major Kainoro Matatsi von der CMP-18 mitnehmen, Sir«, kündigte der Ertruser an.

Rhodan lächelte. »Einverstanden«, sagte er, »aber lassen Sie seine Kaninchen hier.«

Während Toronar Kasom die Mannschaft für die Space-Jet zusammenstellte, nahm die MARCO POLO die Beiboote auf, die gegen die Flotte des Schwarms gekämpft hatte. Glücklicherweise hatte es keinen einzigen Totalverlust gegeben. Einige Kleinraumschiffe waren getroffen und beschädigt worden, doch keines war vollständig ausgefallen. Die MARCO POLO hatte kein Besatzungsmitglied verloren. Damit hatte sie unerwartet deutlich zeigen können, wie hoch sie dem Gegner überlegen war. Jetzt gab es keinen Zweifel mehr daran, daß Kämpfe dieser Art noch nie oder zumindest seit sehr langer Zeit nicht mehr im Schwarm stattgefunden hatten. Die Schwarmherrscher waren völlig überrascht worden. Es war ihnen nicht gelungen, in der kurzen Zeit, die ihnen zur Verfügung gestanden hatte, eine Angriffsstrategie von durchschlagender Wirkung zu konzipieren. Die Berichte der Kommandanten der Beiboote bewiesen eindeutig, wie groß die Verwirrung in den Reihen der Angreifer gewesen war. Ganz offensichtlich hatte es keine ordnende Hand gegeben, die mehr als einen improvisierten Vorstoß gegen die MARCO POLO hätte zustande bringen können. So gesehen war die Auseinandersetzung nicht als Schlacht, sondern als eine Anhäufung von Einzelgefechten anzusehen, bei denen die kampfgeschulten Terraner eine erdrückende Überlegenheit hatten beweisen können. Perry Rhodan zeigte sich erleichtert. Die Berichte der Beibootskommandanten ließen erkennen, daß es gelungen war, Verwirrung in den Reihen der Gegner zu stiften. Darauf kam es jetzt in erster Linie an.

Dieser Effekt konnte erheblich gesteigert werden, wenn es gelang, mehrere Planeten mit den Regulationsviren zu infizieren.

Unmittelbar nach Abschluß der Manöver wurde die Space-Jet mit Toronar Kasom als Pilot ausgeschleust. Der Ertruser raste mit ihr davon und legte die Entfernung zum Zielsystem mit zwei kurzen Linearetappen zurück. Major Kainoro Matatsi hatte die Ortungsüberwachung übernommen. Er sagte seine Beobachtungen laut an. Als die 35-Meter-Space-Jet die Librationszone verließ und am Rande des Praspa-Systems in den Normalraum zurückkehrte, stellte er blitzschnell fest: »Keine Raumobjekte. Wir sind nicht verfolgt worden.« Deutlich war die rote Sonne auf den Bildschirmen zu erkennen. Fast ebenso hell strahlte jedoch Kokon, ihr dritter Planet.

»Keine Raumobjekte«, wiederholte der Japaner. »Man scheint tatsächlich eine panische Furcht vor Kokon zu haben. Wir sind allein in diesem System. Auch in weiterer Entfernung keine positive Reaktion.«

Kasom lenkte die Space-Jet vorsichtig in das Praspa-System hinein. Die vier Planeten wurden mit Hilfe der hyperschnellen Ortung angemessen und mit vollautomatischen Tastern ausgewertet. Das Hauptinteresse der fünf Männer in dem Raumschiff galt jedoch dem dritten Planeten. Er stand in Opposition, so daß sie nahezu das gesamte System durchfliegen mußten, bevor sie zum Landeanflug übergehen konnten.

Major Matatsi erfaßte den Planeten mit extrem weitreichender Optik, so daß sie schon aus großer Entfernung Einzelheiten erkennen konnten. Die Farbe der seltsamen Schienen schwankte zwischen Violett und Hellrot. Kasom konnte grünlichgelbe Wälder und Savannen auf den Kontinenten erkennen. Sie lockerten die überwiegend ockergelbe Farbe etwas auf.

»Kontakt zur Schienenstation aufnehmen«, sagte Kasom.

Der Japaner nickte. Seine Finger glitten spielerisch über die Tasten der Geräte vor ihm. Auf den Bildschirmen erschienen die farbigen Symbole als optische Kontrolle für den Funkspruch. Unmittelbar darauf wechselte das Bild.

Das maskierte Gesicht von Alaska Saedelaere erschien. Deutlich war das Leuchten des Cappinfragments an den Rändern der Maske zu erkennen.

»Hier spricht Major Matatsi«, sagte der Japaner. »Wir bilden die Vorhut für die MARCO POLO.«

»Wir geben Richtimpuls«, entgegnete Saedelaere, der auf die Ankunft des Flaggschiffs vorbereitet war. »Ist bei Ihnen alles in Ordnung?«

»Wir haben keine Schwierigkeiten«, antwortete Matatsi. »Niemand hat uns verfolgt. Bis jetzt scheint man nicht zu wissen, wo das Ziel der MARCO POLO liegt.«

Toronar Kasom folgte den Richtimpulsen, die von der Schienenstation ausgesendet wurden. Die Space-Jet ging in eine Kreisbahn um Kokon, während Kainoro Matatsi Saedelaere einen kurzen Bericht darüber gab, wie das Ultraträgerschlachtschiff in den Schwarm eingedrungen und mit den Raumschiffen zusammengestoßen war. Die Nachrichten lösten freudige Stimmung in der Schienenstation aus.

Der Japaner zeigte stumm auf die Bildschirme, als die Station in Sicht kam.

Langsam senkte der Ertruser die Jet ab, bis er sie neben der GEVARI auf der eigenartigen Burg landen konnte.

»Da wären wir«, sagte Toronar Kasom. Er schaltete die Aggregate der Space-Jet ab und blickte zu Kainoro Matatsi hinüber.

Der Japaner saß blaß, mit geschlossenen Augen in seinem Sessel. Die Muskeln seiner Wangen arbeiteten unter der Haut. Sein ganzer Körper schien sich wie zum Sprung zu spannen. Er atmete schnell durch den leicht geöffneten Mund.

»Kainoro!« rief der Ertruser leise.

Der Major richtete sich auf und wandte ihm zögernd das Gesicht zu. Er schien aus einem tiefen Traum zu erwachen. Sekundenlang schien er Mühe zu haben, sich zu orientieren.

»Was ist los mit Ihnen?« fragte Kasom.

Kainoro Matatsi schüttelte den Kopf. »Nichts«, entgegnete er ausweichend. »Es ist wirklich nichts. Machen Sie sich keine Sorgen.«

Er erhob sich und folgte den anderen Männern zur Schleuse. Toronar Kasom blickte ihm nachdenklich nach. Er wußte, daß der Major nicht die Wahrheit gesagt hatte. Irgend etwas belastete ihn. Irgend etwas hatte ihn an ein Erlebnis erinnert, das tiefe Spuren in ihm zurückgelassen hatte.

Kasom wandte sich den Bildschirmen zu. Er sah die Oberfläche der Schienenstation. Die tiefrot leuchtenden Punkte sahen aus wie blutunterlaufene Augen auf rauher, fremdartiger Haut.

Er ging zur Schleuse. Einer der Waffenexperten hatte sie bereits geöffnet. Nur wenige Meter vor ihnen entfernt erschien Alaska Saedelaere in einer Mannschleuse der Station. Er winkte ihnen zu. Unmittelbar darauf materialisierte Gucky neben ihm. Er zeigte seinen Nagezahn und schien sich nicht weniger zu freuen als der Mann mit der Maske.

Die MARCO POLO kreiste im Ortungsschutz einer roten Sonne auf Warteposition.

Noch immer waren alle Stationen besetzt. Perry Rhodan hielt das Ultraträgerschlachtschiff in Kampfbereitschaft, obwohl keine fremden Raumschiffe geortet und keinerlei Ortungsimpulse registriert wurden. Die

Wissenschaftler arbeiteten an den Sternenkarten vom Schwarm. Nach und nach vervollständigte sich das Bild.

Die Unterlagen wurden immer genauer. In den Hangars wurden notwendige Reparaturen an den Beibooten vorgenommen, Beschußschäden behoben und fehlendes Ausrüstungsmaterial neu ersetzt. Der übliche fieberhafte Betrieb nach einem Raumkampf beherrschte das äußerliche Bild. Er drohte die ungemein wichtigere Arbeit in den biologisch-medizinischen Laboratorien zu überschatten, wo Dr. Jacobi verbissen an seinen Experimenten feilte.

Perry Rhodan suchte Dr. Serenti auf, um sich über den Stand der Forschung zu informieren. Als er Dr. Jacobi aus dem Labor kommen sah, wandte er sich von dem Chefarzt ab, den er gerade begrüßt hatte.

Der Virologe machte einen erschöpften Eindruck. Er schien sich kaum noch auf den Beinen halten zu können.

Tief lagen seine Augen in den Höhlen. Seine Lippen sahen rissig aus.

»Wie weit sind Sie, Dr. Jacobi?« fragte Rhodan.

Der Wissenschaftler schüttelte müde den Kopf.

»Ich bin mit meinem Latein am Ende«, gestand er. »Gerade habe ich das letzte Experiment abgeschlossen. Ich habe den gesamten Prozeß wiederholt und Phase für Phase der Isolation mehrfach überprüft. Das Ergebnis ist das gleiche. Das Virus ist harmlos, solange es sich im Plasma befindet. Wird es isoliert und gereinigt, dann entwickelt es eine Infektionskraft, die tödlich für uns ist.«

Rhodan blickte Dr. Serenti an. Der Chefarzt machte einen sehr besorgten Eindruck.

»Unter diesen Umständen möchte ich empfehlen, das Virus sofort zu vernichten«, sagte der Internist.

»Wir verlieren damit eine wichtige Waffe«, widersprach Rhodan. »Vergessen Sie nicht, daß es uns entscheidend darauf ankommt, Unruhe zu stiften. Das können wir jedoch nur dann, wenn wir das Virus als Waffe benutzen können.«

Dr. Jacobi setzte sich in einen Sessel. Seine Hände zitterten leicht.

»Bitte, übersehen Sie die Gefahr nicht«, sagte er. »Natürlich tun wir alles, um zu verhindern, daß etwas passieren kann. Theoretisch ist es fast unmöglich, daß das Virus aus dem Labor herausgetragen wird. Sollte es dennoch geschehen, sind wir verloren. Alles Leben in der MARCO POLO wäre innerhalb weniger Stunden vernichtet.«

»Wir wissen zu wenig über dieses Virus«, erklärte Dr. Serenti. »Bisher haben wir seine Wirkung nur auf die Gelben Eroberer beobachten können und auf synthetische Biomasse, nicht jedoch auf menschliches Gewebe.

Nach allen Erfahrungen der Kosmomeditation können sich hier ganz andere und völlig unerwartete Reaktionen einstellen.«

Perry Rhodan setzte sich jetzt ebenfalls. Er blickte den Internisten grübelnd an und fragte dann den Virologen Jacobi: »Wie können Sie eindeutig klären, ob das Regulationsvirus für uns gefährlich ist oder nicht? Gibt es überhaupt eine Möglichkeit?«

»Wir müssen eine Versuchsperson damit infizieren.«

Rhodan erhob sich. »Das betrachte ich nicht als Möglichkeit«, entgegnete er schroff. »Wollen Sie die Verantwortung tragen, wenn das Virus tödlich wirkt?«

Dr. Jacobi begann, nervös auf den Lippen zu kauen.

»Schlagen Sie sich eine solche Idee aus dem Kopf«, sagte Rhodan. »Wenn Sie nicht herausfinden, wie das Virus wirkt, dann müssen wir eben auf diese Waffe verzichten. Wir wollen die Gelben Eroberer daran hindern, sich weiter mit dieser Geschwindigkeit zu vermehren. Wir müssen diese Flut irgendwie stoppen oder ablenken. Auf keinen Fall werden wir eine tödliche Infektionskrankheit verbreiten.«

»Ich muß erst einmal schlafen. Vielleicht habe ich jetzt schon zu lange gearbeitet«, murmelte der Virologe. »Bis heute habe ich noch alle Probleme dieser Art bewältigen können, warum sollte ich dieses nicht auch lösen? Irgendwie schaffe ich es.«

»Wieviel Zeit brauchen Sie?«

»Das kann ich nicht sagen, Sir. Wenn Sie mir die Hauptpositronik zur Verfügung stellen, wird alles schneller gehen. Dann kann ich einige Experimente innerhalb weniger Sekunden durchspielen, ohne langwierige Laborarbeiten.«

»Sie bekommen, was Sie benötigen.«

»Danke, Sir, ich melde mich in zwei Stunden wieder.«

Er erhob sich und verließ das Chefarztzimmer. Seine Schritte wirkten müde, und seine Haltung ließ auf den Grad seiner Erschöpfung schließen.

»Dr. Jacobi ist ein Kurzbrenner«, erklärte Khomo Serenti, als der Virologe den Raum verlassen hatte. »Er kann unglaublich konzentriert arbeiten, hält aber nicht lange durch. Er braucht hin und wieder eine kleine Pause.«

»Wird er es schaffen?«

»Wenn überhaupt jemand mit diesem Problem fertig wird, dann nur er«, behauptete der Internist.

»Geben Sie ihm jede notwendige Unterstützung«, bat Rhodan.

21.

Dr. Khomo Serenti blieb in der Eingangstür der Inneren Medizin stehen, als er das ärztliche Fachpersonal und die medizinischen Helferinnen auf dem Hauptgang versammelt sah. Eine der Ärztinnen entdeckte ihn und kam ihm aufgeregt entgegen. »Ich verstehe das nicht«, sagte sie. »Die vier Patienten aus Raum IV sind verschwunden. Sie haben einen Teil des Inventars zerschlagen, die Isolierwand herausgerissen und sind geflüchtet, als ob sie eingesperrt gewesen wären.«

»Raum IV? Das sind die Offiziere von der CMP-18, nicht wahr?« fragte Dr. Serenti.

Die Ärztin nickte bestätigend.

»Die Patienten sind gefährdet«, fügte sie erklärend hinzu. »Wir hatten strengste Bettruhe angeordnet.«

Dr. Serenti schüttelte den Kopf.

»Und niemand hat etwas gehört«, sagte er. »Ich erinnere mich, darauf hingewiesen zu haben, daß diese Patienten gesondert zu beobachten sind. Das ist offensichtlich nicht geschehen.«

Die Ärztin schwieg verlegen. Sie sah schuldbewußt aus.

»Haben Sie den Vorfall gemeldet?«

»Wir wollten erst Sie informieren.«

Der Internist verzichtete auf jeden weiteren Tadel. Die Station hatte viel zu tun. Wie immer nach einer Raumschlacht gab es zahlreiche Patienten zu versorgen. Nicht nur die Chirurgen mußten eingreifen, um Verletzungen zu beheben, auch die Ärzte der Inneren Medizin waren stark beschäftigt.

»Machen Sie eine Meldung«, ordnete Serenti an. »Ich sehe mich nach den Männern um. Ich glaube, ich weiß, wo sie sind.«

Er ging zu der Tür, die mit einer römischen Vier beschriftet war, und öffnete sie. Ein kurzer Blick in den Raum zeigte ihm, daß die Kranken sich wie Berserker benommen hatten. Dann verließ er die Station. Wenige Minuten später erreichte er den Hangar, in dem der Kreuzer der Planetenklasse CMP-18 stand. Zwei Roboter wachten vor der Bodenschleuse. Ein Sergeant stand bei ihnen. Er erteilte den Technikern und Arbeitsrobotern, die Ersatzteile für die ausgefallenen Antriebsaggregate ins Schiff schleppten, gute Ratschläge.

Als er den Chefarzt der Inneren Station sah, verstummte er. Mit argwöhnischen Blicken musterte er den Arzt. Seine Haltung versteifte sich, als Serenti sich ihm näherte.

»Seltsam, daß Sie hier bei uns erscheinen, Doktor«, sagte er mit schleppender Stimme. Er verhakte die Daumen beider Hände im Gürtel. »Bei uns ist man ziemlich befremdet darüber, daß Sie uns die Kranken zurückgeschickt haben. Ist für uns in Ihrer Station kein Platz mehr?«

»Ich dachte mir, daß die Männer hier sind«, versetzte der Arzt ruhig. »Sie haben die Station fluchtartig verlassen und erheblichen Schaden angerichtet. Wo sind sie?«

Der Sergeant wich keinen Schritt zur Seite. Sein Gesicht verdüsterte sich noch mehr. »Leutnant Baker hat die Vorfälle ganz anders geschildert, Doktor.«

»Das überrascht mich nicht.«

»Sie haben ihn und die anderen Männer aus der Station gewiesen und vorzeitig entlassen. Warum, Doktor? Sind Ihre Ärzte nur für die anderen da, die im Einsatz gewesen sind?«

Der Internist lächelte unmerklich. »Sie sind genauso empfindlich, wie ich erwartet habe«, sagte er.

In der Hauptschleuse der CMP-18 erschien der Dritte Offizier des Schiffes. Er kannte ihn als einen besonnenen und klugen Mann. Oberleutnant Carol Masha kam sofort, als er den Arzt bemerkte. Er schüttelte ihm die Hand. Seine Augen leuchteten auf.

»Ich bin sehr froh, daß Sie gekommen sind«, erklärte er. »Bei uns ist der Teufel los. Ich habe das Gefühl, daß meine Männer so etwas wie einen Koller bekommen oder ihm doch schon sehr nahe sind.«

Zusammen mit dem Offizier ging Dr. Serenti ins Schiff.

»Sie sind nicht überrascht, Dr. Serenti?«

»Keineswegs, obwohl wir bisher noch keine ähnlichen Beobachtungen machen konnten. Offensichtlich geht es doch nicht spurlos an uns vorbei, wenn wir zunächst verdimmt werden und dann plötzlich unsere volle Intelligenz zurückgewinnen. Die meisten Besatzungsmitglieder der MARCO POLO haben diesen Prozeß mehrmals mitgemacht. Dieser zusätzliche Streß ist für einige Männer zuviel, obwohl fast alle an extreme Belastungen gewöhnt sind. In der Folge kommt es zu leichten Psychosen.«

»Ich habe mich auf den anderen Schiffen umgehört«, sagte der Offizier. »Dabei habe ich festgestellt, daß nur wir von der CMP-18 betroffen sind. Wie ist das zu erklären?«

»Ich habe mit unserem Chef-Kosmopsychologen Professor Eysbert über diese Frage gesprochen«, antwortete Dr. Serenti. »Er ist der Ansicht, daß es nicht zu diesen Erscheinungen gekommen wäre, wenn die CMP-18 an dem Raumkampf hätte teilnehmen können.«

Die beiden Männer hatten die Schleuse durchquert und traten jetzt auf einen Gang hinaus, der zum zentralen Antigravschacht führte. Mehrere Männer der unteren Dienstgrade arbeiteten hier. Sie bemühten sich, die Klimaanlage zu reinigen und zu reparieren. Als sie Dr. Serenti sahen, stellten sie ihre Arbeit ein. Mit unverhohlener Feindschaft schauten sie ihn an. Einige nahmen eine drohende Haltung an. Der Internist war überzeugt davon, daß er nicht ungeschoren davongekommen wäre, wenn Carol Masha nicht bei ihm gewesen wäre.

»Das verstehe ich nicht«, sagte der Offizier. »Was hat der Raumkampf mit den Psychosen zu tun?«

»Eysbert glaubt, daß die Besatzungen der anderen Beiboote in dieser Auseinandersetzung zu einem psychischen Ausgleich kommen konnten. Sie waren in Gefahr. Sie mußten kämpfen. Sie konnten etwas tun. Sie und Ihre Männer aber mußten zurückbleiben. Für Sie erhöhte sich die Belastung somit weiter.« Er blieb stehen und blickte Carol Masha mit einem unmerklichen Lächeln an. »Ich kann mir auch vorstellen, daß die Besatzungen der anderen Raumschiffe mit Spott nicht gespart haben.«

Der Offizier lächelte verlegen.

»Nun ja«, sagte er. »Man hat uns vorgeworfen, wir hätten uns gedrückt und schnell einen Maschinenschaden fabriziert. Aber das war natürlich ein Scherz. Niemand würde ernsthaft so etwas behaupten. Und dann war da diese dumme Kaninchengeschichte. Auch sie war ein gefundenes Fressen für alle Witzbolde und Möchtegernkomiker der anderen Einheiten. Meine Männer sind allergisch gegen alles, was sich auf Kaninchen bezieht.«

Sie hörten die aufgeregten Stimmen mehrerer Männer. Ein Seitenschott öffnete sich. Vier Techniker redeten lautstark aufeinander ein, mit drohend erhobenen Fäusten. Einer griff nach einem schweren Werkzeug.

Oberleutnant Masha räusperte sich. Sofort legte sich der Streit. Die Männer gingen auseinander. Besorgt blickte der Dritte Offizier ihnen nach.

»Mir wäre es lieber gewesen, wenn Major Matatsi an Bord geblieben wäre«, sagte Masha. Er blickte den Arzt an. »Doktor, ich muß Sie um Unterstützung bitten. Sie müssen etwas tun, um die Männer zur Ruhe zu bringen.«

»Ich werde Ihnen helfen«, versprach Dr. Serenti. »Zunächst schicke ich Ihnen einige Ärzte, die der Besatzung psychisch dämpfende Medikamente verabreichen werden.«

Er klopfte Masha besänftigend auf die Schulter.

»Sie tun Major Matatsi vermutlich unrecht. Uns Ärzten ist es sogar sehr recht, daß er mit nach Kokon geflogen ist. Wir rechnen damit, daß er den Schock bei diesem Einsatz schnell überwindet. An ihm können wir erkennen, ob die Theorie von Dr. Eysbert richtig ist. Mit seiner Hilfe können wir der Besatzung der CMP-18 dann voraussichtlich schneller und nachhaltiger als durch den Einsatz von Medikamenten helfen.«

Major Kainoro Matatsi betrat die Zentrale der Schienenstation hinter Toronar Kasom und den drei Waffenspezialisten, die mit der Space-Jet gekommen waren. Unmittelbar hinter dem Eingang blieb er stehen, während die anderen Männer weitergingen und die Mutanten begrüßten. Ribald Corello, der auf seinem Trageroboter saß, der Mausbiber Gucky, Merkosh, der Gläserne, Mentro Kosum, Baiton Wyt und Alaska Saedelaere hatten den Stützpunkt Kokon für Terra erschlossen. Auf großen Bildschirmen konnte Matatsi die Oberfläche des Planeten deutlich erkennen.

Kainoro Matatsi fühlte, wie sich seine Muskeln verkrampften. Er konnte seinen Blick nicht von den Bildschirmen lösen. Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn. Plötzlich schien er allein in der Zentrale zu sein. Er wehrte sich dagegen, daß etwas Fremdes die Gewalt über ihn zu übernehmen drohte. Er stemmte sich gegen das Unbekannte und spürte, wie er sich davon trennte.

Plötzlich nahm er seine Umgebung wieder bewußt wahr. Verwirrt wischte er sich über die Augen. Nur Gucky schien bemerkt zu haben, daß er vorübergehend die Kontrolle über sich verloren hatte. Der Ilt blickte ihn mit großen Augen an, wandte sich dann jedoch rasch ab, als sei nichts geschehen.

Matatsi ging mit unsicheren Schritten zu einem der Sessel und setzte sich. Ohne recht zu begreifen, verfolgte er, wie die anderen Männer und die Mutanten an den technischen Einrichtungen der Station arbeiteten. Einer der Waffenspezialisten hatte die Verkleidung von einer Kontrolltafel abgenommen und löste einige Kabelverbindungen. Er setzte mehrere elektronische Mikroelemente terranischer Fertigung ein.

Matatsi blickte wieder auf die Bildschirme. Das Bild der Landschaft hatte sich nicht verändert, doch erst jetzt wurde der Major sich bewußt, daß die Tiefebene durch ein ockergelbes Gebirge begrenzt wurde.

Kainoro Matatsi wußte, daß dieses Gebirge aus entartetem Zellplasma bestand, ebenso der Untergrund, auf dem die Bäume und die Gräser wuchsen, und wie jene Masse, die jene Energieschiene überwuchert hatte, auf der sie sich jetzt befanden. Vorstellen konnte er es sich jedoch nicht, daß fast die gesamte Oberfläche von Kokon von dem Zellplasma bedeckt wurde.

»Es ist aber so«, sagte Gucky, der zu ihm gekommen war, ohne daß er es bemerkt hatte. »Es denkt sogar. Wir stehen mit ihm in Verbindung. Es ist unser Verbündeter, ebenso wie die Immun-Kranken.«

»Wo sind diese Immun-Kranken?«

»In Hohlräumen in den Gebirgen von Kokon«, antwortete der Ilt. »Sie sehen aus wie normale Gelbe Eroberer, sind aber tatsächlich krank. Ihr Haß auf die Herrscher, die sie hier isoliert haben, macht sie zu unseren Verbündeten.«

Major Matatsi merkte, daß diese wenigen Worte Guckys ausgereicht hatten, ihn psychisch wieder zu stabilisieren. Er fühlte sich so wohl und gesund wie immer. Jetzt verstand er nicht mehr, daß er vorübergehend die Kontrolle über sich verloren hatte.

Toronar Kasom kam ebenfalls zu ihm. »So, wir sind soweit«, sagte er. »Wir werden Rhodan jetzt verständigen. Hier ist alles in Ordnung. Wir sind davon überzeugt, daß die Station keine Funkmeldung abstrahlen wird, wenn die MARCO POLO hier erscheint.«

Der Ertruser ließ sich vorsichtig in einen Sessel sinken und atmete auf, als dieser nicht unter seinem Gewicht zerbrach. »Wer immer diese Station auch gebaut hat«, sagte er zufrieden, »er hat sie recht stabil gemacht.«

Er hatte kaum ausgesprochen, als das Gestühl in allen Fugen krachte. Vorsichtig versuchte er, sich zu erheben, aber das wollte ihm nicht gelingen. Er fluchte und blickte Gucky an. Jetzt begriff er, daß dieser nicht ganz unschuldig an seiner Situation war. Er verknipte sich eine wütende Bemerkung.

»Wir können hier doch nicht alles kaputtmachen, Gucky«, mahnte er. »Wir sind doch nur Gäste.«

Der Sessel richtete sich langsam wieder auf, als der Ilt seine telekinetischen Kräfte einsetzte. Kasom stand auf und blickte auf die Sitzschale zurück, die unter seinem Gewicht einige Sprünge bekommen hatte.

Major Kainoro Matatsi lachte. Der kleine Zwischenfall schien ihm wohlzutun.

»Dieses Ding scheint wirklich nicht für einen Mann wie Sie gebaut worden zu sein«, sagte er lächelnd.

»Passen Sie nur auf, daß Gucky Ihnen nicht ein ertrusisches Körpergewicht verschafft«, entgegnete Kasom verärgert. »Dann ist es mit Ihrer Bequemlichkeit auch vorbei.«

Der Kommandant der CMP-18 wurde schlagartig ernst. Die keineswegs boshaft gemeinte Bemerkung des Ertrusers ärgerte ihn. Er fühlte sich herausgefordert.

Als er sich erheben wollte, um Kasom zu konfrontieren, senkte sich eine unerklärliche Last auf ihn. Der Ertruser entfernte sich, ohne zu merken, wie sehr er Matatsi mit dem Vorwurf der Bequemlichkeit verletzt hatte. Der Major bemühte sich vergeblich, sich aus dem Sessel zu befreien. Er gab seine Anstrengungen erst auf, als er Gucky leise kichern hörte. Da begriff er, daß der Ilt ihn zurückhielt, um ihn vor einer Dummheit zu bewahren. Sofort beruhigte er sich.

Er beobachtete, wie Toronar Kasom sich zu Alaska Saedelaere gesellte.

»Wir verständigen jetzt die MARCO POLO davon, daß alles in Ordnung ist«, erklärte der Mann mit der Maske.

»Der Hyperimpuls hat eine Dauer von nur einer millionstel Sekunde.«

»Dann ist es unwahrscheinlich, daß man ihn ortet«, sagte Kasom. »Wie lange wird es dauern, bis die MARCO POLO hier ist?«

»Das weiß ich ebensowenig wie Sie. Es kommt darauf an, ob Rhodan sich entschließt, sofort zu kommen oder noch zu warten.«

Dr. Jacobi betrat das Speziallabor. Er hatte einen kurzen Tiefschlaf hinter sich, der ihn wieder voll zu Kräften gebracht hatte. Jetzt fühlte er sich frisch. Er konnte wieder klarer denken.

Ungeduldig brachte er die Desinfektion hinter sich und ging dann in die virologische Abteilung des Labors, die streng von allen anderen Sektionen isoliert worden war.

Von den fünf Kaninchen, die er mit Regulationsviren geimpft hatte, lebten noch zwei. Die anderen drei wiesen jene Verformungen auf, die er schon vorher bei anderen Versuchstieren hatte beobachten können. Die beiden Überlebenden hatten ihr Fell verloren und sahen wie ausgetrocknet aus.

Damit hatte dieser Versuch wiederum andere Ergebnisse erbracht als die vorangegangenen Versuche.

Der Virologe kontrollierte die Versuchsunterlagen noch einmal und vergewisserte sich, daß er keinen Fehler gemacht hatte.

Nachdenklich blickte er auf die Tiere. Das Experiment hätte genau so verlaufen müssen, wie er berechnet hatte. Seine Überlegungen hatten sich jedoch nicht als richtig erwiesen. Das Regulationsvirus verhielt sich völlig anders als erwartet. Damit widersprach es allen bisherigen Erfahrungen der Medizin. Dr. Jacobi stand vor einem Rätsel.

Nachdem er die Versuche noch einmal Schritt für Schritt durchgegangen war, begann er, die Tiere zu untersuchen. Mühelos gelang es ihm, das Regulationsvirus im Gewebe aller Tiere nachzuweisen. Dabei waren keine Unterschiede am Virus selbst festzustellen.

Der Virologe wandte sich jetzt vom Virus selbst ab und begann damit, systematisch alle Unterschiede zwischen den Versuchstieren herauszustellen. Er erarbeitete im Verlauf von mehreren Stunden 73 Abweichungen, wobei er das äußerliche Bild der Tiere ebenso berücksichtigte wie kleinste Differenzen im Zellgewebe. Alle Daten gab er sofort in die medizinische Spezialpositronik des Labors ein. Zugleich verband er das Gerät mit der Hauptpositronik der MARCO POLO. Damit stand ihm das leistungsfähigste Rechenzentrum zur Verfügung, mit dem er je gearbeitet hatte.

Normalerweise hätte es ihn freudig erregt, mit der Hauptpositronik arbeiten zu können. Eine solche Gelegenheit ergab sich für einen Wissenschaftler seines Ranges nur äußerst selten. Auch die Kosmovirologie ließ sich gewöhnlich mit den Erkenntnissen der bisherigen Forschungsarbeit bewältigen, so daß man mit den kleineren Geräten der medizinischen Zentren auskam. Jetzt aber waren Berechnungen und Untersuchungen notwendig geworden, die sich nicht mehr nur mit dem virologischen Wissen leisten ließen. Dr. Jacobi war viel zu sehr in seine Arbeit vertieft, um sich darüber zu freuen, daß die Schiffsführung ihm die Hauptpositronik zur Verfügung stellte. Das Problem war viel zu schwerwiegend, als daß ihn irgend etwas hätte ablenken können.

Die Ergebnisse kamen innerhalb von wenigen Minuten. Sie erschienen auf einem Bildschirm und wurden gleichzeitig auf einer Folie ausgeworfen. Danach schien der entscheidende Unterschied im Elektrolythaushalt sowohl der Kaninchen als auch des Zellplasmas zu liegen. Ebenso schien das Virus auf Abweichungen von einem ausgewogenen Mineralspiegel im Zellgewebe unterschiedlich zu reagieren.

Die Hauptpositronik teilte abschließend mit, daß sie weitere Daten benötigte, um Hinweise darüber geben zu können, ob das Virus in seiner isolierten Form für Menschen harmlos oder tödlich wirkte.

Dr. Jacobi stöhnte, als er die zusammengefaßte Untersuchung durchgelesen hatte. Die Hauptpositronik ließ keinen Zweifel daran, daß keinerlei Aussage darüber möglich war, wie die nichtmenschlichen Expeditionsmitglieder wie Tahonka-No, der Knöcherne, Merkosh, der Gläserne, oder Gucky, der Ilt, auf das Virus reagieren würden. Das Rechengehirn wies darauf hin, daß sie durchaus immun gegen das Regulationsvirus sein konnten. Letzte Klarheit darüber würde erst ein Versuch bringen.

Dr. Jacobi zerknüllte die Folie und warf sie in eine Ecke des Labors.

»Ein Versuch«, sagte er verbittert. »Soll ich Gucky mit Viren beimpfen, um festzustellen, ob sie harmlos oder tödlich für ihn sind?«

Er war froh, daß Dr. Serenti das Labor betrat. Er sah ihn durch die Glaswände. Sofort unterbrach er seine Arbeit, um mit dem Chefarzt sprechen zu können. Er brauchte jetzt einen menschlichen Gesprächspartner.

Oberleutnant Carol Masha dankte dem Arzt, der die Besatzung der CMP-18 mit Medikamenten versorgt hatte.

»Ich hoffe, daß es jetzt ein wenig ruhiger wird an Bord«, sagte er hoffnungsfroh.

Der Arzt nickte ihm zuversichtlich zu, reichte ihm die Hand und verabschiedete sich. Er verließ die Kommandozentrale des Kreuzers durch das Hauptschott. Dabei wäre er fast mit einem Unteroffizier zusammengestoßen, der ein braunes Kaninchen im Arm trug. Der Mann war blaß. Seine Augen wirkten übergroß. Er schob sich hastig an dem Arzt vorbei und ging zum Dritten Offizier.

»Sir«, meldete er, »wir haben noch drei Tiere gefunden.«

»Bringen Sie sie zu Dr. Jacobi in das virologische Speziallabor!« befahl Masha.

Earl Watton drückte das Tier fest an seine Brust. Seine Wangen röteten sich. Mit der freien Hand wischte er sich das dunkle Haar aus der Stirn.

»Sir, ich möchte Sie bitten, einen anderen Mann für diesen Botengang zu bestimmen«, sagte er und vermied es, dem Offizier in die Augen zu schauen.

»Warum?«

»Sir, ich kann nicht mit den Tieren durch die MARCO POLO gehen. Jeder würde mich auslachen. Wir haben uns gerade genug anhören müssen. Ich war es schließlich nicht, der das Tier an Bord geschmuggelt hat.«

»Wissen Sie, wer es war?«

Earl Watton schüttelte den Kopf.

»Ich weiß es nicht, Sir. Vermutlich weiß es der Mann, der es getan hat, selbst nicht. Ich habe auch viel von dem vergessen, was ich getan habe, als ich mit herabgesetzter Intelligenz auf der Erde umherirrte. Manche von uns erinnern sich an fast alles. Ich weiß fast überhaupt nichts mehr.«

Carol Masha musterte den Unteroffizier, der zu den Bordkampftruppen gehörte. Er kannte Watton als ruhigen und ausgeglichenen Mann. Das Bild, das er jetzt bot, erschreckte und beunruhigte ihn.

»Haben Sie die Medikamente genommen, die der Arzt ausgegeben hat?«

»Ja, Sir, aber ich merke nicht viel davon.«

Carol Masha lächelte dem Mann besänftigend zu.

»Vielleicht ist es zu früh«, sagte er. »Stecken Sie das Kaninchen in einen Kasten und bringen Sie diesen zu Dr. Jacobi. Niemand wird Sie belästigen, wenn er die Tiere nicht sieht.«

Der Offizier verschwieg, daß mittlerweile der Befehl ergangen war, die Besatzungsmitglieder der CMP-18 möglichst vorsichtig zu behandeln. Dr. Serenti hatte bei Perry Rhodan diese Anordnung bewirkt.

»Gut«, entgegnete Watton. »Ich bringe die Tiere sofort ins Labor.«

»Lassen Sie die Kiste von einem Roboter transportieren!« befahl Masha. Normalerweise wäre dieser Hinweis überflüssig gewesen. Niemand an Bord wäre auf den Gedanken gekommen, eine Kiste selbst durch das Schiff zu schleppen. Unter den gegebenen Umständen wollte Masha jedoch lieber vorsichtig sein.

Besorgt blickte er Earl Watton nach. Er überlegte, ob er ihm nicht noch einen zweiten Mann zur Seite stellen sollte, verwarf diesen Gedanken jedoch sofort wieder. Watton war in seiner augenblicklichen Verfassung äußerst empfindlich. Es war nicht notwendig, diese Schwäche noch zu betonen.

Ein Lichtsignal an der Kontrolltafel machte ihn aufmerksam. Es zeigte an, daß die MARCO POLO ihre Warteposition verließ und beschleunigte. In der CMP-18 spürte man nichts davon. Die Andruckneutralisatoren glichen den Beschleunigungseffekt aus.

Carol Masha atmete auf.

Wenn das Ultraträgerschlachtschiff jetzt tiefer in den Schwarm hineinflog, dann konnte das nur bedeuten, daß die Space-Jet ihr Ziel erreicht hatte.

Major Matatsi hatte sich gemeldet und mitgeteilt, daß auf Kokon alles in Ordnung war.

Masha lächelte. Damit war die Wartezeit endlich vorbei. Jede Bewegung verbesserte die Situation an Bord der CMP-18. Die Besatzung wurde abgelenkt. Sie mußte mit einem Einsatz rechnen, da jederzeit gegnerische Raumschiffe auftauchen konnten. So mußte sich zwangsläufig alle Aufmerksamkeit nach außen richten.

Die Männer und Frauen würden aufhören, immer nur sich selbst zu beobachten. Das mußte sich positiv auswirken.

Masha blickte zum Chronometer. Es zeigte den 8. Juni 3442 Erdzeit an.

Auf der Kontrolltafel leuchteten noch zwei rote Lichter. Zahlreiche grüne Lampen umgaben sie.

Die Reparaturarbeiten an der CMP-18 standen also unmittelbar vor dem Abschluß. Das Schiff würde noch während des Fluges nach Kokon seine volle Kampfbereitschaft zurückgewinnen.

Major Kainoro Matatsi schloß die Bordbucheintragung mit der Datumsnotiz vom 9. Juni 3442 Erdzeit ab. Er reichte das Aufzeichnungsgerät einem der Waffenexperten und erhob sich.

Auf den Ortungsschirmen der Space-Jet war die MARCO POLO zu erkennen. Sie befand sich nur noch 10.000 Kilometer von Kokon entfernt und näherte sich dem Planeten schnell.

Der Japaner verließ die Space-Jet und wechselte zu der Schienenstation über. Er blieb neben dem Eingangsschott zur Station stehen und blickte hinaus.

Zu allen Seiten wölbten sich Energieschienen bis über den Rand der Atmosphäre von Kokon hinaus. Major Matatsi begann daran zu zweifeln, daß das Ultraträgerschlachtschiff überhaupt auf diesem Planeten landen konnte. Zwischen den Energiebahnen schien zuwenig Platz für den Koloß zu sein.

Er betrachtete die stumpfgraue Oberfläche der Station. Die roten Flecke strahlten eine seltsame Kraft aus, der Matatsi zu erliegen drohte. Er spürte es und zwang sich, das Schleusenschott zu öffnen und die Station zu betreten. Augenblicklich wich der Druck auf sein Gehirn. Er fühlte sich wieder frei.

Rasch eilte er zur Zentrale. Hier waren bereits spürbare Veränderungen vorgenommen worden, dennoch konnte noch niemand behaupten, daß sie die technische Anlage wirklich ganz überblickten und beherrschten. Dafür wurden weitere Spezialisten von der MARCO POLO benötigt.

Die Mutanten standen bei der Kontrolltafel. Toronar Kasom kam sofort zu dem Kommandanten der CMP-18, als er ihn erblickte. Er lächelte ihn zaghaft an.

»Die Mutanten haben mit dem Zellplasma und mit den Immun-Kranken Verbindung aufgenommen«, berichtete er flüsternd. »Eben ist die Landeerlaubnis gekommen.«

Kainoro Matatsi stutzte.

Auf den Bildschirmen wurde die MARCO POLO bereits sichtbar. Die obersten Luftschichten flimmerten, als die heißen Abstrahlungen in sie hineinrasten. Der gewaltige Kugelkörper schien den ganzen Himmel über der Station auszufüllen.

»Ist es nicht sehr riskant, wenn das Schiff hier landet?« fragte Matatsi. »Können wir dem Plasma und den Immun-Kranken wirklich trauen?«

»Die Mutanten sind überzeugt davon. Niemand könnte das besser beurteilen als sie.«

»Und was geschieht, wenn sich Kokon doch noch als Falle erweist?«

»Sie sind zu argwöhnisch, Matatsi«, entgegnete Kasom. Er wandte sich um und beobachtete die Bildschirme.

Die MARCO POLO schien auf der Stelle zu schweben. Die Emotionauten hatten die Landebeine bereits ausgefahren, obwohl das Schiff sich noch immer in einer Höhe von sechstausend Metern befand. Aus der Sicht der Schienenstation sah es so aus, als könne das Ultraträgerschlachtschiff keine Lücke in den eng beieinanderstehenden Energieschienen finden.

»Mir ist nie so sehr bewußt geworden, wie groß die MARCO POLO tatsächlich ist, wie in diesem Augenblick«, sagte Kainoro Matatsi voller Bewunderung.

Das zweieinhalb Kilometer durchmessende Raumschiff senkte sich langsam herab. Die Triebwerke entfalteten einen ungeheuren Lärm, der bis in die Schienenstation drang. Die Männer mußten schreien, um sich verständlich machen zu können.

Das Zellplasma in der Tiefebene wich zurück. Plötzlich bewegten sich ganze Wälder und Savannen, als würden sie von einer Sturmflut davongetragen. Darunter wurde felsiger und sandiger Boden sichtbar. Sand und Staub wirbelten auf. Die Raumkugel hüllte sich ein. Auf den Bildschirmen war kaum noch etwas zu erkennen. Minuten

vergingen, bis sich Schmutz und Staub so weit gesenkt hatten, daß wieder Einzelheiten an der MARCO POLO zu sehen waren.

Kainoro Matatsi atmete schnell und laut. Er war sehr erregt und schien sich nur mühsam beherrschen zu können. Dort, wo eben eine ockergelbe und grüne Ebene gewesen war, erhob sich jetzt ein Gebirge aus Ynkelonium-Terkonit.

Die MARCO POLO leuchtete hellrot im Licht von Praspa. Der bläuliche Schimmer der Ynkelonium-Terkonit-Legierung war lediglich an ihrer Unterseite und am Ringwulst zu erkennen.

Alaska Saedelaere verließ die Zentrale. Gucky und die anderen Mutanten folgten ihm. Major Matatsi ging zum Kontrollpult. Wie gebannt blickte er auf die Bildschirme. Er schien sich nicht vom Anblick der MARCO POLO lösen zu können. Oberhalb des Ringwulstes öffnete sich eine Schleuse. Mehrere Transportgleiter kamen zur Schienenstation herüber. Einer von ihnen kehrte schon bald wieder zur MARCO POLO zurück. Er nahm Gucky und die anderen Mutanten mit. Auch Alaska Saedelaere befand sich an Bord.

Wie Gucky bereits mitgeteilt hatte, verzichteten die immunen Gelben Eroberer erstaunlicherweise darauf, nun ebenfalls auf eine Brutwelt gebracht zu werden.

»Da!« rief Matatsi. »Das Zellplasma bewegt sich wieder.«

Er zeigte auf die Bildschirme. Kasom blickte hin. Das Gebirge, das sich am Horizont erhoben hatte, schwankte wie unter einem Erdbeben. Die steilen Berghänge sackten zusammen. An anderen Stellen erhoben sich neue Spitzen.

Die beiden Männer in der Zentrale der Schienenstation konnten nur einen Teil des Gebirgszuges sehen. Der andere wurde durch die MARCO POLO verdeckt. Deutlich konnten sie verfolgen, wie gewaltige Plasmamassen über die Tiefebene glitten. Unter den heißen Abstrahlgasen des Schiffes schienen die Berge zu schmelzen. Wellenförmig wälzten sie sich an die riesige Raumschiffskugel heran.

Die Berge wurden immer flacher, während das Höhenniveau der Ebene immer mehr anstieg. Die ockergelbe Masse erreichte die Landeteller der MARCO POLO und umfing sie. Dann kroch sie an den Landebeinen hoch. Innerhalb weniger Minuten türmte sich so viel Zellplasma auf, daß die untere Kugelrundung eingehüllt wurde. Major Kainoro Matatsi stöhnte und hob die Fäuste in ohnmächtigem Zorn. Als das Plasma sich noch weiterwälzte und Dämme um das Raumschiff herumbildete, blickte der Kommandant den Ertruser hilfeschend an. Er brauchte einen Rat, denn er wußte nicht mehr, was er tun sollte.

Die ockergelbe Masse kroch an der Außenwand der MARCO POLO hoch. Überall schoben sich Plasmafingernach oben, tasteten sich weiter und weiter voran, während ihr Berge von lebender Masse folgten.

Matatsi beugte sich entschlossen nach vorn. Seine Hände legten sich auf die Tasten, mit denen er die sonnenheißen Energiestrahlen aus den Bordwaffen der Schienenstation abschießen konnte.

»Ich werde nicht zusehen, wie die MARCO POLO von dem Zeug erdrückt wird«, sagte er. »Sehen Sie doch, sie ist schon zur Hälfte in dem Plasma verschwunden.«

»Denken Sie wirklich logisch, Matatsi?«

Der Japaner sah den Ertruser verblüfft an.

»Wie können Sie nur so ruhig bleiben, Kasom?« fragte er. »Wir müssen doch etwas tun, um zu verhindern, daß unsere sogenannten Verbündeten die MARCO POLO ganz verschütten.«

Toronar Kasom zeigte gelassen auf die Feuertasten. »Bitte, tun Sie etwas«, riet er. »Sie wissen genau, ob das auch richtig wäre?«

Matatsi blickte wieder auf die Bildschirme. Nur noch ein kleiner Teil des Raumschiffes blickte aus der Plasmamasse heraus, die sich rund um den Ynkelonium-Terkonit-Koloß herum zu einem Gebirge aufgetürmt hatte. Seine Hände legten sich erneut auf die Tasten.

Major Kainoro Matatsi überlegte.

Und plötzlich wurde er ruhiger. Er entspannte sich. Toronar Kasom, der ihn sorgfältig beobachtete, merkte, wie er langsam zu sich selbst zurückfand. Angesichts der Gefahr, die er für die MARCO POLO als gegeben ansah, überwand er die psychische Störung, die auch ihn belastet hatte.

Er begann zu lächeln. Dann schüttelte er den Kopf und drehte sich zu dem Ertruser um.

»Sie haben recht, Kasom, ich mache mir wirklich unnötige Sorgen. Die Kampfkraft des Ultraträgerschlachtschiffes reicht auch jetzt aus. Die MARCO POLO kann sich notfalls selbst befreien. Das Zellplasma kann keinen großen Schaden anrichten.«

Kainoro Matatsi wandte sich um und ging zum Ausgang. Einige Techniker und Wissenschaftler der MARCO POLO betraten die Zentrale. Sie kümmerten sich kaum um die beiden Männer und begannen sofort damit, die Anlagen zu inspizieren.

Der Ertruser verließ die Station ebenfalls.

Earl Watton blickte weder nach links noch nach rechts, als er hinter dem Transportroboter die CMP-18 verließ. Er war sich nicht sicher, ob die Männer an der Schleuse ihn überhaupt beachteten, hatte jedoch das Gefühl, daß sie ihn alle beobachteten.

Er schalt sich einen Narren. Niemand konnte wissen, daß in der Kiste drei Kaninchen waren. Carol Masha hatte recht. Niemand würde sich über ihn lustig machen.

Als er den Hangar verließ und einem Transportschacht zustrebte, hatte er sich bereits beruhigt. Er begegnete mehreren Männern von den anderen Kreuzern. Niemand beachtete ihn mehr als gewöhnlich. Earl Watton fühlte sich immer sicherer. Er begann, ein Lied zu pfeifen, das im Augenblick bei den Mannschaften hoch im Kurs stand.

Minuten später schon schwebte er in einem Antigravfeld nach oben. Bei einem Zwischendeck mußte er den Schacht vorübergehend verlassen, weil ein wichtiger Maschinentransport den Vorrang hatte. Er gesellte sich zu einigen Männern, die auf einem Informationsbildschirm beobachteten, wie die MARCO POLO sich dem Planeten Kokon näherte. Der Anflug interessierte ihn so sehr, daß er den Roboter in einen Winkel des Vorräumeres dirigierte und ihn dort warten ließ. So verfolgte er, wie das Ultraträgerschlachtschiff sich langsam in die Atmosphäre von Kokon herabsenkte und dabei mehrfach bedrohlich dicht an den Energieschienen vorbeischwebte.

Die Männer beobachteten die Landung in atemloser Spannung. Niemand sprach ein Wort. Daher fuhren alle erschreckt zusammen, als es plötzlich laut hinter ihnen krachte.

Earl Watton drehte sich um. Der Roboter stand noch immer in der Ecke. Ein Unteroffizier war gegen ihn geprallt, weil er nur auf den Bildschirm gesehen und den Roboter nicht bemerkt hatte. Die Kiste war auf den Boden gefallen und hatte den Krach verursacht. Dabei hatte sich der Deckel verschoben. Der Roboter wollte ihn schließen, war jedoch nicht schnell genug.

Ein weißes Kaninchen sprang aus dem Kasten und hoppelte auf den Antigravschacht zu. Die Männer vor dem Bildschirm begannen verblüfft zu lachen.

Earl Watton schluckte trocken. Er spürte einen stechenden Schmerz in der Brust. Am liebsten wäre er jetzt irgendwohin verschwunden, aber er wußte, daß er das nicht durfte.

So nahm er allen Mut zusammen, löste sich aus der Gruppe und stürzte sich auf das Kaninchen. Er hatte kaum gehofft, es beim ersten Versuch schon fangen zu können, doch als er danebengriff und bäuchlings auf dem Boden landete, schossen ihm Tränen der Wut in die Augen. Er hörte die anderen Männer lachen.

Ein untersetzter Sergeant rief ihm etwas zu, das er nicht verstand. Die anderen reagierten mit einem brüllenden Gelächter. Einer der Männer stellte sich dem Kaninchen in den Weg. Er versuchte jedoch nicht, es zu fangen, wie Watton gehofft hatte, sondern trieb es auf den Antigravschacht zu.

In diesem Moment kam Earl Watton eine Idee.

Er erhob sich und gab sich dabei alle Mühe, so ruhig wie nur möglich zu erscheinen. Sein Gesicht war kreidebleich. Die Augen lagen unnatürlich tief in den Höhlen. Sich so zu beherrschen kostete ihn unmenschliche Anstrengung, aber er schaffte es. Er ging zum Roboter, nahm ihm die Kiste ab und befahl ihm, das Tier zu fangen. Mit dem Kasten im Arm begab er sich zum Antigravschacht und ließ sich weiter nach oben tragen. Der Automat war wesentlich schneller als das Kaninchen. Er benötigte nur Sekunden, um es einzufangen und Watton zu folgen.

Der Unteroffizier war froh, daß er wieder allein war. Das Gelächter der anderen Männer hallte ihm in den Ohren wider. In diesen Sekunden hätte er Carol Masha für den Befehl töten können, die Tiere ins virologische Labor zu bringen.

Er atmete auf, als er wenige Minuten später ohne weitere Zwischenfälle das medizinische Zentrum erreichte. Mühelos fand er die Laboratorien. Er drückte auf einen Knopf neben dem Eingang und wartete. Fast drei Minuten vergingen, bis sich ein Arzt meldete.

»Ich habe noch einige Tiere für Dr. Jacobi«, sagte er mit nervös klingender Stimme. Er fragte sich, ob es wirklich notwendig war, daß man

ihn so lange warten ließ und dann auch noch so tat, als sei das ganz in Ordnung.

Die Tür öffnete sich. Durch mehrere Glaswände hindurch konnte er in die Laboratorien sehen, in denen zahlreiche Männer und Frauen arbeiteten. Obwohl jeder irgendwelche Instrumente in den Händen hielt und für sich allein an den Tischen stand, gewann Watton den Eindruck, daß hier niemand wirklich etwas tat.

Ein Arzt gab ihm mit Gesten zu verstehen, daß er etwas warten möge. Earl Watton setzte sich auf eine Bank. Der Roboter blieb neben ihm stehen und hielt die Kiste. Der Unteroffizier hörte die Tiere darin herumkriechen. Er preßte die Lippen zusammen und fragte sich, ob die Ärzte und ihre Helferinnen wirklich so beschäftigt waren, daß niemand ihm die Tiere sofort abnehmen konnte. Dabei vergaß er, daß es für ihn auf der CMP-18 vorläufig auch nichts zu tun gab. Aber das war nicht wesentlich für ihn. Er ärgerte sich darüber, daß man ihn so wenig beachtete. Er sah nur sich und den Auftrag, den er so schnell wie möglich hinter sich bringen wollte.

Er wartete. Die Minuten verstrichen. Seine Unruhe steigerte sich. Zwei Ärztinnen verließen den verglasten Teil des Labors. Sie gingen an ihm vorbei, ohne ihn zu beachten. Sie sprachen über etwas, das er nicht verstand. Er erhob sich, um sie etwas zu fragen, doch sie verschwanden, bevor er etwas über die Lippen gebracht hatte.

Er setzte sich wieder.

Wenig später kam eine Laborhelferin. Er fragte sie nach Dr. Jacobi. Freundlich zeigte sie auf einen Arzt, der in einem mehrfach durch Glaswände abgesicherten Teil des Labors arbeitete.

»Er wird gleich kommen«, sagte sie. »Wir haben ihn informiert. Bitte, haben Sie noch etwas Geduld.«

Sie ging. Earl Watton hatte jedoch keine Geduld mehr. Ihm war heiß, das Kratzen der Pfoten an der Wand der Kiste machte ihn nervös. Er mußte an das Gelächter der Männer beim Bildschirm denken. Ihre Spottworte klangen ihm in den Ohren nach. Und er begann sich zu fragen, ob sich die Ärzte hier im Labor auch über ihn lustig machten.

Er erhob sich und ging in dem kleinen Vorraum auf und ab. Seine Blicke hefteten sich auf Dr. Jacobi, der scheinbar beschäftigungslos an einem Labortisch stand und auf einige Röhrchen schaute, die mit farbigen Flüssigkeiten gefüllt waren.

Der Virologe Dr. Jacobi war in den letzten Tagen noch nie so erregt gewesen wie heute.

Nach seinen letzten Untersuchungen hatte er eine längere Konferenz mit dem Internisten Dr. Khomo Serenti und dem Chirurgen Dr. Kaspon gehabt. Die beiden Wissenschaftler hatten genügend virologische Kenntnisse, um mit ihm diskutieren zu können. Sie waren alle Möglichkeiten durchgegangen, die sich für Dr. Jacobi noch ergaben. Dabei hatten sie größere Fortschritte gemacht als er in seiner Zwiesprache mit der Positronik der MARCO POLO. Menschliche Phantasie hatte sich wieder einmal als überlegen erwiesen, wenngleich man bisher nicht zu einem greifbaren Ergebnis gekommen war.

Dr. Jacobi hatte ungewöhnliche Wege beschriftet, um seinem Ziel näher zu kommen. Er mußte eine Virusform finden, mit der die Geburtenwelle der Gelben Eroberer zu stoppen war, ohne daß zugleich eine tödliche Gefahr für alle humanoiden Lebewesen in der Galaxis entstand.

Dr. Jacobi zuckte zusammen, als es an der Glastür zu seinem Labor klopfte. Er blickte auf. Dr. Serenti stand vor ihm und lächelte ihm zu. Sofort schaltete er seine Untersuchungsgeräte ab, verließ seinen Glaskäfig und ging zu dem Internisten. Eine Laborhelferin kam zu ihm und machte ihn auf den Unteroffizier aufmerksam, der die Kaninchen bringen wollte.

»Sofort«, sagte er. »In zwei Minuten habe ich Zeit für ihn.«

Er führte Dr. Serenti zu einer Steuertafel eines Elektronenmikroskops.

»Ich habe eine wichtige Spur«, berichtete er. »Und ich glaube, daß sie endlich zum Ziel führt.«

»Da bin ich aber gespannt«, entgegnete Dr. Serenti lächelnd.

»Ich bin Ihrem Rat gefolgt und habe eine noch genauere Zellanalyse gemacht. Dabei habe ich mich ganz auf die Ribonukleinsäure konzentriert. Wenn ich mich nicht getäuscht habe, dann liegt in den Ribosomen der Gelben Eroberer der Schlüssel. Sie unterscheiden sich klar von denen der Menschen und aller mit ihnen verwandten Lebensformen. Die Differenz ist nur gering, aber doch sehr deutlich.«

»Das könnte tatsächlich eine Spur sein.«

»Ich bin gerade jetzt dabei, die spezifische Reaktion der Viren auf die einzelnen Zellbestandteile zu prüfen«, erklärte Dr. Jacobi. »Bis jetzt habe ich den Eindruck, daß ich es gefunden habe. Ich brauche noch ein bis zwei Tage, dann werde ich das Virus in einer Form liefern können, das hochinfektiös für die Gelben Eroberer, für uns aber harmlos ist - immer unter dem Vorbehalt, daß ich mich nicht geirrt habe.«

»Was war das für ein Versuch, den Sie gerade unternommen haben?«

»Ich hatte die erste, veränderte Form des Regulationsvirus vorliegen, die unsere Bedingungen erfüllen könnte.«

Dr. Jacobi lächelte. »Ich wollte das Virus sowohl auf Testplasma als auch auf ein Kaninchen ansetzen.«

»Unterrichten Sie mich, sobald Sie etwas Genaueres sagen können«, bat der Internist und verabschiedete sich.

Dr. Jacobi kehrte in sein Labor zurück. Er hatte Earl Watton vergessen und konzentrierte sich voll auf den Versuch. Eine halbe Stunde verging. Da wurde er durch das Splittern von Glas aufgeschreckt.

Er hielt ein Reagenzglas mit einigen Tropfen einer virushaltigen Flüssigkeit in der Hand. Das transparente Schutzmaterial seiner Maske verrutschte ein wenig, als er aufblickte.

Er sah den Unteroffizier Earl Watton mit der Kiste auf den Armen in das Labor kommen. Zielstrebig schritt er auf die Isolierstation zu. Dr. Jacobi beobachtete ihn beunruhigt. Er sah das fleckige Gesicht des Mannes und erkannte sofort, daß er sich in einem extremen Erregungszustand befand. Earl Watton war nicht mehr aufzuhalten.

Er trat gegen die Glastür. Als sie sich nicht öffnete, schmettete er die Kiste dagegen, trat zwei Schritte vor und zerschlug auch die nächste Tür. Dann schleuderte er dem Virologen den Kasten vor die Füße. Er wollte etwas sagen, brachte aber kein Wort über die Lippen. Plötzlich schien er zu begreifen, was er getan hatte. Er bückte sich, um das Reagenzglas, das er dem Arzt aus der Hand geschlagen hatte, aufzuheben. Dr. Jacobi hielt ihn an der Schulter fest.

»Nicht, nicht«, rief er, doch die Schutzmaske dämpfte die Worte zu sehr. Watton verstand ihn nicht. Er fühlte sich angegriffen und schlug nach dem Virologen.

Als Dr. Jacobi zu Boden stürzte, kam Watton erneut zu sich. Abermals bereute er, was er getan hatte, doch jetzt half er dem Arzt nicht, sondern zog sich eilig zurück. Er lief durch die Desinfektionsschleuse und wollte in das allgemeine Labor hinaus, als er die anderen Ärzte und Helferinnen sah. Sie bildeten eine Mauer vor ihm. Ein Arzt hielt einen Energiestrahler in der Hand. Alle preßten sich Tücher oder Gesichtsmasken vor Mund und Nase.

»Wenn Sie noch einen Schritt weitergehen, dann erschieße ich Sie!« rief der bewaffnete Arzt.

Earl Watton fühlte einen Stich im Nacken. Er fuhr herum, während bleierne Schwere auf ihn herabfiel. Er konnte nur noch durch einen Nebelschleier erkennen, daß der Virologe vor ihm stand und eine Spritze in der Hand hielt. Dann brach er zusammen. Den Infektionsalarm hörte er schon nicht mehr.

Toronar Kasom grüßte lässig, als er die Schleuse verließ und die MARCO POLO betrat. Ein Kommando Elektronikspezialisten ging an ihm vorbei. Es würde die Schienenstation bis in alle Einzelheiten hinein erforschen und für terranische Zwecke umgestalten.

Ein Decksoffizier trat auf Kasom zu. »Sir. Sie werden gebeten, sich sofort mit Major Matatsi in der Hauptkommandozentrale einzufinden. Der Großadministrator erwartet Sie.«

»Danke«, sagte Kasom überrascht. Er blickte den Japaner fragend an, aber auch Kainoro Matatsi schien sich nicht denken zu können, weshalb sie in die Zentrale gerufen wurden.

»Wenn's so dringend ist, dann wollen wir uns lieber beeilen«, sagte der Kommandant der CMP-18.

Die beiden Männer gingen etwas schneller als bisher. Innerhalb weniger Minuten erreichten sie die Hauptkommandozentrale, die auch jetzt voll besetzt war.

Der Erste Kosmonautische Offizier lehnte mit verschränkten Armen an seinem Spezialsessel. Er lächelte Kasom zu, als dieser eintrat.

Der Ertruser stellte fest, daß auch die Feuerleitzentrale auf allen Positionen besetzt war. Der Erste Feuerleitoffizier, Major Pedro Cuasa, saß auf seinem Platz und überprüfte seine Instrumente. Kasom konnte ihn auf einem Bildschirm sehen, der einen Einblick in die Feuerleitzentrale vermittelte.

An dem Konferenztisch saßen Perry Rhodan, Atlan, Dr. Serenti und der Kosmopsychologe Dr. Thunar Eysbert, ein schlanker Terraner, dessen Haar ebenso weiß war wie das von Atlan.

»Ihre Männer machen uns Schwierigkeiten«, sagte Rhodan nach einer kurzen Begrüßung zu Major Matatsi.

»Während Sie abwesend waren, sind die CMP-18 und ihre Besatzung zu einem medizinischen Problem geworden.«

»Wie darf ich das verstehen?« fragte der Kommandant der CMP-18 betroffen. »Was ist geschehen?«

»Einer Ihrer Männer hat in den medizinischen Laboratorien die Nerven verloren. Er hat um sich geschlagen und sich dabei mit vermutlich tödlichen Regulationsviren infiziert. Wir waren gezwungen, den gesamten Laboratoriumstrakt zu isolieren.«

»Das verstehe ich nicht, Sir. Wie konnte es zu diesem Zwischenfall kommen?«

Professor Dr. Thunar Eysbert lehnte sich vor. »Sie hatten Gelegenheit, an einem Einsatz teilzunehmen und sich dabei zu beobachten«, sagte der Psychologe. »Was ist Ihnen dabei aufgefallen?«

Kainoro Matatsi schwieg. Er zögerte, die Vorfälle zu schildern, bei denen er sich nicht voll unter Kontrolle gehabt hatte. Doch als er die ruhigen Augen von Dr. Eysbert sah, begann er zu berichten.

Er schloß: »Ich hatte mehrmals den Eindruck, als ob etwas Fremdes die Gewalt über mich übernehmen wollte. Je länger der Einsatz dauerte, desto ruhiger wurde ich jedoch. Ich glaube, daß die Krise jetzt überstanden ist.«

Der Kosmopsychologe nickte. Er schien zufrieden zu sein.

»Ihr Unteroffizier hat gar nicht einmal ungewöhnlich gehandelt«, erklärte er. »Ihm sind einfach die Nerven durchgegangen. Er mußte sich irgendwie Luft machen. Da hat er um sich geschlagen. Die Folgen seines Amoklaufes konnte er nicht übersehen. Er hat die MARCO POLO in Gefahr gebracht. Die Ärzte versuchen unter der Leitung von Dr. Jacobi die Laboratorien zu desinfizieren. Vielleicht schaffen sie es, alle Viren zu vernichten. Earl Watton aber dürfte verloren sein.«

»Darf ich fragen, was das Ziel der virologischen Untersuchungen ist?«

»Natürlich«, antwortete Rhodan. »Wir planen, wenigstens drei Planeten mit diesem Virus zu verseuchen. Wir werden drei Kreuzer der Planetenklasse mit Spezialraketen ausrüsten. Diese Geschosse sollen in die Atmosphäre der von den Gelben Eroberern besetzten Welten abgefeuert werden. Dort sollen sie die Viren ausstoßen und über die gesamte Oberfläche des Planeten verteilen.«

»Das dürfte dann ausreichen, um alle Gelben Eroberer zu infizieren.«

»Richtig«, bestätigte Rhodan. »Dr. Jacobi stand dicht vor dem Ziel. Jetzt wird er vermutlich noch einige Tage benötigen, um das Virus in genügender Menge isolieren zu können.«

Kainoro Matatsi blickte erst Professor Eysbert an, dann Toronar Kasom und dann Atlan, der als Chef der Beiboote fungierte.

»Wenn ich alles richtig verstanden habe, dann kommt es für die Besatzung der CMP-18 entscheidend darauf an, zum Einsatz zu kommen. Sie braucht einen psychologisch sehr starken Reiz, um den Schock zu überwinden, den sie durch die Verdummung und die folgende Umkehrung erlitten hat«, sagte er. »Sir, ich möchte Sie bitten, die CMP-18 an der bevorstehenden Aktion teilnehmen zu lassen.«

Rhodan schüttelte den Kopf.

»Diesen Vorschlag halte ich nicht für gut«, entgegnete er. »Ich glaube nicht, daß die CMP-18 einen so schweren Einsatz überstehen kann.«

Professor Eysbert räusperte sich. Er schob eine Akte zu Rhodan hinüber, die vor ihm auf dem Tisch gelegen hatte.

»Die bisherigen Erfahrungen beweisen, daß sich die Schockgeschädigten psychisch sofort stabilisieren, wenn sie gefordert werden. Gibt man ihnen also eine echte Aufgabe zu lösen, dann handeln sie voll verantwortlich.«

»Die Erfahrungen, die wir bisher sammeln konnten, sind noch zu gering«, widersetzte sich Rhodan. »Keiner dieser Männer befand sich in einer echten Gefahrensituation, in der es auf blitzschnelles Handeln ankommt. Auch Major Matatsi nicht.«

Eysbert lächelte.

»Wer sagt denn, daß wir die CMP-18 in eine echte Gefahrensituation bringen wollen?« fragte er. Seine Augen blitzten, als er Kainoro Matatsi anblickte. »Zweifelloos ist der Einsatz nicht ungefährlich. Die Gelben Eroberer sind wachsam geworden. Wir können aber dennoch einen Planeten wählen, der für die CMP-18 ein geringes Risiko in sich birgt.«

»Außerdem könnten wir der CMP-18 sicherheitshalber einige Offiziere beigeben, die keinerlei Schockfolgen zeigen«, schlug Atlan vor. Er bemerkte, daß Matatsi die Lippen heftig zusammenpreßte, und lächelte ebenfalls.

»Die Offiziere und die Besatzung müssen diese Vorkehrungen ja nicht unbedingt merken.«

Rhodan überlegte. Er schien sich nicht mit dem Gedanken anfreunden zu können, die CMP-18 an einem so wichtigen und so gefährlichen Einsatz teilnehmen zu lassen.

Professor Eysbert meldete sich erneut zu Wort.

»Wir dürfen nicht übersehen, daß bei der Besatzung der CMP-18 eine echte Psychose vorliegt. Niemand an Bord der MARCO POLO glaubt, daß die Maschinen der CMP-18 von der Besatzung außer Betrieb gesetzt wurden, damit das Schiff nicht an dem Abwehrkampf teilnehmen konnte. Doch der überwiegende Teil der Besatzung hat das Gefühl, daß es so ist. Man sollte der CMP-18 eine Chance geben. Auf uns kommt es an, den Einsatz so zu gestalten, daß nichts passieren kann.«

»Sie können Zufälle niemals ausschalten«, gab Rhodan zu bedenken.

»Sir«, sagte Kainoro Matatsi. »Ich möchte Sie dennoch um eine Chance für die CMP-18 bitten. Keiner meiner Männer würde es verstehen, wenn das Schiff an diesem Einsatz nicht teilnimmt. Die Situation ist durch das Verhalten von Earl Watton vermutlich noch verschärft worden. Die CMP-18 sollte nicht zurückgestellt werden.«

»Wir werden darüber sprechen«, entgegnete Rhodan. »Noch ist es nicht soweit. Erst muß Dr. Jacobi das Rätsel der Regulationsviren gelöst haben.«

Nach fünf Stunden konzentrierter Arbeit hatte Dr. Jacobi es geschafft. Die Laboratorien waren desinfiziert worden. Mit empfindlichen Biosoren war überprüft worden, ob noch Viren vorhanden waren. Das Ergebnis der Untersuchungen waren negativ.

Dr. Jacobi konnte aufatmen. Keiner der Ärzte hatte sich infiziert, und auch die Helferinnen hatten Glück gehabt. Nur Earl Watton war mit den Viren in Berührung gekommen. Er hatte sie vermutlich eingeatmet.

Nachdenklich blieb der Virologe vor der gläsernen Isolierstation stehen, in der der Kranke lag. Watton hatte sich innerhalb der letzten Stunden bereits deutlich verändert. Dr. Jacobi hatte keine Hoffnungen, daß er durchkommen würde. Das sagte er auch Dr. Serenti, als dieser zu ihm kam.

»Sehen Sie, die Haut hat sich dunkel gefärbt«, erklärte er. »Die Muskeln haben sich verhärtet. Dieser Prozeß geht von außen nach innen. Erst verkrampfen sich die Muskeln der Extremitäten, dann die Bauchmuskulatur. Jetzt greift die Veränderung auf die Organe über.«

»Dann ist es nur noch eine Frage der Zeit, bis es zum Exitus kommt«, sagte der Internist.

»Gleichzeitig erfahren wir auf eine sehr bittere Weise, daß mein erster Versuch fehlgeschlagen ist«, fügte Dr. Jacobi hinzu. »Es ist mir nicht gelungen, das Virus so zu verändern, daß es nur für die Gelben Eroberer, nicht aber für uns gefährlich ist.«

»Wann können Sie Ihre Arbeit wiederaufnehmen?«

Der Virologe blickte auf sein Armchronometer. Es zeigte bereits den 10. Juni 3442 Erdzeit an.

»Ich bin völlig übermüdet«, antwortete Dr. Jacobi. »Jetzt benötige ich dringend eine Schlafpause. Wenn es dann nicht wieder Zwischenfälle wie diese gibt, habe ich es in zehn Stunden geschafft.«

Toronar Kasom begleitete Perry Rhodan zur Schienenstation hinüber. Als sie mit einem Gleiter aus der Schleuse flogen, öffnete das Zellplasma ihnen den Weg. Es teilte sich und bildete einen Tunnel, durch den sie hinaus-schweben konnten. Der Ertruser lächelte. Gucky hatte nicht zuviel behauptet. Die Verständigung zwischen den Mutanten und dem Plasma war tatsächlich ausgezeichnet. Man arbeitete vorzüglich zusammen.

In der Station herrschte ein fieberhaftes Treiben. Ein umfangreiches Spezialkommando aus Technikern und Wissenschaftlern aller Fakultäten arbeitete daran, sie zu erforschen. Rhodan wollte sie unter seine absolute Kontrolle bringen.

Toronar Kasom, der sich vorher genau informiert hatte, führte Rhodan durch die automatischen Anlagen.

»Die Notsender sind lahmgelegt oder unter unsere Kontrolle gebracht worden. Kein Funkspruch kann uns jetzt noch verraten. Wir haben wieder einmal das Glück des Tüchtigen gehabt. Die Wissenschaftler meinen, wir hätten es nur einem puren Zufall zu verdanken, daß die Station keinen Vollarms gegeben hat, als die Mutanten eindrangten.«

Sie betraten einen kreisrunden Raum. Er war mit positronischen Spezialgeräten der MARCO POLO gefüllt. Wenigstens zwanzig Funktechniker arbeiteten hier. Einer von ihnen kam zu Rhodan, als er ihn sah.

»Nun, wie weit sind Sie?« fragte Kasom.

»Wir haben begonnen, die einlaufenden Hyperfunktprüche zu dechiffrieren«, antwortete der Techniker. »Sie sind schon tagelang vorher gespeichert worden.«

»Was beinhalten sie?« fragte Rhodan.

»Sie zeugen von einer ungeheuren Hektik und einer wachsenden Panik. Die MARCO POLO hätte kaum mehr Aufregung verursachen können. Die Tatsache, daß ein fremdes Raumschiff von außen in den Schwarm eindringen konnte, wirkt wie ein Schock.«

»Haben Sie auch wieder hypnosuggestive Ausstrahlungen aufgefangen?«

»Sehr viele sogar, Sir«, entgegnete der Spezialist auf die Frage Rhodans. »Die überlichtschnellen Befehlsimpulse der Kristallplaneten sind allgegenwärtig. Vermutlich gibt es überall diese Planeten. Die Anweisungen sind geradezu beschwörend. Irgend jemand scheint größten Wert darauf zu legen, unter den Völkern des Schwarms Ruhe und Ordnung aufrechtzuerhalten.«

Rhodan nickte. Er schien keine andere Auskunft als gerade diese erwartet zu haben. Toronar Kasom zeigte sich überrascht.

»Mit der Unterstützung der Immun-Kranken und der Dechiffrierpositroniken konnten wir ermitteln, daß die Niederlage von Trantus-Tona allgemein bekanntgeworden ist. Die Schwarmherrscher sprechen von einer katastrophalen Schlappe.«

»Man ist also beunruhigt«, stellte Rhodan zufrieden fest.

Der Techniker reichte ihm einige Bogen und Datenträger, auf denen die wichtigsten Ermittlungen festgehalten worden waren.

»Man ist beunruhigt«, wiederholte er. »Immer wieder gibt es Anfragen, die teilweise schon panikartig sind. Sie werden an den Gott *Y'Xanthymr* oder an andere Götter gerichtet, die einen fast gleichen oder doch ähnlich klingenden Namen haben.«

»Was beinhalten diese Anfragen?«

»Wir haben noch nicht alles dechiffrieren können, Sir«, entgegnete der Spezialist auf Rhodans Frage. »Wir können aber schon folgendes sagen: Man will wissen, was in den gepriesenen Stätten Aclars eigentlich vorgefallen ist. Niemand scheint zu begreifen, was geschehen ist. Mit beruhigenden Appellen gibt man sich auch nicht zufrieden. Fast immer kommen auf Anfragen augenblicklich hypnosuggestive Impulse, die einen sanften Zwang zum Gehorsam enthalten.«

»Haben Sie herausfinden können, woher diese Sendungen kommen?« fragte Rhodan.

»Noch nicht.«

»Danke«, sagte Rhodan. Er verließ zusammen mit Kasom die Station und kehrte zur MARCO POLO zurück, nachdem er mit einigen anderen Wissenschaftlern ebenfalls informatorische Gespräche geführt hatte.

»Jetzt gibt es wohl keinen Zweifel mehr«, meinte der Ertruser, als er den Gleiter in die Schleuse des Ultraträgerschlachtschiffes lenkte. »Innerhalb des Schwarms gibt es Machthaber, die uns bislang unbekannt geblieben sind.«

»Das ist sicher«, bestätigte Rhodan. »Die Gelben Eroberer sind nicht das wichtigste Volk. Die unbekannten Herrscher legen offenbar größten Wert darauf, das Chaos zu verschleiern, das den anderen unverständlich ist. Die MARCO POLO hat die Situation verschärft. Wenn wir jetzt zusätzlich einige Planeten mit dem Regulationsvirus infizieren, werden wir zumindest den Glauben an die Allmacht jenes *Y'Xanthymr* und der anderen Herrscher erschüttern oder vielleicht sogar zerstören.«

Kasom setzte den Gleiter ab. Die beiden Männer verließen das Fluggerät.

»Jetzt drängt die Zeit«, sagte Rhodan. »Je früher wir zuschlagen, desto größer wird der Effekt sein. Die Unruhe im Schwarm darf sich nicht legen. Gehen Sie in die medizinische Station hinauf. Die Arbeit muß beschleunigt werden. Jetzt kommt es auf jede Stunde an.«

»Sie dürfen Dr. Jacobi jetzt nicht stören«, sagte Dr. Serenti.

Toronar Kasom setzte dem Internisten die Lage auseinander.

»Wir tun, was wir können«, entgegnete der Arzt. »Jacobi verschenkt keine Minute.«

»Dennoch möchte ich mit ihm sprechen. Ich muß wissen, wie weit er ist und wieviel Zeit er noch benötigt.« Dr. Serenti erhob sich seufzend. Er war nicht damit einverstanden, daß der Ertruser die Forschungsarbeit unterbrach, gab aber doch seinem Drängen nach. Die beiden Männer gingen in das Labor hinüber.

»Wie geht es Earl Watton?« fragte Kasom.

»Er ist tot«, antwortete der Arzt tonlos. Er blickte den Ertruser ernst an. »Er ist zugleich der Beweis dafür, wie gefährlich das Virus ist. Wir müssen sehr sorgfältig vorgehen, damit uns kein Fehler unterläuft. Niemandem wäre damit gedient, wenn wir eine Weltraumpest erzeugten.«

Sie betraten das Labor. Dr. Jacobi kam ihnen aus dem Desinfektionsraum entgegen.

»Wir haben es geschafft«, sagte er. »Das veränderte Virus ist völlig harmlos für unsere Biomasse und für die Kaninchen. Das ockergelbe Plasma aber reagiert wie gewünscht.«

»Nur nicht so bescheiden«, entgegnete Dr. Serenti. »Wenn jemand es geschafft hat, dann Sie allein. Ich gratuliere.«

»Danke.«

Dr. Jacobi ging zu einem Getränkeautomaten und zapfte sich einen Becher Kaffee ab.

»Ein kleines Problem wäre noch zu lösen«, sagte er.

»Und das wäre?« fragte Toronar Kasom. »Meinen Sie die Massenproduktion?«

»Das ist kein Problem für uns«, antwortete der Virologe. »Ich stelle Ihnen jede gewünschte Menge innerhalb weniger Stunden zur Verfügung. Nein, ich meine etwas anderes.«

»Was meinen Sie, Dr. Jacobi?«

Der Virologe trank den Becher aus und warf ihn in den Müllschlucker.

»Ich weiß, daß das Virus für unsere biologische Testmasse, die menschlichem Gewebe entspricht, und für Kaninchen, die ebenfalls ähnlich wie der Mensch reagieren, harmlos ist. Ich weiß jedoch nicht mit letzter Sicherheit, ob das Virus für Menschen wirklich ungefährlich ist.«

»Diese Frage müßte beantwortet werden«, sagte Kasom.

»Sie ist nur durch einen Versuch am Menschen zu klären.«

»Haben Sie denn Zweifel?« fragte Dr. Serenti.

Der Virologe nickte.

»Die bisherigen Erfahrungen mit dem Regulationsvirus waren so überraschend und verwirrend, daß ich es nicht mehr wage, irgend etwas zu behaupten, ohne dafür einen eindeutigen Beweis zu haben.«

Toronar Kasom blickte den Arzt verständnislos an.

»Und was jetzt? Rhodan benötigt das Virus. Es ist eine äußerst wichtige Waffe.«

»Ich weiß.«

Dr. Jacobi lächelte geheimnisvoll. Er nickte den beiden Männern zu und kehrte in die Virusstation zurück. Dr. Serenti wurde plötzlich unruhig. Er wollte dem Virologen folgen, doch die Glastür war von innen verriegelt worden.

Toronar Kasom sah, daß Dr. Jacobi ihnen zulächelte. Er hielt ein Skalpell in der Hand. Er tauchte es in ein Reagenzglas, das zur Hälfte mit einer rötlichen Flüssigkeit gefüllt war. Dann ritzte er sich die Haut auf.

Dr. Serenti blickte Kasom an. »Das hätte er nicht tun dürfen«, sagte er verwirrt.

»Wir hätten vorher darauf kommen müssen«, antwortete der Ertruser. »Dr. Jacobi hat bisher alle Fragen, die mit dem Virus zu tun haben, gelöst. Es war eigentlich klar, daß er auch die letzte Frage noch beantwortet haben wollte.«

Dr. Jacobi hatte sich selbst infiziert. Jetzt setzte er seine Arbeit im Labor fort, als sei nichts geschehen.

23.

Kainoro Matatsi begrüßte mit militärischer Exaktheit. Perry Rhodan bat ihn, Platz zu nehmen. Lordadmiral Atlan, der ebenfalls mit an dem Konferenztisch in der Hauptkommandozentrale saß, nickte dem Kommandanten der CMP-18 zu.

»Wir haben uns für die CMP-18 entschieden«, erklärte Rhodan sachlich. »Der Leichte Kreuzer soll an dem bevorstehenden Einsatz teilnehmen. Die beiden anderen Einheiten werden unter dem Kommando von Lordadmiral Atlan und Toronar Kasom stehen. Atlan und Kasom werden ebenfalls mit Leichten Kreuzern starten.«

»Danke«, sagte Matatsi erleichtert.

Rhodan hob abwehrend die Hand.

»Warten Sie ab«, riet er. »Ich bin kein Freund dieses Experimentes, vertraue aber Professor Eysbert, der davon überzeugt ist, daß der Auftrag für die CMP-18 die denkbar beste Therapie ist. Wir haben einen Kompromiß geschlossen.«

Kainoro Matatsi ließ nicht erkennen, was er dachte. Er ahnte, daß er sich mit Einschränkungen abfinden mußte.

»Um das Risiko für Sie und Ihre Mannschaft zu verringern, werden wir Ihnen drei erfahrene Offiziere zur Seite stellen. Außerdem werden wir einen Datenträger mit der Kontrollpositronik der CMP-18 koppeln. Sollte die Mannschaft aus irgendeinem Grunde versagen oder ausfallen, dann übernimmt die Positronik den Leichten Kreuzer.«

»Ich habe mit derartigen Vorkehrungen gerechnet, Sir«, entgegnete Kainoro Matatsi. »Selbstverständlich bin ich damit einverstanden. Wichtig ist lediglich, daß die Mannschaft diese Zusatzsicherungen nicht bemerkt.«

»Die Offiziere lassen sich aber nicht übersehen.«

»Ihre Anwesenheit läßt sich begründen. Der Träger sollte jedoch mit der nötigen Vorsicht installiert werden.« Der Japaner lächelte. »Und dann haben Sie doch sicherlich noch mehr risikomindernde Faktoren.«

»Nur einen«, versetzte Rhodan. »Die drei Leichten Kreuzer werden in den Kopf des Schwarms vorstoßen. Ihr Ziel sind drei Sonnensysteme, die wir als Infekt I, Infekt II und Infekt HI bezeichnet haben. Alle drei Systeme stehen dicht beieinander. Sie sind etwa 4513 Lichtjahre von Kokon entfernt.«

Rhodan schob Matatsi eine Sternenkarte zu, auf der die drei Sonnensysteme markiert worden waren.

»Von unseren Verbündeten auf Kokon, den Immun-Kranken, haben wir erfahren, daß im Schwarmkopf alle Planeten untergebracht worden sind, deren Bewohner vordringlich hinausfliegen müssen, um außerhalb des Schwarms ihre Geburtsteilung vorzunehmen. Die Gelben Eroberer auf diesen Planeten stehen also unter einer ganz besonderen psychologischen Belastung. Wenn wir dort zuschlagen, werden wir zwangsläufig den besten Effekt erzielen.«

»Welches Ziel ist für die CMP-18 vorgesehen, Sir?«

Rhodan beugte sich vor und zeigte mit dem Finger auf ein Sonnensystem, das sieben Lichtjahre hinter den beiden anderen im Schwarmkopf zurückstand.

»Die CMP-18 wird dieses Sonnensystem angreifen. Infekt III. Da es relativ weit von der Spitze des Schwarms entfernt ist, rechnen wir damit, daß es weniger scharf überwacht wird als die anderen. Sie erhalten einen Einsatz, der auf den ersten Blick nicht ganz so gefährlich zu sein scheint wie die nach Infekt I und n. Täuschen Sie sich jedoch nicht. Infekt III wird Ihnen Ihr ganzen Können abverlangen.«

Atlan zog die Karte zu sich heran und sah sie sich kurz an.

»Die GOOD HOPE II wird unter meinem Kommando Infekt II anfliegen. Der Erste Emotionaut Mentro Kosum wird den Leichten Kreuzer fliegen. Das dritte Schiff ist die CMP-49 aus der Fünften Kreuzer-Flottille mit Kommandant Major Hutyron Erkheto. Als Pilot hat er den Ertruser Toronar Kasom dabei. Beide Raumschiffe fliegen also über Ihr Zielgebiet hinaus. Daraus ergibt sich eine zusätzliche Möglichkeit, Ihnen zu Hilfe zu kommen, falls sich Schwierigkeiten für Sie ergeben sollten.«

Kainoro Matatsi erhob sich. Sein Gesicht war ernst, doch aus seinen Augen strahlte eine gelöste Heiterkeit. Der Japaner war ganz fest davon überzeugt, daß alle Sicherheitsvorkehrungen Rhodans überflüssig waren. Er kannte seine Besatzung und vertraute ihr.

»Niemand wird mir helfen müssen, Sir«, sagte er, »aber wir sind jederzeit bereit, auch bis in die äußerste Spitze des Schwarms vorzustößen, um die GOOD HOPE H oder die CMP-49 herauszuschlagen.«

»Das läßt Ihr Einsatzbefehl nicht zu«, entgegnete Rhodan. »Bitte, halten Sie sich genau an die Anweisungen.«

Dr. Jacobi griff nach einer nadelfeinen Sonde, die auf einem Glasständer lag. Er brauchte sie, um einen Tropfen der Virusflüssigkeit entnehmen zu können.

Seine Finger griffen daneben. Überrascht blickte er auf.

Er versuchte, Zeigefinger und Daumen zusammenzuführen, doch es gelang ihm nicht. Unruhe erfaßte ihn. Er griff mit der rechten Hand zur linken und massierte sie. Dabei fiel sein Blick auf das Chronometer. Er hatte wieder einmal zu lange gearbeitet. Nach einer kurzen Phase höchster geistiger und körperlicher Leistungsfähigkeit folgte immer eine gewisse Erschöpfung.

Der Virologe setzte sich auf eine Bank. Stechende Schmerzen krochen seinen Rücken hoch. Er mußte sich recken, um sie zu vertreiben. Unwillkürlich griff er nach seinem linken Unterarm und massierte ihn. Dabei fiel ihm auf, daß er sich kalt und hart anfühlte.

Jetzt streifte er den Kittel zurück und sah sich den Arm sorgfältiger an. Daumen, Zeigefinger, Handballen, Handgelenk und die Innenseite des Unterarms bis zum Ellenbogen hoch hatten sich dunkel verfärbt. Schwärzliches Fleisch schien sich unter die Haut geschoben zu haben.

Dr. Jacobi erschrak. Er fühlte, daß ihm der kalte Schweiß auf die Stirn trat. Im Zuge seiner Untersuchungen und Experimente hatte er völlig vergessen, daß er sich selbst infiziert hatte.

Er hob den Kopf und blickte durch die Glasscheiben. Wenige Meter von ihm entfernt stand Dr. Serenti und musterte ihn. Der Internist sah sehr besorgt aus.

Die Gegensprechanlage knackte. »Wie geht es Ihnen, Dr. Jacobi?«

»Ich bin urlaubsreif«, antwortete der junge Arzt. »Können Sie mir nicht einen jungfräulichen Planeten empfehlen, auf dem man sich in kurzer Zeit gut erholen kann? Ich brauche nichts als eine warme Sonne, klares Wasser und eine Bedienungsmannschaft aus etwa zwanzig bis dreißig entzückenden jungen Damen.«

»Es geht Ihnen also gut«, stellte Dr. Serenti fest.

Dr. Jacobi wollte sich erheben. Er fühlte sich schon besser. Arbeit würde ihn ablenken. Er bemühte sich vergeblich, hochzukommen. Seine Beine machten nicht mit. Sie bewegten sich nicht.

»Ich brauche eine kleine Pause«, sagte Dr. Jacobi. »In fünf Minuten bin ich wieder in Ordnung.«

Er stützte die Hand auf den linken Oberschenkel. Er fühlte sich hart an, als ob er aus Holz sei.

Der Virologe nahm seine ganze Willenskraft zusammen. Er stemmte sich mit den Armen hoch. Als er auf den Füßen stand, ging alles viel leichter, als er gedacht hatte.

Minuten später nahm er seine Untersuchungen wieder auf. Solange er stand, fühlte er nichts. Seine Beine schienen in Ordnung zu sein.

Eine halbe Stunde später erschien Toronar Kasom in der medizinischen Station. Er erschrak heftig, als er das sorgenvolle Gesicht von Dr. Serenti sah.

»Dr. Jacobi gefällt mir nicht«, sagte der Arzt. »Er hat in den letzten zehn Minuten auf keine Frage mehr geantwortet.«

Kasom bat den Internisten, ihn ins Labor hinüberzuführen.

Wenig später stand er vor der Glaswand und konnte den Virologen sehen. Dr. Jacobi sah kleiner und schwächer aus als sonst. Sein Rücken war leicht gekrümmt. Die Hände steckten in gelblichen Schutzhandschuhen. Kasom konnte dennoch sehen, daß die Haut darunter sich dunkel verfärbt hatte. Als Dr. Jacobi ihm das Gesicht zuwandte, war er so überrascht und erschrocken, daß er zu grüßen vergaß.

»Es war eine falsche Spur, Dr. Serenti«, sagte der Ertruser. »Dr. Jacobi übersteht den Versuch nicht. Er ist ein todkranker Mann.«

Serenti nickte.

»Dann war alles vergeblich«, stellte Kasom fest. »Rhodan muß seine Einsatzpläne ändern.«

Die Gegensprechanlage schaltete sich ein. Kasom hörte eine Stimme, die kaum noch als menschlich zu bezeichnen war. Er verstand nichts von dem, was Dr. Jacobi sagte.

»Er will Vitamine haben«, erklärte der Internist. Er wandte sich an die anderen Ärzte der Station und erteilte ihnen den Befehl, sofort entsprechende Präparate in die Versuchsstation einzuschleusen. Erschüttert sah Toronar Kasom zu, wie der junge Arzt wenig später den Saft trank, den man ihm geschickt hatte.

Dr. Jacobi schwankte. Er mußte sich am Tisch festhalten. Jede Sekunde konnte er zusammenbrechen.

Als Toronar Kasom nach einer weiteren halben Stunde im Labor erschien, stand Dr. Serenti immer noch vor der Glaswand und beobachtete den Virologen.

Der Ertruser sah, daß Dr. Jacobi sich wieder gesetzt hatte. In zusammengekrümmter Haltung saß er auf der Bank. Er hielt sich die Hände vor das Gesicht.

»Er ist lichtempfindlich«, erläuterte der Internist. »Inzwischen hat er noch einen Vitaminsaft getrunken, aber davon können wir uns nichts versprechen. Vitamine wirken nun einmal nicht sofort.«

»Lebt er überhaupt noch?« fragte der Ertruser.

Er blickte durch die Glaswand. Dr. Jacobi bewegte sich nicht. Durch nichts war zu erkennen, ob er am Leben war. Auch Atmungsbewegungen waren nicht mehr zu sehen.

Dr. Serenti wies stumm auf einen Bildschirm, auf dem immer wieder ein grelles Licht aufflammte und langsam erlosch.

»Das Herz schlägt noch«, erklärte er.

»Gibt es eine Alternative?« fragte Kasom. »Können wir nicht andere Virenformen einsetzen?«

Dr. Serenti verneinte.

»Rhodan muß einen anderen Weg finden, um die Gelben Eroberer zu schocken. Mit diesen Viren geht es nicht, ohne daß wir gefährdet werden.«

Der Ertruser wollte noch etwas sagen, doch plötzlich hob Dr. Jacobi den Kopf. Langsam ließ er die Hände sinken. Er drehte sich etwas herum und blickte die beiden Männer an der Glaswand an. Sein Gesicht war eingefallen, aber es war nicht mehr schwarz, sondern weiß. Dr. Jacobi lächelte. Langsam öffnete er die Augen weiter. Ein fanatisches Feuer brannte in ihnen.

Dann klang seine Stimme in dem Lautsprecher der Gegensprechanlage auf. Sie war noch immer heiser, aber doch erheblich besser verständlich als vorher.

»Ich glaube, ich habe es geschafft«, sagte der Virologe. Er hob seine Arme und bewegte die Finger. »Die Verhärtung geht schnell zurück.«

Dr. Serenti atmete auf. Er schien grenzenlos erleichtert zu sein.

»Ich fühle mich sehr schwach«, fuhr Dr. Jacobi fort. »Und müde bin ich auch, aber das bin ich ja immer, wenn ich mal lange durchgearbeitet habe. Ich werde jetzt erst einmal richtig ausschlafen.«

»Legen Sie bitte alle Sonden an, Herr Kollege«, bat Dr. Serenti. »Wir müssen Sie ständig überwachen.«

»Gern«, entgegnete der Virologe, »aber notwendig ist das nicht. Ich bin wieder gesund. Wir können die Viren gegen die Gelben Eroberer einsetzen. Sie sind nicht tödlich für uns.«

Toronar Kasom nickte dem jungen Arzt anerkennend zu.

»Ich danke Ihnen, Doktor«, sagte er. »Keiner von uns hätte noch geglaubt, daß Sie es schaffen.«

»Sagen Sie Rhodan, daß wir mit der Massenproduktion beginnen«, bat Dr. Jacobi. »In zwölf Stunden steht ihm eine ausreichende Menge Viren zur Verfügung.«

Dr. Jacobi zog seinen Kittel aus, knüllte ihn zusammen und legte ihn auf die Bank. Dann ließ er sich darauf nieder und ließ seinen Kopf auf das so geschaffene Polster sinken. Anderthalb Sekunden später begann er zu schnarchen. Das klang so hart und trocken, daß Dr. Serenti die Gegensprechanlage abstellte.

»Als Virologe ist er wirklich ausgezeichnet«, sagte er, »aber verheiratet möchte ich nicht mit ihm sein.«

»Dafür wären Sie vermutlich auch nicht die richtige Frau«, entgegnete der Ertruser grinsend.

Das Bordchronometer zeigte den 12. Juni 3442 Erdzeit an, als Toronar Kasom sich in den Pilotensessel der CMP-49 setzte und mit der Überprüfung der technischen Geräte und Überwachungsorgane begann. Er blickte nur kurz auf, als das Gesicht von Major Kainoro Matatsi auf einem Bildschirm vor dem Sessel des Kommandanten erschien. Der Afroterraner Erkheto wünschte ihm Erfolg.

»Ich habe keine Bedenken«, sagte Matatsi. »An Bord herrscht eine gute Atmosphäre. Meine Leute sind wie ausgewechselt.«

Der Kommandant, Hutyron Erkheto, schaltete um, als ein Rufzeichen aufleuchtete. Atlan erschien im Bild.

Toronar Kasom schloß die Überprüfung der CMP-49 ab. Er meldete, daß der Leichte Kreuzer startbereit war.

Wenig später erfolgten gleiche Meldungen von der GOOD HOPEII und von der CMP-18.

Die letzten Sekunden bis zum Start liefen ab.

Dann öffneten sich die großen Außenschotte. Der Weg in den Raum war frei. Die drei Leichten Kreuzer schwebten aus der MARCO POLO heraus und entfernten sich zunächst langsam von dem Trägerschiff. Dann jedoch begannen sie zu beschleunigen und rasten davon. Sie nahmen Kurs auf den Kopf des Schwarms, ein Sternengebiet, in dem die Himmelskörper dicht an dicht standen.

Noch innerhalb des Praspa-Systems gingen die drei Raumschiffe in den Linearraum. Sie hatten insgesamt achtzehn Raketengeschosse an Bord, die mit hochinfektiösen Virenkulturen geladen waren.

Die erste Linearetappe war nach nur 800 Lichtjahren beendet. Die Kommandanten der drei Leichten Kreuzer ließen eine Ortsbestimmung vornehmen und setzten den Flug dann augenblicklich fort. Drei weitere Etappen führten sie bis auf 400 Lichtjahre an ihr Ziel heran. Sie waren noch immer nicht geortet worden.

Atlant meldete sich bei den beiden anderen Kommandanten.

»Von hier an trennen sich unsere Wege«, sagte er. »Infekt I und Infekt III, ich wünsche Ihnen viel Erfolg. Schlagen Sie schnell und ohne Zeitverlust zu.«

Major Matatsi und Major Erkheto dankten. Die Raumschiffe waren nur wenige hunderttausend Kilometer voneinander getrennt. Sie flogen parallel zu einer großen roten Sonne, die von sieben Planeten umkreist wurde. Die GOOD HOPE II mit Atlant als Kommandanten verschwand als erste aus dem Normalraum. Ihr folgte Major Matatsi mit der CMP-18.

Das Ziel Infekt III war exakt 4511 Lichtjahre von der MARCO POLO und dem Praspa-System entfernt.

Major Kainoro Matatsi lächelte, als er die gelbe Sonne mit dem einzelnen Planeten sah. Eine kleine Flotte von walzenförmigen Raumschiffen befand sich jenseits dieser Welt, die mit Gelben Eroberern dicht besetzt war. Der Japaner sah die Bahn frei.

Er blickte flüchtig zu seinem Dritten Offizier Carol Masha, der dicht neben ihm saß. Er hatte nur eine einzige Aufgabe bei diesem Einsatz zu erfüllen. Er mußte sechs Knöpfe drücken und damit sechs Raketengeschosse in die Atmosphäre des Planeten abfeuern. Innerhalb der Lufthülle würde die Infektionsmasse ausgestoßen werden. Die Viren würden den Transport auf jeden Fall unbeschadet überstehen. Untersuchungen hatten ergeben, daß sie Temperaturen von mehreren hundert Grad Hitze, das absolute Vakuum des Weltraumes und ebenso extreme Kältegrade ertragen, ohne vernichtet zu werden.

Die Raketengeschosse warteten in Abschußschächten unterhalb der Kommandozentrale. Sie waren acht Meter lang und besaßen winzige Impulstriebwerke, die sie bis auf Lichtgeschwindigkeit beschleunigen konnten.

»Abschuß vorbereiten!« befahl Matatsi.

An Bord herrschte völlige Ruhe. Schon jetzt wußte Matatsi, daß der Kosmopsychologe Professor Eysbert recht gehabt hatte. Die Besatzung hatte zu sich selbst zurückgefunden. Die Psychose war behoben. Jetzt reagierten die Männer und Frauen wie immer. Zuverlässig und sicher.

Wäre das nicht der Fall gewesen, dann hätte der Major die Raketen befehlsgemäß aus einer Entfernung von 300.000 Kilometern abgeschossen. Die in den Geschößköpfen installierte Robotsteuerung hätte die Infektionswaffen innerhalb der Lufthülle abgebremst, doch die Erfolgchance wäre nicht hoch genug gewesen. Besser war es auf jeden Fall, den Leichten Kreuzer bis unmittelbar an die Atmosphäre des Planeten heranzuführen und die Geschosse dort abzufeuern.

»Zielanflug!« befahl Kainoro Matatsi.

Bis jetzt war von den aus Sicherheitsgründen mitgeschickten Offizieren kein Widerspruch gekommen. Sie hatten gemerkt, daß Matatsi das Schiff allein führen konnte.

Die CMP-18 beschleunigte wieder. Sie raste auf den Planeten zu.

Immer wieder blickte der Kommandant zu den Ortungsanzeigen hinüber. In einer Entfernung von 800.000 Kilometern waren sie noch immer nicht erfaßt worden.

Der Japaner lächelte zufrieden. Der Einsatz verlief besser, als er gehofft hatte.

Doch dann - in einer Entfernung von 270.000 Kilometern vom Ziel - wurden sie geortet. Die Ortungsstation meldete den Anflug von zwei Manips. Sekunden später zeichneten sich die rochenförmigen Raumschiffe auf den Bildschirmen ab.

»Sie sind zu weit entfernt«, sagte Carol Masha mit ruhiger Stimme. »Das schaffen die nie. Sie kommen zu spät.« Seine Hände lagen auf den Drucktasten. Mit einer winzigen Bewegung seiner Finger konnte er die Geschosse auslösen.

Der Planet wuchs rasend schnell vor ihnen an. Die Entfernung schmolz zusammen. Die CMP-18 veränderte ihren Kurs geringfügig und verzögerte gleichzeitig stark. Dann berührte sie die Gashülle des Zielplaneten. Sie flog in eine Kreisbahn ein.

»Abschuß!« befahl Kainoro Matatsi.

Carol Masha drückte die Knöpfe herunter. Im selben Moment flammte vor ihm ein rotes Signal auf. Masha preßte die Knöpfe immer wieder herab, aber das Licht blieb.

»Sir, die Mechanik versagt«, knurrte er. »Wir können die Geschosse nicht abfeuern.«

»Wir gehen auf Fluchtkurs!« rief Kainoro Matatsi.

Die CMP-18 beschleunigte mit Höchstwerten. Sie raste in den Raum hinaus und verschwand wenig später im Linearraum. Kainoro Matatsi hatte Tränen der Enttäuschung in den Augen.

Die GOOD HOPE II kam zwischen zwei Raumflotten aus dem Linearraum. Der Ortungsalarm schrillte sofort auf. Der Leichte Kreuzer raste mit einer Geschwindigkeit von 780.000 sec/km auf einen erdähnlichen, blauen Planeten zu, der in einer Entfernung von 18 Millionen Kilometern im Raum schwebte.

Der Überraschungseffekt war vollkommen.

Bevor die Besatzungen der gegnerischen Raumschiffe reagieren konnten, hatte sich die GOOD HOPE II bis auf wenige hunderttausend Kilometer der Zielwelt genähert. Sie verzögerte mit Höchstwerten, flog jedoch mit so hoher Geschwindigkeit in die Atmosphäre hinein, daß sie den Planeten halb umkreiste, bevor Atlant den Abschußbefehl gab.

Alle Raketen konnten abgefeuert werden. Auf den Ortungsschirmen konnte Atlant ihre Flugbahn verfolgen. Sekunden später liefen die Funkimpulse ein, die dem Arkoniden anzeigten, daß die Hochdruckbehälter mit den Viren ausgeklinkt und geöffnet worden waren.

Damit war das angestrebte Ziel bereit erreicht. Infekt II war ein voller Erfolg.

Atlan erteilte den Befehl, den Rückzug anzutreten.

Die GOOD HOPE II beschleunigte wieder. Sie schoß aus der Lufthülle des Planeten heraus - und sah sich einem Verband von acht walzenförmigen Raumschiffen und zwei Manips gegenüber. Zwei Energieblitze zuckten unmittelbar an dem Leichten Kreuzer vorbei. Ein weiterer schlug in den HÜ-Schirm ein, ohne Schaden anzurichten.

Atlan blickte kurz zu seinem Piloten hinüber. Der Erste Emotionaut Mentro Kosum schaute gelangweilt drein.

Er schien fast enttäuscht zu sein, daß die GOOD HOPE II nicht auf mehr Schwierigkeiten stieß. Mühelos führte er das Raumschiff an dem gegnerischen Verband vorbei in die Sicherheit. Ohne einen einzigen Schuß abgefeuert zu haben, verschwand die GOOD HOPE II wieder im Linearraum.

»Das war's«, sagte Atlan. »Wir ziehen uns zurück.«

»Zum Treffpunkt?« fragte Mentro Kosum.

Atlan schüttelte den Kopf. »Nein - noch nicht. Wir fliegen das Zielgebiet Infekt III an. Ich möchte wissen, ob Kainoro Matatsi es schafft. Notfalls können wir ihm helfen.«

»Wir geben nicht auf«, sagte Kainoro Matatsi hart.

Die CMP-18 stand 230 Lichtjahre vom Zielplaneten Infekt III entfernt in der Nähe eines Dunkelplaneten. Die Ortung hatte ergeben, daß sich kein feindliches Raumschiff in unmittelbarer Nähe befand.

»Wir werden die Abschußanlage reparieren und dann einen zweiten Anflug unternehmen«, ordnete der Kommandant des Leichten Kreuzers an.

Carol Masha gab bereits seine Anordnungen an die Techniker des Schiffes. Er spornte sie zu größter Schnelligkeit an. Dann schaltete er den Interkom ab und blickte den Kommandanten an.

Kainoro Matatsi verließ die Kommandozentrale, um sich zu einer kurzen Besprechung mit den Offizieren zurückzuziehen, die von anderen Einheiten der Planetenklasse zu ihnen abgestellt worden waren.

Er war entschlossen, sich ihnen gegenüber durchzusetzen, falls sie Bedenken anmelden sollten.

Nicht seine Mannschaft, sondern die Technik hatte versagt. Hätte sich gezeigt, daß die Besatzung der CMP-18 der psychologischen Belastung des Einsatzes nicht gewachsen war, dann hätte Matatsi sofort den Rückzug befohlen. Jetzt war jedoch etwas eingetreten, mit dem niemand gerechnet hatte. Die Psychosen waren behoben, als hätte es sie nie gegeben. Der verantwortungsvolle Einsatz hatte geheilt, was der Wechsel von absoluter Verdummung zu normaler geistiger Leistungsfähigkeit und umgekehrt verursacht hatte.

Der Major trat den Offizieren, die sich in der Offiziersmesse versammelt hatten, gelassen gegenüber. Er hatte die Bestätigung dafür erhalten, daß seine Besatzung in Ordnung war. Jetzt aber erfolglos umzukehren konnte alles wieder gefährden. Das Risiko war höher als beim ersten Angriffsversuch, weil der Gegner jetzt gewarnt war, dennoch sah Matatsi keinen Grund, sich zurückzuziehen.

»Ich bin fest entschlossen, den Kampf fortzusetzen«, eröffnete er die Besprechung. »Der Schaden an der Abschußrampe wird vermutlich innerhalb einer Stunde behoben sein. Dann werden wir einen neuen Angriff fliegen.«

Kainoro Matatsi hatte Widerstand erwartet, aber er erlebte eine Überraschung. Keiner der Offiziere meldete Bedenken an.

Der erste Redner, ein junger Leutnant, bestätigte Matatsi vielmehr, daß man von der Leistungsfähigkeit der CMP-18-Mannschaft beeindruckt war.

Matatsi atmete auf. Jetzt war er mehr denn je davon überzeugt, daß er den Auftrag erfolgreich abschließen würde.

Die GOOD HOPE II kam am Rande des Sonnensystems aus dem Linearraum, das Atlan als Infekt HI bezeichnet hatte. Blitzschnell liefen die Ortungsergebnisse ein.

Das Sonnensystem glich einem aufgebrochenen Wespennest. Ein einsamer Planet umkreiste die gelbe Sonne, doch etwa siebzig Raumschiffe aller Klassen und Größenordnungen flogen in das System ein. Die GOOD HOPE II wurde fast augenblicklich geortet.

Zwei Manips, ein walzenförmiges Raumschiff von etwa einhundert Metern Durchmesser und ein kastenförmiger Raumer, gingen sofort auf Angriffskurs auf den Leichten Kreuzer.

»Was ergibt die Funkauswertung?« fragte Atlan.

Das Gesicht des Cheffunkers erschien auf einem Bildschirm vor ihm.

Der Offizier lächelte, las dann jedoch mit unbewegter Miene vom Auswertungsbogen ab.

»Die CMP-18 ist hier gewesen. Sie ist bis in die Atmosphäre des Planeten vorgedrungen und dann sofort wieder geflohen. Obwohl sich mehrere Raumschiffe in der Nähe befanden, sind alle Angriffe auf die CMP-18 zu spät gekommen.«

»Danke«, sagte Atlan.

»Kainoro Matatsi hat es also geschafft«, bemerkte Mentro Kosum, der Erste Kosmonaut.

»Daran gibt es jetzt wohl keinen Zweifel mehr«, bestätigte der Lordadmiral, während er zugleich mit größter Gelassenheit den Anflug der feindlichen Raumschiffe beobachtete. »Wir haben keinen Grund, noch länger hierzubleiben. Wir ziehen uns zur MARCO POLO zurück.«

Mentro Kosum bestätigte die Anweisung.

Die GOOD HOPE II beschleunigte. Sie kümmerte sich überhaupt nicht um die angreifenden Raumschiffe, sondern raste mit einer Geschwindigkeit davon, der die Gegner nichts entgegenzusetzen hatten. Ohne Feindberührung gehabt zu haben, verschwand der Leichte Kreuzer im Linearraum. Der Vorstoß der Manips ging ins Leere.

Die CMP-18 unter dem Kommando von Major Kainoro Matatsi verließ den Linearraum innerhalb des Zielsystems. Sofort schrillten die Alarmanlagen.

Kainoro Matatsi erschrak, als er die Ansammlung von Feindraumschiffen bemerkte. Innerhalb von nur zwei Stunden hatte sich die Situation grundlegend gewandelt. Eine Flotte von Raumschiffen verschiedenster Art erwartete die CMP-18, die mit halber Lichtgeschwindigkeit in das Sonnensystem hineinraste. Der Leichte Kreuzer durchbrach den äußersten Schutzgürtel, den die Schwarmschiffe gelegt hatten, mühelos. Die Raumschosse, die auf sie abgefeuert wurden, verfehlten sie und gaben ihre Energie wirkungslos im Raum ab. Der Major ließ blitzschnell eine positronische Auswertung der Kampfsituation vornehmen. Die Ergebnisse ermutigten ihn, den Vorstoß fortzuführen.

Die Positronik ermittelte eine Erfolgchance von über 70 Prozent. Das war wesentlich mehr, als Matatsi zunächst erwartet hatte.

»Fertig zum Abschluß!« rief er. Carol Masha bestätigte.

Die CMP-18 näherte sich dem Planeten der Gelben Eroberer so schnell, daß auch der zweite Abwehrgürtel gegnerischer Raumschiffe überwunden werden konnte, ohne daß sie einen Treffer erhielt.

»Wir feuern die Raketen aus einer Entfernung von 100.000 Kilometern ab«, kündigte Matatsi an. »Das muß unter diesen Umständen genügen.«

Er blickte auf die Instrumente. Sie zeigten eine Entfernung von noch 250.000 Kilometern an.

»Manips«, meldete Carol Masha.

Zwei rochenförmige Raumschiffe glitten auf sie zu. Ihre Stachel waren auf die CMP-18 gerichtet.

Major Kainoro Matatsi zögerte für den Bruchteil einer Sekunde zu lange. Als der Feuerbefehl für die Feuerleitzentrale kam, war es schon zu spät. Die Manips richteten die Verdummungsstrahlung auf den Leichten Kreuzer.

Der Japaner fühlte nur wenig. Vor seinen Augen flimmerte es ein wenig. Das war alles.

Carol Masha aber begann plötzlich zu kichern. Matatsi sah den Dritten Offizier fassungslos an. Natürlich kannte er den Verdummungseffekt, aber er hatte nicht damit gerechnet, ausgerechnet jetzt, in dieser außerordentlich gefährlichen Situation, davon überrascht zu werden.

Er fuhr herum und blickte die anderen Männer in der Hauptleitzentrale an. Auch sie waren erneut verdummt. Einige waren in ihren Andrucksesseln sitzen geblieben, andere aber krochen wie spielende Kinder auf dem Boden herum und neckten sich.

Matatsi klammerte sich an die Lehnen seines Sitzes. Er schaute zu den Bildschirmen und Instrumenten. Für ein oder zwei Sekunden schien er hilflos zu sein. Doch dann fing er sich. Er zwang sich zu eiserner Ruhe.

Er wußte, daß es nahezu unmöglich für ihn war, die CMP-18 in dieser Situation zu retten. Sein hohes Können reichte nicht aus, um einen Leichten Kreuzer allein zu steuern. Dazu gehörte nun einmal trotz aller positronischen Hilfen eine Mannschaft. Die Chance, das Chaos an Bord zu überstehen, war minimal.

Es gab nur eine Möglichkeit, sich zu retten: Er mußte die CMP-18 so schnell wie möglich in den Linearraum bringen, weil sich dort der Verdummungseffekt aufheben würde.

Major Matatsi konzentrierte sich auf das Unmögliche. Unter diesen Umständen konnte er die Raketengeschosse mit den Virenbehältern nicht mehr auf den Sauerstoffplaneten abfeuern. Er konnte nur noch versuchen, aus diesem Hexenkessel herauszukommen.

Die CMP-18 beschleunigte wieder. In rasender Eile glitten die Finger Matatsis über die Schaltungen.

Das Schiff reagierte wie gewünscht.

Der Kommandant hatte keine Zeit, auf die Bild- und Ortungsschirme zu achten. Er wußte, daß dieses Sonnensystem von gegnerischen Raumschiffen geradezu wimmelte. Unter den gegebenen Umständen konnte er nicht versuchen, anderen Raumschiffen auszuweichen und riskante Manöver zu fliegen. Er konnte nur fliehen.

Die CMP-18 wurde schwer erschüttert, als eine Raumbombe in die Energieschirme schlug. Matatsi hörte das Heulen der Sirenen. Das Schiff hatte einen Treffer erhalten.

Einige Bildschirme fielen aus.

Matatsi kümmerte sich nicht darum. Es ging nur noch um Sekunden, dann hatte er es geschafft. Wenn die CMP-18 im Linearraum war, konnte ihr nichts mehr geschehen.

Da schoben sich ihm zwei Hände über die Augen. Die kindliche Stimme von Carol Masha fragte: »Wer bin ich wohl?«

Der Kommandant schlug die Hände zur Seite.

Masha gab nicht auf. Er kitzelte den Kommandanten hinter den Ohren und legte ihm dann die Hände abermals über die Augen. Er war darauf gefaßt, daß Matatsi sie ihm wegschlagen wollte, und leistete deshalb mehr Widerstand.

»Sag doch, bitte, wer bin ich?« bettelte er.

Die CMP-18 dröhnte dumpf auf. Matatsi wurde zur Seite geschleudert. Einige Bildschirme zerplatzten. Die Hauptpositronik zerbrach in mehrere Teile. Krachende Blitze schlugen aus dem Instrumentenpult. Zugleich stiegen Rauchwolken auf. Überall heulten die Alarmsirenen. Kainoro Matatsi klammerte sich an seinen Sessel. Er fragte sich, was er tun konnte, um das Schiff zu retten, doch er fand keinen Weg. Auf einem der wenigen noch intakten Bildschirme sah er, daß die CMP-18 auf den Planeten zuraste. Sie waren höchstens noch zehntausend Kilometer von ihm entfernt.

Es mußte doch eine Möglichkeit geben!

Carol Masha weinte. Er klammerte sich an die Beine des Japaners und verlangte Hilfe von ihm.

Abermals wurde das Schiff getroffen.

Kainoro Matatsi sah, daß sich plötzlich die Seitenwand teilte. Die vielfach gesicherten Zwischensektoren bis zur Außenhülle wurden sichtbar. In dem entstandenen Spalt sah er eine grüne Ebene, die von mehreren Seen aufgelockert wurde. Dann wurde es schwarz vor seinen Augen.

Sekunden später explodierte die CMP-18 in der Atmosphäre des Zielplaneten.

Perry Rhodan saß mit seinem Instinktwächter Lord Zwiebus allein am Konferenztisch in der Hauptkommandozentrale der MARCO POLO, als die Führungsoffiziere der Leichten Kreuzer eintrafen. Er erhob sich, um sie zu begrüßen. Auf Kasom, der sich seines Auftrags trotz massiver Angriffe großer Walzenraumer und Schwarzer Dämonen sicher entledigt hatte, machte er einen bedrückten Eindruck. Der Verlust der CMP-18 hatte ihn tief getroffen.

»Die MARCO POLO besitzt jetzt nur noch 49 Kreuzer der Planetenklasse«, sagte Rhodan. »Der Erfolg scheint mir unter diesen Umständen recht fragwürdig zu sein. Ich glaube, es war ein Fehler, die CMP-18 in den Einsatz zu schicken.«

»Du irrst«, widersprach Atlan ruhig, der noch einmal aufgebrochen war, um nach den Vermißten zu forschen.

»Wenn du meinst, daß die CMP-18 verlorenging, weil die Mannschaft versagte, dann täuschst du dich. Aus den Funknachrichten unserer Gegner geht eindeutig hervor, daß der Kreuzer den Zielplaneten zweimal angeflogen hat. Diese Tatsache läßt den Schluß zu, daß nicht die Mannschaft, sondern die Technik versagte.«

Rhodan nickte.

»Das ist zweifellos richtig«, sagte er. »Die CMP-18 hätte keinen Grund gehabt, einen zweiten Angriff zu fliegen, wenn sie die Raketen beim erstenmal hätte abfeuern können.«

»Außerdem fürchte ich, daß wir mit der GOOD HOPE II die Situation für Major Matatsi ungewollt erschwert haben, denn unser Gegner hat uns noch mehr verraten. Zwischen den beiden Angriffen erschien die GOOD HOPE II im Zielgebiet. Sie hat damit ungewollt zahlreiche Raumschiffe angelockt, denen Major Matatsi dann vor die Kanonen lief. Den entscheidenden Fehler haben also nicht die Männer der CMP-18 gemacht.«

»Du konntest nicht wissen, daß Matatsi einen zweiten Angriff wagen würde«, entgegnete Rhodan, der fühlte, wie sehr der Tod des Majors den Arkoniden belastete.

Aus der Funkzentrale kam ein Bote, der Rhodan einige Meldungen vorlegte. Der Großadministrator blickte sie flüchtig durch.

»Wir haben in ein Wespennest gestochen«, sagte er. »Aus psychologischer Sicht war die Aktion anscheinend ein Erfolg.«

Atlan nickte.

»Das haben wir schon auf dem Rückflug festgestellt. Im Schwarm sumnte es. Noch niemals zuvor konnten wir so zahlreiche Funkmeldungen und hypnosuggestive Strahlungswellen auffangen wie jetzt. Militärisch mag die Infizierungsaktion zweifelhaft sein, psychologisch ist sie es mit Sicherheit nicht, denn sie hat Panik erzeugt.«

Toronar Kasom nickte.

Er mußte Atlan recht geben. Der Vorstoß hatte bewiesen, wie verstört der Gegner war. Niemals zuvor hatte es ähnliche Kämpfe innerhalb des Schwarms gegeben. Die Aktion war für die Herrscher des Schwarms aus dem Nichts heraus erfolgt. Die MARCO POLO war in den Schwarm eingedrungen und anschließend verschwunden. Auf Kokon war sie in Sicherheit, denn niemand konnte sie hier vermuten.

Für die Schwarmherrscher war die MARCO POLO so etwas wie ein Phantomschiff, das innerhalb des eigenen Herrschaftssystems auftauchte und wieder verschwand, wie es ihr gerade gefiel. Da es derzeit keine Möglichkeit des Informationsaustauschs zwischen dem Schwarm und der Milchstraße gab, erfuhren Perry Rhodan und seine Leute noch nichts von den neuerlichen Aktivitäten des heimlichen Imperiums der Cynos, deren Umtriebe immer besorgniserregender wurden.

Noch viel weniger konnten sie ahnen, auf welch phantastische Art und Weise die Fremden in ihren flachen Diskusschiffen mit dem Schwarm verwoben waren. Die Cynos waren noch nicht bereit, ihre Geheimnisse preiszugeben.

Sie agierten vorerst lieber weiterhin aus dem Verborgenen heraus, so, wie sie es seit vielen Jahrtausenden getan hatten ...

Die Cynos

Oronk Ayai sah, wie der Wortch von den zuschnappenden Schotthälften getötet wurde. Er kroch näher und roch an dem warmen Fleisch. Die Versuchung, davon zu essen, war groß. Doch stärker war das alte eingeschliffene Verhaltensschema, das fast wie ein ererbter Instinkt wirkte.

Die Nahrung einer fremden Welt ist Gift!

Der Impuls des Unterbewußtseins rief Abscheu hervor. Oronk kroch zurück. Er war nicht in der Lage, das Fleisch des Wortchs anzurühren, obwohl sein ausgemergelter Körper nach Nahrung schrie. Unter einer defekten Kühlschlange hatte sich eine kleine Wasserpfütze gebildet. Ihr Anblick aktivierte den eingeschliffenen Automatismus nicht; Oronk Ayai schlürfte das lauwarme Naß, bis kein Tropfen mehr vorhanden war. Dann kroch er über den harten Glasfaserbeton weiter.

Nicht, daß Ayai gewußt hätte, wo er sich aufhielt und was die Dinge seiner Umwelt bedeuteten. Für ihn waren Umwelt und er eine untrennbare Einheit, ein aufeinander abgestimmter Mechanismus. Zumindest war es einmal so gewesen. Aber seit langer Zeit gab es dieses harmonische Verhältnis nicht mehr. Ein Faktor hatte sich als minderwertig erwiesen - und dieser Faktor hieß Mensch. Oder, genauer, Oronk Ayai.

Oronk Ayai - ein zum Skelett abgemagerter, großer Mann mit wirrem blondem Haar, blondem Vollbart, halberloschenen Augen und verschmutzter Kleidung.

Der Mann stieß gegen ein Hindernis. Er wollte es umgehen, aber da verließen ihn die Kräfte. Seine Stirn prallte dumpf gegen den Boden. Nach einiger Zeit, Oronk hätte niemals sagen können, wieviel Zeit verstrichen war, ertönte ein scharfes Klicken hinter der linken Schläfe, gleich darauf hinter der rechten.

Etwas in Oronks Gehirn regte sich, etwas, das vor langer Zeit erloschen war, etwas, das Oronk nicht erklären konnte. Doch mochte sein Geist sich auch niemals mehr im vollen Lichte baden können, eine winzige Kerzenflamme genügte, um die Pfade träger Gedanken einigermaßen zu erhellen.

Oronk Ayai stemmte sich mit den Händen in kniende Haltung. Sein Kopf pendelte dabei kraftlos hin und her, während die Hände gleich halbbetäubten großen Spinnentieren eine senkrechte Wand hinaufkrochen.

Als die Hände eine ebene Platte ertasteten, zog Oronk sich daran entlang. Seine Knie scharrrten über den Boden, die Augen schielten aus dem pendelnden Kopf nach oben, bis sie entdeckten, wonach sie gesucht hatten.

Eine Automatkanserve!

Für Oronk Ayai war es nur ein Ding, aus dem schmackhafte Nahrung kam, wenn man den Finger in eine Vertiefung preßte. Er schloß die Augen, während sein Zeigefinger suchte und endlich die Vertiefung mit dem Knopf fand.

Ein schwaches Summen ertönte, dann erwärmte sich die Konservendose, der Deckel sprang auf. Oronk griff nach dem Löffel an der Innenseite des Deckels und aß mit einer Art sorgfältiger Hast. Das, was am Boden und der Innenwand hing, holte Oronk mit den Fingern aus der Dose.

Danach wälzte er sich auf den Rücken, streckte sich aus - und war wenige Sekunden später eingeschlafen ...

Als er erwachte, fühlte er sich schon erheblich besser. Seine Augen sahen die Umwelt klarer als zuvor, und er vermochte einzelne Gegenstände aus der Ganzheit herauszulösen und ihnen Namen oder Begriffe zuzuordnen. Beispielsweise den Namen Bildschirm für eine Galerie von Trivideokuben, in denen dreidimensional und farbig eine wüstenartige vegetationslose Landschaft abgebildet wurde.

Die Bergwüste von Pelukatan, Planet Heytschapan, Eppyla-Pharo-System, Entfernung zur Erde 12.103

Lichtjahre, zum »Kopf« des unheilbringenden Schwarms 7009 Lichtjahre.

Doch diese Daten hätten Oronk Ayai nichts oder nicht viel gesagt, wenn jemand sie ihm genannt hätte. Aber es gab niemanden, der sie ihm hätte nennen können!

Oronk schaute auf die gelblichbraunen Staubschleier, die einen scheinbar schwerelosen Tanz über dem Sand, den schroffen Felsen und Geröllhalden aufführten. Die Sonne äugte matt und blaß durch eine gelb, rosa und grau gefärbte Staubglocke, die in der Hochatmosphäre schwebte. Für kurze Zeit tauchte auf dem Kamm einer Düne eine Kette von Lebewesen auf, die sich in seltsam schwankendem Gang vorwärts bewegten. Es waren Guels, die auf ihren anspruchslosen Tschapans durch die Wüste ritten, um nach jenen glasartigen Kristallen zu suchen, nach denen jemand - Oronk wußte nicht mehr, wer - verrückt gewesen war. Kurz darauf verschwand die Kolonne der Reiter in einer Senke, und Oronks Interesse erlosch.

Er stand vollends auf, atmete einige Male tief durch und ging danach zielstrebig in einen gekachelten Raum. Vor langer Zeit hatte er sich gemerkt, welchen Schaltknopf er drücken mußte, um die Wohltat dieses Ortes auszulösen.

Die Automatik entkleidete ihn, wusch und duschte ihn gründlich, stutzte Haar und Bart, verabfolgte Pediküre und Maniküre, pflegte Zähne und Zahnfleisch. Ihre Sensoren ermittelten außerdem, daß die Person, die ihre Dienstleistung beanspruchte, physisch indisponiert war. Sie rief einen Medoroboter herbei, der Oronk Ayai untersuchte und im vollautomatischen Recreation Center ablieferte.

Etwa achtundvierzig Stunden später wurde Oronk aus dem Erholungszentrum entlassen. Seine physische Verfassung war gut; er hatte sich schnell erholt und wieder Fleisch angesetzt. Als er sich für kurze Zeit im Feldspiegel betrachtete, sah er einen hochgewachsenen, etwas mageren Adonis mit kurzgeschnittenem blondem Haar, blondem Vollbart und blauen Augen.

Ayai streckte seinem Spiegelbild die Zunge heraus, kratzte sich unter den Achseln und schlenderte, fröhlich pfeifend, in den Küchensektor. Er stieß einen Jubelruf aus, als er seinen liebsten Freund, den Küchenroboter, erblickte, ein Aggregat von zehn Meter Breite und drei Meter Höhe, mit zahlreichen Knöpfen, Kontrollen und flackernden Lämpchen.

Hier war Oronks Reich, hier kannte er sich aus, wie kaum ein anderer es gekonnt hätte!

Er beschloß, zur Feier des Tages eine »Ente der acht Kostbarkeiten« zu speisen. Seine Finger hüpfen in freudiger Erregung über die Schaltasten. Auf kleinen Kontrollbildschirmen erkannte Oronk, daß noch genügend zellstabilisierte Tiefkühlenten vorhanden waren. Auch an Zutaten mangelte es nicht.

Oronk leitete den Auftau-Vorgang ein, mischte genau abgemessene Mengen Reis mit Perlgrauen, tastete Zucker, Zwiebel, Sojasoße, Mandeln und Kastanien in »Bereitstellung«, vergewisserte sich, daß auch Datteln, Lotosnüsse und Rosinen vorhanden waren. Den gekochten Reis mit den Perlgrauen entzog er der Kontrolle des Küchenroboters, denn die weiteren Arbeiten erschienen ihm zu diffizil, als daß eine Maschine sie tun könnte.

Oronk ließ Reis und Perlgrauen auf einem Sieb abtropfen, vermischte sie mit dem größten Teil der übrigen Zutaten, nahm die Ente aus dem Automaten und füllte sie mit der Masse. Danach schob er sie in eine Pfanne, übergieß sie mit einem dreiviertel Liter Wasser, fügte den Rest der Sojasoße und Zwiebel sowie Sherry und Ingwer dazu und ließ alles eine Stunde lang kochen. Dann wendete er die Ente, gab den übrigen Zucker bei und ließ sie eine weitere Stunde kochen. Zum Schluß tat er die Fülle in eine Schüssel, tranchierte die Ente und richtete sie, in ihre ursprüngliche Form zusammengesetzt, auf der Fülle an.

Als er sein Meisterwerk betrachtete, tat es ihm leid, es zu zerstören, indem er es verspeiste. Er begab sich auf die Suche nach einem hungrigen Mitmenschen, der kultiviert genug war, um Bewunderung für eine gelungene »Ente der acht Kostbarkeiten« zu empfinden und sie gemeinsam mit dem Schöpfer des Kunstwerkes zu verspeisen. Eine Zeitlang irrte Oronk Ayai in seiner Behausung umher- die ein Stützpunkt der Solaren Abwehr war, was er aber nicht wußte. Immerhin erinnerte er sich an zehn und acht Terraner, Männer und Frauen, denen er vor längerer Zeit mit seinen Kochkünsten gedient hatte. War das Wochen her - oder Monate - oder Jahre? Oronk Ayai erinnerte sich außerdem daran, daß diese Männer und Frauen, seine Freunde, sich eine Zeitlang äußerst merkwürdig benommen hatten.

Doch er fand niemanden in der Station, außer robotischen Geräten. Deshalb beschloß er schließlich, nach draußen zu gehen und sich in der Bergwüste umzusehen. Irgendwo mußten seine Freunde geblieben sein. Er ging den Leuchtschildern nach, die ihm den Weg zum Hauptaussgang wiesen. Vor der Schleuse schrak er zusammen, als eine mechanische Stimme sagte:

»Es wird davor gewarnt, die Außenwelt ohne entsprechende Schutzkleidung zu betreten. Ihnen, Mr. Ayai, empfehle ich eine Aptan-Ausrüstung. Nehmen Sie bitte die Dienste von HUGOH-3 in Anspruch, Sir!« Oronk wartete geduldig, bis die 1,50 Meter große humanoide Maschine mit dem eiförmigen Schädel ihn erreichte. Er wußte nicht, daß die Typenbezeichnung HUGOH für »Haus- und Garten- oder Hofroboter« stand, aber er wußte, daß diese Roboter zu den dienstbaren Geistern seiner Behausung gehörten.

HUGOH-3 arbeitete geschickt, und nach wenigen Minuten verließ Oronk Ayai den Stützpunkt in der aus einer Kombination, einem Kapuzenumhang, einer Energieausrüstung und verschiedenen Versorgungseinheiten bestehenden Aptan-Ausrüstung.

Wenige Schritte vor dem Außenschott stieß er auf den ersten Toten. Das Skelett steckte noch in einer Aptan-Ausrüstung, die sich mit Sand gefüllt hatte. Etwa zehn Meter davon entfernt lagen zwei weitere Leichname, beziehungsweise ihre Gerippe. Neben ihren in Handschuhen steckenden Fingerknochen lagen Strahlwaffen. Plötzlich duckte Oronk sich. Etwas verdunkelte die Sonne. Als er aufsah, entdeckte er ein elliptisches Fahrzeug, das langsam aus dem Himmel herabsank.

Jemand beugte sich über den Bordrand und rief etwas.

Oronk verstand nicht, was die Person sagte; er erkannte nur, daß es keiner seiner Freunde war. Und niemand außer seinen Freunden hatte etwas in seiner Heimat zu suchen!

Oronk Ayai wandte sich um und lief mit flatterndem Umhang auf das Außenschott der Stationsschleuse zu. Das wurde von der Besatzung des Luftfahrzeuges offenbar nicht gern gesehen, denn wenige Sekunden später schlug ein Hagel von Giftnadelgeschossen in Oronks Körper. Die aus kristallisiertem Lähmungsgift bestehenden winzigen Nadeln lösten sich in Oronks Körper auf und wurden über die Blutbahn verteilt.

Aber die Wirkung blieb aus.

Ayai erreichte das Schott, das sich vor ihm öffnete und hinter ihm wieder schloß. Keuchend vor Angst und Wut rannte er zu dem Raum, auf dessen Eingangsschott in leuchtenden grellroten Buchstaben FIRE CONTROL stand. Oronk wurde von niemandem aufgehalten. Offensichtlich hatte die Überwachungsautomatik erkannt, daß ein wirklicher Notstand eingetreten war - und daß sie in Ermangelung anderer Menschen einen Idioten an die Feuerschaltungen lassen mußte.

Oronk Ayai stürzte zum Feuerleitpult und drückte wahllos Knöpfe und bunte Schaltplatten. Auf einem Bildschirm sah er, wie das elliptische Fahrzeug von einem grünen Leuchten ausgelöscht wurde. Andere Bildschirme zeigten einen Pulk Flugpanzer, der auseinanderstob, als ein Werfergeschloß mit Fusionssprengkopf in ihm explodierte. Dann meldete eine seelenlose Automatenstimme den Anflug diskusförmiger Raumschiffe.

Oronk drückte weitere Knöpfe und Schaltplatten. Danach verließ er FIRE CONTROL und lief zu der Tür mit der Aufschrift HYPERRADIO STATION. In dem Raum dahinter, so wußte er, befand sich etwas, mit dem man Hilfe herbeirufen konnte, wenn man in größter Not war.

Er aktivierte das Hyperfunkgerät und drückte auch hier wahllos Knöpfe, Schalter und Platten ein. Damit erreichte er naturgemäß überhaupt nichts - bis er zufällig die Schaltplatte drückte, auf der rötlich glühende Buchstaben folgende Worte formten: EMERGENCY CALL ...

Nat Illbain hatte ein ungutes Gefühl, als eine Robotstimme aus dem Interkom von Imperium-Alpha ihm mitteilte, er möge sich unverzüglich bei Major Szturkov melden.

Verbittert kaute er auf der Unterlippe, während er auf dem Sichtschirm der Produktions-Positronik den letzten Abschnitt seines neuesten Trivideo-Kriminalspiels sah, das höchstwahrscheinlich niemals gesendet werden würde, weil es nicht genügend Vollintelligente gab, die sich dafür interessierten. Die Verdummungs-Restriktion war nur eine teilweise gewesen.

Nat schaltete das Gerät aus, schnallte sich seinen Waffengurt um und musterte sich vor dem Feldspiegel, um zu prüfen, ob er in seiner derzeitigen Verfassung vor Major Szturkovs kritischem Auge bestehen könnte.

Er sah das Spiegelbild eines 1,90 Meter großen, hageren Mannes mit hohlen Wangen, brandrotem kurzem Kraushaar und Howalgonium-Ohrringen. Die Dienstkombi saß halbwegs normal. Nat schloß die drei obersten Magnetknöpfe seiner Jacke und verbarg damit den wolligen roten Haarpelz, der seine Brust bedeckte. Schwach grinsend wandte sich Captain Illbain um und ging zu dem Lichtschacht, der ihn in die Regionen beförderte, in denen der Einsatzstab der Notzentrale des Solaren Imperiums untergebracht war.

Vor dem Schott zu Major Szturkovs Arbeitsraum aktivierte Nat Illbain den Türmelder und sagte: »Captain Illbain wunschgemäß zur Stelle, Sir.«

Das Schott öffnete sich.

Als Nat eintrat, stand Braska Szturkov mit vor der Brust verschränkten Armen mitten im Zimmer. Er sah Illbain unheildrohend an und sagte grollend:

»Sie sind nicht wunschgemäß, sondern befehlsgemäß zur Stelle, Captain Illbain. In den Dienstvorschriften der Solaren Abwehr gibt es keinen Passus, der von einem Wunsch spricht, wenn ein Vorgesetzter einen dienstgradmäßig ihm unterstellten Mitarbeiter zu sich beordert.«

»Diese Dienstvorschriften wurden vor dem 29. November 3440 Erdzeit ausgearbeitet, Major«, konterte Nat ungerührt. »Fast zwei Jahre nach diesem historischen Datum, das den Eintritt der allgemeinen Intelligenz-Retardierung genau kennzeichnet, herrscht ein derartiger Mangel an dienstgradmäßig anderen Menschen unterstellten Mitarbeitern, daß die in der Überzahl befindlichen Vorgesetzten sich vor der Erwähnung eventueller Befehlsgewalt hüten sollten.«

»Die Notstandsgesetze des Solaren Imperiums ...«, begann Szturkov mit erhobener Stimme. Dann winkte er ab und sagte grinsend: »Lassen wir den Unsinn, Nat. Setz dich und hör mir zu!«

Er holte eine Flasche aus schwarzem Gleasit aus dem für Geheim-Informationsbänder reservierten Fach seines Arbeitstisches und goß eine goldgelbe Flüssigkeit in zwei Plastikbecher.

Nat Illbain musterte seinen Vorgesetzten aufmerksam. Braska war sein Schwager und, im Unterschied zu ihm selbst, regulärer Offizier der Solaren Abwehr. Illbain hatte früher zehn Jahre bei der Einsatzflotte der SolAb gedient, war dann jedoch ins Zivilleben zurückgekehrt. Nachdem das erste böse Chaos der Verdummung auf der Erde überwunden war, hatte Nat sich in Imperium-Alpha gemeldet und war von Solarmarschall Galbraith Deighton in seinen alten Dienstrang eingesetzt worden.

»Zum Wohle!« sagte Braska und leerte seinen Becher. Seine tiefliegenden Augen musterten Nat; die Brauen stachen wie gestäubtes Skunkshaar ab. Das lange gelbe Haar wurde durch einen Mittelscheitel geteilt und war an den Seiten leicht gelockt, was die Derbheit von Szturkovs Erscheinung ein wenig milderte.

Nat leerte seinen Becher schweigend. Braska Szturkov, von einigen niedrigen Dienstgraden heimlich »Sturkopf« genannt, wartete fast noch eine Minute, ehe er bedächtig sagte:

»Wir haben einen neuen Einsatzbefehl, Nat. Deighton persönlich zitierte mich vor einer Stunde zu sich und erklärte mir, worum es ging - soweit er es selbst ahnte.« Er blickte seinem Schwager in die Augen. »Hast du schon einmal etwas von Heytschapan oder dem Eppyla-Pharo-System gehört?«

Nat schüttelte den Kopf. »Ganz bestimmt nicht.«

»Ich hatte bis vor einer Stunde auch keine Ahnung, daß es so etwas wie den Planeten Heytschapan überhaupt gibt. Nun, jedenfalls wurde vor rund vier Jahren ein Geheimstützpunkt der SolAb auf Heytschapan angelegt.

Unsere Kollegen traten als Angehörige einer großen Freihändlergruppe auf, die sich aus dem Bund der Freihändler von Boszyks Stern gelöst haben. Diese Freihändler hatten auf Heytschapan ausbeutungswürdige Howalgoniumvorkommen entdeckt und gingen daran, die Schwingquarze in großen Mengen zu gewinnen. Etwa 220.000 Freihändler landeten auf Heytschapan, errichteten provisorische Niederlassungen und begannen mit dem Bau von Howalgoniumgewinnungsanlagen und Städten. Kurz vor dem Eintreten der Verdummungswelle hatte die Hauptsiedlung mit dem Namen Weyko-Prada eine Einwohnerzahl von 52.000 Personen.«

»Interessant«, meinte Nat ironisch. »Aber weshalb interessiert sich der Solarmarschall heute dafür? Niemand braucht neue Schwingquarze für Funk-, Ortungs- und Feuerleitgeräte auf Hyperbasis.«

»Jemand hat im Geheimstützpunkt der SolAb auf Heytschapan den vorprogrammierten vollautomatischen ECTTE aktiviert, Nat«, sagte Szturkov ernst.

»Den auf die Erde gerichteten Notruf«, ergänzte Captain Illbain. »Und nun sollen wir beide wohl nachsehen, warum?«

»Du hast es erraten. Wir starten in zwei Stunden mit einer Space-Jet. Falls du hier noch etwas zu erledigen hast, dann beeile dich bitte.«

Nat ließ die Schultern hängen.

»Ich wüßte nicht, was ich auf der Erde zu erledigen hätte, Braska.« Zumindest gab es keine Privatangelegenheiten für Captain Nat Illbain auf der Erde mehr, seit alle seine Verwandten und Freunde bis auf Braska in den ersten Tagen des Verdummungschaos umgekommen waren.

Irgendwo schlug er dennoch die Zeit tot. Während der letzten Stunde vor dem Start kümmerte er sich um die Hilfsgüter, die die Space-Jet geladen hatte: Medikamente, Miniatur-Kraftwerke, Wasser-Entsalzer, Waffen, Munition. Niemand wußte, was von diesen Dingen auf Heytschapan gebraucht werden würde, aber Medikamente waren gewiß dabei. Nat hoffte nur, daß sich Waffen und Munition als überflüssig erwiesen. Zur festgelegten Zeit saßen er und Braska Szturkov angeschnallt in der Steuerkanzel der Space-Jet und lauschten dem Murmeln der positronischen Startkontrolle. Bei »Null« hob das energetische Startgerüst sie empor, bis sie eine Höhe von zehntausend Metern erreicht hatten. Dann aktivierte Major Szturkov die Impulstriebwerke des Diskusschiffes.

Die Space-Jet stieß durch die Erdatmosphäre, beschleunigte, passierte die Mondbahn, beschleunigte auch innerhalb des relativistischen Geschwindigkeitsbereiches weiter und verließ das vierdimensionale Raum-Zeit-Kontinuum, als Nat Illbain den Waring-Konverter aktivierte.

Nach einer Linearetappe von achttausend Lichtjahren kehrte das Diskusschiff in den Normalraum zurück. Nat und Braska aktivierten den Hyperkom und lauschten während des Orientierungsmanövers den überlichtschnellen Funksprüchen, die ihren Sektor passierten.

Sie blickten sich an.

»Es sind mehr als vor zwei Monaten«, meinte Braska. »Seit dem Rückgang der Verdummung rufen immer mehr Menschen um Hilfe.«

»Sollte eines Tages die Verdummung gänzlich schwinden, würden es noch viel mehr werden«, sagte Nat. Er wollte noch mehr sagen, unterließ es aber. Für ihn persönlich konnte sich niemals mehr etwas ändern, ob nun die Verdummung weiter nachließ oder wieder anstieg.

Braska Szturkov merkte, daß sein Schwager eine neue psychische Krise durchmachte. Er kehrte den Vorgesetzten heraus und gab Nat so viel zu tun, daß er seinen Kummer schließlich vergaß und die Krise wieder einmal überwand.

Die zweite Linearetappe führte Szturkov und Illbain in die Nähe der Bahnebene des achten und äußersten Planeten der weißelten Sonne Eppyla-Pharo. Sie schalteten den Antrieb aus und ließen ihr Schiff im freien Fall treiben, während die Ortungsgeräte arbeiteten. Planet Nummer acht war am weitesten entfernt, da er in Opposition stand, und auf ihm stellten die Ortungsgeräte keine energetische Aktivität fest. Doch auch die Planeten sieben bis vier sowie zwei und eins waren energetisch stumm. Lediglich vom dritten Planeten gingen die Emissionen von Fusionsaggregaten aus. Planet Nummer drei trug den Namen Heytschapan.

»Die Eingeborenen nennen ihren Planeten wahrscheinlich anders«, bemerkte Szturkov, während er noch einmal die Informationen über Heytschapan prüfte. »Die Freihändler gaben ihm seinen Namen, weil die dro-medarähnlichen Reittiere der Eingeborenen Tschapans heißen und der Anfeuerungsruf so ähnlich wie >Hey!< klingt. Übrigens herrscht auf Heytschapan ein Matriarchat, und es gibt keinen einheitlichen Namen für die Eingeborenen. Die Frauen heißen Chiguens, die Männer Guels; bei Kindern sagt man je nach dem Geschlecht entweder Daa-Chiguens oder To-Guels.«

»Und die Männer sind nur durchschnittlich 1,25 Meter groß«, warf Nat ein, »die Frauen dagegen 2,56 und außerdem kugelrund, während die männlichen Eingeborenen, die Guels, magere Kerle mit zerknitterter gelber Haut sein sollen. Ich habe die Informationen ebenfalls studiert, Braska. Also, laß mich bitte zufrieden!«

Braska Szturkov knurrte etwas Unverständliches und schaltete die Impulstriebwerke der Space-Jet hoch. Nat Illbain schaute seinen Schwager mißbilligend an. Er hielt es für leichtsinnig, offen und mit voller Beschleunigung auf den dritten Planeten zuzufliegen, und er sagte es auch.

Braska grinste. »Ich halte nicht viel vom Versteckspiel! Ganz gleich, was auf Heytschapan auch immer geschehen ist, es gibt dort außer vielleicht ein paar Immunen nur Halbintelligente. Unter solchen Umständen müßte jeder Immune heilfroh sein, wenn er Unterstützung bekommt.«

Es waren die letzten Worte, die Braska Szturkov in diesem Leben sprach. Nat Illbain registrierte den Ausschlag des Gefügetasters. Auf dem Bildschirm der Hyperortung erschienen die Konturen eines Diskusschiffes. Im nächsten Augenblick wurde Illbain geblendet, als ein Energiestrahle die Space-Jet durchschneidte. Er hörte noch, wie sein Druckhelm sich automatisch schloß und wie die Verdichtungspumpen seines Raumanzuges den Innendruck erhöhten, um die beim jähen Druckabfall im Blut entstandenen Stickstoffbläschen wieder aufzulösen, dann verlor er das Bewußtsein.

Die Welt war ein Gemisch aus Licht und Schatten. Ab und zu bewegte sich etwas zwischen den klaren Abgrenzungen, dann entstanden Farbschlieren.

Er wußte, daß er existierte und daß es außer ihm noch etwas gab. Für dieses Etwas prägte sich in seinem Geist der Begriff »Welt«; für sich selbst fand er nur die vage Bezeichnung »ich«. Licht- und Schattenzonen verlagerten sich; die Farbschlieren kamen und gingen, Ausdruck eines Einwegflusses, den man »Zeit« nannte. Es war eine Zeit ohne Maß. Dazwischen lag Dunkelheit, die er naturgemäß als Zeitlosigkeit oder Zeitpause ansah. Nach jeder Dunkelheit wurden die Konturen von Licht und Schatten ausgeprägter; farbige Dinge füllten die hohlen Umrisse aus.

Und dann kam die Zeit, da er ein anderes »ich« erkannte, ein lebendes Wesen wie er, mit einem Kopf, einem Hals und Rumpf, mit Armen, Beinen, Augen, Mund und Händen.

»Können Sie mich verstehen, Captain Illbain!« sagte das andere »ich« langsam und deutlich.

Nat krächzte etwas. Er gab sich große Mühe, und nach einiger Zeit sagte er: »Ja.«

»Fein. Dann rufe ich jetzt Seine Hoheit, den Fürsten Drakow.«

Nat Illbain bemerkte, daß der andere verschwand. Neben ihm bewegte sich etwas; es summt und zischte. Sekunden später konnte Nat besser sehen. Er erkannte, daß er in einer modernen Krankenstation lag - und plötzlich begann er zu zittern.

Wie kam er hierher? Wer war er? Warum hatte man ihn Captain Illbain genannt?

Abermals summt und zischte es: Hochdruck-Injektion, intramuskulär. Nat beruhigte sich.

Ein Schott öffnete und schloß sich zischend. Nats Pneumobett verformte sich, so daß der Captain fast aufrecht saß und seinem Besucher ins Gesicht blicken konnte.

Er sah einen mindestens zwei Meter großen Mann mit heller Haut, wirrem schwarzem Haarschopf, eiskalten grauen Augen und einem harten Gesicht, dessen rechte Hälfte durch blaurotes Narbengewebe verunstaltet war. Der Mann trug einen leichten Kampfanzug mit breitem Waffengurt und einer riesigen Gürtelschnalle ohne jegliches Symbol.

Er musterte Nat, und der SolAb-Offizier wurde sich bewußt, daß nur das linke Auge seines Besuchers lebte; das rechte war eine einfache Nachbildung, wahrscheinlich aus Per-Glassit.

»Mein Name ist Drakow, Fürst Siponta Drakow«, sagte der Besucher mit rauher Stimme und hakte die Daumen hinter den Gürtel. »Sie können alles verstehen, Captain Illbain?«

»Verstehen schon«, antwortete Nat zögernd, »aber nicht begreifen. Schön, Sie sind Fürst Siponta Drakow, und ich bin Captain Illbain, aber ich habe Sie nie vorher gesehen. Wie komme ich überhaupt hierher - und warum?«

Drakows linke Gesichtshälfte rötete sich. »Katory!« brüllte er. »Warum rufen Sie mich, wenn der Patient sein Gedächtnis noch nicht wiedererlangt hat?«

Ein zweiter Mann, ähnlich gekleidet wie Fürst Drakow, betrat die Krankenstation. Er drückte einen Knopf an der Konsole von Nats Pneumobett. Robotarme manipulierten an Illbains linkem Arm. Eine haarfeine Nadel jagte in die Vene.

»So«, sagte Katory, »in einer Minute wird die vorbeugende Schocklähmung seines Gedächtnisses nachlassen, Fürst. Warum haben Sie den Knopf nicht selbst gedrückt?«

»Weil ich deine Faulheit nicht noch stärken will, Edelmann Katory«, entgegnete Fürst Drakow. »Ihr seid eine Bande von...« Er brach ab, als das Schott zufiel. »Nun, Captain Illbain?«

Nat Illbain spürte, wie sein Gedächtnis gleich einer Flutwelle zurückkehrte, in die größten und kleinsten Verästelungen seines Gehirns eindrang und den Geist mit einer Fülle von Informationen überschwemmte. Ein Tremolo stärksten Schmerzes quälte ihn, als die Erinnerung an das Schicksal seiner Familie - und an das Schicksal seines Schwagers Braska zurückkehrte. Oder lebte Braska noch, genauso wie er, Nat Illbain, auch?

»Was geschah mit Major Braska Szturkov?« fragte Nat beherrscht.

»Er ist tot«, antwortete Fürst Drakow.

»Ihre Leute haben ihn umgebracht, nicht wahr?«

Siponta Drakow stellte gelassen fest: »Sie hatten nichts in diesem Sonnensystem zu suchen, Captain Illbain. Es gehört den Unabhängigen Freihändlern - und wir wissen unsere Unabhängigkeit zu sichern.«

»Durch heimtückischen Mord«, erwiderte Nat bitter.

Das Narbengewebe in Drakows Gesicht zuckte. Der Fürst machte eine wütende Handbewegung.

»Sie wissen genau, daß das nicht stimmt, Captain. Laut galaktischem Recht hat jedes fremde Raumschiff um Einflugerlaubnis zu bitten, wenn es in ein Sonnensystem einfliegen will, das einer anderen Macht gehört. Wer diese Spielregeln nicht einhält, ist selbst für die Folgen verantwortlich.«

»Die Unabhängigen Freihändler haben das Eppyla-Pharo-System bisher nicht beim Galaktischen Gerichtshof als ihr Hoheitsgebiet eintragen lassen«, wehrte sich Nat. »Folglich gilt Ihr Einwand nicht. Außerdem gelangte von Heytschapan ein Notruf per Hyperkom-Richtstrahl zur Erde.«

»Ein Verrückter betätigte den Automatknopf, der den vorprogrammierten Notruf aktivierte«, behauptete Fürst Drakow.

Er schaltete seinen Armband-Telekom ein und schrie, daß man »den Idioten« in die Krankenstation schicken solle. Offenbar konnte er Anweisungen nicht in normalem Tonfall geben.

Nat Illbain brauchte nicht lange zu warten. Ein Roboter vom Typ HUGOH führte einen hochgewachsenen, athletischen Mann mit wirrem blondem Haar und gepflegtem blondem Vollbart herein. Die blauen Augen strahlten Fürst Drakow an.

»Hierher, Oronk!« befahl der Freihändler. »Oronk Ayai, Captain Nat Illbain von der Solaren Abwehr.«

»Sehr angenehm«, sagte Ayai artig und deutete eine Verbeugung in Nats Richtung an. Nat erschauerte, als er das idiotische Lächeln sah, das über Ayais Gesicht glitt. Der Mann war körperlich ein Adonis und geistig ein schwachsinniges Kleinkind.

»Sag dem Captain, daß du den Notruf in Richtung Terra ausgelöst hast, Oronk!« befahl der Freihändler. Ayai nickte und sagte, seltsamerweise klar und deutlich: »Oronk hat EMERGENCY CALL ausgelöst, Captain Illbain von der Solaren Abwehr.«

»Es genügt, wenn du mich Nat nennst, Oronk«, sagte Illbain. »Aus welchem Grund hast du den EMERGENCY CALL ausgelöst, Oronk?«

»Oronk seine Heimat verteidigen. Nicht gerecht, daß böse Männer von Fürst Drakow Heimat von Oronk und seinen Freunden besetzt haben. Aber Oronk viele in Hölle geschickt.«

»Schweige!« befahl Siponta Drakow zornig. »HUGOH-3, führe Oronk wieder in die Küche!«

»Wie viele Verdummte gibt es zur Zeit auf Heytschapan - HUGOH-3?« fragte Nat schnell.

»Überhaupt keine mehr«, antwortete der Roboter, bevor Drakow es verhindern konnte. »Alle erhielten ihre volle Intelligenz zurück.«

Wutschnaubend schaltete der Fürst den Roboter ab und ließ den Idioten durch zwei seiner Untergebenen abholen. Danach kehrte er an Nats Bett zurück und sagte leise:

»Sie sind zu gerissen, um alt zu werden, Captain Illbain. Es war ein Fehler, Sie am Leben zu lassen. Meine Leute hätten Sie nur nicht zu bergen brauchen, dann müßte ich mich nicht mit Ihnen herumärgern.«

»Sie sind zwar der Mörder meines Schwagers«, entgegnete Nat, »aber ich will versuchen, trotz Ihrer Nähe gelassen und sachlich zu bleiben. Beantworten Sie mir bitte die Frage, warum Sie so eifersüchtig darüber wachen, daß kein >Unbefugter< den Planeten Heytschapan betritt.«

»Das geht Sie nichts an.«

»Ab wann erhielten sämtliche Bewohner Heytschapans ihre volle Intelligenz zurück?«

»Ab vorgestern«, antwortete Fürst Drakow schnell.

Nat Illbain wußte sofort, daß der Freihändler log. Er wollte ihn glauben machen, die Rückkehr der vollen Intelligenz sei ein Ereignis, an dem alle Völker der Galaxis teilhatten. Offenbar hatten aber nur die Bewohner Heytschapans ihre volle Intelligenz zurückerhalten.

»Warum ist Oronk noch immer verdummt?« erkundigte sich Nat.

Drakow lachte auf, erleichtert über den Themenwechsel.

»Oronk Ayai?« Er drehte das Wort »Ayai« genüßlich im Munde herum. Wahrscheinlich hieß der Idiot nicht wirklich Ayai, sondern die Freifahrer nannten ihn nur so, um seine Blödeheit klarzustellen. »Der ist schon blöd geboren worden, und er wird blöd sterben. Alles, wozu er nützlich ist, ist seine Kochkunst. In der Küche ist er unübertroffen. Hm!« Drakow leckte sich die Lippen. Dann verfinsterte sich sein Gesicht. »Was geht Sie das an?«

»Eine ganze Menge. Meinen Sie nicht auch, Fürst Drakow?«

Der Freihändler wandte sich brüsk ab und verließ den Raum.

Nat Illbain lag reglos in seinem Bett und dachte nach. Das Verhalten von Fürst Drakow war unreal, selbst wenn man annehmen mußte, daß es sich bei ihm um einen gefährlichen Psychopathen handelte. Nats Auffassung nach gehörte Drakow in jenen Bereich der geltungssüchtigen und effektlabilen abnormen Persönlichkeiten, die psychische Infantilismen mit einer Neigung zum Pseudologischen verbanden, aber auch dieser Typ gehorchte gewissen konkreten Motivationen. Überhaupt hatte sich dieser Typ in der hochtechnisierten Gesellschaft immer öfter gefunden, so daß sein Verhaltensschema fast als normal gelten durfte. Jedenfalls bis zur Verdummung der galaktischen Intelligenzen. Doch warum kapselte Fürst Drakow das Eppyla-Pharo-System von der Außenwelt ab und reagierte hysterisch auf den Einflug einer kleinen Space-Jet, obwohl seine eigenen Leute ausnahmslos von der Verdummung befreit waren?

Da steckt noch etwas dahinter, von dem ich bisher nicht die geringste Ahnung habe! überlegte Nat.

Er blickte auf, als sich jemand in seiner Nähe räusperte. Nat hatte das Öffnen und Schließen des Schotts völlig überhört.

»Sie schlafen alle, Captain Nat«, sagte Oronk Ayai mit sanfter Stimme. »Wollen gehen.«

Verblüfft schaute der Captain den Idioten an. »Wer schläft?«

»Böse Männer. Fürst Drakow und andere Leute«, antwortete Oronk. »Haben gegessen Cevapcici, aber in Hackfleisch war Schlafmittel aus Robot-Apotheke. Schmeckt scheußlich für Oronk, aber Barbaren keinen Nerv für Nuancen.«

Nat Illbain löste die Verbindungen zum Servoteil des Pneumobettes und schwang sich aus dem Lager. Für kurze Zeit wurde ihm schwarz vor den Augen, dann hatte er den Schwächeanfall überwunden.

»Du bist doch nicht wirklich blöde, Oronk?« erkundigte er sich, während Ayai ihm aufhalf. »Kein Idiot im ganzen Universum kann so logisch handeln und sich so treffend ausdrücken wie du.«

Oronk Ayais ganze Antwort bestand in einem unbeschreiblich blöden Lächeln.

»Na schön«, meinte Nat schließlich seufzend. »Von mir aus kannst du schweigen. Ich will dich nicht drängen. Besorge mir etwas anzuziehen und führe mich zum Raumschiffshangar.«

Oronk nickte heftig. »Anziehen, ja. Aber erst essen? Oronk hat noch Klopse in Specksauce von gestern. Schmecken prima. Oder ich backe Ihnen schnell ein paar Pao Fing.«

Nat wollte schon ablehnen, da fiel ihm ein, daß der Idiot, wenn er tatsächlich ein Idiot war, das sehr übel vermerken könnte. Auf Klopse in Specksauce hatte er keinen Appetit, deshalb erkundigte er sich danach, was Pao Fing war.

»Ganz einfache Mahlzeit, aber schmackhaft«, versicherte Oronk. »Pao Fing sein chinesische Pfannkuchen. Nur Mehl, kochendes Wasser, Salz und Öl.«

»Dann nehme ich Pao Fing«, sagte Nat.

Der Idiot führte ihn in eine geräumige Robotküche. Er benutzte die Einrichtung jedoch nur, um die einzelnen Zutaten herbeizuschaffen. Die Zubereitung erfolgte manuell. Zum Schluß bestrich Oronk die Teigplätzchen auf beiden Seiten reichlich mit Öl und buk sie in einer nicht gefetteten Pfanne.

Zwischendurch versuchte Nat Illbain, mehr über die Zustände auf Heytschapan zu erfahren. Aber sobald eine Frage über den Horizont seiner Küchenkünste hinausging, versagte Oronk Ayai. Bedauernd mußte Nat feststellen, daß Oronk doch nur ein Idiot war. Seine meisterliche Begabung in Sachen Kochkunst sprach nicht dagegen; es gab viele Idioten, die auf einem einzelnen Gebiet Genies waren.

Die Pfannkuchen schmeckten tatsächlich gut, vor allem, als Oronk synthetischen Ahornsirup dazu reichte.

Dennoch aß Nat nicht viel. Sein Magen war wie zugeschnürt vor Erregung. Er wollte diesen Planeten so schnell wie möglich verlassen. Solarmarschall Deighton mußte unbedingt erfahren, daß auf Heytschapan sämtliche Verdummten ihre frühere Intelligenz zurückerhalten hatten.

Oronk Ayai zeigte zwar kein Verständnis für Nats Ungeduld, aber er ließ sich doch erweichen, den Captain zum Raumschiffshangar zu führen. Unterwegs sah Illbain in einige Kabinen und in die Mannschaftsmesse. Er entdeckte zahlreiche Freihändler, die auf dem Boden oder über den Tischen lagen und ganz offensichtlich fest schliefen.

Als sie an der Tür mit der Aufschrift FIRE CONTROL vorbeikamen, grinste Oronk übers ganze Gesicht, drückte imaginäre Tasten und ahmte das Geräusch einer Maschinenkanone mit dem Mund nach.

Für Nat war es der endgültige Beweis für Oronks Verblödung. Kein normaler Mensch konnte Freude am Töten anderer Menschen empfinden - und eine Maschinenkanone war ein absolut tödliches Instrument.

Der Zugang zum Raumschiffshangar erwies sich als unpassierbar. Nat Illbain mußte noch einmal umkehren und sich von dem schlafenden Fürsten Drakow einen Kodegeber holen, um das mehrfach abgesicherte Panzerschott öffnen und die dahinterstehende Energiebarriere deaktivieren zu können.

Dann stand er endlich in einem Hangar unter dem Diskusgebilde einer Space-Jet des SolAb-Stützpunktes. Er wollte den Idioten mit an Bord nehmen, doch Ayai schüttelte nur heftig den Kopf, fuchtelte mit den Händen und ahmte mit dem Mund das Startgeräusch einer Space-Jet täuschend ähnlich nach.

»Aber die Freihändler werden dich bestrafen, weil du sie betäubt hast«, wandte Nat ein.

»Freihändler werden Oronk nicht finden, Captain Nat«, versicherte Ayai.

Illbain drückte dem blonden Hünen die Hand. »Danke, mein Freund.«

Er begab sich in die Steuerkanzel der Space-Jet und überprüfte alle Bordsysteme. Da es sich um ein Fahrzeug der Solaren Abwehr handelte, brauchte er sich in keiner Weise umzustellen. Nachdem es feststand, daß das Diskusschiff raumtüchtig war und genügend hochkatalysiertes Deuterium für einen Nonstopflug zur Erde getankt hatte, schaltete Nat die Fusionskraftwerke allmählich hoch.

Als die Space-Jet endgültig startklar war, überzeugte sich Illbain davon, daß Oronk sich nicht mehr im Hangar aufhielt. Dann aktivierte er die Funkfernsteuerung des Hangartores und polte den Magnetblock der Schiffsunterseite um.

Augenblicklich stieß die gleichgepolte Magnetschiene des Starthangars das Schiff ab. Es beschleunigte mit relativ geringen Werten, aber stetig, da die Antigravprojektoren es gewichtslos machten. Außerhalb des Hangars aktivierte Nat die Impulstriebwerke und schaltete sie behutsam hoch, während er gleichzeitig sehr aufmerksam die Ortungsanzeigen beobachtete.

Sein behutsamer und deshalb normal wirkender Start zeitigte den gewünschten Erfolg. Zwar zeigten mehrere Folgen von Piepstönen einfallende Ortungsimpulse an, aber das Schiff wurde nicht sogleich verfolgt. Erst als es den natürlichen Strahlungsgürtel Heytschapans verließ, wurde man in den Kontrollstellen der Freihändler unruhig. Nat bekam eine Anfrage über Ziel und Auftrag. Er beantwortete sie nicht - jedenfalls nicht direkt.

Doch der Ruck, mit dem die plötzlich voll beschleunigte Space-Jet davonjagte, war für die Unabhängigen Freifahrer von Heytschapan Antwort genug. Wenige Minuten später ortete er drei Objekte, die aus der Atmosphäre des Planeten kamen und in seine Richtung flogen.

»Ihr kommt zu spät«, sagte er spöttisch und senkte die Hand über die Aktivierungsplatte des Waring-Konverters...

25.

Bericht Thatcher a Hainu

Die Beleuchtung erlosch, und aus unsichtbaren Lautsprechern sagte eine Stimme:

»Gefechtsleitung an Gruppe Batriaschwili. Rund fünfzig Meter von Ihnen entfernt befindet sich eine Angriffsspitze der kleinen Purpurnen. Sie bewegt sich in Richtung Maschinensektor I-2348-B. Stoppen Sie ihren Vormarsch!«

Ich hörte deutlich, wie die Druckhelme meiner Gefährten zufielen. Der Druckhelm meines Kampfanzugs fiel ebenfalls zu, aber er schloß sich nicht, sondern klappte wieder zurück. Vor mir leuchtete im Halswulst eine rote Lampe auf.

»Achtung, Magnetpaßverschluß blockiert!« wisperte die unmodulierte Stimme meiner Anzugspositronik.

»Was ist bei Ihnen los, Captain a Hainu?« meldete sich Oberstleutnant Batriaschwili über Helmtelkom. »Haben Sie Schwierigkeiten?«

»Mein Helm schließt sich nicht«, antwortete ich wütend. »Aber ich kann ja auch ohne...«

»Nichts da!« unterbrach Batriaschwili mich energisch. »Mit offenem Helm können Sie nicht in den Kampf gehen, Captain a Hainu. Bleiben Sie zurück und versuchen Sie, den Schaden zu beheben!«

»Jawohl«, sagte ich verdrossen.

Mit der Infrarotoptik konnte ich Leutnant Riev Kalowont und Major Bescrilo Nonderver sehen, die gebückt hinter dem Oberstleutnant herschlichen. Sie verschwanden in einem Nottreppenschacht, und kurz darauf hörte ich das Fauchen von Energieentladungen.

Kurz entschlossen schaltete ich die volle Beleuchtung meines Kampfanzugs ein und untersuchte den Halsring des Magnethelmverschlusses. Meine Finger förderten einen fadenartigen Brei zutage, der über dem Magnetring lag. Ich kostete vorsichtig.

Im nächsten Moment schwoll mein Kopf vor Zorn gleich einem Gasballon an, den man über ein offenes Feuer hält.

Der Brei bestand aus Hühnerfleischpüree, und offenbar hatte mein Vorgesetzter, Sonderoffizier Dalaimoc Rorvic, ihn an den Magnetring meines Helmverschlusses geschmiert. Vor einer Stunde war ich in seiner Kabine gewesen und hatte mit ansehen müssen, wie der fette Albino sich auf einem antikierten Plutoniumherd verlorene Eier nach Godefroy zubereitet hatte. Nichts gegen das Gericht und auch nichts gegen Godefroy - ich kenne den Mann überhaupt nicht -, aber es gehört sich einfach nicht, wenn man die Finger an dem Magnetring eines Halsverschlusses abwischt, nachdem man zuvor Hühnerfleischpüree mit Sauce und Trüffelstreifen verknetet hat.

Nachdem ich den Magnetring gesäubert hatte, schloß der Druckhelm exakt. Ich öffnete und schloß ihn vielleicht zwanzigmal, um die Zuverlässigkeit des Verschlusses zu testen. Als danach die Kampfgeräusche vor mir verebten, folgte ich meinen Gefährten mit der gebotenen Vorsicht. Man konnte nie wissen, an welcher Stelle der INTERSOLAR die kleinen Purpurnen aus dem Schwarm auftauchten.

Ich entdeckte meine drei Gefährten schließlich auf der Galerie eines Maschinenraumes, von der aus sie eine Gruppe der Eindringlinge aufs Korn nahmen.

In diesem Moment hörte ich abermals das charakteristische Knacken von Lautsprechern, und eine Stimme sagte: »Kommandozentrale an Besatzung INTERSOLAR! Internmanöver LAPIDAR beendet. Rückkehr zum normalen Bereitschaftsdienst. Ende.«

Ich hob meinen Intervallnadler und drückte auf den Geräuschauslöser, der bei einem Manöver die typischen Geräusche der Waffe imitierte.

Petrow Batriaschwili wandte den Kopf und blickte in meine Richtung. Ich sah ihn noch deutlicher, als die Normalbeleuchtung wieder anging. Er klappte den Druckhelm zurück und sagte vorwurfsvoll: »Was soll das, Captain a Hainu? Erst kommen Sie ewig nicht, und dann schießen Sie nach der Entwarnung sinnlos herum. Das ist eine Disziplinlosigkeit, die ich nicht entschuldigen kann.«

Ich spürte, wie ich rot anlief, und klappte ebenfalls den Helm zurück.

»Ja, hackt nur immer auf mir herum. Ich bin ja nur ein kleiner Marsgeborener ohne Bartwuchs. Aber keiner fragt danach, weshalb mein Druckhelm vorhin nicht schloß.«

»Doch, ich«, warf Major Nonderver ein. Die Stimme des Überschweren von Epsal peinigte meine Ohren unerträglich. »Weshalb schloß denn Ihr Druckhelm vorhin nicht, Thatcher?«

»Weil der Albino mir Hühnerfleischpüree auf den Magnetring geschmiert hat!« schrie ich so laut, daß meine Halsschlagadern wie Stricke hervortraten.

»Es heißt Commander Rorvic!« mischte Leutnant Kalowont sich ein.

Petrow Batriaschwili kam langsam näher.

»Unsinn, Riev«, sagte er sanft. »Wir vom CYD-Kommando können zwanglos miteinander umgehen, und es spielt keine Rolle, welchen Dienstrang einer von uns besitzt, solange nicht ein Einsatz die Abgrenzung der Befehlsgewalt verlangt. Thatcher mag den Tibeter ruhig >Albino< nennen, solange er ihn als geniale Persönlichkeit respektiert und ihm nicht für jedes Mißgeschick die Schuld zuzuschreiben versucht.«

»Aber Dalaimoc hat mir wirklich ...«, begann ich.

Petrow winkte ab.

»Mag sein, Thatcher. Doch ein Genie wie Dalaimoc darf nicht mit gewöhnlichen Maßstäben gemessen werden. Außerdem hätten Sie jedes Teil Ihres Kampfanzugs überprüfen müssen, bevor Sie ihn anzogen.«

Ich wandte mich schweigend ab und schluckte meinen Zorn hinunter. Es war immer das gleiche. Dalaimoc Rorvic konnte tun und lassen, was er wollte, es wurde stets zu seinen Gunsten ausgelegt. Ich dagegen durfte nicht einmal falsch atmen, schon wurde ich gerügt.

Abermals knackten die Lautsprecher.

»Achtung, Kommandozentrale ruft Cyno Discovery Command!« erscholl es. »Sämtliche Mitglieder des Kommandos werden gebeten, sich unverzüglich im Arbeitsraum von Staatsmarschall Bull einzufinden.« Während die Lautsprecher ihre Botschaft noch wiederholten, beugte sich Oberstleutnant Batriaschwili zu mir und sagte eindringlich: »Laufen Sie und wecken Sie Rorvic, Thatcher, falls er schlafen oder meditieren sollte!« Ich drückte Nonderver meinen Intervallnadel in die Hand und setzte mich ab, bevor der überraschte Epsaler protestieren konnte. Sollte er das schwere Energiegewehr ins Waffenmagazin zurückbringen.

Bevor ich zu Rorvic ging, begab ich mich in meine Kabine und holte die alte verbeulte Kaffeekanne aus ihrem Versteck. Dann fuhr ich mit dem Transportband zu Rorvics Kabine.

Ich stellte mich auf die Zehenspitzen und preßte den Daumen auf den Türmelder. Als meine Wadenmuskeln sich verkrampften, nahm ich den Daumen fort und lief eine Weile auf der Stelle, um die Muskeln zu entkrampfen.

Plötzlich fragte jemand erstaunt: »Was machen denn Sie da, Captain a Hainu?«

Ich hielt mit meiner Gymnastik inne und drehte mich um. Neben mir stand Oberst Aggar Uray, der Personaloffizier der INTERSOLAR, der allerdings seit der Verdummung als »Mädchen für alles« arbeitete.

Seine blauen Augen musterten mich prüfend.

»Nichts Besonderes, Oberst«, gab ich verlegen zurück. »Ich treibe nur ein wenig Konditionstraining.«

»Vor dem Kabinenschott von Commander Rorvic ...?«

Ich zögerte. »Ich warte auf den Albi... den Commander. Er wird gleich kommen. Wir sind zum Staatsmarschall bestellt.«

»Ja, ich habe die Rundrufdurchsage gehört, Captain.« Oberst Uray seufzte. »Sie haben es gut, daß Sie mit einem so phantastischen Menschen wie Dalaimoc Rorvic in den Einsatz gehen können.«

In mir brodelte die Wut wie ein Vulkan, der kurz vor dem Ausbruch steht. Dennoch gelang mir ein Lächeln.

»Falls Sie an meiner Stelle gehen möchten, Oberst, ich trete gern zurück.«

Uray klopfte mir väterlich auf die Schultern.

Zum Teufel! Warum nur benahmen sich Terraner mir gegenüber so oft wie ein Vater zu seinem Sohn, nur weil ich kleiner als sie war! Dabei hätte ich Aggar Uray s Vater sein können - dem Alter nach jedenfalls.

»Nein, nein. Gehen Sie nur. Und richten Sie Rorvic einen schönen Gruß von mir aus.«

Damit sprang er wieder auf das Transportband, das ihn rasch davontrug.

Ich zog den flachen Kodegeber aus der Brusttasche meines Kampfanzugs. Das Gerät enthielt den Schottöffnungskode von Rorvics Kabine; ich hatte ihn mit Hilfe eines Abtastgerätes ermittelt. Natürlich war so etwas streng verboten, aber wie sollte ich den Albino wecken, wenn der Türmelder nichts erreichte! Vor derartigen Situationen hatte ich schon oft gestanden.

Mit schwachem Summen schaltete sich der kleine Kraftfeldgenerator des Impulsschlosses aus. Die Schotthälften glitten zur Seite. Ich trat ein.

Wie ich halb erwartet hatte, schlief der riesige Tibeter nicht, sondern hockte mit untergeschlagenen Beinen auf einem bunten abgewetzten Teppich und meditierte. Eine automatische Gebetsmühle mit reparaturbedürftigem Elektromotor drehte sich. Es roch nach schmorender Isolierung.

Einen Herzschlag lang kämpfte ich mit mir selbst um einen Entschluß. Sollte ich versuchen, Dalaimoc Rorvic durch Schütteln und Rufen zu wecken, oder sollte ich gleich die Kaffeekanne benutzen?

Ich konnte der Verlockung nicht widerstehen. Rorvics leicht nach vorn geneigter kahler Schädel mit den zahlreichen blau, gelb und grün verfärbten Stellen stellte eine zu große Verlockung dar.

Also hob ich die Hand mit der Kanne, holte weit aus und schmetterte das Gefäß mit aller Kraft auf Rorvics Schädel. Bevor er reagieren konnte, hatte ich die Kanne unter einem wüsten Durcheinander alter Schriften verborgen, die sich vor dem imitierten Kamin stapelten.

Dalaimocs Schädel vollführte eine Vierteldrehung, dann sagte der Tibeter mit tiefer Stimme: »Bitte, den Tee! Ich rieche bereits die warme Kamelbutter.«

»Sie irren sich«, warf ich ein. »Was da riecht, sind die schmorenden Wicklungen Ihrer Gebetsmühle.«

Dalaimoc Rorvic öffnete ein Auge, dann streckte er den Arm aus und schaltete die Gebetsmühle ab. Diese Bewegungen gingen mit der nervenzermürenden Langsamkeit vor sich, die typisch für den Tibeter waren.

Nach einiger Zeit öffnete er auch das andere Auge. Die Hand hob sich und tastete die sich zusehends vergrößern- de Beule am Kopf ab.

»Eine Schwellung«, sagte er. Seine albinotisch roten Augen richteten sich auf mich. »Captain Hainu, würden Sie mir bitte erklären, wie die Schwellung an meinen Kopf gelangt ist?«

Ich begann zu schwitzen. Endlich hatte ich den tibetischen Riesen halbwegs wach, da forschte er nach der Ursache für seine Beule.

»Sir, wir haben keine Zeit zu verlieren!« beschwor ich ihn. »Es ist...«

»Aber auch keine zu gewinnen«, unterbrach er mich. »Die Zeit ist ein Strom, den niemand aufzuhalten vermag. Die Wogen der Ewigkeit regnen auf das Seiende herab und treiben es dem Meer des Vergessens zu, aus dem alles wiedergeboren wird.«

»Staatsmarschall Bull wünscht Sie zu sprechen!« schrie ich dem Albino verzweifelt ins Ohr. »Dringend, Sir!«
»Der Staatsmarschall?« Rorvic schnippte mit den Fingern. »Bringen Sie mir meine Mütze, Captain Hainu!«
Ich blickte mich suchend um, und endlich fand ich die unscheinbare Lehmgrube Stoffmütze, die Dalaimoc in letzter Zeit zu tragen pflegte. Er nahm sie mir aus der Hand und setzte sie auf, erst dann erhob er sich.

»Gehen wir, Captain.«

Als wir Reginald Bulls Arbeitsraum betraten, ein mit elektronischen Apparaten vollgestopftes geräumiges Zimmer auf dem Chefdeck, waren Nonderver, Kalowont und Batriaschwili bereits anwesend.

Der Staatsmarschall erhob sich bei unserem Eintritt, eilte auf Rorvic zu, schüttelte ihm die Hand und führte ihn zu einem bequemen Sessel.

Danach musterte er mich vorwurfsvoll und sagte: »Wir haben eine Viertelstunde auf Sie gewartet, Captain a Hainu. Ich bitte Sie zu bedenken, daß die angespannte Lage keinem von uns Zeitverschwendung erlaubt. Also, Schwamm drüber. Es geht um folgende Angelegenheit...«

Er berichtete, ein Kurier Deightons habe ihm eine Meldung überbracht, aus der hervorgehe, daß auf einem Planeten namens Heytschapan die gesamte Bevölkerung ihre volle Intelligenz zurückgewonnen habe. Dieser Vorgang solle sich irgendwann im März dieses Jahres ereignet haben.

»Ein Mann namens Oronk Ayai«, führte Bull weiter aus, »ein Gast der SolAb-Stützpunktbesatzung, überlebte. Die übrigen achtzehn Männer und Frauen waren während der Verdummungsperiode irgendwo draußen auf dem Planeten umgekommen. Als die volle Intelligenz zurückkehrte, ging auch Ayai nach draußen. Er wurde von Freihändlern entdeckt und verfolgt, konnte sich in den Stützpunkt zurückziehen und einige Zeit gegen die Angreifer halten. Bevor man ihn überwältigte, aktivierte er den vorprogrammierten Notruf.

Deighton schickte zwei Agenten mit einer Space-Jet nach Heytschapan. Da zu diesem Zeitpunkt niemand ahnte, daß auf Heytschapan die Verdummung vollständig zurückgegangen war, flogen die beiden Agenten offen ins Eppyla-Pharo-System ein. Die Freihändler schickten ihnen ein Schiff entgegen und eröffneten warnungslos das Feuer. Major Szturkov starb, Captain Illbain geriet in Gefangenschaft. Nur dem Eingreifen von Oronk Ayai ist es zu verdanken, daß Illbain mit einer Space-Jet des Stützpunktes die Flucht zur Erde gelang.«

»Einen Augenblick, bitte!« warf Petrow Batriaschwili ein. »Dieser Ayai, ist er nicht selbst ein Gefangener der Freifahrer? Wie konnte er dann Captain Illbain zur Flucht verhelfen?«

Reginald Bull nickte.

»Diese Frage hatte ich erwartet. Nun, Captain Illbain berichtete, daß Oronk Ayai ein Idiot sei, der auch nach dem Wechsel von Verdummung und Intelligenz-Rückkehr sozusagen blöd blieb. Die Freihändler ließen ihn am Leben, als sie das erkannten, und da er ein meisterhafter Koch ist, setzten sie ihn als Küchenchef ein. Übrigens verdanken wir einen großen Teil unserer Informationen über die Vorgänge auf Heytschapan diesem Ayai. Er steckte Captain Illbain vor dessen Flucht eine Packung Vitaminpräparate zu, die sich später als Mikro-Informationsspulen entpuppten.«

»Und das alles soll ein Idiot bewerkstelligt haben?« fragte ich.

Dalaimoc sah mich flüchtig an und sagte mit eigenartiger Betonung:

»Nun, Sie haben schließlich auch schon erfolgreiche Arbeit geleistet, Captain Hainu...«

Ich schluckte, verzichtete aber darauf, diese unverschämte Anspielung entsprechend zu beantworten.

Staatsmarschall Bull lächelte fast unmerklich. »Da sich Perry Rhodan mit der MARCO POLO und der GOOD HOPE n innerhalb des Schwarms befindet, habe ich an seiner Stelle die Entscheidungen zu fällen. Im Ausweich-Hauptquartier Imperium-Alpha auf Terra sind die über Heytschapan vorliegenden Fakten bereits positronisch durchgerechnet worden. Ich habe das gleiche mit unserer Bordpositronik getan und bin zum gleichen Schluß gekommen.«

»Und dieser Schluß lautet, daß auf Heytschapan mit großer Wahrscheinlichkeit das heimliche Imperium seine Hände im Spiel hat«, fiel Rorvic ein.

Bully nickte ihm zu.

»So ist es, Sonderoffizier Rorvic. Aus diesem Grund habe ich das CYD-Kommando zu mir gebeten.«

Der fette Albino lächelte, wodurch er frappante Ähnlichkeit mit einem rotäugigen Buddha erhielt.

»Ich und der Rest von CYDCO, wir melden uns freiwillig für den Einsatz auf Heytschapan, Staatsmarschall.«

Am liebsten wäre ich ihm dafür an die Kehle gesprungen. Wie konnte der Albino sich erdreisten, uns freiwillig zu melden, ohne uns um unsere Meinung zu fragen!

»Ich danke Ihnen«, sagte Reginald Bull. Dann wandte er sich an mich. »Der Ordnung halber muß ich jeden einzelnen persönlich fragen, ob er sich freiwillig zu einem Cyno-Sucheinsatz melden will. Wie ist es mit Ihnen, Captain a Hainu?«

Ich stand auf.

»Selbstverständlich bin ich dabei, Staatsmarschall. Ich wollte mich gerade freiwillig melden. Mr. Rorvic kam mir nur um ein paar Sekunden zuvor.«

Am 15. Juni 3442 starteten wir von der INTERSOLAR mit unserer bereits im Einsatz auf Redmare bewährten Space-Jet zum Flug nach Heytschapan.

Um 11.27.44 Uhr Standardzeit aktivierte Bescrilo Nonderver, unser Erster Pilot, den Waring-Konverter. Die Space-Jet verschwand aus dem Raum-Zeit-Gefüge des Normalkontinuums und trat den Linearflug zum 7009 Lichtjahre entfernten Eppyla-Pharo-System an.

Eine Minute später sagte Dalaimoc Rorvic mit nervtötender Langsamkeit, nichtsdestoweniger aber mit deutlicher Autorität:

»Nichts wirkt demoralisierender als Untätigkeit, meine Freunde. Ich habe deshalb den Inhalt der Mikro-Informationsspulen, die Oronk Ayai dem Captain Illbain übergab, auswendig gelernt und werde Ihnen einen plastischen Eindruck der Ereignisse geben, die sich seit dem 15. November des Jahres 3438 Erdzeit auf Heytschapan abspielten.«

Um Himmels willen! dachte ich. *Wenn er uns die ganze Vorgeschichte unseres Einsatzes mit dieser fürchterlichen Langsamkeit erzählen will, springe ich lieber ohne Raumanzug aus der Luftschleuse!*

Aber während ich das noch dachte, geschah etwas mit meinem Bewußtsein. Jedenfalls fühlte ich mich plötzlich in ein anderes Raumschiff versetzt, wußte jedoch ganz genau, daß ich nicht wirklich dort war, sondern an Bord unserer Space-Jet blieb.

Doch das, was sich um mich her ereignete, trat so klar und deutlich in mein Bewußtsein, als erlebte ich es körperlich mit. Dabei lag es beinahe vier Jahre zurück...

Morog Tifomjew zwirbelte seinen strohgelben Schnurrbart und nickte dem Abbild des Mannes auf dem 3-D-Bildschirm zu.

»Sie haben richtig verstanden. Hier ist Fürst Tifomjew an Bord des Schweren Kreuzers CESARE BORGIA. Ich führe einen Konvoi von vierundzwanzig Frachtschiffen ins Eppyla-Pharo-System. Unser Ziel ist der Planet Heytschapan, auf dem wir ein Howalgonium-Bergwerk errichten wollen. Wir besitzen einen ordnungsgemäß erworbenen Anrechtsschein der Vereinigung Unabhängiger Freihändler auf einen Großclaim.«

Sein Gesprächspartner auf Heytschapan entschuldigte sich für einen Moment. Als das Gesicht abermals auf dem Schirm erschien, wirkte es bedeutend freundlicher als zuvor.

»Das geht in Ordnung, Fürst Tifomjew«, sagte er auf Interkosmo. »Sie erhalten Landegenehmigung für das Landefeld bei der provisorischen Siedlung Weyko-Prada, sofern Sie versichern, daß Sie die politische Oberhoheit von Fürst Siponta Drakow auf Heytschapan anerkennen.«

Morog Tifomjew lachte schallend.

»Siponta Drakow? Der alte Gauner. Na, von mir aus kann er Kaiser von Heytschapan sein. Ich bin nur hier, um ein paar Solar zu verdienen.«

»Sie erkennen also die Oberhoheit von Fürst Drakow an, Fürst Tifomjew?«

»Ja, ich erkenne sie an. Dürfte ich nun einen Peilstrahl haben? Denken Sie aber bitte daran, daß ich vierundzwanzig ferngesteuerte Frachtschiffe hinter mir herziehe. Also bitte keinen komplizierten Anflugkurs, ja?«

»Ich werde tun, was ich kann. Ende.«

Tifomjew schaltete den Hyperkom ab und blickte nach rechts. Zog Kalundreii, Chefnavigator der CESARE BORGIA, grinste.

»Sie wirkten absolut echt, Oberstleutnant. Ich wette, daß auch Fürst Drakow keinen Verdacht schöpfen wird.«

»Kein Wunder«, warf Epel Simmith, der Feuerleitoffizier des Kreuzers, ein. »SolAb-Agenten treten normalerweise nicht mit einer ganzen Frachterflotte auf. Allerdings ist das für meinen Geschmack ein sehr hoher Aufwand, nur um eine Freifahrerkolonie zu beobachten, die auf einem Planeten ein paar Howalgoniumvorkommen ausbeutet.«

Tifomjew sagte: »Es geht nicht um die Freifahrerkolonie, sondern um das Howalgonium. Wir müssen sichergehen, daß die Freifahrer das auf Heytschapan geförderte Howalgonium nicht an Mächte verkaufen, die dem Solaren Imperium feindlich gesinnt sind. Leider ist dieser fünfdimensional strahlende Schwingquarz nun einmal vorzüglich für Feuerleitgeräte geeignet.«

»Peilstrahl läuft ein«, meldete Major Kalundreii und schaltete an einem Navigationspult. »Ich überspiele auf Ihr Pult, Oberstleutnant.«

Tifomjew nickte. »Danke, Major.« Er schaltete ebenfalls. Nach einiger Zeit sagte er befriedigt: »Die CESARE BORGIA und unsere Frachtschiffe liegen auf Zielkurs. In etwa dreieinhalb Stunden können wir mit dem Landeabstieg beginnen, meine Herren.«

Er blickte Epel Simmith an. »Sie machen sich am besten bereit, Captain. Ich gebe Ihnen ein Funksignal, wenn Sie sich vom Schiff lösen sollen.«

Captain Simmith schnallte sich los und stand auf. Er war ein breitschultriger Hüne mit kurzgeschnittenem rotem Haar und kantigem Schädel.

»In Ordnung, Sir. Ich bin froh, wenn ich dieses Schiff verlassen kann. CESARE BORGIA! Wie kann man ein Raumschiff bloß nach diesem heimtückischen Scheusal benennen!«

»Der Herzog von Valentino ist seit fast neunzehn Jahrhunderten tot, Captain«, warf Zog Kalundreii ein. »Wozu regen Sie sich über etwas auf, das längst vermodert ist!«

»Außerdem soll der Name >beweisen<, daß die Männer des Fürsten Tifomjew vor nichts zurückschrecken, schon gar nicht vor der Umgehung einiger Gesetze. Auf diese Weise dürfen wir damit rechnen, daß man uns anwirbt, wenn sich dunkle Geschäfte mit Howalgonium anbahnen.« Morog Tifomjew grinste.

Captain Simmith verließ die Kommandozentrale des Schweren Kreuzers und begab sich zu einem speziell eingerichteten Hangar, der gleich einer großen Beule auf der Außenhaut des Schiffes befestigt war. Das Fahrzeug darin besaß die Form eines leicht zusammengedrückten Wassertropfens.

Epel Simmith schaltete den Antigrav seines Kampfanzeuges ein, bevor er den Hangar betrat. Das hatte seinen guten Grund, denn der Hangar besaß einen separaten Schwerkraft-Generator, und dessen Schwerfeld war dem des Schiffes genau entgegengerichtet. Dadurch stand der tropfenförmige Gleiter auf der Decke des Hangars. Simmith schwebte gewichtslos in den Raum hinein, dann verringerte er allmählich die Leistung seines Antigravgerätes. Sein Körper drehte sich, bis die Füße zur Decke des Hangars wiesen. Langsam sank er zu »Boden«.

Von hier aus konnte er den Gleiter aus der richtigen Perspektive betrachten. Im Grunde genommen täuschte der Name »Gleiter«, denn das tropfenförmige Fahrzeug hatte höchstens äußerlich eine gewisse Ähnlichkeit mit den Fahrzeugen, die im 35. Jahrhundert Erdzeit diesen Namen trugen. Es war dafür bestimmt, ohne die Benutzung von Triebwerken oder Antigrav-Aggregaten in die Atmosphäre eines Planeten einzudringen, sozusagen auf den Luftschichten zu gleiten, um dann entweder auf ebenem Boden oder einer größeren Wasserfläche weich zu landen.

Captain Simmith stieg gelassen in die Kanzel und nahm sich die Checkliste vor. Er war nicht im geringsten darüber beunruhigt, in einem Raumfahrzeug zu sitzen, das eigentlich in die präkosmische Epoche der Menschheit gehörte. Aus zahlreichen Probeflügen kannte er das Flugverhalten des Gleiters genau und wußte, daß er sich auf ihn verlassen konnte. Form und Gewichtsverteilung garantierten ein sicheres »Hinabrutschen« durch die Atmosphäreschichten, und im Notfall konnte er sich immer noch aus der Kanzel katapultieren und den Antigrav seines Kampfanzeuges einschalten ...

Anderthalb Stunden später war der Check beendet, und Epel konnte nur noch abwarten. Nach nur wenig mehr als zwei Stunden kam das erwartete Signal aus der Kommandozentrale.

Epel drückte einen Knopf. Damit löste er mehrere Vorgänge aus. Zuerst verwandelte sich der beulenartige Hangar in mikroskopisch feinen Staub. Der Raumgleiter sank schwankend einige Zentimeter tiefer, blieb aber in dieser Stellung, höchstens zehn Meter von der Außenwand des Kreuzers entfernt, denn der separate Schwerkraft-Generator hatte sich ebenfalls aufgelöst. Dann schoß die CESARE BORGIA einen umgepolten Traktorstrahl von geringer Intensität ab. Der Impuls traf den Gleiter und hielt nur eine Millisekunde an, aber er genügte, um das kleinere Raumfahrzeug von dem größeren zu lösen.

Captain Simmith beobachtete seine Instrumente. Ein Kleincomputer richtete den Landekurs ein und balancierte den Gleiter aus. Der Abstieg hatte begonnen. Bald heulten verdrängte erhitzte Luftmassen um das Fahrzeug. Die Innentemperatur stieg schnell an, blieb einige Minuten lang in der Nähe von sechzig Grad Celsius und sank dann allmählich wieder ab. Es gab keinerlei Schwierigkeiten. Der Computer lenkte den Gleiter und Captain Simmith zweieinhalbmal um den ganzen Planeten, bevor die Kufen den Sand eines langgestreckten ebenen Talbodens in der Gebirgswüste von Pelukatan berührten. Sekunden später bremsten drei mächtige Fallschirme das Fahrzeug ab. Rund zweihundert Meter vor der Ostwand des Tales blieb der Gleiter stehen.

Epel klappte das Kanzeldach zurück, atmete die trockene klare Wüstenluft ein und musterte seine Umgebung. »Hm!« brummte er nach einiger Zeit. »Ein ausgezeichnete Platz für den Geheimstützpunkt. Ich taufe das Tal hiermit >Epel's Place<.«

Die Bilder verblaßten, und allmählich trat wieder die altvertraute Umgebung in den Vordergrund des Bewußtseins. Ich sah, daß ich mich die ganze Zeit über nicht aus meinem Kontursessel in der Steuerkanzel der Space-Jet bewegt hatte, und meinen Gefährten war es anscheinend ebenso ergangen.

Dalaimoc Rorvic musterte uns mit breitem Lächeln. Sein gewaltiger kahler Schädel glänzte. Offensichtlich hatte der Tibeter ihn mit reichlich Öl gepflegt. Neben ihm, auf dem Kontrollpaneel des Hyperkoms, stand seine uralte, elektrische Gebetsmühle. Ich entdeckte zu meiner Verwunderung, daß heute an dieser Mühle ein anderer Stoffetzen als gestern angebracht war.

Aber ich wurde abgelenkt, als Bescrilo Nonderver uns darauf hinwies, daß wir uns im Normalraum befanden. Rorvics Lächeln verstärkte sich. »Ich habe mir erlaubt, den Linearflug zu halbieren, damit Sie nicht zu viele Fakten hintereinander verarbeiten müssen«, sagte er phlegmatisch.

»Wie haben Sie uns die Informationen überhaupt übermittelt?« erkundigte sich Petrow. »Mittels Hypnose?«

»Warum wollen Sie das wissen?« entgegnete Dalaimoc Rorvic. »Wenn Sie in einem Restaurant speisen, erkundigen Sie sich doch auch nicht nach dem Essen beim Chefkoch, wie er dieses oder jenes Gericht zubereitet hat.«

»Natürlich nicht«, meinte Batriaschwili. »Entschuldigen Sie bitte, Sir.«

»Entschuldigen Sie, daß ich lebe, Sir!« höhnte ich. »Lassen Sie sich nicht bluffen, Petrow. Rorvic hat nur einen Trick angewandt. Wahrscheinlich betäubte er uns mit Schlafgas und schaltete danach einen Traumprojektor an.« Meine Gefährten redeten empört auf mich ein, verstummten aber, als Dalaimoc Rorvic die Hände anhub und sagte: »Ich vergebe Captain Hainu, Freunde. Bitte, vergeben Sie ihm auch. Major Nonderver, aktivieren Sie den Waring-Konverter; wir wollen die letzte Linearetappe hinter uns bringen!«

Unser epsalischer Erster Pilot gehorchte. Die Space-Jet verschwand abermals aus dem gewohnten Raum-Zeit-Gefüge.

Ich blickte zu dem Tibeter. Sein Gesicht wirkte entspannt, und die Augen schienen in weite Ferne zu sehen. Im nächsten Moment wurde mein Bewußtsein von seinen Augen angezogen, drang in sie ein und raste einen scheinbar unendlichen finsternen Tunnel entlang - bis es plötzlich wieder hell wurde und die Sonne Epyla-Pharo die Dächer einer ausgedehnten Stadt beschien.

Weyko-Prada, Hauptsiedlung der Unabhängigen Freihändler auf Heytschapan. Die Einwohnerzahl beträgt 52.000. Am 29. November 3440.

Im dumpfem Staunen nahm mein Bewußtsein diese Informationen entgegen, und im nächsten Augenblick zuckte ein greller Blitz auf.

Die Verdummung der galaktischen Völker trat am 29. November 3440 ein.

Epel Simmith nahm das Bild der Stadt Weyko-Prada in sich auf, während er den Transportgleiter in tausend Metern Höhe über die Wüste steuerte.

Weyko-Prada war eine typische Pionierstadt, ohne großartige Planung angelegt. Die einstöckigen Plastikwürfel der ersten Siedlungszeit waren längst in der Minderzahl gegenüber komfortableren Fertighäusern. Überall gab es Landeplätze für Gleiter, Spielkasinos, Gaststätten und Vergnügungsetablissemments aller Art, angefangen von Trivideo-Theatern bis hin zu Sensitiv-Kinos. Allerdings fehlten ausgesprochene Lasterhöhlen. Die Freifahrer waren zwar rauhe, trinkfeste Burschen, die keinem Streit aus dem Wege gingen, aber sie wußten genau, was sie taten. Dinge, die in den Abgrund der Dekadenz und schließlich des Verbrechens führen mußten, unterließen sie lieber.

Captain Simmith, offiziell als Edelmann Simmith von Olymp auftretend, fand die Freihändler sympathisch - bis auf einige Ausnahmen.

Vor allem Fürst Siponta Drakow sowie sein Erster Leibwächter und zugleich Arzt Katory bereiteten ihm und seinen siebzehn Kollegen Sorgen. Es stand fest, daß Katory identisch mit Optey Frederic Quatoramy war, der bis vor acht Jahren eine Flotte Freibeuter angeführt hatte. Diese Männer waren tief in den Ostsektor der Galaxis eingedrungen und hatten Blueskinder geraubt, um sie auf entlegenen Welten als Sklaven zu erziehen.

Das Intergalactic Peace Corps hatte eingegriffen, bevor jemand es bemerkte. Wie es Quatoramys Organisation zerschlug, erfuhr auch die SolAb niemals. Aber seine Anhänger zerstreuten sich plötzlich in alle Sonnenwinde, während Optey Frederic Quatoramy als tot galt - bis zu dem Tag, an dem das Archiv von SolAb-Terra seinen Leuten auf Heytschapan mitteilte, die übermittelten Daten, vor allem der genetische Kode, ließen nur den Schluß zu, daß sich hinter der beinahe perfekten Maske Katorys der ehemalige Kindesentführer und Sklavenhändler Quatoramy verbarg.

Was Epel allerdings nicht begriff, war die offensichtliche Tatsache, daß Quatoramy alias Katory sich dem Fürsten Drakow völlig unterordnete. Eine solche Haltung deckte sich nicht mit dem Psychogramm Quatoramys. Allerdings war dieses Psychogramm achteinhalb Jahre alt. In der verstrichenen Zeitspanne konnte sich Quatoramys Psyche durch äußere Einflüsse verändert haben. Vielleicht hatte er im Verlauf des Zusammenbruchs seiner Organisation eine Hirnverletzung erlitten.

Epel Simmith flog an diesem 29. November des Jahres 3440 unter anderem deshalb nach Weyko-Prada, um Katory heimlich ein Psychogramm abzunehmen. Es mußte unbedingt geklärt werden, ob Quatoramys Psyche sich verändert hatte oder nicht. Wies sie den gleichen starken Hang zum Verbrechen, zu Grausamkeit und Mord auf wie vor achteinhalb Jahren, dann würden SolAb und USO Alarmstufe eins für ihre Organisationen anordnen, denn dann mußte man damit rechnen, daß Katory auf Heytschapan heimlich ein neues Verbrechen großen Stils vorbereitete.

Seit der Entlarvung Katorys vor elf Monaten war die SolAb keineswegs untätig gewesen. Hinter der östlichen Talwand von Epel's Place verbarg sich ein gut ausgebauter Geheimstützpunkt der Klasse Beta. Außerdem hatten angebliche Versorgungsraumschiffe des »Fürsten« Tifomjew in vielen menschenleeren Gegenden des Planeten unterirdische Depots mit militärischen Gütern, darunter fünf desaktivierte Roboter-Divisionen, angelegt. Sollte Quatoramy von Heytschapan aus eine Teufelei beginnen, würde man ihm kräftig auf die Finger klopfen können. Captain Epel Simmith drückte den Gleiter tiefer und setzte ihn im riesigen Innenhof der Heytschapan Howalgonium Company auf, einer Firma, die von Fürst Drakow beherrscht wurde und auf Heytschapan das Monopol für den Howalgoniumhandel für sich beanspruchte. Siponta Drakow hatte sich, wie erwartet, nicht auf politische Macht beschränkt.

Als Epel ausstieg, kamen zwei hünenhafte Freifahrer in leichten Tropenanzügen auf ihn zu. Sie trugen zum Schutz vor den Sonnenstrahlen breite Filterplastikhüte, und in den Gürtelhalftern steckten Kombistrahler.

»Hallo, Simmith!« grüßte der größere der beiden Männer lächelnd. »Heißer Tag heute, nicht wahr?«

Epel trocknete sich die schweißnasse Stirn ab. Gegenüber der vollklimatisierten kühlen Gleiterkabine war die Hitze im Freien grausam.

»Das kann man wohl sagen, Igor.«

Igors Begleiter lallte etwas Unverständliches. Epel Simmith sah ihn - wen? - an und überlegte, ob - wer? - irgend etwas. Irgend etwas war nicht in Ordnung!

Jemand lachte, und Epel lachte mit. Das runde Licht am Himmel begann zu kreisen. Es war fürchterlich lustig.

Nein, nicht lustig, sondern traurig.

Captain Simmith stand mit gespreizten Beinen und gefurchter Stirn im Innenhof der HHC und versuchte nachzudenken. Ihm gegenüber standen die beiden Angestellten Drakows und schwankten rhythmisch vor und zurück.

Von irgendwo kam ein gellender Schrei, eine Energieentladung krachte. Epel Simmith drehte sich langsam um, kratzte sich hinter dem Ohr und hatte einen halb unglücklichen, halb fragenden Ausdruck im Gesicht.

Die Sonne Eppyla-Pharo brannte grell herab - doch sie konnte den Geist der Verdummten nicht erhellen, weder auf Heytschapan noch anderswo...

Unwillkürlich kratzte ich mich ebenfalls hinter dem Ohr. Das Bild hatte schlagartig gewechselt, und ich sah mich erneut in der Steuerkanzel unserer Space-Jet. Ich schluckte und hatte dabei das Gefühl, als säße ein Kloß in meiner Kehle.

»Für ein paar Sekunden hielt ich mich für Epel Simmith und dachte, es wäre der 29. November 3440«, flüsterte ich.

»Captain Simmith ist tot«, stellte Rorvic nüchtern fest. »Er ist ebenso tot wie die übrigen siebzehn Mitglieder des SolAb-Stützpunktes auf Heytschapan.«

»Und ausgerechnet ein Vollidiot wie Oronk Ayai soll überlebt haben?« entgegnete ich.

»Ayai war von Natur aus dumm, und als die Verdummungswelle ihn traf, war er praktisch doppelt verblödet.« Dalaimoc grinste mich eigentümlich an. »Er fand nicht aus dem Stützpunkt heraus wie die SolAb-Leute. Innerhalb des Stützpunktes aber gab es mehr Konserven, als er in seinem ganzen Leben hätte verbrauchen können.«

»Konserven?« fragte ich zurück. »Ich denke, Ayai ist ein Küchengenie. Gibt sich so etwas mit schnöden Konserven ab?«

»Offenbar war er im zusätzlichen künstlichen Verdummungszustand nicht mehr in der Lage, selbst Mahlzeiten zuzubereiten, auch nicht nach dem Teilschwund der Verdummung. Erst die auf Heytschapan lokalisierte Rückgewinnung der vollen Intelligenz versetzte ihn wieder in den Zustand einfacher Verblödung zurück.«

»Wann erhielten die Bewohner Heytschapans ihre volle Intelligenz zurück?« warf Petrow Batriaschwili ein.

»Irgendwann im März dieses Jahres«, antwortete der Albino. »Aber jetzt verschonen Sie mich bitte mit weiteren Fragen. Ich muß nachdenken. Außerdem kehrt unser Schiff in wenigen Minuten in den Normalraum zurück und dürfte sich dann nur wenige Lichtstunden vom Eppyla-Pharo-System entfernt befinden.«

Er lächelte, entspannte sich und schaute mit halbgeschlossenen Augen in unergründliche Fernen. Ich hätte zu gern gewußt, was sein Geist in solchen Zeiten der Meditation erlebte.

»Captain a Hainu«, sagte Batriaschwili, »übernehmen Sie bitte die Ortung! Sobald wir in den Normalraum zurückgefallen sind, schalte ich alle Kraftwerke außer dem des Lebenserhaltungssystems aus. Dann müssen Sie so viele Informationen wie möglich über Heytschapan sammeln.«

Ich nickte bestätigend und aktivierte die Ortungssysteme unserer Space-Jet. Dabei überlegte ich, wie der fette Albino es fertiggebracht hatte, uns gleichzeitig die Geschehnisse auf Heytschapan aus der Sicht Captain Simmith' nacherleben zu lassen. Seit unserem Einsatz auf Redmare, dessen Bevölkerung infolge Manipulierungen der Cynos gar nicht erst verdummt worden war, zweifelte niemand mehr an Dalaimoc Rorvics parapsychischen Fähigkeiten. Die Fachleute nannten ihn einen Psi-Reflektor, das hieß, er vermochte gerichtet abgestrahlte psionische Energie zu reflektieren und den Sender durch Erwartungsmodulationen zu täuschen. Außerdem war Rorvic ein sogenannter Etappenspürer. Er konnte alles, was irgendwann einmal eine Spur in Raum und Zeit hinterlassen hatte, anhand dieser Spur bis zum Ursprung zurückverfolgen. Wenn man sich das veranschaulichen wollte, hatte man sich vorzustellen, daß ein in einen unendlichen Ozean geworfener Stein zur Ausbreitung von Wellen führte. Sobald Rorvic - nach einer Sekunde oder nach tausend Jahren - eine solche Welle entdeckte, konnte er das Ereignis bestimmen sowie räumlich und zeitlich lokalisieren, das zur Entstehung dieser Wellen geführt hatte.

Meiner Ansicht nach waren das aber nicht alle Fähigkeiten des Tibeters. Die geheimnisvolle Übermittlung von Informationen hatte es bewiesen. Wer konnte wissen, wozu der Albino noch fähig war!

Das Hallen des elektronischen Gongs riß mich aus meinen Überlegungen. Ich sah auf und entdeckte, daß die Space-Jet sich wieder im Normalraum befand. Die Sonne Eppyla-Pharo schwamm gleich einem kleinen weißen Auge in Flugrichtung, und die Bahnen ihrer acht Planeten ...

Plötzlich interessierten mich die Planetenbahnen überhaupt nicht mehr. Wie gebannt blickte ich auf die Anzeigeschirme der Hyperstrahlungsortung. Die Geräte maßen auf dem dritten Planeten von Eppyla-Pharo derartig starke fünfdimensionale Strahlung mit einer Vanokonstante an, daß die elektronischen Leuchtbalken über die gesamte Skala wanderten.

»Was ist los, Thatcher?« fragte Batriaschwili. »Spielen Sie auf den Ortungsschirmen etwa verbotene Filme ab?« Ich holte tief Luft.

»Sie wissen genau, daß ich so etwas niemals tun würde, Petrow. Heytschapan emittiert eine Menge fünfdimensionaler Strahlung mit einer Variokonstante, wie ich es noch nie bei einem Planeten erlebt habe.«

Während Petrow und Nonderver sich losschnallten und zu mir kamen, tippte ich die Ortungsangaben in einen Kleincomputer und forderte eine Berechnung an. Das Ergebnis kam noch in der gleichen Sekunde: Die feste Planetenkruste von Heytschapan bestand zu elf Prozent aus Howalgonium!

»Das ist ja lachhaft!« meinte der Epsaler. »Wahrscheinlich ist der Computer nicht in Ordnung.«

Er schlug gegen das würfelförmige Gerät und betrachtete anschließend schuldbewußt den verbeulten Überrest. Petrow Batriaschwili sagte nichts dazu. Er notierte sich die von den Ortungsgeräten angezeigten Meßwerte und ging zur Kontrollwand der Hauptpositronik.

Sekunden später kehrte er zurück. Sein scharfgeschnittenes Gesicht wirkte angespannt. Ansonsten beherrschte er sich meisterhaft.

»Es stimmt«, erklärte er trocken. »Die feste Planetenkruste von Heytschapan enthält elf Prozent Massenanteile an Howalgonium. Das Dumme daran ist nur, daß wir genau wissen, es kann nicht stimmen.«
Ich sagte nichts, dachte mir aber mein Teil. Aus den Berichten der auf Heytschapan stationierten SolAb-Agenten war hervorgegangen, daß die Howalgonium-Vorkommen im Vergleich zur Masse der Planetenkruste gering waren. Prozentual müßte man den Anteil als Dezimalzahl mit einer Null vor dem Komma und vielen Nullen dahinter ausdrücken. Die Ausbeutung hatte sich dennoch gelohnt, denn Howalgonium kam meist in noch geringeren Mengen vor als auf Heytschapan.

»Ein Howalgonium-Vorkommen kann nicht einfach um ein Vielfaches der ursprünglichen Größe anwachsen«, sagte Riev Kalowont, der vor den Maschinenkontrollen saß.

»Ich glaube nicht, daß es gewachsen ist«, erklärte ich mit Bestimmtheit. »Aber die von Howalgonium ausgehende Strahlung kann man mit entsprechenden Geräten leicht imitieren.«

»Warum sollte man das tun?« fragte Nonderver.

»Diese Frage hat nur sekundäre Bedeutung«, versetzte Batriaschwili. »Meiner Ansicht nach sollten wir uns durch die Vortäuschung riesiger Howalgonium-Vorkommen nicht irritieren lassen, sondern uns überlegen, wie wir möglichst unbemerkt auf Heytschapan landen können.«

»Wir bewegen uns mit nur fünf Prozent Licht auf die Bahn des achten Planeten zu«, sagte Nonderver. »Wenn wir unsere Geschwindigkeit nicht erhöhen, brauchen wir etwa sechzig Stunden bis zum nächsten Bahnpunkt des dritten Planeten.«

»Zum Planeten selbst brauchen wir sogar an die neunzig Stunden«, warf ich ein. »Er ist nämlich dabei, hinter der Sonne zu verschwinden - von uns aus gesehen.«

»Von uns aus gesehen, befindet er sich neben der Sonne«, widersprach Kalowont nach einem Blick auf den Massenanzeiger.

»Folglich wird er demnächst hinter der Sonne sein«, konterte ich ironisch.

»Wir brauchen den Chef, um eine Entscheidung zu treffen«, meinte Bescrilo Nonderver. Er hob die Stimme.

»Sir, bitte!«

Dalaimoc Rorvic rührte sich nicht.

Ich ging ein Stück näher an den Albino heran und schaute ihm ins Gesicht. Seine Augen waren direkt auf mich gerichtet, aber sie sahen mich nicht an. Ich ergriff mit Daumen und Zeigefinger Rorvics Nase und drehte sie kräftig herum.

Der Tibeter vollführte eine viertelkreisförmige ruckhafte Kopfbewegung. Ich wurde durch die halbe Kanzel geschleudert und landete am Kontrollpult der Hauptpositronik. Mein Kopf schlug unsanft gegen eine Schaltplatte, und über mir erwachten einige Sektoren zu hektischer elektronischer Tätigkeit.

Rorvic schneuzte sich trompetend in ein großes geblühtes Taschentuch, steckte es sorgfältig weg und blickte dann zu Nonderver.

»Was gibt es, Bescrilo?« erkundigte er sich sanft.

Der Epsaler wandte den Blick von mir und sagte: »Die Ortungsgeräte zeigen an, daß sich auf Heytschapan erheblich größere Mengen an Howalgonium befinden, als es den bekannten Tatsachen entspricht, Sir.«

»Das zeugt nur davon, daß unsere >Freunde< vom heimlichen Imperium die für Howalgonium charakteristische Strahlung künstlich verstärkt haben«, behauptete der Tibeter.

»Vielleicht waren es auch die Freihändler Fürst Drakows«, wandte Riev Kalowont ein. »Sie könnten versuchen, eventuellen Käufern gegenüber einen weitaus höheren Wert vorzutäuschen, als die Howalgonium-Vorkommen auf Heytschapan haben.«

»Nein«, entschied Rorvic. »Auf Heytschapan herrscht seit rund drei Monaten Vollintelligenz. In dieser Zeitspanne werden die Freihändler sicher erkannt haben, daß alle anderen Völker weiterhin verdummt sind und daß der teilweise Verdummungsrückgang der Menschen sie noch lange nicht dazu befähigt, interstellare Geschäfte abzuwickeln. Die Freihändler können demnach nicht daran interessiert sein, die Howalgonium-Vorkommen von Heytschapan attraktiver zu machen.«

Petrow Batriaschwili schleuderte mit einer eigenwilligen Kopfbewegung seine schwarze Haarlocke aus der Stirn.

»Fürst Drakow rechnet seit der Flucht Captain Illbains mit dem Besuch von Terranern. Sollte er wegen uns ...?

Nein, das wäre absurd.«

In diesem Augenblick hatte ich eine Erleuchtung. Ich sprang auf und unterdrückte den Schmerz, als ich mit meinem ohnehin angeschlagenen Kopf gegen einen Vorsprung in der Kontrollwand der Positronik stieß.

»Es ist Ihnen sicherlich ebenso klar wie mir, daß die Menschheitsgalaxis nicht nur von den Freihändlern auf Heytschapan und uns bevölkert wird«, rief ich.

»Beachtlich!« sagte Rorvic sarkastisch. »Eine fundamentale Erkenntnis sozusagen.«

Ich grinste nur. Dieser verfettete Riese konnte mich nicht mehr aus der Ruhe bringen.

»Nicht wahr, Sir! Dann werden Sie mir sicher zustimmen, daß es außer uns - unter anderem - noch den sogenannten Schwarm gibt. Wie wir bereits an Bord der INTERSOLAR errechneten, liegt das Eppyla-Pharo-System auf der gedachten Gerade zwischen Schwarzkopf und Solsystem. Die Herren des Schwarms würden also auf jeden Fall durch ihre vorausfliegenden Manips erfahren, daß es auf ihrem Kurs einen Planeten mit ungewöhnlich großen Howalgonium-Vorräten gibt.«

Ich deutete mit ausgestrecktem Arm auf die Ortungsanzeigen. »Und das ist es, was die heimlichen Herrscher beabsichtigen!«

Dalaimoc fixierte mich mehrere Minuten lang unverwandt, so daß ich bereits an seinem Verstand zu zweifeln begann. Aber dann sagte er ohne jede Ironie:

»Captain a Hainu, Sie haben, denke ich, den einzig möglichen Schluß aus den vorhandenen Gegebenheiten gezogen. Ich danke Ihnen. Major Nonderver, steuern Sie die Space-Jet mit einem Linearmanöver in die Sonnenkorona von Eppyla-Pharo! Anschließend werden wir sehen, wie wir uns in die Atmosphäre des dritten Planeten schleichen können.«

Er lächelte mir zu. »Es ist schön, wenn Sie einen lichten Moment haben, Tatcher...«

26.

Als wir innerhalb der Sonnenkorona in den Normalraum zurückfielen, hatte ich noch immer nicht den Schock überwunden, den des Albinos letzte Bemerkung mir versetzt hatte.

Diesmal war er zu weit gegangen. Meinen genialen Gedankengang als »lichten Moment« zu bezeichnen, das war eine Beleidigung, die ein Marsianer nur mit Blut ab waschen konnte.

Ich würde ihn töten, diesen fetten, unausstehlichen Widerling. Vielleicht mit Gift, vielleicht aber auch durch einen Trick, indem ich ihn auf Heytschapan verleitete, sich in eine Gefahr zu begeben, mit der er nicht fertig wurde.

»Schlafen Sie nicht, Captain Hainu!« sagte Rorvic mit seiner Baßstimme.

Ich schreckte zusammen, doch dann lächelte ich. »Ich hatte nachgedacht, Sir«, sagte ich.

»Das können Sie später tun, aber nicht während ich die Einsatzplanung bekanntgebe. Da ich als Ihr aller Vorgesetzter gehalten bin, den Dienst mit Demokratie zu erfüllen, habe ich die Einsatzbesprechung einschließlich Diskussion mit mir selbst geführt, um Ihre Nerven zu schonen.«

Er musterte jeden von uns durchdringend, bereit, jeden Einwand im Keim zu ersticken. Ich erwiderte seinen Blick gelassen. Dalaimoc Rorvic räusperte sich.

»Ich habe nachgedacht. Die Unabhängigen Freihändler auf Heytschapan verfügen wahrscheinlich über genügend Ortungsgeräte, um die Energie-Emissionen einer anfliegenden Space-Jet anmessen zu können, auch wenn wir uns in einen Anti-Ortungsschirm hüllen. Deshalb werden wir durch eine kleine Veränderung, die ich mir ausgedacht habe, den Anti-Ortungsschirm so modulieren, daß er als Emissions-Modulator wirkt, das heißt, die ausgehenden Energie-Emissionen werden auf der fünfdimensionalen Frequenz des Howalgoniums liegen, so daß wir uns von dem um Heytschapan liegenden Feld gleicher Frequenz nicht unterscheiden.«

Trotz meines mörderischen Hasses auf den Albino konnte ich nicht umhin, seinen Gedankengang zu bewundern.

»Natürlich«, fuhr Rorvic fort, »dürfen wir uns dennoch nicht länger als unbedingt notwendig in den Erfassungsbereich der planetaren Ortung begeben. Wenn wir beispielsweise eine Kreisbahn um Heytschapan einschlagen, würden die Freihändler zweifellos bald merken, daß da eine seltsame Konzentration von Howalgoniumstrahlung um ihren Planeten zieht. Wir müssen also direkt auf Heytschapan zuhalten und aus dem Anflug heraus landen.«

Er sah mich an.

»Captain Hainu, Sie haben die Aufgabe, während des Anfluges die Quelle oder die Quellen zu lokalisieren, von denen die künstliche Howalgoniumstrahlung ausgeht. Bei einer solchen Quelle werden wir landen.«

»Und wenn man uns trotz aller Vorsicht ortet und abschießt, Sir?« fragte Nonderver.

»Auch damit müssen wir rechnen«, räumte der Tibeter gelassen ein. »Selbstverständlich legen wir unsere Kampfanzüge an, bevor wir mit dem Anflugmanöver beginnen. Außerdem hat jeder einen Plastikbeutel mit Spezialausrüstung und Verpflegung bereitzuhalten. Sollten wir abgeschossen werden, verlassen wir die Space-Jet und landen mit den Flugaggregaten der Kampfanzüge. Danach muß jeder für sich allein versuchen, den Auftrag zu erfüllen. Zeit genug hätten wir ja in einem solchen Fall.«

»Sie hätten dann sogar Zeit genug dafür, meinen vollständigen Familiennamen auswendig zu lernen, Sir«, warf ich ein. »Bisher lassen Sie fast immer das >a< weg.«

Rorvic grinste. »Oh, das tut mir aber leid, Tatcher. Ich werde als Entschädigung dafür Ihrem Namen künftig ein >o< hinzufügen, Tatcher >o< Hainu.«

Unsere Gefährten brachen in unbeherrschtes Gelächter aus. Der Tibeter klatschte in die Hände, woraufhin wieder Schweigen eintrat.

»Bitte, Major Nonderver«, sagte Rorvic lächelnd zu unserem Ersten Piloten, »bringen Sie das Schiff auf Kurs nach Heytschapan!«

In den nächsten Minuten beschleunigte die Space-Jet, verließ die Sonnenkorona und nahm Kurs auf den Planeten. Anschließend bereiteten wir uns auf alle Eventualitäten unseres Einsatzes vor. Dalaimoc Rorvic veränderte den Anti-Ortungsschirm so, daß er die emittierte Energie der Space-Jet modulierte, dann stieg er, wie wir auch, in seinen schweren Kampfanzug und packte den Einsatzbeutel.

Als ich meine Vorbereitungen abgeschlossen hatte, eilte ich zum Ortungsstand und richtete die Energietaster neu aus. Danach stellte ich eine Dreifach-Überlappungsanzeige mit den Mikrowellentastern und Massetastern her.

Die einlaufenden Ergebnisse gab ich in unseren Hauptcomputer - und nach knapp einer Stunde konnte ich die Quelle der Howalgonium-Imitationsstrahlung auf zehn Kilometer genau angeben, obwohl wir zu diesem Zeitpunkt noch rund hundert Millionen Kilometer von Heytschapen entfernt waren.

Sie lag im dreißig Kilometer durchmessenden Kraterkessel eines inaktiven Vulkans, dessen Zentralkegel den höchsten Punkt einer kleinen Insel im Südozean darstellte.

Petrow Batriaschwili stellte einige Berechnungen an und schlug dann dem Ersten Piloten eine Verringerung der Geschwindigkeit vor. Die Vulkaninsel mit der Quelle der künstlichen Howalgoniumstrahlung wanderte mit der planetaren Rotation soeben auf die uns abgewandte Seite Heytschapans. Bei der richtigen Geschwindigkeit würden wir genau zu diesem Zeitpunkt in die Atmosphäre eintauchen, in dem die Insel wieder auftauchte. Dann brauchten wir nicht um den Planeten herumzuschwenken.

Mißtrauisch blickte ich zu Dalaimoc Rorvic, der wieder mit halbgeschlossenen Augen in seinem Sessel saß.

Meditierte er wieder nur, oder arbeitete er mit seinen Parakräften, um zu verhindern, daß die wahrscheinlich auf Heytschapen anwesenden Cynos uns mit Hilfe ihrer Psi-Kräfte entdeckten?

Möglicherweise tat er keines von beidem, sondern döste nur vor sich hin.

Was nun wirklich zutraf, erfuhr ich niemals. Unser Anflug auf Heytschapen verlief so ereignislos, als wäre der Planet bar jeden intelligenten Lebens. Dabei bewiesen die Energietaster, daß die zahlreichen kleinen Fusionskraftwerke kontinuierlich arbeiteten, und an der Streustrahlung vieler Energieverbraucher erkannten wir, daß auf Heytschapen normale Zustände herrschten.

Bescrilo Nonderver steuerte unsere Space-Jet meisterhaft. Vor dem Erreichen der Atmosphäre stellte er das Diskusschiff auf die Schmalseite, damit unser Prallfeldschirm nicht wegen hoher Reibung wie ein Meteor aufleuchtete und uns dadurch verriet. Eine halbe Stunde später setzte die Space-Jet auf dem Kraterboden des Inselvulkans auf.

Im gleichen Moment öffnete Rorvic die Augen ganz. Er blickte mich freundlich an und sagte:

»Nachdem Sie während unseres Anfluges und der Landung so gut wie nichts getan haben, Captain Hainu, bezeichnen Sie uns jetzt wenigstens die Stelle des Kraterbodens, unter der sich die ominöse Strahlungsquelle befindet.«

»Das ist nicht möglich, Sir«, erwiderte ich. »Es tut mir leid.«

Rorvic zog es vor zu schweigen.

Dafür meldete sich Petrow Batriaschwili: »Versuchen Sie nicht, uns zum Narren zu halten, Captain a Hainu.

Oder wollen Sie etwa behaupten, es gäbe gar keine Quelle von Howalgoniumstrahlung in diesem Krater?«

Ich nickte.

»Genau das. Die Strahlungsquelle befindet sich nach meinen Messungen nämlich innerhalb des Hauptkegels. Leider vermag ich keinen Eingang zu orten. Die Hohlraum-Resonatoren versagen ebenfalls. Wahrscheinlich gibt es entsprechende Anti-Ortungsanlagen.«

Zu meiner großen Überraschung stand Rorvic unvermittelt auf.

»Wir verlassen die Space-Jet und suchen den Generator, der die Howalgoniumstrahlung vortäuscht!« befahl er.

»Major Nonderver, schalten Sie alle Bordsysteme auf RUHE! Tatcher, Sie nehmen eine Antigrav-Plattform und montieren einen der großen Desintegratoren darauf! Aber beeilen Sie sich!«

»Ich habe es nicht eilig«, maulte ich, verließ aber dennoch die Steuerkanzel auf dem schnellsten Wege.

In der Fracht- und Ausrüstungskammer lud ich den größten Desintegrator auf eine Antigravplattform, aktivierte das starke Antigravaggregat und bugsierte die beladene Plattform durch die Ladeschleuse.

Meine Gefährten warteten bereits unter dem zweieinhalb Meter über felsigem Grund schwebenden Diskusschiff. Sobald Dalaimoc mich sah, aktivierte er sein Flugaggregat und schwebte auf den Hauptkegel zu. Wir folgten ihm über erstarrte Lava, die teils wie frischer hellgelber Lehm und teils dunkelgrau mit metallblauem Schimmer aussah. Unterhalb der Spitze des Zentralkegels lag Schnee auf den Hängen; eine kleine weiße Wolke schwebte neben der Spitze. An manchen Stellen war der Kegel geborsten, und herausquellende zähe Lava hatte alle möglichen plastischen Formen auf dem Untergrund erzeugt.

Der Albino hielt ein zylinderförmiges Spezial-Ortungsgerät mit ausgestrecktem Arm vor sich und flog zielsicher am Hang des Vulkans empor. In etwa vierhundert Metern Höhe - vom Kraterboden aus gerechnet - bremste er ab und landete.

Ich hielt unwillkürlich den Atem an, denn mir als Galaktogeologen war sofort klar, was geschehen würde. Wie konnte man nur übersehen, daß unter einem eine Aschendecke war.

Rorvic übersah es.

Als seine Füße den Boden berührten, wirbelte die schwarze Vulkanasche auf. Der Albino rutschte aus und glitt auf einen hornartigen Felsvorsprung zu. Im letzten Moment aktivierte er seinen Antigrav-Generator und startete mit dem Pulsationstriebwerk durch, sonst wäre er aufgespießt worden. So schlitze ihm das steinerne Horn nur den Hosenboden seines Kampfanzuges auf.

Ich atmete tief durch. Einen Augenblick lang hatte ich mir tatsächlich Sorgen um Rorvic gemacht, obwohl ich ihn doch umbringen oder in eine Lage bringen wollte, in der er umkam.

Der Tibeter verlor kein Wort über den Zwischenfall. Er flog eine Kurve, kam zurück und gab von weitem einen kurzen Impuls mit seinem Energiestrahler auf die bewußte Aschendecke ab. Die Vulkanasche wurde entweder fortgewirbelt oder schmolz. Danach landete Rorvic auf blankem Fels.

Er deutete mit dem Spezial-Ortungsgerät auf seine Füße.

»Dahinter liegt der gesuchte Generator. Wir können folgendes tun: Entweder arbeiten wir uns mit dem Desintegrator bis zu dem Aggregat durch und zerstören es - oder wir hinterlassen eine Mikro-Fusionsbombe, die wir später durch Fernimpuls zünden können. Aber das kommt überhaupt nicht in Frage. Wir tun keines von beidem, sondern untersuchen den Generator nur. Ansonsten lassen wir alles so, wie es ist. Unser marsianisches Genie hat ganz richtig erkannt, daß der Generator nicht als Köder für uns, sondern als Köder für den Schwarm gedacht ist. Ich behaupte, die Cynos wollen ein Experiment durchführen. Warten wir also ab und beobachten wir.«

Meine Ohren wurden heiß.

»Soll das heißen, ich habe den Desintegrator nur spazierengefahren, Sir?« fragte ich erbost.

»Aber keineswegs!« versicherte Dalaimoc. »Wir >bohren< uns einen Tunnel zu dem Generator, aber nicht von dieser, sondern von der anderen Seite des Kegels. Hier wäre ein Loch zu auffällig.«

»Natürlich«, entgegnete ich sarkastisch. »Man könnte es vom Schiff aus sehen, folglich würden auch andere Leute es sehen, wenn sie ihr Fahrzeug an der gleichen Stelle parkten wie wir. Was ist aber, wenn sie auf der anderen Seite des Zentralkegels landen?«

»Dort stellen wir ein Landeverbotszeichen auf«, versprach Dalaimoc Rorvic trocken. Dann startete er.

Wütend folgte ich dem Albino. Doch als ich die andere Seite des Vulkanberges erreichte, sah ich, daß dort mit großer Wahrscheinlichkeit niemand landen würde.

Hier hatte irgendwann einmal eine Eruption einen flachen Krater geschaffen und dabei die Wand des großen Kraters zerstört. Tiefe schluchtenähnliche Rinnen durchzogen den Boden vom Fuß des Zentralkegels bis weit in den Hang hinein, der etwa zwei Kilometer unter uns in brodelnden Wolken verschwand.

Rorvic bezeichnete mir die Stelle, an der ich den Desintegrator ansetzen sollte. Da mir derartige Arbeiten vertraut waren, ging die Arbeit rasch voran. Ich schuf einen Tunnel von genau 1,60 Metern Durchmesser. Nach neunzehn Metern Tiefe stieß ich auf einen Hohlraum und schaltete den Desintegrator aus.

Danach deutete ich auf die Öffnung und sagte zu Rorvic: »Bitte, Sir. Als Chef des CYD-Kommandos haben Sie den Vortritt.«

Leider wurden meine Erwartungen enttäuscht. Das Scheusal zwängte seine 2,10 Meter nicht tiefgebückt durch den Tunnel, sondern aktivierte das Flugaggregat seines Kampfanzugs und flog gestreckt ein. Wir anderen folgten ihm zu Fuß.

Genau vor einem geheimnisvollen Gegenstand blieben wir stehen. Der Lichtkegel meines Helmscheinwerfers wanderte über eine Hülle aus goldgelbem glatten Material, das in regelmäßigen Abständen flache Vertiefungen aufwies.

»Sehen Sie sich eine dieser Vertiefungen genauer an, Tatcher«, forderte der riesenhafte Tibeter mich auf.

Ich beugte mich vor. Zuerst sah ich nichts, dann füllte die nächste Vertiefung sich plötzlich mit einer schwarzen Substanz. Ich konnte nicht erkennen, ob es sich um ein Gas, eine Flüssigkeit oder um schwarzen Staub handelte - und im nächsten Moment verschwand die Substanz wieder.

Ich beugte mich tiefer über die Vertiefung. Diesmal sah ich auf ihrem Grund fünf stecknadelkopfgroße schwarze Stellen. Als ich mit den Fingern darüberfuhr, merkte ich, daß es sich nicht um Löcher, sondern um flache Erhebungen handelte.

Dann kam die Substanz wieder - und um mich wurde es dunkel und still. Ich hörte, sah und roch nichts, aber ich wußte genau, wer ich war und daß der drüsenkranke Albino mich in diese Lage gebracht hatte.

Doch bevor ich mich richtig darüber aufregen konnte, wurde alles wieder normal. Ich sah, daß ich neben dem goldgelben Gegenstand hockte und den Finger in eine flache Vertiefung hielt.

Im nächsten Augenblick zog ich meine Hand zurück, als hätte ich einen elektrischen Schlag erhalten. Dalaimoc Rorvic lachte laut auf.

»Ich finde nichts Komisches daran«, stellte ich mit Bitterkeit fest. »Sie hätten mich warnen müssen, Sir.«

»Wenn man darauf gefaßt ist, funktioniert es nicht, Captain Hainu«, behauptete Rorvic schwer atmend.

»Probieren Sie es!«

»Nein«, widersprach ich heftig. »Sir, ich lehne es ab, als Versuchskaninchen zu fungieren.«

Dalaimoc Rorvic umklammerte meinen rechten Arm mit einer seiner großen Hände und zwang meine Hand in die nächste Oberflächenvertiefung.

»Wer insgeheim Mordpläne gegen mich schmiedet, der sollte wenigstens meinen Anordnungen nicht widersprechen.«

Gegen Rorvics Körperkräfte vermochte ich nichts auszurichten. Im nächsten Moment kam auch schon wieder die unbegreifliche Schwärze. Ich hatte den Eindruck, als würde das Licht unserer Helmlampen dunkler, aber wenigstens verschwand ich nicht wieder. Der Albino löste seinen Griff, als die Schwärze wieder verschwand.

»Wie Sie bemerkt haben, ist diese >Schwärze< ungefährlich. Übrigens verschwindet man auch nicht, wenn man von ihr überrascht wird. Nur der Geist wird in eine Art überdimensionales Feld getaucht, das offenbar psionisch wirkt.«

»Aber warum das alles?« warf Riev Kalowont ein. »Warum wird ein Hyperstrahlungs-Generator mit psionisch wirkenden Feldern ausgerüstet?«

»Da bin ich vorläufig überfragt, Leutnant Kalowont«, antwortete Dalaimoc. »Außerdem verfügen Sie doch selbst über eine Weiterentwicklung der biologischen Denkmaschine des Cro-Magnon. Strengen Sie diesen vernachlässigten Körperteil an; vielleicht kommen Sie auf die Lösung.«

Ich blickte mich unterdessen um. Der Hyperstrahlungs-Generator stand in einer glockenförmigen Felsenhalle, deren Wände durch eine dichte Konstruktion wabenartig geformter Stützen gesichert wurden. Nirgends waren andere Geräte oder Kontrollen zu sehen.

Was mich aber sehr verwunderte, war das Fehlen jeder Tür. Diejenigen, die den Hyperstrahlungs-Generator im Sockel des Vulkanberges installiert hatten, mußten doch irgendwie herein- und wieder hinausgekommen sein. Gemächlich schlenderte ich an den Stützen entlang. Nach einiger Zeit erregte eine Stütze mein besonderes Interesse, weil sie eine vertikal verlaufende Reihe münzengroßer Löcher aufwies, die ich sonst bei keiner Stütze in diesem Raum bemerkt hatte.

Ich fuhr prüfend mit dem Daumen über die Löcher - und blickte plötzlich in einen unendlich erscheinenden Tunnel, dessen Innenwände spiegelglatt waren.

»Ich habe eine Entdeckung gemacht«, sagte ich frohlockend und drehte mich zu meinen Gefährten um.

Aber da waren keine Gefährten mehr. Es gab auch keinen Hyperstrahlungs-Generator, keine Wabenwände, keinen glockenförmigen Raum mehr. Ich stand in einem großen, quadratischen Raum und blickte auf einen etwa drei Meter durchmessenden Bildschirm, der den fetten Albino, Riev, Petrow und den Hyperstrahlungs-Generator zeigte.

Als ich begriff, daß es sich gar nicht um einen Bildschirm handelte, sondern um eine Art Tor zu den Gefährten, löste sich der Pseudobildschirm in nichts auf.

Nachdenklich musterte ich meinen Daumen, mit dem ich den eigenartigen Trip ausgelöst hatte. Eigenartig - aber nicht ungewöhnlich.

Zumindest etwas Ähnliches hatte ich vor mehr als einem halben Jahr auf dem zweiten Planeten der Sonne Struktur-Alpha erlebt. Rorvic und ich waren dort transmittiert worden, nachdem wir uns auf kupferfarbene Metallsockel am Rand eines verlassenen Raumhafens gesetzt hatten. Als ich vorhin mit dem Daumen über die »Löcher« gefahren war, mußte ich einen gleichartig funktionierenden Transmitter aktiviert haben. Keinen normalen Transmitter allerdings, sondern wohl ein Transmitterfeld ohne im vierdimensionalen Raum-Zeit-Kontinuum befindliche Pole.

Leider suchte ich vergeblich nach etwas, das den Vorgang in umgekehrte Richtung auslösen konnte. Welches Volk auch immer diese Anlage konstruiert hatte, es hatte dafür gesorgt, daß Transmitter-Passagiere nicht an ihren Ausgangspunkt zurückkehren konnten.

Ich konnte nicht einmal intensiv nach einer Schaltung suchen, denn die Decke des quadratischen Raumes senkte sich millimeterweise herab, wobei sie unheilverkündend knirschte.

Ich wartete nicht ab, bis die einzige vorhandene Tür von der Decke blockiert wurde, sondern raste los.

Glücklicherweise öffnete sich die Tür automatisch vor mir.

Ich setzte mit einem typisch marsianischen Sprung hindurch, landete auf meinen großen Füßen - und stellte fest, daß ich in einer Sandwüste stand, über der eine weißgelbe Sonne unbarmherzig glühte.

Aufatmend wandte ich mich um, mit einem letzten Blick auf die Stätte, an der mich fast der Tod ereilt hätte. Und dann sah ich, daß die Todesfalle nur eine energetische Projektion gewesen war, die sich vor meinen Augen auflöste.

Ein neues, ernstes Problem verdrängte meinen Schreck und meine Scham über den Reifall, das Problem, wie ich aus dieser offenbar wasserlosen Wüste in zivilisierte Gegenden Heytschapans gelangen könnte.

Den Gedanken, ernsthaft nach Dalaimoc Rorvic zu suchen, wies ich weit von mir. Das fette, phlegmatische, weißhäutige Scheusal konnte mir gestohlen bleiben. Ich würde ganz allein die Aufgabe lösen, die Staatsmarschall Bull uns gestellt hatte.

Ich seufzte, drehte mich langsam im Kreis und stellte so fest, in welcher Himmelsrichtung das nächste Wasservorkommen lag. Es war der planetarische Süden, und die Entfernung mochte etwa dreihundert Kilometer betragen.

Drehundert Kilometer waren nicht viel, wenn man einen flugfähigen Kampfanzug besaß. Ich gedachte, die Entfernung in zwei Stunden zu überwinden. Also aktivierte ich das Flugaggregat, startete und hinterließ in der Wüste nichts als meine Fußabdrücke.

Nachdem ich annähernd dreihundert Kilometer zurückgelegt hatte, sah ich mich vergebens nach einer Oase um, die das Wasservorkommen kennzeichnen sollte. Doch obwohl mein ausgeprägter Geruchssinn mir sagte, daß sich unter mir im Umkreis von etwa fünfhundert Metern reichlich Wasser befand, konnten meine Augen keine Spur davon entdecken.

Die Monotonie der Sandwüste wurde lediglich von einer Ansammlung bizarrer Felsklippen unterbrochen, aus denen die Sandstürme ein riesiges Tor herausgefräst hatten.

Ich ging tiefer.

Kein Zweifel, der Wassergeruch kam von den Felsklippen, ein Geruch nach kühlem, klarem Naß, der mich beinahe in Euphorie versetzte. Aber warum wuchs dann dort unten keine einzige Pflanze?

Ich schlug mit der flachen Hand gegen meine Stirn. Die Erklärung lag doch auf der Hand. Das Wasser mußte sich unter den Felsklippen befinden, wahrscheinlich in Form eines tiefliegenden Wasserreservoirs, von dem nichts an die Oberfläche drang außer dem Geruch.

Aber der Geruch war viel zu intensiv dafür.

Ich beschloß, das Rätsel durch eine direkte Untersuchung zu lösen, und steuerte die Klippen an. Kurz vor der Landung schlug mir plötzlich ein zauberhafter Duft entgegen. Meine Nasenlöcher blähten sich unwillkürlich. Wenn man jahrelang von den Gerichten gelebt hatte, die eine positronisch gesteuerte Robotküche fabrizierte, dann konnte es einem beim Geruch exzellenter Speisen schwarz vor Augen werden.

Ich wurde von dem Duft angezogen wie ein Nachtfalter vom Licht - und fast hätte ich alle Vorsichtsregeln vergessen, die ein Raumfahrer auf fremden Welten beachten sollte, wenn er seinen Heimatplaneten wiedersehen möchte.

Im letzten Moment bremste ich meinen Flug über dem ovalen Loch auf der größten Felsklippe ab und landete daneben. Unzweifelhaft kam der Speisenduft aus dieser Öffnung. Ich legte mich auf den Fels und schob mich zum Rand. Undefinierbare Geräusche drangen aus der Öffnung. Die Sonne stand hoch genug, um den unregelmäßig geformten Schacht etwa zehn Meter tief auszuleuchten. Weiter unten war es zu dunkel, um Einzelheiten erkennen zu können. Ich nahm meinen Handscheinwerfer aus der Magnethalterung und leuchtete hinab. Der Schacht endete nach ungefähr zwanzig Metern, aber in seiner Wandung befand sich eine dreiecksförmige Öffnung, aus der der Duft kam. Es sah alles ganz harmlos aus, und ich hätte überhaupt nicht gezögert, wenn ich nicht annehmen mußte, daß sich auf Heytschapan einige jener rätselhaften unheimlichen Herrscher befanden oder befunden haben mußten. Doch dann sagte mir mein geschulter Verstand, daß ein Cyno kein Mensch sei und deshalb wohl kaum ein von Menschen bevorzugtes Gewürz an seine Speisen tun würde. Es roch nämlich intensiv nach Majoran.

Das gab den Ausschlag. Ich schaltete mein Flugaggregat abermals ein und schwebte lautlos zum Boden des Schachtes. Dort deaktivierte ich es und leuchtete durch die dreiecksförmige Öffnung. Ich entdeckte einen natürlichen Stollen, dessen Boden sich allmählich senkte.

Leise schlich ich den Stollen entlang. Dabei erkannte ich aufgrund meiner Erfahrungen als Kosmogeologe, daß der Felsstollen aus einem Korallenstock herausgewachsen worden war. Folglich mußte das ganze Wüstengebiet früher von einem Meer bedeckt gewesen sein. Die Höhlung verengte sich, dann bog sie scharf nach rechts ab.

Ich folgte dem Knick - und blieb wie angewurzelt stehen.

Mitten in einer von Gasleuchten erhellten Höhle stand ein Ofen zwischen mehreren Hügeln von Konservendosen - und neben dem Ofen stand ein Mensch und hob soeben den Deckel von einem Kochtopf.

In diesem Augenblick spürte er meine Anwesenheit. Er legte den Deckel wieder auf und wandte mir das Gesicht zu.

Ich hielt den Atem an. Der Fremde war ein athletisch gebauter Mensch mit wirrem blondem Haar und blondem Vollbart, nicht gerade mein Ideal, aber das Ideal der meisten Terraner.

Nur sein Blick paßte nicht dazu, denn er verriet, daß ich einem Idioten gegenüberstand. Sofort erinnerte ich mich an die Schilderungen, die uns Dalaimoc Rorvic gegeben hatte. Dann war dieser Mann kein anderer als Oronk Ayai!

Immerhin schien es sich um einen harmlosen Idioten zu handeln, denn er verzog das ebenmäßig geformte Gesicht zu einem breiten Grinsen und sagte:

»Willkommen, kommen her! Essen mit!«

Ich lächelte und ging näher. Doch dann erlosch mein Lächeln schlagartig-

Wie konnte ich essen, was ein ausgesprochener Idiot zusammengekocht hatte! Es roch zwar verführerisch, aber es war einfach unmöglich, daß es für zivilisierte Menschen genießbar sein sollte.

Dennoch zwang ich mich dazu, wieder zu lächeln, und fragte: »Was gibt es denn Feines?«

Der Hüne packte meinen Arm und zog mich an den Ofen. Er hob den Deckel und forderte mich auf, in den Topf zu sehen. »Majorangulasch«, sagte er.

»Majorangulasch«, wiederholte ich verblüfft, denn der Anblick gab meinem Geruchssinn recht. Was in dem Topf garte, war zweifellos in Würfel geschnittenes Hammelfleisch mit Zwiebeln, Tomatenmark, Essig und Majoran, und es sah aus, als wäre es mit größter Sorgfalt zubereitet worden.

»Bald fertig«, versicherte mir der Idiot. »Noch viereinhalb Minuten.« Eigentlich drückte er sich recht kultiviert aus.

»Wundervoll«, sagte ich. »Mein, äh, Name ist Thatcher a Hainu. Aber es genügt, wenn Sie, äh, du Thatcher zu mir sagst.«

Der Idiot grinste stärker. »Wundervoll, Thatcher!« rief er. »Und ich Oronk Ayai.«

Er ließ meine Rechte in einer seiner mächtigen Hände verschwinden und schüttelte sie so heftig, daß meine Zähne klapperten.

Erst beim Essen kehrte das Gefühl in meine Finger zurück, nachdem mir der Löffel zweimal in den Teller gefallen war. Aber diese Kleinigkeiten nahm ich gern in Kauf, denn das Majorangulasch schmeckte wirklich köstlich.

Nach dem Essen richtete mir Oronk Ayai eine provisorische Schlafstatt her. Ich kroch aus meinem Kampfanzug, legte mich hin und war wenige Sekunden später eingeschlafen...

27.

Als ich erwachte, stieg mir der Duft gebratener Eier in die Nase. Schnell richtete ich mich auf, rieb mir die Augen und blickte aus meiner Schlafnische hinüber zu Oronk Ayai, der am Ofen hantierte.

Der Idiot schien zu spüren, wenn man ihn ansah. Er wandte den Kopf und grinste mich an.

»Gibt Spiegeleier, dann gehen zur Chiguen Ogrupü, Thatcher.«

»Chiguen Ogrupü?« wiederholte ich zögernd.

Ayai nickte eifrig. Ich konnte mir allerdings beim besten Willen nicht vorstellen, wer oder was »Chiguen Ogrupü« sein sollte. Vielleicht handelte es sich um eine sinnlose Wortbildung des Blöden. Doch der Duft der gebratenen Eier ließ mich diese Überlegung beiseite schieben. Schließlich war es völlig egal, was Ayai erzählte, solange er nur so vortrefflich kochte.

Nachdem ich mich erfrischt hatte, ließ ich mich neben Oronk Ayai an der Steinplatte nieder, die als Tisch diente.

Ayai hatte für jeden von uns vier Spiegeleier auf Toast angerichtet sowie eine große Kanne Kaffee gekocht.

»Frühstück nicht perfekt«, meinte Ayai klagend. »Vorräte schwinden. Oronk muß bald gehen in Stützpunkt.«

Für mich war das Frühstück perfekt, denn auf den Schiffen der Solaren Raumflotte wurde man in dieser Hinsicht nicht gerade verwöhnt. Während ich aß, fiel mir ein, was man uns über Heytschapan und Captain Illbains Einsatz gesagt hatte. Der geniale Idiot war es gewesen, der Illbain die Flucht aus der Gefangenschaft von Fürst Drakow ermöglicht hatte. Anschließend mußte Oronk selbst geflohen sein, um der Rache der Freifahrer zu entgehen. Seine Bemerkung über die Vorräte schien darauf hinzuweisen, daß er ab und zu heimlich in den von Drakows Leuten besetzten ehemaligen SolAb-Stützpunkt schlich und sich dort mit Vorräten versorgte. Sicher stammten die Küchenausrüstung und Konserven ebenfalls von dort.

»Was bedeutet >Chiguen Ogrupü<?« fragte ich, als ich gefrühstückt hatte.

Ayai stieß auf und sagte: »Chiguen heißen Frau, und Ogrupü sein Name von Frau und Stamm. Ogrupü-Stamm viele Tschapans und Wortchs.«

Mir ging ein Licht auf. »Du sprichst von den Eingeborenen des Planeten. Was sind das für Lebewesen?«

Oronk Ayai blickte mich nachdenklich an und erklärte mit monotoner Stimme: »Sein Chiguens, Guels, Daa-Chiguens und To-Guels.«

Das sagte mir nicht viel, aber ich konnte von einem Idioten keine wissenschaftliche Erklärung erwarten. Also fragte ich ihn systematisch aus und erfuhr, daß die Frauen von Heytschapan Chiguens, die Männer Guels genannt wurden. Weibliche Kinder hießen Daa-Chiguens, männliche Kinder To-Guels. Ich erfuhr außerdem, daß die Freifahrer Drakows die Eingeborenen unbehelligt ließen. Das lag wahrscheinlich daran, daß die Heytschapans den Freihändlern Howalgonium brachten und dafür billigen Tand bekamen. Oronk erklärte allerdings, die Eingeborenen wären normalerweise kontaktarm und es koste sie große Überwindung, mit den »Sternenmenschen« zu handeln.

Als ich weiter in Ayai drang, wurde er störrisch. Er stand auf und sagte: »Oronk besorgen Tschapan für Reiten zur Chiguen Ogrupü.« Im nächsten Moment war er in dem Felsstollen verschwunden.

Unwillkürlich blickte ich zu der Stelle, an der ich am Abend zuvor meinen Kampfanzug hingelegt hatte. Ich erschrak, als ich ihn nicht mehr sah. Hastig durchsuchte ich die Höhle des Idioten. Mein Kampfanzug blieb verschwunden.

Als Ayai zurückkehrte, stürzte ich auf ihn zu. Im letzten Augenblick besann ich mich darauf, daß ein Idiot nicht für seine Handlungen verantwortlich ist.

Ich räusperte mich. »Ayai«, sagte ich streng, »gib mir sofort meinen Anzug zurück!«

Er sah dorthin, wo mein Kampfanzug gestern noch gelegen hatte. »War das dein Anzug, Thatcher?«

»Allerdings. Wo ist er?«

»Ich habe ihn vorhin gegen zwei Tschapans eingetauscht, damit wir nicht zu Fuß zur Chiguen Ogrupü gehen müssen, Thatcher. Der Weg ist weit.«

Ich stöhnte innerlich. Nur ein Idiot konnte einen terranischen Kampfanzug gegen zwei Reittiere eintauschen. Dann fiel mir ein, daß Oronk Ayai ja tatsächlich ein Idiot war. Allerdings tröstete es mich nicht.

»Hat Oronk etwas falsch gemacht?« fragte Ayai.

»Nein, schon gut«, sagte ich und musterte meine Unterkombi. Mit ihrer azurblauen Farbe und dem orangefarbenen Blütenmuster konnte man sie für Zivil-Oberkleidung halten. Leider befand sich meine technische Ausrüstung im Kampfanzug, so daß ich keine Verbindung mit meinen Teamgefährten aufnehmen konnte. Doch dafür brauchte ich vorerst auch den fetten Albino nicht zu sehen - und das, so fand ich, war schon einen Kampfanzug wert.

Oronk Ayai nahm zwei Lederbeutel von ihren Wandhaken, warf sie sich über die Schulter und sagte: »Komm, Thatcher!«

Mit langen Schritten eilte er durch den Stollen. Ich hatte Mühe, ihm zu folgen. Beim Schacht angelangt, kletterte er behende hinauf. Meine Hand glitt unbewußt zu der Stelle meines Körpers, an der sich für gewöhnlich die Gürtelschaltplatte befand. Doch da war nichts mehr. Der Gürtel gehörte zum Kampfanzug.

Wie sollte ich ohne Antigrav die steile Schachtwand hinaufkommen?

Ayai löste das Problem für mich. Er kehrte zurück, lächelte gutmütig und kauerte sich hin, damit ich auf seine Schultern steigen konnte. Dann kletterte er mit mir hinauf und an der Außenwand der Klippen hinab. Die beiden Tschapans standen unter dem Erosionstorbogen. Sie sahen ähnlich aus wie terranische Dromedare. Ayai hob mich in den bunten Holzsattel eines Tschapans und gab mir die Zügel in die Hand. Während ich in meiner Verwirrung nach einem Startknopf suchte, hatte er sich auf den Rücken des zweiten Tschapans geschwungen.

»Hey!«

Unsere Reittiere setzten sich gemächlich in Bewegung. Anfangs kam mir die Schaukelei lustig vor, doch dann wurde es mir ganz seltsam zumute. Gegen meinen Willen mußte ich mehrmals aufstoßen, und in meinem Mund war ein unangenehmer Geschmack.

Zwei Stunden später hätte ich mein ganzes Barvermögen dafür gegeben, wenn Dalaimoc Rorvic mich aus meiner Lage befreite. Ich war wund geritten, von kaltem Schweiß bedeckt und kämpfte gegen meinen Magen an, der sich nicht an die Gesetze der Schwerkraft halten wollte. Ich hatte mich heiser geschrien, um Ayai zu einer Pause zu bewegen, aber der Idiot hatte sich jedesmal nur umgedreht und mir zugewinkt.

Als mein Reittier dann doch anhielt, hätte mich der Ruck beinahe aus dem Sattel geschleudert. Schwer atmend hielt ich mich an der Griffstange fest.

»Dort kommen Guels!« rief Ayai und deutete nach vorn.

Ich kniff die Augen zusammen, denn die Sonne stand hoch und blendete. Zuerst sah ich nur eine Staubwolke, dann entdeckte ich darin fünf Tschapans, auf denen humanoide Lebewesen ritten.

»Ist das ein Angriff?« erkundigte ich mich.

»Begrüßung«, gab Ayai lakonisch zurück.

Wenige Minuten später erschollen seltsam gackernde Schreie, Schärpen wurden geschwenkt, und die Eingeborenen hielten ihre Tschapans dicht vor uns an.

Ich musterte sie neugierig. Wenigstens waren sie nicht größer als Marsgeborene, sondern sogar kleiner, schätzungsweise 1,25 Meter im Durchschnitt. Sie besaßen zwei Arme, zwei Beine, einen Rumpf sowie Hals und Kopf. Die Haut war gelb und wirkte zerknittert; das Alter war unmöglich zu bestimmen. An Kleidung trugen die Guels nur weite Kapuzenmäntel, die bis zu den Fußknöcheln reichten. Ihre Hände malten unbekannte Symbole in die Luft, während sie den Idioten ansahen. Danach wandten sie sich mir zu.

Im nächsten Moment gackerten sie laut durcheinander. Da sie nicht Interkosmo sprachen, konnte ich außer dem Wort »Guel« nichts verstehen.

Ich reckte mich und rief: »Seid begrüßt, ihr freundlichen Menschen! Ich bin Thatcher a Hainu, ein Sohn des Mars.« Natürlich verstanden sie mich nicht, aber was spielte das schon für eine Rolle.

Die Antwort bestand in einem mehrstimmigen »Hey«. Mein Tschapan setzte sich in Bewegung und eilte mit weitausgreifenden Schritten den Reittieren der Eingeborenen nach. Fast eine Stunde lang dauerte die Tortur, dann ritten wir in eine von Gärten und Feldern umgebene Oase ein. Verschiedentlich sah ich große kugelförmige Wesen, die in den Gärten arbeiteten. Bald hatte sich eine Schar Kinder aller Altersklassen versammelt und folgte uns lärmend. Auf einem kreisrunden Platz hielten die Tschapans an.

Oronk Ayai hob mich aus dem Sattel und sagte: »Besuchen jetzt die Chiguen Ogrupü, Thatcher.«

Er ging auf ein einstöckiges Haus zu, das aus gebrannten Lehmziegeln gebaut zu sein schien. Auf halbem Wege blieb er stehen und sah sich nach mir um.

»Geh du schon voraus, Ayai«, sagte ich verlegen. »Ich komme nach, sobald ich mich wieder bewegen kann.« Er blickte mich hilflos an.

Plötzlich tauchte im Hauseingang ein Lebewesen auf, das ich zuerst für den Angehörigen einer unbekannten intelligenten Art hielt. Es war etwa zweieinhalb Meter groß und kugelförmig, hatte rosige Haut und trug ein aus vielfarbigen Stoffbahnen zusammengesetztes Gewand. Grüne Augen musterten mich, dann öffnete das Wesen den Mund und rief etwas.

Sofort gerieten die Wüstensöhne in Bewegung. Zwei eilten zu mir, zwei zu meinem Tschapan, und einer lief an dem kugelförmigen Wesen vorbei ins Haus.

»Die Chiguen Ogrupü«, sagte Ayai strahlend.

Das also war die Frau, nach der dieser Stamm sich nannte! Ein wahres Riesenweib, das in einer Hand die Hände von zwei Männern des Stammes verstecken konnte. Und offenbar herrschte auf Heytschapan das Matriarchat. Nun, das interessierte mich momentan wenig. Wichtiger war für mich, daß ich nicht zu gehen brauchte, sondern von zwei Guels ins Haus getragen wurde. Hinter mir wälzte sich die Chiguen Ogrupü herein.

Meine Träger setzten mich auf eine lederbezogene Tonziegelbank, während die Chiguen Ogrupü zu einer gemauerten Regalwand »rollte« und mit einem flachen Metallplastikkasten zurückkehrte.

Ein Translator!

Chiguen Ogrupüs riesiger Daumen drückte die Aktivierungstaste des positronischen Simultan-Übersetzers. Sie sagte etwas in ihrer Sprache, und der Translator schnarrte: »Willkommen, Guel!«

»Glück!« sagte Ayai strahlend. »Chiguen Ogrupü Thatcher aufgenommen. Nun Tatcherguel.«

»Tatcherguel...?« fragte ich mit dumpfer, beklemmender Ahnung. »Was bedeutet das?«

Die Chiguen Ogrupü legte mir ihre Riesenhande an die Schultern und hob mich müheles hoch, bis unsere Gesichter auf gleicher Höhe waren. Mir wurde abwechselnd heiß und kalt, als das Weib mein Gesicht an ihr

Sechsfachkinn drückte. Glücklicherweise gab sie mich sofort wieder frei, sonst wäre ich in den Fettmassen erstickt.

»Tatcherguel Mann für Chiguen Ogrupü«, übersetzte der Translator. »Msaguel, bringe ihn ins Männerhaus und unterweise ihn in seinen Pflichten.«

Einer der Eingeborenenmänner kam zu mir, nahm meinen Arm und führte mich hinaus. Diesmal konnte ich gehen, denn meine Wundschmerzen waren verflogen. Ich mußte nur immerfort daran denken, daß ich lieber bis an mein Lebensende Rorvics Mitarbeiter sein würde als einer von Chiguen Ogrupüs Männern.

Der Eingeborene mit dem wohlklingenden Namen Msaguel brachte mich zu einem großen, bienenkorbartigen Haus und führte mich zuerst in einen Baderaum. Ich zog mich aus und wusch mich mit dem kühlen Wasser eines Brunnens, der sich mitten im Raum erhob.

Msaguel sagte etwas in seiner gackernden Sprache und gestikulierte heftig. Ich entnahm daraus, daß er wollte, daß ich ihm folgte. Also trocknete ich mich mit einem Handtuch aus grauem Stoff ab und ging hinter dem Eingeborenen her. Das kalte Wasser hatte mein seelisches Gleichgewicht so vollkommen wiederhergestellt, daß ich sogar leise vor mich hin pffif, während Msaguel mich parfümierte und mir in ein grellbuntes hemdähnliches Kleidungsstück half. Er verzweifelte fast, als ich tief Luft holte und dabei das Hemd zerriß. Es war eben nicht für die breiten Schultern eines echten Marsianers geschaffen.

Ich klopfte dem - sogar für marsianische Begriffe sehr kleinen - Mann auf die Schultern, grinste und zog meine geblünte Unterwäsche wieder an. Die »Socken« waren im Grunde genommen dünne weiche Stiefel, da ein Raumfahrer ja nicht barfuß gehen sollte, wenn er seinen Kampf- oder Raumanzug auszog.

Danach blickte ich den Eingeborenen auffordernd an. »So, nun kannst du mich zur Matriarchin bringen, Msaguel.«

Natürlich verstand er kein Interkosmo, wohl aber konnte er den Sinn meiner Worte erraten. Ich wurde von einem gackernden Wortschwall überschüttet, und Msaguel wollte mich zu einem Tisch ziehen, auf dem in flachen Schalen mehrere Farben angerührt waren. Daneben lagen Pinsel unterschiedlicher Größen. Ich schlug ihm auf die Finger, als er nach einem Pinsel griff.

»So siehst du aus, mein Freund. Ich bin kein Guel, der sich zwangsweise verheiraten und dazu auch noch bemalen läßt.«

Ich hatte gerade ausgesprochen, als jemand den Namen meines Betreuers brüllte. Es hörte sich wie Chiguen Ogrupü an, und Msaguels Erblichen bestätigte meine Vermutung. Im nächsten Moment raste der Eingeborene in Richtung Haustür, von wo der Schrei gekommen war. Sekunden später vernahm ich einen klatschenden Schlag und danach einen gackernden Schmerzensschrei.

In mir kochte es. Mein Zorn auf den rotäugigen Tibeter vermischte sich mit dem Zorn auf die Matriarchin, die ihre Männer züchtigte. Aber ich beherrschte mich. Ruhig schritt ich durch den Baderaum auf die Haustür zu.

Neben der Tür entdeckte ich Msaguel. Der Eingeborene hielt sich eine angeschwollene Wange und blickte angsterfüllt auf die Matriarchin, die gleich einem riesenwüchsigen Racheengel vor der Tür stand. Hinein konnte sie nicht, dazu war die Tür viel zu klein.

»Komm heraus, Tatcherguel!« quarrte der Translator, den die Chiguen Ogrupü in der Hand hielt. »Komm heraus, oder ich lasse dich auspeitschen!«

Ich hatte plötzlich ein flaes Gefühl in der Magengegend, sagte mir vor, daß so etwas wie die Chiguen Ogrupü nicht als Dame behandelt werden durfte, und trat beherzt ins Freie.

»Da bin ich, Mrs. Ogrupü!« sagte ich fest. »Ihr Translator scheint fehlerhaft zu arbeiten. Er übersetzt die Anrede falsch und faselt außerdem etwas von auspeitschen. Wenn Sie nichts dagegen haben, überprüfe ich das Gerät.«

Ich streckte die Hand danach aus, aber die Matriarchin hielt das Gerät hoch, wodurch es für mich unerreichbar wurde. Mit der freien Hand holte sie eine mehrschwänzige Peitsche aus den Falten ihres Gewandes und schlug zu.

Der Schlag kam schnell und war gut gezielt. Ich entging der Peitsche nur, weil das regelmäßige Dagor-Training meine Reflexe geschärft hatte. Die Lederschnüre wirbelten eine Sandwolke auf. Der zweite Schlag streifte meine Hüfte, weil ich trotz meines Vorsatzes doch gezögert hatte, eine Frau anzugreifen. Diese psychische Barriere wurde von dem brennenden Schmerz beseitigt. Ich reagierte wie in einer normalen Kampfsituation. Nach einem linearen Dagorschlag brach die Matriarchin bewußtlos zusammen. Der Aufschlag des schweren Körpers ließ den Boden erzittern.

Innerhalb kurzer Zeit versammelten sich ungefähr dreißig Guels um die Chiguen Ogrupü und mich. Die Eingeborenen flüsterten und gackerten aufgeregt und furchtsam. Einige Männer sahen mich bewundernd an, die meisten Blicke aber verrieten Mitleid mit mir.

Msaguel hob den Translator auf, der der Matriarchin entfallen war, und sagte mir: »Fliehe, solange noch Zeit ist, Tatcherguel. Die Chiguen Ogrupü wird dich foltern, ertränken und verbrennen lassen.«

Ich nahm ihm den Translator ab und entgegnete: »Wenn sie mich zuerst ertränken läßt, bin ich naß und brenne schlecht, Msaguel. Aber du hast recht. Das schöne Kind wird sich an mir rächen wollen. Gibt es hier einen Kerker?«

»Den gibt es. Groguel befindet sich zur Zeit darin. Die Chiguen Ogrupü hatte sich über das Essen geärgert, als er gerade Küchendienst hatte.«

»Dann laßt Groguel heraus und sperrt die Chiguen hinein«, befahl ich. »Sie ist abgesetzt. Ich bin jetzt euer Chef und verkünde hiermit die Aufhebung des Matriarchats und die Einführung des Patriarchats.«

Er ertete viele verständnislose Blicke, aber nach etwa zehn Minuten hatte ich die Männer davon überzeugt, daß eine wütende Matriarchin besser innerhalb als außerhalb des Gefängnisses untergebracht war. Allerdings schienen sie sich unter dem Begriff »Patriarchat« nichts vorstellen zu können.

Nachdem die Chiguen Ogrupü hinter dicken Mauern untergebracht war, redete ich eifrig auf die Männer ein. »Ich halte den Zustand, in dem ihr bisher gelebt habt, für unwürdig. Kein Mensch soll einen anderen knechten, schon gar nicht eine Frau ihre Männer. Ihr aber habt wie die Sklaven für eure Chiguen arbeiten müssen und ...«

Über die Köpfe meiner Geschlechtsgenossen hinweg entdeckte ich eine Chiguen, die in schwerfälligem Gang über den Hof kam. Ich deutete auf sie und fragte: »Wer ist das?«

Sekunden später hatten die Männer die Flucht ergriffen - bis auf Msaguel, der mir in aller Eile die Zusammenhänge zu erklären versuchte.

»Die Chiguen Ogrupü ist nicht die einzige Chiguen des Stammes«, sagte er, und der Translator übersetzte. »Es gibt fast ebenso viele Frauen wie Männer, aber Ogrupü war die Befehlende. Du hast Ogrupü gestürzt, und nun will eine andere an ihre Stelle treten.«

Das war fatal. Ich begriff, daß ich mir eine Fehlkalkulation geleistet hatte. Ich war vorschnell gewesen. Wenn es fast so viele Frauen wie Männer gab, dann genügte es nicht, die Matriarchin zu stürzen, um das Matriarchat zu beseitigen. Wir konnten ja nicht alle Frauen lebenslang einsperren, nur um zu verhindern, daß eine von ihnen Herrscherin wurde.

Vorerst aber mußte ich mich gegen die neue Thronanwärterin wehren. Das war für einen Dagor-Kämpfer nicht weiter schwierig. Die einzige Schwierigkeit bestand praktisch nur in der anerzogenen starken Hemmung, mit Brachialgewalt gegen das »schwache Geschlecht« vorzugehen.

Anschließend versammelte ich mit einiger Mühe wieder die Männer des Stammes um mich.

»Wir werden die gesellschaftlichen Verhältnisse ändern müssen, wenn wir nicht erneut unterdrückt werden wollen«, sagte ich. »Wie ich auf der Herreise sah, ernährt ihr euch hauptsächlich von Feld- und Gartenfrüchten. Die Arbeiten auf Feldern und vor allem Gärten aber sind die Domäne der Frauen; dadurch geraten die Männer in wirtschaftliche Abhängigkeit. Also müssen wir die Jagd und die Viehzucht in großem Stil einführen. Erstens ist tierisches Eiweiß eine sehr hochwertige Nahrung, so daß der Aufwand relativ zum Ertrag bedeutend geringer sein wird als bei der Feld- und Gartenkultur - und zweitens werden eure Frauen so stark mit dem Gerben von Fellen und der Fleischverarbeitung beschäftigt sein, daß sie einen großen Teil ihrer Felder und Gärten brachliegen lassen müssen. Dann sind sie wirtschaftlich von euch abhängig, und ihr könnt bestimmen, was geschieht.«

Die Guels begriffen sehr schnell, welche Aussichten ich ihnen eröffnete. Sie sahen allerdings auch die »Webfehler« in meinem Plan.

»Wie sollen wir jagen, wenn wir weder Waffen besitzen noch mit Jagdwaffen umgehen können?« fragte Msaguel.

»Ich werde euch beibringen, wie ihr Pfeil und Bogen und Speere herstellt und damit umgeht«, versprach ich.

»Zuerst aber müßt ihr wissen, was es auf dieser Welt für Wildtiere gibt, wobei wir uns auf Pflanzenfresser beschränken sollten.«

Msaguel sagte zu meiner Erleichterung, es gäbe zahlreiche Wildtierarten jenseits eines anderthalb Tageritte entfernten Stromes. Ein anderer Eingeborener schlug vor, wir sollten packen und die Oase auf Tschapans verlassen, bevor die Frauen sich gegen uns zusammenschlossen.

Der Vorschlag fand allgemeine Zustimmung. Dadurch löste sich das Problem, wie die Änderung der gesellschaftlichen Verhältnisse ohne schwerwiegende Erschütterungen erfolgen könnte. Mein Stamm würde fern der Oase und fern aller Chiguens zu Jägern und Viehzüchtern ausgebildet werden - und irgendwann danach würden sich Männer und Frauen schon in einem Kompromiß arrangieren.

Gesagt - getan. Eine Stunde später ritten wir aus der Oase und wandten uns nach Norden. Diesmal hatte ich meinen Sattel mit wassergefüllten Lederbeuteln auspolstern lassen, so daß ich hoffen durfte, einigermaßen glimpflich davonzukommen. Ich bedauerte nur, daß sich Ayai nirgends mehr sehen ließ; den Idioten hätte ich gern als Koch engagiert.

Kurz vor Sonnenuntergang erreichten wir eine Schlucht, die mir als Platz zum Übernachten geeignet schien. Ich ließ meine Leute anhalten und befahl ihnen, das Lager aufzuschlagen. Bald standen die Zelte, über kleinen Feuern brodelte das Essen, und die Tschapans zupften das spärliche Gras.

Zufrieden mit mir, schlenderte ich durch die Schlucht, in deren Mitte ein ausgetrocknetes Bachbett lag. Die Dunkelheit war hereingebrochen, und der Flackerschein der Feuer verwandelte die unregelmäßig geformten Schluchtwände in die Kulisse eines geisterhaften Schattenspiels. Als ich um einen Felsvorsprung bog, verließ ich den Lichtkreis des Feuers. Ich lehnte mich an die Felswand und versuchte abzuschätzen, inwieweit der Stachel schon gewirkt hatte, den ich ins Fleisch der matriarchischen Gesellschaftsordnung von Heytschapan getrieben hatte. Vielleicht erfolgte die erwartete Reaktion schon in den nächsten Tagen.

Plötzlich schrak ich zusammen. Wenige Schritte vor mir war plötzlich ein Riese materialisiert. Im ersten Moment dachte ich an eine Chiguen, aber dann sah ich den Kampfanzug, die blütenweiße Hautfarbe und den kahlen Schädel. Commander Rorvic!

»Ganz recht, Captain a Hainu«, sagte der Albino, obwohl ich meine Gedanken nicht ausgesprochen hatte. »Ich erteile Ihnen hiermit einen Verweis wegen unerlaubten Entfernens vom CYD-Kommando und eine Rüge wegen Einmischung in die inneren Angelegenheiten einer fremden Zivilisation.«

Ich riß den Mund auf und renkte mir dabei beinahe den Unterkiefer aus. Rorvics Unverschämtheiten machten mich sprachlos. Das war einfach ungerecht: Ich erhielt einen Verweis, weil ich in Ausübung meiner Pflicht in eine Transmitterfalle geraten und in die Wüste geschickt worden war - und ich wurde gerügt, weil ich mich entwürdigender Gewalt entzogen hatte. Ganz davon abgesehen, daß meinem Verhalten ein feingesponnener, raffinierter Plan zugrunde lag, ein Netz, in dessen Maschen sich die Heytschapan-Cynos fangen mußten...!

»Stellen Sie diese unvernünftigen Gedankengänge ab, Captain!« sagte der Tibeter. »Ich befehle Ihnen, dafür zu sorgen, daß die alten Zustände im Stamm der Chiguen Ogrupü wiederhergestellt werden.«

»Ich habe Halluzinationen!« rief ich entgeistert. »Seltsam, dieser Wachtraum wirkt beinahe echt. Allerdings bezweifle ich, daß der fette Albino mir solchen Unsinn befehlen würde.«

»Das ist kein Alptraum, Hainu. Ich spreche tatsächlich zu Ihnen.«

Ich kicherte. »Eine Halluzination will mir weismachen, Dalaimoc Rorvic könnte teleportieren!«

»Teleportieren kann ich allerdings nicht, Captain. Ich spreche mittels einer Psi-Projektion zu Ihnen.«

»Das ist doch Teleportation - Bildteleportation nämlich. So etwas wie Fiktiv-Trivideo, nicht wahr?«

»Treiben Sie keine Haarspalterei, Hainu!« grollte der Albino. »Ich habe Ihnen befohlen, im Stamm der Chiguen Ogrupü die alten Verhältnisse wiederherzustellen. Führen Sie diesen Befehl unverzüglich aus!«

»Da könnte jede Halluzination kommen und mir Befehle erteilen«,

widersprach ich. »Außerdem würde die Chiguen Ogrupü mich wahrscheinlich grausam bestrafen, wenn ich mich in ihre Gewalt begäbe. Nein, Sie Halluzination, ich werde die Guels zu richtigen Männern machen - alle Guels von Heytschapan. Und niemand ...«

Ich schwieg, weil die Psi-Projektion des Commanders plötzlich verschwand. Offenbar hatte Rorvic eingesehen, daß er mich nicht umstimmen konnte.

Vor dem Hintergrund der Lagerfeuer erschien eine kleine Gestalt im Kapuzenumhang. Ich schaltete meinen Translator ein.

»Das Essen ist fertig, Tatcherguel«, sagte Msaguel.

Nach dem Nachtmahl, das aus gekochtem Trockengemüse mit fettem Salzfleisch und Brotfladen bestand, sprachen Msaguel und ich über den Plan für den nächsten Tag. Der Eingeborene schlug vor, einen kleinen Umweg zu machen und dem Stamm Lapargü einen Besuch abzustatten. Ich stimmte zu. Sicher würden wir die Männer des Lapargü-Stammes dazu bewegen können, sich uns anzuschließen.

Dieser Gedanke bewegte mich bis in den Schlaf. Am nächsten Morgen erwachte ich frierend. Die Nachtkälte hatte mich ganz steif gemacht. Ich wärmte meinen Körper mit leichter Gymnastik an, den Rest besorgten heißer Tee und die Strahlen der Morgensonne.

Bevor wir aufbrachen, hielt ich eine kurze Ansprache, in der ich meinem Stamm die Absicht verkündete, den Männern des Stammes Lapargü die Emanzipation zu bringen.

Dreieinhalb Stunden später zügelten wir unsere Tschapans am Rand eines flachen Hochplateaus und blickten auf die Bauten von Lapargü hinab, die zwischen den Bäumen und Sträuchern der Oase standen. In den Gärten und auf den Feldern arbeiteten die Guels und die Chiguens. Es war ein Bild ungetrübter Harmonie - und wie sollte es auch anders sein! Der Stamm Lapargü wußte mit Sicherheit nichts von den Vorgängen beim Stamm Ogrupü. Die Eingeborenen kannten keinen Funk, und niemand hatte uns überholt, um die Chiguen Lapargü zu warnen. Wahrscheinlich konnten die Frauen Heytschapans wegen ihrer Körperfülle keine Tschapans reiten, obwohl sie sich bei der Feldarbeit recht flink bewegten.

Ich stieß einen lauten Pfiff aus, und wir setzten uns in Bewegung. Inzwischen hatte ich mich an das Reiten auf Tschapans gewöhnt, was durch die Wasserbeutel erleichtert worden war. An der Spitze meiner Leute ritt ich in die Oase ein. Msaguel trieb sein Tier an, setzte sich neben mich und wies auf einen flachen Gebäudekomplex.

»Dort werden wir die Chiguen Lapargü finden, Tatcherguel«, sagte er.

Ich nickte und lenkte mein Tschapan in die angegebene Richtung. Kurz darauf ritten wir durch einen von Mauern begrenzten Torweg und kamen auf einen großen, mit Steinplatten belegten Hof.

Die Guels gaben Laute des Entsetzens und Abscheu von sich, als sie die drei Männer erblickten, die mit Ketten an Mauerringe gefesselt waren. Ihre nackten Oberkörper waren von blutenden Striemen überzogen.

Hinter uns krachte es.

Ich fuhr herum und sah, daß der Torweg durch zwei Gatter aus starken Holzbohlen versperrt war. Im gleichen Moment öffneten sich Türen in den Wänden der ringsum stehenden Gebäude. Etwa zwanzig kugelförmige Riesenfrauen stapften auf den Hof. Sie trugen provisorische Rüstungen, die teils aus Metall, teils aus Leder gefertigt waren.

Also hatte man die Matriarchin von Lapargü doch gewarnt!

In den Händen schlangen die resoluten Frauen Peitschen und schwere Äxte. Diesmal würde ich verlieren, das wußte ich. Gegen die Rüstungen kam ich mit meinen Dager-Künsten nicht an; ich würde vielleicht eine Gegnerin außer Gefecht setzen, dann aber sicherlich Prügel bekommen.

»Treibt sie mit den Tschapans zum Torweg!« rief ich meinen Gefährten zu, nachdem ich den Translator auf stärkere Akustik geschaltet hatte. »Bleibt zusammen!«

Die Eingeborenen gehorchten und verhielten sich entgegen meinen Befürchtungen diszipliniert. Die Tschapans rückten dicht zusammen, dann gingen sie in geschlossener Front gegen die Chiguens vor. Einige Frauen schlugen mit den Peitschen auf die Tiere ein. Das hörte allerdings sofort auf, als zwei Chiguens von Tschapans gebissen wurden.

Plötzlich trat eine Frau aus den wankenden Reihen ihrer Geschlechtsgenossinnen und stellte sich uns entgegen. Sie schleuderte ihre Peitsche unter die Hufe der Tschapans und rief: »Halt, ihr Wahnsinnigen!«

»Das ist die Chiguen Lapargü«, flüsterte Msaguel mir zu. »Die schönste Frau von ganz Heytschapan. Hm!«

»Hm!« machte ich. Wahrscheinlich mußte man Heytschapaner sein, um eine Frau wie die Chiguen Lapargü schön finden zu können.

Ich hob die Hand. »Wir sind nicht wahnsinnig, sondern nur nicht bereit, uns länger unterdrücken zu lassen, Chiguen Lapargü. Laßt die Männer eurer Stämme wie freie Männer leben, und alles wird gut werden.« Ich räusperte mich, um die Rührung zu unterdrücken, die mein gefühlvoller Ausspruch in mir erzeugt hatte.

Die Chiguen Lapargü fixierte mich scharf. »Sie sind gar kein Guel, sondern ein Sternenmensch. Gehen Sie zu Ihrem Stamm zurück, und hetzen Sie nicht unsere Männer gegen uns auf!«

»Der erste Zug in diesem Spiel wurde nicht von mir getan«, entgegnete ich, »sondern von der Chiguen Ogrupü. Ich bin jetzt kein Sternenmensch mehr, sondern Tatcherguel, der Anführer des Tatcherguel-Stammes. Und nun öffnen Sie die Gatter, oder wir müssen kämpfen.«

Die Chiguen Lapargü drehte sich um und befahl: »Gatter öffnen!«

Die Gatter gingen hoch. Kurz darauf kamen drei weitere Chiguens durch den Torweg herein.

»Ich schlage vor, wir reden über die Angelegenheit«, wandte die Chiguen Lapargü sich abermals an mich.

»Bitte, reitet alle zum Festplatz. Wir kommen nach, und ich Sorge dafür, daß reichlich zu essen und zu trinken vorhanden ist.«

»Ich bin einverstanden« sagte ich. »Vorausgesetzt, auch die Guels von diesem Stamm nehmen an den Verhandlungen teil.«

»Einverstanden«, bestätigte Chiguen Lapargü nach kurzer Überlegung.

Die Frauen machten uns danach bereitwillig Platz. Wir ritten etwas überhastet durch den Torweg, doch draußen stimmten die Eingeborenen ein Jubelgeschrei an. Drei meiner Leute hatten während der Auseinandersetzung mit den Chiguens die drei mißhandelten Männer befreit und auf ihren Tschapans mitgenommen. Jetzt erst stellte sich heraus, daß sie gar nicht ausgepeitscht worden waren. Ihre »blutenden Striemen« bestanden aus roter Farbe.

»Ich möchte wissen, wie die Chiguens des Lapargü-Stammes von unserer Flucht erfahren haben«, sagte Msaguel nachdenklich.

»Es war keine Flucht, sondern ein taktisch erforderlicher Positionswechsel«, widersprach ich. »Wahrscheinlich verfügt die Chiguen Ogrupü doch über eine Funkanlage.« Ich schlug leicht gegen den erbeuteten Translator. »Sie besaß ja auch einen Translator.«

»Die Chiguen Ogrupü hat keine Funkanlage«, meinte Msaguel. »Das weiß ich ganz bestimmt, da ich ihr Erster Guel bin.« Er seufzte. »Hoffentlich nimmt sie es nicht schwer, daß ich sie verlassen habe.«

»Ihr werdet ja nicht lange getrennt sein«, tröstete ich ihn. »Sobald ihr eure Familien durch die Jagd ernähren könnt, holt ihr eure Frauen über den Strom. Dann beginnt ein neues Leben.«

Msaguels Augen strahlten. »Ein neues Leben, ja!« sagte er begeistert. »Und ich, ich allein, werde meine Chiguen Ogrupü ernähren!«

Diesmal seufzte ich. Der kleine Bursche war gerade ungefähr vierundzwanzig Stunden von seiner Frau getrennt, und schon hatte er Sehnsucht. Ich würde mich beeilen müssen, den Guels die Methode der Jagd und der Großviehzucht beizubringen, damit sie wirtschaftlich unabhängig von ihren Frauen wurden.

Am Festplatz angekommen, saßen wir ab, hielten uns aber in der Nähe unserer Tschapans, um bei einem eventuellen Verrat der Chiguen Lapargü schnell wieder auf dem Rücken der Tiere zu sein.

Doch es sah nicht so aus, als plante die Matriarchin eine Hinterlist. Nach und nach trafen die Männer des Lapargü-Stammes ein und begrüßten die Männer ihres Nachbarstammes. Als sie erfuhren, mit welcher Absicht wir gekommen waren, erschraken sie erst. Doch im Verlauf der Diskussion schienen sie Geschmack an der Sache zu finden, und als die Chiguens eintrafen, waren die Männer von Lapargü auf unserer Seite.

Die Verhandlungen konnten beginnen.

28.

Gegen Abend standen wir noch immer auf dem Festplatz. In den vergangenen fünf Stunden hatte es erbitterte Diskussionen zwischen Männern und Frauen gegeben - bis die Chiguen Lapargü vor zehn Minuten überraschend nachgegeben hatte.

»Wir wollen nicht länger streiten«, hatte sie gesagt, »sondern uns gütlich einigen. Da die Männer sich offenbar nicht mehr mit der alten Lebensweise abfinden wollen, sollen sie ruhig über den Strom gehen und alle Fähigkeiten erlernen, die sie für ein verändertes Leben brauchen.«

Die Chiguen Lapargü hatte allseitige Zustimmung geerntet. Mir gefiel das zwar nicht, denn auf diese Weise war es eine Chiguen gewesen, die den Ausschlag gab, aber ich hatte nicht protestiert. Es hätte sicher auch nichts genützt, denn der Protest wäre unpopulär gewesen.

Während Männer und Frauen Fleisch, Brot und Wein herbeischleppten, nahm ich Msaguel beiseite und flüsterte: »Ich kann nicht glauben, daß die Chiguen Lapargü es ehrlich meint. Sie hat zu plötzlich nachgegeben. Bestimmt brütet sie eine Teufelei aus.«

»Was ist eine Teufelei?« fragte der Eingeborene.

Ich erklärte es ihm ausführlich. Msaguel hob die Schultern und spreizte die Finger, bei den Heytschapans eine Geste der Unentschlossenheit und des Zweifels.

»Was kann sie schon unternehmen, Tatcherguel? Morgen reiten wir fort.«

»Jedenfalls müssen wir wachsam sein, solange wir uns in der Oase befinden«, meinte ich.

»Dort kommt die Chiguen Lapargü«, sagte Msaguel und blickte an mir vorbei.

Ich wandte mich um und sah die Matriarchin. Sie kam auf mich zu, und es sah so aus, als rollte eine bunte Kugel heran. Eine zweite Chiguen begleitete sie und trug eine Art Tablett mit zwei großen Tonkrügen.

»Als Zeichen der Versöhnung bitte ich dich, Tatcherguel, mit mir zusammen auf das Glück aller Guels und Chiguens zu trinken. Chiguen Urgavü, bitte!«

Die zweite Chiguen hielt mir das Tablett hin. Ein Krug stand so, daß ich ihn nicht erreichen konnte, ohne mich zu verrenken, der andere war nur eine Handspanne von mir entfernt.

»Laß bitte das Tablett herab, Chiguen Urgavü«, sagte ich.

Die Chiguen Urgavü gehorchte. Dadurch geriet auch der Krug auf der anderen Seite des Tablett in meine Reichweite. Rasch wechselte ich die Krüge aus, nahm meinen und hob ihn.

Gerade wollte ich zu einem Trinkspruch ansetzen, da nahm eine unsichtbare Hand mir den Krug fort. Kurz darauf wurde die Gestalt Commander Rorvics sichtbar. Der Albino hielt meinen Krug in der Hand.

Er stellte ihn auf das Tablett zurück, dann blickte er die Chiguen Lapargü an und sagte mit seiner tiefen Baßstimme:

»Gestatten, Mylady, mein Name ist Rorvic. Dieser Zwerg ...«, er deutete auf mich, »... verstieß gegen eindeutige Befehle, als er versuchte, die bestehende Gesellschaftsordnung zu zerstören. Ich werde dafür sorgen, daß der angerichtete Schaden schnell behoben wird.«

Ich wurde weiß vor Wut. Gleichzeitig aber wußte ich, daß ich gegen den fetten Albino nicht ankam. Er hatte in diesem Moment gesiegt, in dem er unter dem Schutz eines Deflektorschirmes auf dem Festplatz von Lapargü gelandet war.

Rorvic fixierte mich, dann fiel ihm etwas ein. Mit flinkem Griff vertauschte er die Krüge abermals, nahm einen in seine fette Hand und sagte: »Mylady, ich schlage vor, wir trinken gemeinsam auf mein Wohl, bevor ich an die Arbeit gehe.«

Er setzte den Krug an und leerte ihn in einem Zug. Sein Adamsapfel hüpfte dabei zappelnd auf und ab.

Plötzlich ließ er den Krug fallen, griff sich an die Kehle und gab ein dumpfes Röcheln von sich. Dann wankte er ziellos umher. Die Guels sprangen erschrocken auf.

Im nächsten Moment stand das trockene Gras des Festplatzes in Flammen. Die angepflochten Tschapans brüllten und zerrten wie wild an den Leinen. Einige rissen sich los und rasten davon. Glücklicherweise war das dürre Gras nur spärlich gewesen und verbrannte, bevor die Flammen größeren Schaden anrichten konnten.

Immerhin löste der Brand eine Panik sowohl unter den Frauen als auch bei den Männern aus. Sie liefen durcheinander, wobei die Männer zu den Tschapans und die Frauen zum benachbarten Teich eilten.

Ich hüpfte mit schmerzenden Füßen durch die letzten Flammen und blickte mich um. Aber von Dalaimoc Rorvic war nichts zu sehen, auch nicht, als nur noch wenige Männer und Frauen auf dem Platz waren.

Im nächsten Moment entdeckte ich den Albino. Er lag auf einer metallenen Plattform, die langsam davonschwebte - und neben ihm saßen die Chiguen Lapargü und die Chiguen Urgavü. Jedenfalls nahm ich an, daß es sich um die beiden Chiguens handelte, denn zwischen ihnen stand das Tablett mit den Weinkrügen.

Die Erleuchtung fuhr wie ein Blitzschlag durch mein Bewußtsein: Lapargü und Urgavü waren keine Eingeborenen, denn es gab keinen Heytschapen, der über eine Antigravplattform verfügte. Sie mußten Cynos sein. Nur diese geheimnisumwitterten Lebewesen vermochten die Gestalt anderer Lebewesen perfekt zu imitieren, und zwar mit Hilfe einer »Para-Modulation« genannten Fähigkeit.

Mein Plan, durch die Schaffung einer Männer-Emanzipationsbewegung die auf Heytschapen vermuteten Cynos zu provozieren, war aufgegangen - allerdings ein wenig anders, als ich mir das vorgestellt hatte.

Das Gift, das Commander Rorvic wehrlos gemacht hatte, war für mich bestimmt gewesen. Ich hatte die Krüge vertauscht - und Rorvic hatte sie wieder in die ursprüngliche Position gebracht, weil er offenbar von meinem Tausch nichts gesehen hatte. Demnach war er erst in dem Moment gelandet, als ich den Krug bereits in der Hand hielt.

War das die Erklärung dafür, daß er die wahre Natur von Lapargü und Urgavü nicht rechtzeitig erkannt hatte?

Ich konnte es mir nicht vorstellen. Dalaimoc Rorvic erkannte jeden Cyno sofort. Wenn er mich und meine Handlungen psionisch beobachtet hatte, hätte er mit seinen Parasinnen auch aus großer Entfernung die spezifischen psionischen Ausstrahlungen der beiden getarnten Cynos auffangen müssen. Möglicherweise war er nur deshalb in die Oase gekommen, um mit den beiden »Chiguen« eines seiner berüchtigten Psychospiele zu spielen.

Diesmal war er der Verlierer.

Ich blieb mitten im verkohlten Gras stehen, als mir klar wurde, was es bedeutete, daß Commander Rorvic gegen die Cynos verloren hatte. Die Mission des CYD-Kommandos war gescheitert!

Verzweifelt sah ich der Antigravplattform nach, die durch ein Tor in einem Gebäude verschwand. Ich bemerkte Msaguel erst, als er mich ansprach. Der Eingeborene saß auf einem Tschapan und hielt ein zweites Tier an den Zügeln.

»Steig auf, Tatcherguel«, sagte er. »Die Männer deines Stammes warten außerhalb der Oase. Auch die vom Stamme Lapargü haben sich uns angeschlossen. Sie wollen nicht wieder zurück, bevor sie nicht die Jagd erlernt haben.«

Ich lehnte ab. »Ich kann den Stamm nicht führen, bevor ich nicht weiß, was mit Rorvicguel ist. Wenn er noch lebt, muß ich ihn befreien.«

»Die Chiguen Lapargü hat Verrat geübt«, sagte Msaguel. »Sicher wird sie Rorvicguel hinrichten lassen, um alle Guels einzuschüchtern. Aber wenn wir nicht da sind, kann sie uns auch nicht einschüchtern.«

»Ich darf Rorvic nicht im Stich lassen!« rief ich entschlossen.

»Er hat dich beleidigt.«

»Das tut er ständig, Msaguel. Aber wenn jemand ihn umbringt, dann werde ich das sein und niemand anders. Außerdem sind wir ohne ihn alle verloren.«

»Das verstehe ich nicht, Tatcherguel.«

»Ich erkläre es dir später«, knurrte ich. »Willst du mir helfen, Rorvicguel zu befreien, falls er noch lebt?«

»Ich werde alles tun, was du für richtig hältst, Tatcherguel«, versicherte der kleine Eingeborene.

»Gut. Dann wollen wir uns das Haus ansehen, in dem die beiden Chiguens mit Rorvic verschwunden sind.«

Ich schwang mich auf das zweite Tschapan und fing die Zügel auf, die Msaguel mir zuwarf. Wir ritten in die Nähe des Gebäudes, stiegen ab und legten die letzten zwanzig Meter zu Fuß zurück.

Das Haus, in das der fette Albino gebracht worden war, unterschied sich von den anderen Häusern der Oase dadurch, daß es keine Fenster besaß. Es war aus gebrannten Lehmziegeln gebaut, einstöckig, rund und durchmaß etwa fünfzehn Meter. Das Tor war geschlossen, und als ich es berührte, fühlte ich glattes kühles Metallplastik, obwohl es wie eisenbeschlagenes Holz aussah.

Hoffentlich öffnet es sich nicht nur auf einen bestimmten Impulskode, dachte ich, während ich das Tor abtastete, um ein vielleicht vorhandenes Wärmeschloß zu aktivieren.

Die beiden Torhälften glitten lautlos auseinander, als ich eine Stelle in Kniehöhe abtastete. Hinter mir atmete Msaguel geräuschvoll ein. Vor uns lag ein völlig leerer kleiner Vorraum mit weißen Kunststoffwänden.

Ich gab meinem Gefährten einen Wink und trat ein. Nichts geschah, außer, daß sich das Tor nach etwa einer halben Minute langsam wieder schloß. Unter meinen Füßen spürte ich schwache Vibrationen. Die Cynos hatten offenbar eine Energiestation unter dem Gebäude installiert.

Da der Vorraum nur eine Tür enthielt, brauchte ich nicht zu überlegen, wohin wir uns wenden sollten.

»Halte dich bitte zurück«, sagte ich zu Msaguel. »Es kann sein, daß wir auf einen Wächter stoßen, und du beherrschst die Nahkampftechnik nicht.«

Ich schob die Tür auf, sprang durch die Öffnung und drehte mich schnell um. Doch niemand lauerte auf mich.

Ich stand in einem halbkreisförmigen Raum mit Polsterbänken an den Wänden. Links stand ein Versorgungsautomat, wie er in ähnlicher Ausführung auch an Bord terranischer Raumschiffe verwendet wurde.

Der Gedanke an Raumschiffe stimmte mich wehmütig. Wenn dieser arrogante Sadist Rorvic nicht gewesen wäre, dann befände ich mich jetzt an Bord der INTERSOLAR und nicht auf einem fremden Planeten, um den Vertretern eines heimlichen Imperiums nachzuspüren.

Dieser Dalaimoc Rorvic! Aber wo war er? Wohin hatten die beiden Cynos ihn gebracht!

»Was ist das, Tatcherguel?« flüsterte Msaguel und deutete nach oben.

Ich sah, daß die Decke aus einem glasartigen gelben Material bestand, durch das mildes angenehmes Licht sickerte. Dieses Licht wurde allmählich stärker, beinahe grell.

Und plötzlich standen Msaguel und ich in einem Ring aus schwach pulsierendem weißem Licht. Um uns wurde es schwarz ...

Mildes gelbliches Licht strahlte durch die transparente Decke, die Schwärze war ebenso verschwunden wie der pulsierende weiße Energiering.

Aber der Raum war ein anderer!

Die Wände waren in viele schmale Flächen aufgeteilt, die metallisch glänzten und in unterschiedlichen Winkeln zueinander standen. Der Boden war Terkonitstahl, schimmerte grau und wies Hunderte ineinander verschlungener schwarzer Linien auf.

Plötzlich wurde eine Wandfläche schwarz. Eine Gestalt in schwarzem Raumanzug trat hindurch, ein etwa vierzig Jahre alter Mann mit hoher Stirn, blauen Augen und mittelblondem Haar. Das Aussehen spielte aber wohl kaum eine Rolle, da es sich sicher um einen Cyno handelte, der seine wahre Gestalt mit einem sogenannten Paraspiegelschirm verhüllte. Er hätte ebensogut als Saurier auftreten können.

»Sie haben es uns sehr leicht gemacht, Captain a Hainu«, sagte der Schwarzgekleidete. »Willkommen in der Intelligenz-Aktivierungsstation von Heytschapan.«

»Wer ist das?« fragte Msaguel.

»Ein sogenannter Cyno«, antwortete ich. »Was du siehst, ist nicht seine wahre Gestalt.«

Ich wandte mich an den Cyno. »Lassen Sie mich zu Commander Rorvic!«

Das Wesen schüttelte den Kopf, als wäre es ein richtiger Mensch. »Sie können nicht zu ihm, Captain a Hainu. Aber ich will Ihnen zeigen, daß er noch lebt.«

Er schaltete an seinem Armbandgerät. Eine Wandfläche verwandelte sich in einen Bildschirm. Ich sah eine seltsam geformte Antigrav-Plattform. Dalaimoc Rorvic war auf ihr festgeschnallt; sein Schädel wurde von einem bläulich schimmernden Helm bedeckt, von dem ein Kabel zu einem auf der Plattform befestigten Aggregat führte.

»Woher soll ich wissen, ob er noch lebt?« fragte ich gereizt. »In dem Wein war doch sicher Gift, oder?«

»Ein normalerweise tödliches Gift«, antwortete der Cyno. »Es war für Sie gedacht, Captain, denn wir nahmen an, Sie wären nach Lapargü gekommen, weil Sie unsere Transmitterstation kannten. Die Sache mit dem Männer-Aufstand hielten wir für Tarnung. Dann trank Commander Rorvic den vergifteten Wein. Aber er starb nicht, sondern setzte im ersten Schock parapsychische Kräfte ein. Dadurch merkten wir überhaupt erst, daß er ein Mutant ist.«

»Er setzte parapsychische Kräfte ein«, sagte ich. »Dann hat er also den Grasbrand verursacht. Es ist nicht zu fassen, was dieses Scheusal ... Was haben Sie mit ihm vor?«

»Wir werden ihn leider töten müssen. Ein so starker Mutant wie er ist zu gefährlich für das heimliche Imperium. Den Eingeborenen werden wir erklären, daß wir mit Rorvic den Hintermann des Männer-Aufstandes hinrichten. Schalten Sie bitte Ihren Translator aus.«

Ich schaltete den Translator aus, ohne zu überlegen, warum der Cyno das verlangt hatte.

»Gut so«, sagte er. »Der Eingeborene braucht noch nicht zu wissen, daß wir ihn zusammen mit Rorvic hinrichten werden. Sie dagegen, Captain a Hainu, könnten Ihr Leben retten, wenn Sie mit uns zusammenarbeiten.«

»Aha!« sagte ich.

Im nächsten Augenblick sprang ich den Cyno an. Doch ich erreichte ihn nicht. Zwischen uns hatte sich eine Energiewand aufgebaut. Ich prallte dagegen und wurde zurückgeschleudert. Mein Kopf schlug hart gegen den Metallboden. Vergeblich kämpfte ich gegen die Bewußtlosigkeit an. Am Ende war ich froh, daß die Schmerzen in der Dunkelheit verschwanden.

Als ich wieder zu mir kam, spürte ich hämmernde Kopfschmerzen. Ich öffnete vorsichtig die Augen und sah mich um. Man hatte mich in einer schmalen Zelle eingesperrt. Wände und Boden glänzten metallisch, durch die Decke schimmerte mattgrünes Licht. Als ich mich aufrichtete, dachte ich, mein Schädel würde explodieren. Stöhnend sank ich zurück. Allmählich gingen die Schmerzen auf ein erträgliches Maß zurück.

Diesmal richtete ich mich millimeterweise auf. Der Schmerz verstärkte sich nur geringfügig. Vorsichtig tastete ich nach meinem Hinterkopf. Ich spürte eine Schwellung und die Glätte aufgespritzten Heilplasmas. Demnach hatte ich eine Platzwunde davongetragen. Langsam stand ich auf. Als mir schwarz vor Augen wurde, lehnte ich mich gegen die Wand, bis mein Kreislauf wieder stabilisiert war.

Ich konnte mich genau an alles erinnern, was vor meiner Ohnmacht geschehen war. Deshalb wußte ich auch, daß ich keine Zeit verlieren durfte. Dalaimoc Rorvic mochte ein unerträglicher Vorgesetzter sein, aber diese Cyno-Monstren sollten ihn nicht ermorden. Und Msaguel war mein Freund, folglich mußte ich ihn ebenfalls retten. Nur wie, das war die Frage.

Ich tastete die Wände ab, fand aber nirgendwo einen Öffnungsmechanismus oder eine schwache Stelle. Zornig schlug ich gegen die Wand - mit dem einzigen Ergebnis, daß meine Kopfschmerzen zunahmen.

Nach einer Stunde gab ich meine Suche auf, setzte mich und lehnte mich gegen die Wand. Plötzlich fiel mir ein, daß in meine Unterkombination verschiedene Streifen mit Injektionspflastern eingepreßt waren. Ich tastete meine Kleidung ab. Die Streifen waren noch vorhanden. Ich riß die Thermonaht meines Ärmels mit den Zähnen auf, nahm den Pflasterstreifen heraus und verabreichte mir zwei schmerzstillende Injektionen. Kurz darauf merkte ich, wie meine Kopfschmerzen nachließen und schließlich ganz schwanden. Nur ein dumpfes Gefühl blieb.

Immerhin konnte ich wieder klar denken, und es war besonders eine Frage, mit der ich mich beschäftigte: die Frage, warum die Cynos ausgerechnet auf Heytschapan eine Intelligenz-Aktivierungsstation aufgestellt hatten. Was bezweckten sie damit?

Ganz gewiß taten sie es nicht aus Menschenfreundlichkeit. Nach dem, was wir beim Einsatz auf Redmare über die Cynos erfahren hatten, würden sie sich nicht um das Schicksal von einigen Millionen Heytschapans oder Freifahrern kümmern.

Da ging mir ein Licht auf.

Die Freifahrer! Wenn man sie als Hauptfaktor in den Plan der Cynos einreichte, ließ sich ein Zusammenhang zwischen dem »Howalgonium-Sender« und der Intelligenz-Aktivierung vorstellen.

Die vorgetäuschten reichen Howalgonium-Vorkommen sollten den Schwarm veranlassen, Heytschapan unversehrt zu übernehmen. Dabei würden außer den Eingeborenen auch rund 220.000 Freifahrer ins Innere des Schwarmes geraten, raum- und kampferfahrene Männer im Vollbesitz ihrer Intelligenz.

Ich konnte mir denken, daß die Freifahrer versuchen würden, sich einer Versklavung zu widersetzen. Vielleicht gelang es ihnen sogar, den Schwarmtruppen großen Schaden zuzufügen und sich in die Freiheit durchzuschlagen.

Ich stieß einen leisen Pfiff aus.

Nein, genau das würden die Freifahrer nicht tun. Sie würden bestimmt erkennen, daß es auf Heytschapan etwas gab, das ihnen ihre Intelligenz in vollem Umfang erhielt. Folglich mußten sie, um auf die Dauer zu überleben, die derzeitigen Herrscher des Schwarms besiegen.

Ich glaubte nicht, daß ihnen das gelingen würde. Aber 220.000 wissenschaftlich geschulte, mit allen Wassern gewaschenen hartgesottene Menschen konnten sogar einem überlegenen Gegner schwer zu schaffen machen. Vielleicht war es das, was die Cynos beabsichtigten.

Als sich in einer Wand eine Öffnung bildete, stellte ich diese Gedankengänge zurück. Ohne zu zögern, stieß ich mich ab und lief los. Ich kam nicht weit. Draußen neben der Tür wartete ein Roboter. Seine Metallklauen packten mich und fesselten mir Hände und Füße. Danach trug die Maschine mich in eine kleine Halle und legte mich unsanft auf eine Antigravplattform. Der Roboter gab der Plattform einen leichten Stoß, der sie durch eine aufgleitende Tür in die Vorhalle jenes Gebäudes in Lapargü führte, durch das Msaguel und ich in die Falle des Cynos geraten waren.

Zwei kugelrunde Riesenfrauen nahmen die Plattform in Empfang und schoben sie zum Tor hinaus.

»Wohin geht es?« fragte ich auf Interkosmo.

»Zur Richtstätte«, antwortete eine der beiden falschen Chiguens in der gleichen Sprache. »Da Ihre Gedanken auf Verrat ausgerichtet waren, hielten wir es für besser, Sie ebenfalls zu töten.«

Ich spie aus. »Gegen Sie ist Rorvic ein Heiliger, und das will allerhand heißen.«

Keiner der Cynos sagte etwas darauf, wahrscheinlich, weil wir die Hinrichtungsstätte erreicht hatten. Felsblöcke waren am Rand der Wüste zu einem weiten Ring gelegt. Außerhalb des Ringes standen die Chiguens des Lapargü-Stammes sowie die zurückgekehrten Guels und meine Leute. In der Mitte des Ringes wölbte sich eine flimmende Energiekuppel von etwa zwanzig Metern Grundflächendurchmesser. Darin sah ich Msaguel und den Commander. Der fette Albino trug seine Metallhaube nicht mehr, aber sein stumpfer Blick verriet, daß er unter Medikamenteneinwirkung stand. Die Cynos wollten nicht riskieren, daß er seine Parakräfte einsetzte.

Ich musterte die Männer aus der Ogrupü-Oase. Doch keiner schien mich zu erkennen. Sie sahen mit glasigen Augen in die Energiekuppel. Also waren sie von den Cynos parapsychisch beeinflusst. Mit ihrer Hilfe war nicht zu rechnen.

Neben mir tauchte der Roboter auf, der mich gefesselt hatte. Er löste meine Fesseln, hob mich von der Antigravplattform und stellte mich auf die Füße.

»Gehen Sie auf die Energieglocke zu«, sagte einer der Cynos. »Sie wird sich vor Ihnen öffnen.«

Ich blieb stehen. »Warum soll ich Ihnen auch noch dabei helfen, mich zu ermorden? Ich denke nicht daran.«

Das Getrappel von Tschapans-Hufen veranlaßte mich, den Kopf zu drehen. Verwundert musterte ich den Reiter, der in schnellem Trab nahte. Das war kein anderer als Oronk Ayai. Aber was wollte der Idiot hier?

Die Blicke der beiden Cynos richteten sich auf Ayai. Er ließ sich nicht beirren. Unmittelbar neben mir hielt er an, sprang auf den Boden und lächelte.

»Oronk freuen, Tatcher sehen. Schon suchen bei Chiguen Ogrupü, aber nicht dort. Chiguen Ogrupü jagen Oronk fort.«

»Das kann ich mir vorstellen«, sagte ich. »Aber weshalb hast du mich gesucht, Oronk?«

»Wegen Anzug von Tatcher.«

»Ja, den hätte ich selbst brauchen können. Was ist damit?«

»Oronk tauschen gegen zwei Tschapans von Chiguen Amilü. Aber als zurück bei Klippen, Chiguen Amilü dort sein und sagen, wollen Tschapans zurückholen. Anzug ihr nicht passen, weil zu klein.«

Beinahe hätte ich gelacht, trotz der verzweifelten Lage, in der ich mich befand. Wenn ich mir vorstellte, wie eine zweieinhalb Meter große, kugelrunde Chiguen versucht hatte, in den Kampfanzug eines nur 1,52 Meter großen Marsianers zu steigen ...!

Doch für Humor war keine Zeit.

»Die Guels von Ogrupü werden dir meinen Tschapans zeigen können, Oronk«, erklärte ich. »Hat die Chiguen Amilü dir meinen Anzug zurückgegeben?«

Oronk Ayai nickte eifrig, wandte sich um und zerrte an dem in Leder eingeschlagenen Paket, das in der Tragetasche seines Tschapans steckte. Ich versuchte, an alles mögliche zu denken, nur nicht an das, was ich vorhatte.

Die Cynos durften meinen Plan nicht erraten. Sie durften nicht einmal erraten, daß der »Anzug« ein terranischer Kampfanzug war.

Endlich hatte Ayai das Paket herausgehoben. Er legte es auf den Boden und schlug das Fell auseinander. Mein Kampfanzug lag vor mir - und es fehlte offenbar nichts.

Im nächsten Augenblick hatte ich die Impuls- und Schockwaffe aus der Gürtelhälfte des Anzugs gerissen. Bevor die Cynos reagieren konnten, zielte und schoß ich auf den Projektor, der die Energieglocke aufbaute. Dann wirbelte ich herum und feuerte auf den Roboter. Die Maschine qualmte und drehte sich im Kreis.

Plötzlich lag ein schrilles Kreischen in der Luft. Die Sonne wurde zu einem anschwellenden Ballon, während der Wüstensand sich in glutflüssiges Magma verwandelte, aus dessen Dämpfen sich erschreckende Gebilde formierten.

Mein Flugaggregat hatte mitten über einem Ozean versagt. Ich stürzte aus fünftausend Metern Höhe wie ein Stein in die Tiefe. Der Aufprall würde mich unweigerlich töten.

Doch als der Aufprall dann kam, wurde ich lediglich naß. Ich schlug die Augen auf und erblickte Commander Rorvic.

Der Albino hielt einen leeren Eimer in der Hand, grinste ironisch und fragte: »Noch eine Dusche gefällig, Captain?« Seine Stimme klang beinahe freundlich.

Ich brauchte eine Weile, um mich geistig zu orientieren und festzustellen, daß vor dem Augenblick des Erwachens so etwas wie eine Vergangenheit gewesen war. Aber erst als Msaguel in mein Blickfeld trat, kam die Erinnerung.

Dalaimoc Rorvic half mir hoch. »Sie erinnern sich, Captain?«

»Ja. Wir sollten ermordet werden. Da tauchte Ayai mit meinem Kampfanzug auf. Ich griff zum Impulsstrahler, zerstörte den Projektor für die Energieglocke und beschädigte den Roboter.«

Ich erschauerte. »Was dann geschah, läßt sich kaum beschreiben.«

»Das ist nicht nötig, Hainu«, meinte der Tibeter. »Sie haben die Randerscheinungen eines Kampfes auf parapsychischer Ebene wahrgenommen, der zwischen den vier Cynos und mir ausgetragen wurde.«

»Vier Cynos? Ich dachte, es wären nur zwei.«

»Zwei verhielten sich unauffällig. Sie tarnten sich mit der Gestalt von Guels.«

»Die entsprechenden echten Guels und Chiguens hat man sicher umgebracht«, meinte ich entsetzt. »Da wir noch leben, haben Sie die Cynos besiegen können. Sind sie tot?«

»Nein, sie konnten entkommen. Da ich durch Medikamente halb betäubt war, konnte ich sie nicht aufhalten. Meine psionischen Fähigkeiten waren derart gedämpft, daß ein normalenergetischer Schirm genügte, ihre Anwendung zu verhindern.«

»Und ich habe den Schirmprojektor zerstört«, sagte ich stolz.

»Manchmal haben Sie eben lichte Momente, Hainu«, lobte mich das Scheusal mit unnachahmlicher Arroganz.

»Aber bilden Sie sich nur nicht zuviel darauf ein. Ihr Erfolg war leider nicht das Ergebnis einer sorgfältigen Planung und exakten Vorbereitung, sondern nur die spontane Reaktion auf einen Glücksfall, der sich ohne Ihr Dazutun anbot. Merken Sie sich, daß die Angehörigen eines Spezialkommandos, wie es CYDCO ist, grundsätzlich nichts dem Zufall überlassen dürfen.«

Ich schluckte.

»Immerhin hat meine spontane Reaktion Ihnen das Leben gerettet, Commander Rorvic«, sagte ich wütend.

»Sehen Sie, schon wieder reagieren Sie spontan und überspitzt«, erklärte Dalaimoc in dozierendem Tonfall.

»Man darf Ihnen nichts sagen, ohne Sie zu Ausfällen zu reizen.«

Er räusperte sich. »Steigen Sie in Ihren Kampfanzug. Dort kommen unsere Gefährten.«

Ich spähte zu den drei Gestalten hinüber, die in ihren Kampfanzügen herabschwebten, aber Rorvic versetzte mir einen Rippenstoß, weil ich nicht schnell genug in den Anzug kam. Diesmal sagte ich nichts, aber ich schwor ihm Rache.

Als erster landete Bescrilo Nonderver. »Da ist ja unser Ausreißer wieder«, sagte er mit einem Blick auf mich.

Neben ihm landete Riev Kalowont. Er bemerkte grinsend: »Ein Glück, daß Sie Commander Rorvic haben. Ohne ihn wäre es diesmal ausgewesen mit Ihnen, a Hainu.«

»Sicher«, höhnte ich verbittert. »Wenn er mir nicht das Leben gerettet hätte, nachdem ich ihm das Leben gerettet hatte, dann ...«

»Na, unser Baby schneidet wohl wieder auf«, sagte Petrow Batriaschwili hinter mir.

Ich drehte mich um und funkelte den ehemaligen SolAb-Psychologen an.

»Ganz ruhig, Captain a Hainu«, ermahnte mich Rorvic. »Petrow, haben Sie etwas herausbekommen?«

Batriaschwili nickte ernst.

»In seinem Klippenversteck liegt eine Atronital-Kapsel mit kodierten Aufzeichnungen, aus denen hervorgeht, daß er als Kundschafter von Tipa Riordan nach Heytschapan kam.«

»Dachte ich mir doch, daß er nicht immer verblödet war«, entfuhr es Rorvic. »Oder sollte er nur den Idioten spielen?«

»Nein, Sir«, antwortete Petrow. »Ich habe ihn mit dem Psi-Potentiometer überprüft. Sein Intelligenzquotient liegt bei achtunddreißig. Es ist beinahe ein Wunder, daß er trotzdem allein für sich sorgen kann.«

»Von wem spricht ihr denn?« fragte ich.

Der Albino tätschelte meine Wange.

»Von Ihrem Freund Oronk Ayai, Thatcher.« Seine Stimme schwankte, er räusperte sich lautstark und fuhr fort:

»Er muß einen Unfall gehabt haben oder wurde mit einer Gehirnsonde behandelt. Aber wir können ihn nicht heilen, also stehen Sie nicht hier herum, sondern starten Sie! Wir müssen versuchen, die Cynos zu fassen.«

»Ich schlage vor, wir benutzen den Transmitter zur Intelligenz-Aktivierungsstation«, sagte ich.

Rorvic blickte mich aus seinen rötlichen Augen an, dann sagte er nachdenklich: »Transmitter zur Intelligenz-Aktivierungsstation ...? Warum erwähnen Sie das erst jetzt, Captain? Nennen Sie das systematisches Vor- \ gehen? Und weshalb kann ich Ihre Gedanken nicht erkennen?«

»Ja«, sagte ich, nur auf die erste Frage eingehend. Sollte er die Antworten auf die beiden anderen Fragen erraten, wenn er drei Fragen auf einmal stellte. »Ich werde Sie führen. Msaguel, wo sind die anderen Männer deines Stammes und die Leute des Lapargü-Stammes?«

»Sie sind krank. Chiguen-Guel hat sie in ihre Hütten geschickt und gesagt, sie sollten sich einen Tag und eine Nacht lang erholen.«

»Chiguen-Guel - Mannweib?« fragte ich.

Der Eingeborene deutete auf den Albino. Ich verschluckte mich fast vor Schadenfreude. Endlich einmal etwas, womit ich das Scheusal noch in zehn Jahren ärgern konnte. Mit seinem kugelförmigen Körper mußte er einem Eingeborenen von Heytschapan natürlich als Zwischending von Mann und Frau erscheinen.

Ich grinste Dalaimoc Rorvic an, aber er machte nur eine Geste der Ungeduld. Also setzte ich mich in Richtung auf das scheibenförmige Gebäude in Bewegung. Alles funktionierte wie beim erstenmal. Niemand stellte sich uns entgegen.

Als ich am Eingang zum Transmitterraum erklärte, daß Msaguel und ich von einem Transmitterring erfaßt worden seien, meinte Commander Rorvic: »Dann warten Sie hier auf mich. Ich werde erst einmal feststellen, ob die Cynos uns in der Gegenstation auflauern.«

Er schloß seinen Kampfanzug und stellte sich in die Mitte des Raumes. Diesmal konnte ich den Vorgang genau beobachten. Ich sah, daß sich das Licht der Decke veränderte. Offenbar war das aber nur ein Signal für Eingeweihte, das den Aufbau des Transmitterrings ankündigte. Der Transmitterring selbst stellte kein Erzeugnis einer höherstehenden Technik dar, sondern war mehr eine auf optischen Effekt gezielte Spielerei.

Nachdem Dalaimoc Rorvic abgestrahlt worden war, wandte ich mich an Msaguel und brachte ihm schonend bei, daß ich Heytschapan bald wieder verlassen mußte.

»Ich werde versuchen, nach Heytschapan abkommandiert zu werden, um den Guels beizubringen, wie man Jagdwaffen anfertigt und in großem Stil jagt und Vieh züchtet. Falls man mir die Genehmigung verweigert, müßt ihr es euch aber selbst beibringen. In diesem Fall würde ich Informationsbänder mit den wesentlichen Anleitungen hierlassen.«

Und was nützt das alles? dachte ich bei mir. Nach seiner nächsten Transition kam der Schwarm vielleicht schon in unmittelbare Nähe Heytschapans. Er würde in absehbarer Zeit das gesamte Eppyla-Pharo-System schlucken, und was dann geschah, malte man sich am besten nicht genau aus. Wenn die 220.000 Freifahrer den Kampf gegen die Schwarmherrscher aufnahmen, würde letzten Endes alles Leben auf Heytschapan vernichtet werden.

»Ich habe eine Bitte an dich, Msaguel«, sagte ich eindringlich. »Wärest du bereit, meine Stelle einzunehmen, falls ich nicht hierbleiben kann?«

Der Eingeborene blickte mich seltsam an und fragte: »Stelle ...? Du sein Tatcherguel, aber du sehen anders aus als andere Tatcherguels.«

»Bitte!« rief ich verärgert. »Für Witze haben wir keine Zeit.«

»Er scherzt nicht, Tatcher!« rief Batriaschwili erregt. »Sieh doch sein Gesicht an. Msaguel ist wieder verummt.«

Doch ich kam nicht mehr dazu, mir Msaguels Gesicht anzusehen, denn in diesem Augenblick materialisierte der Albino im Transmitterraum und befahl mit dröhnender Stimme, wir sollten das Gebäude schleunigst verlassen. Wir schafften es gerade noch. Hinter uns wurde das Bauwerk mitsamt dem Transmitter von einer Destruktorbombe in Staub aufgelöst. Dalaimoc Rorvic atmete schwer.

»Sie sind fort«, teilte er uns mit. »Die vier Cynos haben Heytschapan in einem schwarzen Diskusschiff verlassen.«

Irgendwie kam mir der weißhäutige Riese seelisch erschüttert vor, deshalb fragte ich behutsam: »Trauern Sie ihnen etwa nach, Commander?«

Er schaute mich mit einem rätselhaften Blick an.

»Sie übermittelten mir eine telepathische Botschaft, als ihr Schiff im Raum war. Darin fragten sie, warum wir sie bekämpfen. Die Cynos behaupten, sie fürchteten um das Universum und wollten es retten. Sie wollten helfen, verlangten aber die Einsicht, daß Opfer gebracht werden müßten.«

»Sie wollten die gesamte Bevölkerung von Heytschapan opfern«, erklärte ich grimmig, »indem sie ihre Intelligenz reaktivierten. Die rund 220.000 Freifahrer sollten nach der Eingliederung in den Schwarm für sie kämpfen. Was dann mit dem Planeten geschehen wäre, bedarf wohl keiner Frage.«

»Wieso geschehen *wäre*?«, fragte der Tibeter.

Ich deutete auf Msaguel, der das Gespräch mit albernem Lächeln verfolgt hatte.

»Die Intelligenz-Aktivierungsstation arbeitet nicht mehr. Wahrscheinlich ist sie inzwischen ebenso zu Staub geworden wie die Transmitterstation. Halbverdumnte Freifahrer aber werden kaum auf den Gedanken kommen, sich gegen die Beherrscher des Schwarms aufzulehnen.«

Petrow Batriaschwili schaltete an einem rechteckigen Gerät, das er an seinem rechten Unterarm geschnallt trug. Leise sagte er:

»Die Sensoren unserer Space-Jet haben registriert, daß der künstliche Howalgoniumstrahler vor wenigen Sekunden explodiert ist.«

»Die Cynos haben Heytschapan aufgegeben«, stellte Rorvic fest.

»Dafür werden sie es bei anderen Welten versuchen«, meinte ich. »Bestimmt wissen die Cynos viel mehr über den Schwarm als alle immunen Menschen zusammen.«

Ich war verwirrt. Was nützte es der Menschheit, daß die Cynos sehr viel besser als wir über den Schwarm informiert waren? Sie gaben ihr Wissen ja nicht weiter.

Ich musterte Msaguel. Der Eingeborene lächelte mir vertrauensvoll zu. Leider würden er und seine Leidensgenossen im Zustand der Halbverdummung wieder in die Gesellschaftsform des Matriarchats zurückfallen, aber wenigstens besaßen sie eine bessere Überlebenschance als zuvor. Wenn Heytschapan vom Schwarm übernommen würde, könnten 220.000 halbverdumnte Freifahrer die Gelben Herrscher nicht bedrohen und würden folglich auch nicht als Gefahr eingestuft und bekämpft werden.

»Aber warum«, meinte Dalaimoc Rorvic, »wundern die Cynos sich darüber, daß wir sie bekämpfen? Sie können doch nicht annehmen, wir wären mit ihren unmenschlichen Methoden einverstanden.«

»Ich habe die Antwort erraten«, sagte ich und blinzelte meinen Gefährten zu. »Die Cynos hatten es bisher in erster Linie mit einem physisch und psychisch entarteten Exemplar der Menschheit zu tun. Deshalb nahmen sie an, alle Menschen wären ähnlich sadistisch, grausam und skrupellos.«

Dem Commander war nicht anzusehen, ob er die Anspielung auf sich verstanden hatte. Er strich mir über den Kopf und meinte in väterlichem Tonfall:

»Eine so weitgehende Selbstkritik hätte ich Ihnen niemals zugetraut, Captain a Hainu. Ich glaube, Sie werden doch noch ein normaler Mensch.«

»Sie ...!« fuhr ich hoch.

Rorvic winkte ab. »Keinen Dank, bitte! Regeln Sie Ihre Angelegenheit mit den Eingeborenen und folgen Sie uns dann zum Landeplatz der Space-Jet. Aber beeilen Sie sich. Ich möchte, daß wir spätestens am 20. Juni, also morgen, mit der positronischen Auswertung des Heytschapan-Einsatzes beginnen können.«

Ich blickte ihm nach, bis er zusammen mit unseren Gefährten hinter dem Horizont verschwunden war. Dann seufzte ich und sagte zu Msaguel: »Ich wollte, ich wäre auch verdummt, dann könnte ich Dalaimoc Rorvic besser ertragen.«

(Ende Bericht Thatcher a Hainu)

29.

Der offene Wagen hüpfte wie ein Gummiball über die Dünen. Links von ihm erstreckte sich Jatopsch, das Meer ohne Wellen. Rechts lag, im Augenblick von den Dünen verdeckt, das Land Immron, es reichte vom Meer bis zu den Karthibo-Gebirgen.

Das Fahrzeug wirbelte Sand auf. Auf dem Mittelstück waren die beiden schalenförmigen Sitze und eine Schaltkonsole angebracht. Die Räder waren mit Leichtmetallketten versehen, die sich knirschend in den Sand fraßen.

Metus Liggon hatte sich halb im Sitz umgedreht und blickte hinter sich, wo die obere Kugelrundung der PASCON gerade noch über die Dünen ragte. Dort lag auch die Station der Gruppe Terhint.

Es sah Princ Baibote ähnlich, mit diesem für schnelle Operationen ungeeigneten Vehikel das Schiff zu verlassen und auf Erkundungsfahrt zu gehen.

Metus Liggon schaute den Mann im Fahrersitz an. Princ Baibote war ein hünenhafter Afroterraner mit schlohweißen Haaren. Sein Gesicht wirkte durch seine Rundlichkeit auf den ersten Blick gutmütig und verleitete manche Menschen zu der Ansicht, Baibote sei nicht besonders intelligent.

Baibote spürte, daß sein Begleiter ihn ansah, und wandte den Kopf.

»Behalte die Umgebung im Auge, Metus!« befahl er. »Irgendwo müssen Professor Terhint und seine Mannschaft schließlich sein.«

Liggon erinnerte sich an die verlassene Station der Forschungsgruppe. Sie hatte den Eindruck gemacht, als wäre sie bereits vor einigen Wochen oder sogar Monaten verlassen worden. Terhint und seine Mitarbeiter hatten keine Nachricht hinterlassen - kein Wunder: Wahrscheinlich waren sie von der Verdummungswelle ebenso betroffen worden wie alle anderen Intelligenzen innerhalb der Galaxis. Erstaunlich war nur, daß der Rückgang der Verdummung weder Terhint noch einen seiner Mitarbeiter veranlaßt hatte, sich wieder in die Station zu begeben. Liggon kratzte sich nachdenklich am Hinterkopf. Er war ein großer hagerer Kaufmann von Otrout, der vor der Katastrophe als Nachrichtenübermittler für die USO gearbeitet hatte. Aufgrund seiner Immunität war er zur Trainingswelt Ustrac gebracht und in kürzester Zeit als Raumfahrer ausgebildet worden. Zusammen mit siebenundzwanzig anderen Männern und Frauen bildete Liggon die Besatzung des zweihundert Meter durchmessenden Schweren Kreuzers PASCON. Die PASCON war vor drei Tagen von Ustrac aus gestartet und hatte das Omarrato-System angefliegen. Spätestens seit der Landung auf dem dritten Planeten, der Heyschryk hieß, wußte Metus Liggon, was es bedeutete, ein so großes Schiff wie die PASCON mit nur achtundzwanzig teilweise in aller Eile ausgebildeten Raumfahrern an Bord zu manövrieren. Noch jetzt erschien es Liggon wie ein Wunder, daß die Landung ohne Zwischenfälle geklappt hatte, ein Umstand, den sie wahrscheinlich nur dem Können Princ Baibotes zu verdanken hatten.

Liggon erinnerte sich noch genau daran, daß Baibote unmittelbar vor ihrem Aufbruch bei dem CheF gegen die Unterbesetzung der PASCON protestiert hatte.

»Jede Gruppe des Intelligenzsuchkommandos muß mit einem Mindestmaß an Mitgliedern auskommen«, hatte der Cheborpartner als Leiter des ISK erwidert. »Außerdem ist Ihre Aufgabe verhältnismäßig leicht.«

Und jetzt, dachte Metus Liggon verbissen, waren sie auf Heyschryk, um diese »verhältnismäßig leichte« Aufgabe zu erfüllen. Sie sollten die Wissenschaftler der Gruppe Terhint samt den wichtigsten Teilen ihrer Ausrüstung in die PASCON bringen und zur Hundertsonnenwelt fliegen, wo Geoffry Abel Waringer bereits sehnsüchtig auf das Eintreffen weiterer Wissenschaftler wartete.

Metus Liggon lehnte sich im Sitz zurück und seufzte leise. Er hatte ein faltiges Gesicht mit einer spitzen Nase. Seit er an Bord der PASCON war, hatte er eine Rolle übernommen, die ein Mittelding zwischen Butler und Leibwächter war. Die anderen Besatzungsmitglieder hielten ihn für Baibotes Faktotum (und seine Abhängigkeit zu diesem weißhaarigen Riesen war zweifellos groß), er wiederum hätte es gern gesehen, wenn Baibote ihn zum Ersten Offizier ernannt hätte.

»Beobachte die Umgebung!« wiederholte Baibote geduldig. »Du sollst nicht ständig vor dich hin dösen.«

»Ich döse nicht«, entgegnete Liggon heftig. »Ich habe über verschiedene Dinge nachgedacht.«

Baibote öffnete mit einer Hand den Helm Verschuß und kippte den Helm nach hinten. Der Fahrtwind spielte mit seinen weißen Haaren. Baibote hatte noch nie darüber gesprochen, welches Erlebnis seine Haare mit einem Schlag hatte weiß werden lassen, aber es hieß, daß er seine Immunität ebenfalls bei dieser Gelegenheit erhalten hatte.

»Wir haben keine besonderen atmosphärischen Messungen vorgenommen«, erinnerte Liggon.

Der Kommandant der PASCON winkte geringschätzig ab.

»Die Werte stehen im Katalog. Es wird sich inzwischen nichts geändert haben.«

Er zog aus dem Stiefelschaft eine lange Zigarre und steckte sie sich zwischen die Lippen. Er zündete sie niemals an, sondern kaute sie bis zur Mitte weich, um die Überreste dann auszuspucken. Überall im Schiff stieß man auf diese weichgekauhten Stummel, sie markierten die Wege, die der Kommandant nahm.

Liggon hatte niemals zuvor einen Menschen kennengelernt, der über einen ähnlichen unbeschwerten Optimismus wie Princ Baibote verfügt hätte. Baibote ließ sich durch nichts beeindrucken, war stets freundlich und fand auch in den gefährlichsten Situationen immer noch Zeit, einigen seiner Gewohnheiten die Treue zu halten.

Der Wagen bewegte sich jetzt entlang eines Tales zwischen zwei hohen Dünen. Die PASCON war nicht mehr zu sehen. Unwillkürlich tastete Liggon mit einer Hand über den Waffengürtel.

Baibote, dem offenbar nichts entging, meinte spöttisch: »Sicher weißt du nicht, worauf du schießen könntest.«

Liggon kauerte sich im Sitz zusammen. »Wie weit wollen wir noch fahren, Kapitän?«

»Bis wir jemanden finden«, antwortete Baibote lakonisch.

Liggon biß sich auf die Lippen. Er hätte sich denken können, daß die Antwort so und nicht anders lauten würde. Das Fahrzeug kroch jetzt einen Dünenhang hinauf. Liggon, der sich bis her jede Bemerkung darüber verkniffen hatte, meinte: »Wir wären mit einem Gleiter schneller vorangekommen und hätten auch mehr gesehen.«

»Ich weiß nicht, ob es klug gewesen wäre, mit einem Gleiter auf die Suche zu gehen«, gab Baibote zurück.

»Sicher wurden die Verdummten, sofern sie in der Nähe waren, schon durch die Landung der PASCON erschreckt. Das Auftauchen eines Beiboots könnte sie unter Umständen so sehr ängstigen, daß sie sich nicht mehr aus ihren Verstecken hervorwagen.«

Sie kamen oben auf der Düne an. Sie war höher als die anderen, so daß die beiden Männer von ihren Sitzen aus eine weite Bucht überblicken konnten.

Liggon kniff die Augen zusammen, denn die tief über dem Meer stehende Sonne blendete ihn.

»Eine Siedlung der Heyschryker!« rief Baibote und deutete mit ausgestrecktem Arm zur Bucht hinüber.

Zwischen Büschen und Bäumen mit weitausladenden Ästen sah Metus Liggon jetzt ein paar Dutzend primitiver Hütten. Er wußte, daß auf Heyschryk neuarkonidische Kolonisten lebten, die die Nachkommen schiffbrüchiger Raumfahrer waren. Wahrscheinlich waren diese Wesen nach der Verdummungswelle in ein Entwicklungsstadium zurückgefallen, das kaum noch mit einer Zivilisation vergleichbar war.

»Sehen Sie jemand, Kommandant?« fragte Liggon.

»Nein!« gab Baibote zurück. »Wahrscheinlich haben sie sich in ihren Hütten verkrochen.«

Er beschleunigte das Fahrzeug. Sie rutschten quer über die Düne zur Ebene hinab und wirbelten dabei Sandwolken auf. Damit schufen sie ein weithin sichtbares Signal, an dem sich eventuelle Beobachter leicht orientieren konnten.

»Sehen wir uns dort drüben einmal um, Metus!« schlug Baibote vor.

Der Boden, über den sie jetzt fuhren, war braun und weich, er stand in völligem Gegensatz zum feinkörnigen Sand der Dünen. Liggon vermutete, daß das Meer oft bis hierher vordrang.

Etwa hundert Meter vor der Siedlung hielt Princ Baibote an und sprang aus dem Wagen. Sein riesenhafter und muskelbepackter Körper ließ die Bewegung schwerfällig wirken.

»Wir lassen den Wagen hier zurück«, entschied Baibote. »Auf diese Weise können wir vielleicht die Angst der Heyschryker in Grenzen halten.«

Er ging mit weitausholenden Schritten auf die Holzgebäude zu. Liggon folgte ihm.

»Vielleicht sind Terhint und seine Mitarbeiter von den Kolonisten überfallen worden«, überlegte Liggon.

»Daran glaube ich nicht«, gab Baibote zurück.

Sie hatten das Dorf fast erreicht, als es vor den Eingängen der Gebäude plötzlich lebendig wurde. Aus allen Häusern stürmten braunhäutige, nur teilweise bekleidete Männer und Frauen und näherten sich den beiden Raumfahrern. Die Heyschryker waren mit Ästen, Knüppeln und Steinen bewaffnet.

»Findest du nicht, daß sie ein bißchen zu laut sind, Metus?« erkundigte sich Baibote.

Liggon war blaß geworden und griff nach seiner Waffe. Baibote legte ihm eine Hand auf die Schulter.

»Du wirst doch nicht auf sie schießen wollen?«

»Bevor ich mich umbringen lasse, werde ich kämpfen«, knurrte Liggon entschlossen.

Verdrossen sah er, daß Baibote mit verschränkten Armen stehenblieb und den heranstürmenden Verdummten gelassen entgegensah. Die Kolonisten stießen schrille Schreie aus, anscheinend, um sich Mut zu machen, und schwenkten ihre primitiven Waffen über den Köpfen.

»Kannst du jemand von Terhints Gruppe erkennen?« fragte Baibote.

Liggon sah ihn verständnislos an.

»Es ist immerhin möglich, daß sie sich zusammengetan haben«, fügte Baibote erklärend hinzu.

Bevor Liggon antworten konnte, machte Baibote ein paar Schritte auf die Kolonisten zu und packte einen voranstürmenden Mann an Armen und Beinen.

Er riß ihn scheinbar mühelos hoch und warf ihn auf die vordere Gruppe der Angreifer, die dadurch in Verwirrung gebracht wurde.

Als wäre es die selbstverständlichste Sache der Galaxis, trat Princ Baibote mitten in das Knäuel und begann die Kolonisten herzhafte zu verprügeln. Das dauerte ein paar Minuten, dann war Baibote kaum noch zu sehen. Er verschwand unter einer Flut brauner Körper und wurde von ihrem Gewicht zu Boden geworfen.

Der Lärm war ohrenbetäubend. Die Wilden waren wie von Sinnen und schlugen auf die sich am Boden wälzende Menge ein, unter der nach einiger Zeit Princ Baibote völlig unbeschadet hervorkroch und sich aufrichtete.

Er machte Liggon, der fassungslos zusah, ein Zeichen, um ihn anscheinend zur Teilnahme an dieser handfesten Auseinandersetzung aufzufordern. Diesen Augenblick der Unkonzentration nutzte einer der Heyschryker aus, um Baibote eine Keule auf den Kopf zu schmettern. Baibote schwankte und verlor das Gleichgewicht.

Liggon riß seine Waffe heraus, um Baibote zu befreien, als er neuen Lärm hörte. Diesmal kam das Geschrei von der anderen Seite des Dorfes. Auch die Kolonisten wurden darauf aufmerksam und ließen vom Kommandanten der PASCON ab.

Liggon konnte beobachten, daß etwa zweihundert bekleidete Männer und Frauen das Dorf der Heyschryker stürmten. Offenbar nutzten sie die Abwesenheit der Bewohner für diesen Überfall aus.

Die Kolonisten rannten jetzt zum Dorf zurück und ließen Baibote liegen.

Der Kommandant richtete sich auf und rieb sich den Hinterkopf.

»Schade«, sagte er. »Ich hätte sie gern noch ein bißchen verprügelt. Das macht mich munter. Aber sie haben anscheinend erkannt, daß sie mir unterliegen würden, und sind geflohen.

Liggon's Mund öffnete sich.

Baibote säuberte seinen Schutzanzug vom Sand, dann blickte er zum Dorf hinüber, wo Angreifer und Verteidiger inzwischen aufeinandergeprallt waren. Er runzelte die Stirn.

»Ich glaube, das sind Mitglieder von Terhints Gruppe«, erklärte Liggon. »Sie überfallen das Dorf.«

Baibote betastete noch einmal die Beule, die sich an seinem Hinterkopf gebildet hatte.

»Versuchen wir, Kontakt mit ihnen aufzunehmen«, schlug er unbekümmert vor.

»Kommandant!« rief Liggon entsetzt. »Wir würden zwangsläufig in die Auseinandersetzung verwickelt werden.«

Der große Raumfahrer sah ihn abschätzend an.

»Metus, du bist ein netter Kerl, aber ab und zu bricht der Kaufmann in dir durch.«

»Was für ein Glück!« rief Liggon.

Der Kommandant rieb sich die Hände. »Wir werden intervenieren.«

»Zu wessen Gunsten?« erkundigte sich Liggon verdrossen. »Wenn ich schon kämpfen muß, will ich wenigstens wissen, auf welcher Seite.«

»Wir werden gerecht sein und nur für uns kämpfen«, erklärte Baibote lachend. »Es kommt darauf an, den Kampf möglichst schnell zu beenden. Das können wir nur erreichen, wenn wir beiden Seiten Verluste zufügen.«

Ohne sich länger um seinen Begleiter zu kümmern, stürmte er auf das Dorf zu, um seinen Plan in die Tat umzusetzen. Liggon zog den Kopf zwischen die Schultern und rannte hinterher.

Zu seiner Erleichterung war die Auseinandersetzung bereits entschieden, als sie die Holzhäuser erreichten.

Die Bewohner des Dorfes waren vor den Angreifern in den Wald und in die Dünen geflohen. Auf dem freien Platz zwischen den Häusern versammelten sich die Sieger. Sie trugen die lindgrünen Kombinationen terranischer Forschungskommandos.

»Es sind tatsächlich Mitglieder von Terhints Gruppe«, erkannte Baibote. »Schade, daß ihnen der Sieg so leichtgefallen ist.«

Jetzt wurden die Bekleideten auf die beiden Ankömmlinge aufmerksam. Sie schienen nicht zu wissen, wie sie sich verhalten sollten.

Dann löste sich ein hochgewachsener Mann aus der Gruppe. Er ging gebeugt und hatte seine langen Haare mit einem Band im Nacken verknotet.

»Erinnerst du dich an die Bilder, Metus?« fragte Baibote. »Der Bursche, der auf uns zukommt, ist Professor Terhint.«

Liggon, dessen Vorstellung von Professoren und anderen Wissenschaftlern von Vorurteilen geprägt wurde, erinnerte sich, daß Terhint sich bei den Kämpfen mit den Dorfbewohnern durch besondere Aktivität ausgezeichnet hatte.

»Wir müssen aufpassen«, raunte er Baibote zu. »Das ist nicht der Terhint, den wir von Bildern her kennen, sondern ein *verdummter* Terhint.«

Terhint blieb zwanzig Meter vor den beiden Raumfahrern stehen und sah sie mißtrauisch an. »Sind Sie Raumfahrer?« rief er ihnen zu.

»Ja, Professor Terhint!« gab Baibote zurück.

Der Wissenschaftler fragte überrascht: »Woher kennen Sie mich?«

»Wir sind gekommen, um Sie und Ihre Mitarbeiter abzuholen«, erklärte Baibote einfach.

Für die Wissenschaftler und Techniker auf der Hundertsonnenwelt waren die Tage ausgefüllt mit Arbeit. Männer und Frauen, die von Last Hope aus hierhergekommen waren, widmeten sich ihren Aufgaben mit verbissener Anstrengung.

Geoffry Abel Waringer, der sich in den Mittagsstunden des 22. Juni 3442 im Zentralgebäude einer der sechs Riesenwerften aufhielt, wußte, daß die Eintönigkeit der größte Feind der 80.000 auf der Hundertsonnenwelt lebenden Menschen war.

Frauen und Männer in Waringers Umgebung waren still. Nach anfänglichen Erfolgen waren die einzelnen Forschungsteams immer langsamer vorangekommen. Eine endgültige Lösung gegen die Verdummung zeichnete sich zwar ab, aber ihre Verwirklichung würde noch Monate, vielleicht sogar Jahre in Anspruch nehmen.

Das machte die Wissenschaftler in den Labors und die Techniker in den Experimentierwerkstätten müde und verzweifelt. Sie wußten, daß sie die gestellte Aufgabe schließlich lösen würden - doch dann konnte es für die Menschheit schon zu spät sein.

Waringer stand am Fenster seines großen Büros und blickte auf Suntown hinab. Die Stadt hatte sich in den letzten Wochen verändert. Neue Gebäude waren entstanden. Zwischen den einzelnen Werften verkehrten ständig Transportmaschinen.

»Ich glaube, daß viele von uns wünschen, sie hätten ihre volle Intelligenz nicht zurückerlangt.«

Waringer brauchte sich nicht umzudrehen, um zu wissen, wem diese Stimme gehörte. Es war Aum Taun, einer der fähigsten Strahlenforscher aus Waringers Team. Taun war ein kleiner, nervös wirkender Mann mit einem flachen Gesicht, das von dunklen Augen beherrscht wurde.

Es war Waringer aufgefallen, daß Taun in letzter Zeit immer häufiger in den Büros der Zentrale erschien. Er mied die Arbeit in den Labors.

Taun lächelte müde. »Unser Verstand läßt uns die Katastrophe in vollem Umfang erkennen«, fuhr er fort. »Er macht uns zu ohnmächtigen Zuschauern am Rande des Katastrophengebiets.«

»Hoffentlich verbreiten Sie derart hoffnungsvolle Parolen nicht in den Labors«, meinte Waringer. »Als Vorgesetzter einer Forschungsgruppe sollten Sie in erster Linie Entschlossenheit und Optimismus zeigen.«

Taun winkte ab. »Sie wissen, wie es überall in Suntown aussieht, Chef.«

Waringer wußte es. Glücklicherweise hatte die Arbeit bisher nicht darunter gelitten. Doch die Moral der Menschen auf der Hundertsonnenwelt hätte einen Ansporn vertragen können.

Waringer blickte auf die Uhr. Es wurde Zeit, daß er sich nach Peyden begab, wo in den nächsten Stunden ein wichtiges Experiment beginnen würde.

»Was haben Sie auf dem Herzen?« fragte er Taun.

»Ich habe mir über die Koordination unserer Arbeit einige Gedanken gemacht«, antwortete der Strahlenforscher.

»Dabei bin ich zu der Ansicht gelangt, daß wir uns noch mehr dezentralisieren müssen. Die Verbindung der einzelnen Gruppen untereinander ist zu intensiv. Jede Gruppe wird von den anderen beeinflusst. Das bringt einzelne Teams immer wieder von dem einmal eingeschlagenen Weg ab.«

»Bisher hat sich diese Methode bewährt«, erinnerte ihn Waringer. »Jeder Mitarbeiter an diesem Projekt ist sofort über Fortschritte, die an anderer Stelle erzielt wurden, informiert und kann seine eigene Arbeit entsprechend korrigieren.«

»Das ist ja gerade das, was ich kritisiere!« ereiferte sich Aum Taun. »Wir sollten uns in diesem besonderen Fall mehr auf den Zufall oder auf die Intuition einiger Wissenschaftler verlassen. Sie wissen genau, daß wir nicht viel Zeit haben. Die einzelnen Gruppen sollten deshalb autarker werden und mehr für sich allein arbeiten. Ich bin sicher, daß dann früher oder später der Durchbruch gelingen wird. Wenn wir das einmal geschafft haben, können wir uns wieder koordinieren.«

Waringer sah den anderen aufmerksam an. Wahrscheinlich war Taun nicht mit einem Versuchsballon zu ihm gekommen. Möglicherweise wurde über diese Möglichkeit der Zusammenarbeit bereits überall diskutiert.

Waringer begriff, daß sich die Sorgen der Menschen ein Ventil suchten, aber es wäre ihm entschieden lieber

gewesen, wenn sie nicht die Arbeit dazu ausgewählt hätten. Waringer hätte lieber gegen Unruhen angekämpft als gegen Theorien, die unter den gegebenen Umständen leicht zum Leitbild werden konnten.

»Haben Sie schon mit anderen Teamleitern darüber gesprochen?« erkundigte sich Waringer.

Aum Taun nickte.

»Glauben Sie, daß man Ihre Ansichten teilt?«

»Zumindest findet man sie interessant.«

Waringer mußte das Gespräch unterbrechen, weil er zum Interkom gerufen wurde. Er rechnete mit einem wichtigen Anruf aus Peyden, erfuhr aber zu seiner Überraschung, daß der Anruf aus einem Kontrollturm des Raumhafens kam.

Waringer kannte den Leitenden Ingenieur, dessen Gesicht sich auf dem Bildschirm der Funkanlage abzeichnete.

Es war Dennis Amando, ein ehemaliger Versorgungsoffizier von Last Hope.

»Ein Schiff nähert sich der Hundertsonnenwelt, Mr. Waringer«, sagte Amando erregt. »Es ist der Schwere Kreuzer PASCON. Ich habe nachgesehen. Die PASCON ist im Flottenverzeichnis eingetragen.«

»Danke!« sagte Waringer knapp. Er wandte sich erleichtert an Aum Taun. »Es sieht so aus, als bekämen wir ein bißchen Abwechslung!«

Taun fragte: »Glauben Sie, daß es der erste ISK-Transporter ist, auf den wir schon lange warten?«

»Ich hoffe es«, antwortete Waringer. »Es könnte in Suntown manches ändern.«

Er nickte Taun zu und begab sich in die Funkabteilung der Zentrale. Dort ließ er über den Kontrollturm des Raumhafens eine Verbindung zur PASCON herstellen.

Zwei Gesichter erschienen auf dem Bildschirm. Das eines Afroterraners mit schlohweißen Haaren und - das war für Waringer eine Überraschung - das von Professor Goron Terhint.

»Terhint!« rief Waringer erfreut. »Das ist wunderbar. Haben Sie ... sind Sie bereits...« Waringer verstummte verlegen.

»Ich habe meine ursprüngliche Intelligenz zurückerlangt«, bestätigte Terhint.

Waringer schluckte. Es gelang ihm nur mühsam, seine Aufregung zu unterdrücken. Taun, der ihm gefolgt war, stieß einen Jubelschrei aus, als er Terhint auf dem Bildschirm erkannte.

»Mein Name ist Princ Baibote«, sagte jetzt der Weißhaarige. Seine Stimme klang fröhlich. »Ich bin der neue Kommandant der PASCON und Mitglied des ISK. Es ist meine Aufgabe, die Gruppe Terhint zur Hundertsonnenwelt zu bringen. Ich erbitte Landeerlaubnis.«

»Die bekommen Sie!« rief Waringer, ohne auch nur zu ahnen, daß er seinen Entschluß bereits ein paar Stunden später bereuen würde.

Er wandte sich zu Taun um. »Sorgen Sie bitte dafür, daß alle in Suntown lebenden Menschen möglichst schnell von diesem Ereignis unterrichtet werden.«

Der Strahlenforscher verließ den Raum. Waringer richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf den Bildschirm.

»Wie viele Ihrer Mitarbeiter halten sich an Bord der PASCON auf?« fragte er Terhint.

Der Sextadimregulator senkte den Kopf. »Ich habe auf Heyschryk siebzehn Leute verloren. Alle anderen befinden sich an Bord. Wir sind noch sechshundertzwei.«

»Wir werden hier alles vorbereiten«, versprach Waringer. »Es stehen genügend Unterkünfte bereit.«

Seine nächsten Worte galten ausschließlich dem Kommandanten der PASCON.

»Sicher werden Sie nicht sofort den Rückflug antreten wollen?«

»Das Schiff muß gründlich überholt werden, bevor es nach Ustrac zurückfliegen kann«, stimmte der Raumfahrer zu. »Die Besatzung sehnt sich außerdem nach ein paar Tagen Ruhe. Achtundzwanzig zum Teil unerfahrene Männer haben die PASCON hierhergebracht.«

Baibote sprach bestimmt. Er schien ein Mann zu sein, der genau wußte, was er wollte. Die Verdummungskatastrophe hatte viele solcher Männer an die Oberfläche gebracht. Waringer fragte sich, welchem Umstand Baibote seine Immunität verdankte.

Die PASCON landete dreiundzwanzig Minuten später. Sie setzte ruhig und sicher auf den Landestützen auf. Das Tosen ihrer Triebwerke verstummte.

Waringer, der die Landung über den Bildschirm verfolgt hatte, atmete auf. Jetzt konnte nichts mehr passieren.

Zu den auf der Hundertsonnenwelt arbeitenden Wissenschaftlern kamen weitere 602 fähige Forscher hinzu.

Noch wichtiger erschien Waringer jedoch der Umstand, daß durch die Ankunft der PASCON die Spannung unter den Menschen in Suntown vermutlich verringert wurde.

Ingenieure und Wissenschaftler würden mit neuem Ehrgeiz an die Arbeit gehen. Schließlich bestand die Aussicht, daß diesem ersten Transport weitere folgen würden. Überall in der Galaxis waren die Suchkommandos des ISK unterwegs.

Waringer hatte eine Liste mit 100.000 Namen aufgestellt. Wenn es gelang, auch nur die Hälfte dieser Forscher zu finden und zur Hundertsonnenwelt zu bringen, mußte es früher oder später zur Entdeckung einer Waffe gegen die Verdummungsstrahlung kommen.

Metus Liggon stand am unteren Ende der Gangway und blinzelte in das Licht von mehreren Dutzend Sonnen. Die Helligkeit war so stark, daß sie seinen Augen weh tat. Er tastete sich am Geländer der Gangway bis zum Transportwagen. Es fiel ihm auf, daß sein Körper mehrere schwache Schatten warf. Unmittelbar vor dem Wagen blieb er stehen. Seine Augen begannen sich an das helle Licht zu gewöhnen. Am Rande des Landeplatzes ragten ein paar Gebäude in die Höhe. Liggon stutzte. Er hatte immer gedacht, die gesamte Hundertsonnenwelt wäre vom Zentralplasma bedeckt. In Suntown sah es nicht viel anders aus als auf anderen Welten.

»Worauf wartest du noch, Metus?« rief ihm Baibote zu, der zusammen mit den anderen Besatzungsmitgliedern der PASCON bereits im Wagen saß. »Wir brauchen uns um das Schiff nicht zu kümmern. Das erledigen die Techniker.«

Liggon gähnte und kletterte in das Fahrzeug, das sie zu ihrer Unterkunft bringen sollte. Er sehnte sich nach ein paar Stunden Schlaf.

Der flache Wagen, in dessen Innenraum achtzig Personen Platz gefunden hätten, wurde von einem Roboter gesteuert. Er glitt lautlos auf eine Hochstraße, die zwischen den Kontroll- und Reparaturgebäuden hindurchführte. Terhint und dessen Mitarbeiter waren bereits abgeholt worden.

Man wollte den Wissenschaftlern, die auf Heyschryk eine schlimme Zeit hinter sich hatten, ein paar Tage zum Ausruhen und Eingewöhnen geben. Terhint war jedoch sofort zur Zentrale aufgebrochen, um ein persönliches Gespräch mit Waringer zu führen.

Liggon's Kopf sank auf die Brust. Baibote, der neben ihm saß, versetzte ihm einen Rippenstoß.

»Schlafen kannst du später«, sagte der Kommandant. »Sieh dir die Umgebung an!«

Liggon schaute aus dem Seitenfenster, ohne sich der Umgebung bewußt zu werden. Er war einfach zu müde, um sich Suntown anzusehen. Als der Wagen schließlich vor einem hohen Gebäude anhielt, schreckte Liggon aus einem unruhigen Halbschlaf. Ein junger Techniker sprang in das Fahrzeug.

»Sie werden hier wohnen!« erklärte er. »Jeder von Ihnen kann sich ein Zimmer aussuchen; das Gebäude, in dem Sie wohnen, wird weiteren Ankömmlingen als Unterkunft dienen. Es ist alles vorbereitet. Mein Name ist Lompasi. Ich stehe Ihnen für die Dauer Ihrer Anwesenheit zur Verfügung.«

Lompasi führte sie in das Gebäude, in dem nach Liggon's Schätzung ein paar hundert Menschen Platz gefunden hätten. Baibote blickte an der stählernen Fassade empor.

»Wir werden alle achtundzwanzig in einer Etage wohnen«, entschied er. »Ich will jedes Besatzungsmitglied sofort erreichen können. Man weiß nie, was alles passieren kann.«

Lompasi nahm es zur Kenntnis. Ihm war es gleichgültig, wo die Besatzung der PASCON wohnte.

Baibote führte seine Mannschaft ins Innere des Gebäudes. Sie gelangten durch eine ohne jeden Luxus eingerichtete Halle zu den Antigravschächten. Baibote verließ den Schacht in der ersten Etage. Im Korridor, den die Raumfahrer jetzt betraten, herrschte eine angenehme Temperatur.

Baibote stieß eine Tür auf und blickte in ein einfach eingerichtetes Zimmer. Liggon zwängte sich an ihm vorbei und wollte sich aufs Bett sinken lassen, doch der Kommandant hielt ihn am Kragen fest.

»Du wohnst nebenan, Metus!«

Liggon war viel zu erschöpft, um zu protestieren. Er registrierte unbewußt, daß sich die Raumfahrer in die einzelnen Zimmer zurückzogen. Dann öffnete er die Tür zu dem Raum, der neben dem Baibotes lag.

Fast wäre er über eine am Boden liegende Masse gestolpert. Er wich zurück. Mit einem Schlag war er hellwach. Die Masse geriet in Bewegung und fuhr ein paar Pseudoarme aus. Danach bildete sie einen Klumpen, der wie die Karikatur eines menschlichen Kopfes aussah.

Liggon stieß einen entsetzten Schrei aus und fuhr herum. Er stieß genau gegen Baibote, der hinter ihm stand und grinste.

»Was ist los?« fragte der schwarze Riese. »Du brauchst nicht wegzulaufen, Metus. Das ist ein Matten-Willy.«

Liggon hatte von diesen seltsamen Wesen gehört. Trotzdem erholte er sich nur langsam von dem Schreck.

»Was tut das Ding in meinem Zimmer?«

»Man sagt, daß einige dieser Matten-Willys sehr anhänglich sind«, erläuterte Baibote. »Wahrscheinlich halten sie sich überall in Suntown auf.«

Der Matten-Willy streckte einen seiner Pseudoarme in Liggon's Richtung aus. »Habt ihr Whisky mitgebracht?« fragte er.

Liggon wandte sich zu Baibote um. »Habe ich mich verhöhrt?«

Baibote schob sich an Liggon vorbei. »Wozu brauchst du Whisky?«

Das Plasmawesen bewegte sich unruhig.

»Vor langer Zeit war ich einmal auf der Erde«, erklärte er. »Dort hatte ich einen Freund: Emilio Alberto Aboyer. Er schüttete immer Whisky auf mich. Es war ein angenehmes Gefühl. Es prickelte.«

»Auf der Erde hat sich viel verändert«, berichtete Baibote. »Wir können dir leider nicht helfen.«

»Das macht nichts«, sagte Matten-Willy. »Ihr gefällt mir trotzdem. Wenn es euch nichts ausmacht, bleibe ich in eurer Nähe.«

Liggon deutete in die Richtung von Baibotes Zimmer. »Vielleicht kannst du bei ihm bleiben.«

Das seltsame Wesen schien zu überlegen, dann zog es sich weiter in Liggon's Zimmer zurück.

»Du erinnerst mich an Aboyer«, behauptete es. »Ich bleibe bei dir.«

Dr. Bram Kurbish wunderte sich, daß ein Mitglied von Terhints Gruppe schon unmittelbar nach der Landung der PASCON in sein Labor kam. Offiziell war von der Zentrale bekanntgegeben worden, daß die Neuankömmlinge sich erst ein paar Tage ausruhen und eingewöhnen sollten.

Kurbish schaute auf die Uhr und schüttelte unwillkürlich den Kopf. Genau vor zweieinhalb Stunden war das Schiff gelandet.

»Hoffentlich haben Sie Zeit für mich?« fragte der Besucher.

Kurbish betrachtete ihn. Fendon Ayloms, so hatte er sich vorgestellt, war ein kleiner, breitschultriger Mann. Er hatte sein braunes Haar straff nach hinten gekämmt. Seine kleinen Augen bewegten sich ständig.

Kurbish, der das Hauptlabor des Sektors Peyden leitete, blickte durch die Glaswand seines Büros hinaus in die Arbeitsräume. Die abschließenden Arbeiten für das seit Wochen vorbereitete Experiment waren in Gang.

Obwohl er seine Mitarbeiter sehen konnte, fühlte Kurbish sich plötzlich verlassen. Auf seltsame Weise waren Ayloms und er von den anderen getrennt.

Wieder schüttelte Bram Kurbish den Kopf. Er kannte solche Gefühle nicht. Was war es, das ihn so verwirrte?

»Ich habe natürlich Zeit für Sie«, sagte Kurbish schwerfällig. »Ich wundere mich nur, daß Sie Ihr Quartier bereits verlassen haben.«

»Nur vier Mitglieder der Gruppe Terhint sind unterwegs«, versetzte Ayloms lächelnd.

Seine Worte besaßen einen tieferen Sinn. Kurbish spürte, daß eine Verwandlung in ihm vorging. Es war ein unbeschreibliches Gefühl, es machte ihm angst. Er konzentrierte sich auf den vor ihm stehenden Tisch und die darauf liegenden Papiere.

Das Bild verschwamm vor seinen Augen. Ayloms' Stimme drang von weit her an sein Gehör.

»Das geht alles schnell vorüber, Dr. Kurbish. Sie sind ein wichtiger Mann in Suntown. Deshalb gehören Sie zu den ersten, die wir unter Kontrolle bringen müssen.«

Kurbish verstand den Sinn dieser Worte nicht. Er hob den Kopf und lächelte erleichtert.

»Entschuldigen Sie«, sagte er zu Ayloms. »Ich bin etwas vergeßlich. Das kommt wahrscheinlich von der ständigen Anstrengung. Ich werde mich bald um Sie kümmern.«

Er sprang auf und verließ das Büro. Das Wesen, das Ayloms' Namen und Ayloms' Gestalt angenommen hatte, sah ihm nach.

Terhint drehte das gekühlte Glas in den Händen, schloß die Augen und nahm einen großen Schluck. Dann lächelte er Waringer zu.

»Wundern Sie sich nicht«, sagte er, »daß ein Mensch, der monatelang in die Barbarei zurückgefallen war, einen guten Tropfen mit einer solchen Verzückung genießt.«

»Ich verstehe Sie«, sagte Waringer ernst, obwohl er sich darüber im klaren war, wie schwierig es für einen Immunen sein mußte, sich in die Gedankenwelt eines ehemals Verdummten zu versetzen.

»Für mich ist das alles noch neu«, fuhr Terhint fort. Er streckte die Beine von sich, um sich völlig zu entspannen.

»Die volle Wahrheit verstand ich eigentlich erst, als die PASCON in den Linearraum tauchte und mir auf diese Weise zu meiner normalen Intelligenz verhalf. Sie alle haben sich inzwischen mit der Situation abgefunden.« Er richtete sich plötzlich auf. »Für mich ist der Schock noch frisch.«

»Sie brauchen Ruhe«, sagte Waringer. »Danach können Sie uns bei unserer Arbeit helfen. Ich denke, daß wir auf dem richtigen Weg sind. Allerdings werden die Experimente noch ...«

Er unterbrach sich, weil der Interkomanschluß auf seinem Tisch summte. Als er auf Empfang schaltete, erhellte sich der Bildschirm des Geräts.

»Ah, Kurbish!« rief Waringer. »Ich habe Sie nicht vergessen. Wenn ich mit Professor Terhint gesprochen habe, komme ich sofort nach Peyden.«

»Das wird nicht nötig sein«, antwortete Kurbish. »Ich habe das Experiment abbrechen lassen.«

»Was ist passiert?« fragte Waringer erstaunt. »Es verlief doch alles normal?«

»Wir müssen andere Wege suchen«, versetzte Kurbish. »Vor allem müssen wir eine politische Führung wählen. Es geht nicht, daß Sie uns noch länger herumkommandieren. Solange auf der Hundertsonnenwelt keine politische Ordnung herrscht, ist jede wissenschaftliche Arbeit sinnlos, das müssen Sie einsehen.«

Waringer hatte mit wachsender Bestürzung zugehört. Er kannte Bram Kurbish als besonnenen und erfahrenen Wissenschaftler, der sich kaum um andere Dinge als seine Arbeit kümmerte. Kam jetzt die Krise, die sich in Waringers Gesprächen mit Taun bereits abgezeichnet hatte?

Waringer tauschte einen Blick mit Terhint. In den Augen des Sextadim-Regulators las er Verständnislosigkeit.

»Wir können über alles sprechen!« Waringer zwang sich zur Ruhe. Er durfte auf keinen Fall die Nerven verlieren. »Ich komme zu Ihnen, Kurbish.«

»Ich bin entschlossen, meine Ansicht durchzusetzen«, verkündete Kurbish. »Und ich bin sicher, daß mich einige Teamleiter unterstützen werden.«

Waringer schaltete den Interkomanschluß ab.

»Was bedeutet das?« fragte Terhint beunruhigt.

»Ich habe, offen gesagt, keine Erklärung dafür«, gestand Waringer. »Natürlich sind einige meiner führenden Mitarbeiter labil, aber Bram Kurbish ist einer der ausgeglichsten Menschen, die ich kenne. Ich verstehe nicht, was ihn dazu gebracht hat, sich derart zu verhalten.«

Terhint stand auf und stellte sein Glas auf den Tisch. »Sie haben jetzt sicher viel Arbeit. Ich werde Sie nicht länger stören.«

Waringer nickte. Er achtete kaum darauf, daß Terhint den Raum verließ. Nachdenklich fragte er sich, wie er im Fall Kurbish handeln sollte. Die normale Reaktion wäre gewesen, Kurbish als Teamleiter von Sektor Peyden abzubrufen. Doch dann würde es Wochen dauern, bis Kurbishs Nachfolger das geplante Experiment vollziehen konnten. In Peyden wurden Versuche mit der Gravitationskonstante gemacht. Nur Kurbish kannte das Projekt in allen Einzelheiten.

Abgesehen von dem arbeitstechnischen Problem gab es auch ein menschliches. Kurbish war sehr beliebt.

Niemand würde Waringer verstehen, wenn er den Teamleiter plötzlich absetzte.

Waringer rieb sich das Kinn. Es mußte irgendeinen Grund für Kurbishs Aktion geben, einen tieferen Sinn.

Waringer stand auf. Er hatte keine andere Wahl, als nach Peyden zu fahren und mit Kurbish zu sprechen. Doch bevor er aufbrach, wurde ihm die Ankunft eines weiteren Schiffes gemeldet.

Solarmarschall Julian Tifflor war mit einer schnellen Korvette auf der Hundertsonnenwelt gelandet.

Waringer witterte Unheil. Wenn Tifflor persönlich nach Suntown kam, mußte das einen besonderen Grund haben.

Der jungenhaft wirkende Mann kam mit elastischen Schritten die Gangway herab und nickte den fünf Männern, die ihn erwarteten, freundlich zu.

»Bringen Sie mich zu Waringer!«

Es gab keinerlei Begrüßungszeremoniell. Die Menschen, die gegen den Schwarm kämpften, hatten keine Zeit dafür. Sie verstanden sich auch so. Ihr gemeinsames Ziel verband sie stärker als überflüssige Worte.

Julian Tifflor stieg in den bereitstehenden Gleiter. »Es hat sich seit meinem letzten Besuch wieder einiges verändert«, stellte er fest.

»Das ist richtig«, stimmte ihm Dr. Kerschynski, einer der führenden Wissenschaftler auf der Hundertsonnenwelt, zu. Er preßte die Lippen zusammen. »Aber das richtige Abwehrgerät haben wir noch immer nicht gefunden. Gibt es einen besonderen Grund für Ihren Besuch, oder gehört er zur Routine?«

Tifflor lächelte. »Ich bin gekommen, um Sie alle vor einer neuen Gefahr zu warnen.«

Kerschynski wartete gespannt auf weitere Erklärungen, doch der Besucher hüllte sich in Schweigen. Er gab damit klar zu erkennen, daß er zunächst mit Waringer sprechen wollte.

Der Gleiter raste über die Gebäude und Werftanlagen von Suntown hinweg. Weit im Hintergrund glaubte Tifflor eine Kuppel des Zentralplasmas erkennen zu können.

Vor wenigen Tagen hatte er sich noch an Bord der INTERSOLAR aufgehalten. Er lächelte unbewußt.

Beweglichkeit über große Räume hinweg war eine der Hauptvoraussetzungen für einen möglichen Erfolg über den Schwarm.

»Können Sie von Bord des Gleiters aus Professor Waringer erreichen?« wandte er sich an Kerschynski.

Der Wissenschaftler nickte und stellte eine Verbindung zur Zentrale her. Er erfuhr, daß Waringer zu einer Besprechung unterwegs war, aber in wenigen Minuten zurückkehren wollte.

»Waringer soll alle Teamleiter und seine Stellvertreter zusammenrufen!« befahl Tifflor. »Ich muß mit ihnen reden.«

In Kerschynskis Gesicht zeichnete sich Zufriedenheit ab. Tifflors Worte bedeuteten, daß er ebenfalls an der bevorstehenden Konferenz teilnehmen würde.

Der Gleiter landete auf dem Dach des Hauptverwaltungsgebäudes. Hier kannte Tifflor sich aus.

»Soll jemand auf Sie warten, Sir?« erkundigte sich Kerschynski.

Tifflor zögerte einen Augenblick. »Es kann sein, daß ich für einige Zeit in Suntown bleiben werde«, antwortete der Solarmarschall. »Es wird von den Umständen abhängen.«

Welche Umstände könnten Tifflor bewegen, in Suntown zu bleiben? fragte Kerschynski sich verwirrt. Hing es mit der Gefahr zusammen, von der Tifflor gesprochen hatte?

»Auf jeden Fall«, entschied Tifflor, »soll die Korvette, mit der ich gekommen bin, sofort überholt und für den Rückflug einsatzbereit gemacht werden.«

Sie verließen das Dach und betraten einen Antigravlift. Im Vorraum der Zentrale blieben vier Männer zurück, nur Tifflor und Kerschynski gingen weiter.

Waringer war noch nicht zurück, aber zwei Dutzend Vertraute des Wissenschaftlers hatten sich bereits im benachbarten Konferenzraum versammelt. Sie begrüßten Tifflor zurückhaltend, aber ihre Spannung war unverkennbar.

Tifflor wich allen Fragen aus. Als Waringer kam, machte er einen nervösen Eindruck.

»Vielleicht sind Sie im richtigen Augenblick hier aufgetaucht«, sagte er zu dem Zellaktivatorträger. »Es sieht so aus, als käme es in Suntown zu einer Krise.«

»Wie meinen Sie das?«

»Einige Wissenschaftler sind der ständigen Doppelbelastung durch Arbeit und Sorge um das Fortbestehen der Menschheit offenbar nicht gewachsen.«

Tifflor atmete unmerklich auf. »Das ist schließlich zu verstehen.«

Er wartete, bis alle Männer und Frauen Platz genommen hatten. Etwa siebzig Personen befanden sich jetzt im Konferenzraum neben der Zentrale.

»Können wir beginnen?« erkundigte sich Tifflor.

Waringer schaute sich um. Er vermißte ein paar wichtige Mitarbeiter, vor allem Kurbish, aber das ließ sich jetzt nicht ändern.

Tifflor trat mitten unter die Wissenschaftler.

»Sie wissen alle, wer ich bin«, sagte er. »Ich bin hier, um Sie vor einer Gefahr zu warnen, die nach neuesten Erkenntnissen schon seit Jahrtausenden unter uns ist. Erst durch das Auftauchen des Schwarms wurde sie akut.« Er sah erstaunte, ungläubige Gesichter.

»Innerhalb der Galaxis«, fuhr er fort, »gibt es ein heimliches Imperium. Es scheint länger zu existieren als die Menschheit. Seine Mitglieder, wir nennen sie die Cynos, arbeiteten bisher im verborgenen. Sie alle kennen die Legende von den sieben oder neun heimlichen Herrschern, die es angeblich auf jeder Welt gibt. Nachdem wir von der Existenz der Cynos wissen, erscheinen diese Sagen in einem anderen Licht. Sie scheinen einen gewissen Wahrheitsgehalt zu haben. Mit dem Auftauchen des Schwarms geben die Cynos ihre Anonymität auf. Sie nahmen Kontakt mit uns auf. Offenbar bereitet der Schwarm auch ihnen Schwierigkeiten.«

Wegen der immer stärker werdenden Unruhe mußte Tifflor seine Rede unterbrechen. Er hob einen Arm, um die Zwischenrufer zum Verstummen zu bringen.

»Es ist mir klar, daß alles, was ich Ihnen berichte, unglaublich klingt. Aber lassen Sie mich zu den Einzelheiten kommen, die Ihnen zu einem besseren Verständnis helfen werden.«

Er berichtete jetzt von den Zwischenfällen mit den Cynos.

»Die Fremden sind nicht unbedingt feindlich eingestellt, aber sie verfolgen ihre eigenen Ziele und nehmen dabei wenig Rücksicht auf Angehörige anderer Völker«, sagte er abschließend. »Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß es diesen Wesen leichtfällt, ein beliebiges Aussehen anzunehmen. Außerdem scheinen sie noch andere parapsychische Fähigkeiten zu besitzen. Wir wissen nicht viel darüber.«

Dr. Kern, einer der bekanntesten Gen-Forscher der Galaxis, meldete sich zu Wort.

»Wenn ich Sie richtig verstehe, beeinflussen die Cynos schon seit Jahrtausenden alle Völker der Galaxis in ihrer Entwicklung.«

»Zumindest haben sie es in vielen Fällen versucht«, bestätigte Tifflor. »Ich bin sicher, daß sie auch fast immer Erfolg hatten.«

»Wissen Sie, ob auch die Menschheit beeinflußt wurde?«

»Bestimmt sogar«, sagte Tifflor überzeugt.

»Und welches Ziel verfolgen diese Wesen damit?«

Tifflor ließ sich mit der Antwort Zeit. »Das können wir nur ahnen. Es sieht so aus, als wollten die Cynos Vorbereitungen treffen. Vielleicht versuchten sie, die Völker der Galaxis auf den Schwarm vorzubereiten.«

»Das würde bedeuten, daß die Cynos viel über den Schwarm wissen!« rief jemand aus dem Hintergrund.

»Warum versuchen wir nicht, in den Besitz dieses Wissens zu kommen?«

»Auf diese Frage habe ich gewartet«, sagte der Solarmarschall. »Versuchen Sie einmal mit Ihrem eigenen Schatten zu sprechen! Wir bekommen nur Kontakt zu diesen Wesen, wenn sie es wünschen.«

»Sie haben doch diese weite Reise bestimmt nicht gemacht, um uns das alles zu erzählen«, vermutete Mankina Orbtano, eine jüngere Wissenschaftlerin.

»Das ist richtig«, stimmte Tifflor zu. »Wie ich schon sagte, wollte ich Sie warnen. Es ist denkbar, daß es auch auf der Hundertsonnenwelt Cynos gibt. Eine zweite Möglichkeit wäre, daß Cynos mit den ISK-Transportern in Suntown eintreffen. Wir werden eine entsprechende Untersuchung einleiten. Deshalb bin ich in erster Linie hier. Wir müssen unter allen Umständen vermeiden, daß die auf der Hundertsonnenwelt in Angriff genommenen Projekte gestört werden. Dazu sind sie zu wichtig für die Menschheit.«

Nach seinen Worten wurde es still. Tifflor brauchte nur in die Gesichter der Männer und Frauen zu blicken, um zu sehen, daß er die Verantwortlichen der Hundertsonnenwelt nachdenklich gestimmt hatte.

»Glauben Sie, daß wir überhaupt eine Möglichkeit haben, unter uns lebende Cynos zu identifizieren?« fragte der Teamleiter des Sektors Aldoben.

»Wir müssen es versuchen«, gab Tifflor zurück. »Ich gestehe Ihnen, daß es sehr schwierig sein wird - sofern sich überhaupt Angehörige dieses seltsamen Volkes in Suntown aufhalten.«

Craisen Laffer landete seinen Gleiter auf dem Dach des Zentralgebäudes. Er fluchte verdrossen, als er mit einem Blick auf die Uhr feststellte, daß er viel zu spät zu der von Waringer einberufenen Sitzung kommen würde. Doch das ließ sich jetzt nicht mehr ändern. Die Arbeit, mit der er beschäftigt gewesen war, bedeutete ihm viel.

Laffer war Chirurg. Seine Spezialität waren Eingriffe in das menschliche Gehirn mit Hilfe von Spezialsonden. In seinem bisherigen Leben hatte Laffer über fünfzig Männer und Frauen mentalstabilisiert. Auf der Hundertsonnenwelt suchte er nach einer Möglichkeit, dieses komplizierte und zeitraubende Verfahren zu vereinfachen, um möglichst schnell viele Menschen gegen die Verdummung immunisieren zu können. Vor ein paar Tagen hatte Craisen Laffer einen kleinen Fortschritt erzielt.

Der schwarzhaarige Mann mit der großen Nase und den hervorstehenden Augen kletterte aus seiner Maschine. Zu seiner Überraschung wurde er erwartet. Ein Mann, den er noch niemals hier gesehen hatte, trat ihm entgegen.

»Hallo, Dr. Laffer!« rief ihm der Mann zu. »Sie wundern sich darüber, daß ich Sie kenne.«

»Wer sind Sie?« fragte Laffer ungeduldig.

»Mein Name ist Caldon«, antwortete der Unbekannte. »Ich bin Biologe und gehöre zur Gruppe Terhint.«

Laffer lächelte entspannt. »Ich habe von der Ankunft Ihrer Gruppe gehört und bin froh darüber.« Er streckte eine Hand aus. »Willkommen in Suntown, Mr. Caldon. Was kann ich für Sie tun?«

»Eine Menge«, meinte Caldon freundlich.

Laffer fühlte einen plötzlichen inneren Schock, ohne sich dieses Gefühl erklären zu können. Ohne sich länger um Caldon zu kümmern, ging er weiter. Als er im Antigravlift nach unten fuhr, fragte er sich beunruhigt, was mit ihm geschehen war. Caldon hatte er bereits wieder vergessen.

Irgend etwas hatte sich verändert.

Er betrat den Konferenzraum durch eine Seitentür. Er konnte sehen, daß Waringer und Julian Tifflor mit Dr. Kern diskutierten. Die anderen hörten zu.

Waringer blickte auf und lächelte ihn an.

»Sie können die Konferenz abbrechen!« hörte Laffer sich zu seiner eigenen Überraschung sagen. »Es hat einen Rückschlag gegeben, der uns um Monate zurückwerfen wird.«

»Was ist geschehen?« fragte Waringer besorgt.

»Meine Arbeitsunterlagen sind verschwunden«, sagte Laffer.

»Verschwunden?« wiederholte Waringer verblüfft. »Wollen Sie damit andeuten, daß sie gestohlen wurden?«

»Ja«, bestätigte Laffer verbissen.

In diesem Augenblick war er von seinen eigenen Worten überzeugt.

Das Labor von Dr. Eyckless gehörte schon deshalb zu den größten von Suntown, weil darin eine große Positronik untergebracht war. Eyckless war Hyperphysiker und galt als mathematisches Genie. Er war ein zartgliedriger, sensibler Mann, der nur wenig privaten Kontakt mit seinen Mitarbeitern hatte. Zur Hauptaufgabe des Hyperphysikers gehörte es, die Ergebnisse der anderen Abteilungen mathematisch auszuwerten.

Die Rechenanlage, deren er sich bediente, besaß einen biopositronischen Schaltteil. Das machte sie doppelt wertvoll. Manche der auf der Hundertsonnenwelt lebenden Wissenschaftler behaupteten, Eyckless und sein Computer ständen in einer fast menschlich zu nennenden Verbindung.

Dr. Eyckless hockte auf seinem abgewetzten Stuhl vor der Hauptschaltanlage der Positronik und beobachtete eine Zahlenkette, die über einen kleinen Bildschirm huschte. Normalerweise hätte er jetzt im Konferenzraum der Zentrale sein müssen, doch er wollte die einmal begonnene Rechnung zu Ende führen. Waringer würde ihm später alle Einzelheiten berichten.

Eyckless' Mitarbeiter, dreißig Männer und achtzehn Frauen, waren überall im Labor verteilt und mit den verschiedensten Arbeiten beschäftigt. Jeder von ihnen wußte, was zu tun war. Eyckless wurde nur selten gestört. Menschen, die mit ihm zusammenarbeiteten, begriffen schnell, daß er Gespräche nicht schätzte. Er erwartete von seinen Helfern Eigeninitiative und Einfühlungsvermögen.

»Hallo, Doc!« rief eine rauhe Stimme hinter ihm.

Verärgert über die Störung, fuhr er auf dem Sitz herum. Ein Mann, den er noch niemals zuvor gesehen hatte und der eine zerrissene lindgrüne Kombination trug, stand hinter ihm. Eyckless erfaßte sofort, daß es sich bei dem Besucher nur um ein Mitglied der Gruppe Terhint handeln konnte.

Eyckless unterdrückte seinen Ärger. »Sind Sie Mathematiker?« fragte er leise.

Der Mann lächelte. »Das haben Sie schnell erraten. Mein Name ist Varc Tolschon. Ich bin einer von Terhins Mitarbeitern. Ich habe viel von Ihren Arbeiten gehört und bin entschlossen, mit Ihnen nach Möglichkeiten zu suchen, wie wir den Schwarm bekämpfen können.«

Ein übler Schwätzer! dachte Eyckless verächtlich und überlegte, wie er Tolschon möglichst diplomatisch loswerden konnte. Diese Forscher, die von Heyschryk gekommen waren, hatten viel durchgemacht. Man mußte Rücksicht auf sie nehmen. Zumindest jetzt noch.

Tolschon deutete auf die Positronik. »Wie ich sehe, besitzt Ihr Baby einen biopositronischen Schaltteil.«

Eyckless erwärmte sich ein wenig für diesen Mann.

»Ja«, bestätigte er stolz. »Es ist eine der besten Anlagen in Suntown. Leider ständig überlastet.«

Tolschon nickte, schaute die Positronik an und ging wortlos davon. Eyckless sah ihm sprachlos nach.

Was bedeutete der plötzliche Aufbruch des Mathematikers? Besaß Tolschon so viel Feingefühl, daß er Eyckless' Verärgerung gespürt hatte?

Eyckless strich sich über seine dünnen Haare. Es gab rätselhafte Menschen. Damit verbannte er Tolschon aus seinen Gedanken und wandte sich wieder der Positronik zu.

Die Zahlenkette war vom Bildschirm verschwunden. An ihre Stelle war ein seltsames Zeichen getreten. Es sah aus wie ein flaches Dach, durch das ein Stab ragte, an dessen Ende ein Tropfen hing.

Eyckless hatte niemals zuvor etwas Ähnliches gesehen, und er wußte auch nicht, was dieses Zeichen bedeuten sollte. Er drückte auf eine Korrekturtaste. Das Zeichen blieb.

Eyckless war verblüfft.

Mit der Positronik stimmte irgend etwas nicht. Das biopositronische Schaltteil lieferte Verrücktheiten anstelle echter Informationen.

Eyckless sprang auf und stieß dabei seinen Stuhl um. Seine Mitarbeiter unterbrachen ihre Beschäftigung und blickten zu ihm herüber. Selten hatten sie ihren Chef so erregt gesehen.

»Waringer!« rief Eyckless alarmiert. »Informieren Sie sofort Professor Waringer!«

31.

Metus Liggon erwachte von einer sanften Berührung. Er öffnete die Augen, brauchte aber einige Zeit, bis er sich darüber im klaren war, daß er sich nicht an Bord der PASCON befand.

Als er den Kopf hob, sah er neben seinem Bett den Matten-Willy liegen. Das seltsame Wesen hatte ein paar Pseudoglieder ausgefahren, mit denen es ihn geweckt hatte.

»Wenn du schon hier liegen mußt, könntest du mich wenigstens in Ruhe lassen!« brummte Liggon entrüstet.

»Ich bin noch müde.«

Er drehte sich zur Seite. Wieder berührten ihn die Plasmantentakel.

»Was ist los?« rief er ärgerlich.

»Du brauchst dich nicht aufzuregen!« beschwor ihn der Matten-Willy. »Ich möchte etwas mit dir besprechen.«

Liggon seufzte und schwang die langen Beine aus dem Bett. »Was willst du?«

»Bist du bereit, mir zu helfen?« erkundigte sich der Matten-Willy. Er hatte jetzt einen halbwegs menschlichen Kopf geschaffen, in dem es sogar Augen und eine mundähnliche Öffnung gab. Liggon blickte das Wesen mit einer Mischung aus Mißtrauen und Erstaunen an.

»Wobei?«

»Es sind Fremde in Suntown«, behauptete der Matten-Willy.

»Das weiß ich bereits.« Liggon gähnte und ließ sich zurücksinken.

»Wir müssen Nachforschungen aufnehmen«, fuhr der Matten-Willy unbeirrbar fort. »Es ist sehr bedauerlich, daß du nicht so entschlossen bist wie mein alter terranischer Freund Aboyer.«

Liggon knurrte. »Ich verstehe überhaupt nichts. Wenn du einen Augenblick wartest, wecke ich Baibote.

Vielleicht weiß er, was du von uns willst.«

Das Plasmawesen bewegte seine Pseudoglieder, als wollte es protestieren.

»Es ist nicht gut, wenn zu viele Menschen informiert werden«, sagte es. »Es könnte zu einer Panik kommen.«

»Baibote sollte auf jeden Fall informiert werden«, beharrte Liggon. Er stand auf und trat auf den Korridor hinaus. Es war still. Die meisten Raumfahrer schliefen noch.

Der Matten-Willy kroch hinter Liggon aus dem Zimmer.

»Was willst du?« fragte Liggon erbost. »Kannst du nicht abwarten, bis ich mit dem Kommandanten gesprochen habe?«

Das Wesen schien zu zögern, aber dann folgte es Liggon weiter. »Ich möchte nicht, daß du einen Fehler begehst.«

Da ihm nichts anderes übrigblieb, als die Wünsche des Plasmawesens zu berücksichtigen, kümmerte sich Liggon nicht länger um seinen Begleiter.

Er klopfte gegen die Tür von Balbotes Zimmer. Nichts rührte sich.

»Siehst du«, wandte er sich an den Matten-Willy. »Er schläft so fest, daß er nicht wach zu bekommen ist. Er wird mir den Hals umdrehen, wenn ich ihn wecke.«

Wortlos schob der Matten-Willy sich zwischen Liggons Beine auf die Tür zu und hieb mit zwei Pseudogliedern wuchtig dagegen.

»Bist du verrückt?« fauchte Liggon.

Die Tür wurde aufgerissen. Baibote, der nur eine Unterhose anhatte, stand blinzelnd im Eingang.

»Metus!« rief er drohend. »Das hätte ich mir denken können. Du hast genau drei Sekunden Zeit, um von hier zu verschwinden. Eins, zwei...«

Liggon wich hastig zurück und deutete auf das Plasmawesen. »Er hat geklopft!«

»Bist du der Kommandant?« fragte der Matten-Willy schüchtern.

»Ja!« brüllte Baibote. »Und ein verdammt schläfriger Kommandant dazu. Ich will jetzt meine Ruhe haben.

Verschwundet endlich!«

»Aber wir müssen uns um die Fremden kümmern«, wandte der Matten-Willy ein.

Baibote hatte die Tür schon fast geschlossen, aber jetzt streckte er noch einmal den Kopf auf den Gang hinaus.

»Welche Fremden?«

»Alle, die sich in Suntown eingeschlichen haben«, entgegnete das Plasmawesen.

»Warte!« rief Baibote. Wenig später kam er angekleidet auf den Korridor zurück.

»Ich wünschte, wir hätten uns aus dieser Sache herausgehalten, Kommandant«, murrte Liggon. »Das alles geht uns nichts an. Auf der Hundertsonnenwelt sind Waringer und das Zentralplasma zuständig. Was sollen wir uns um die Belange anderer kümmern?«

»Sei still, Metus!« sagte Baibote freundlich.

»Ich sage, was ich denke«, beharrte Liggon verdrossen.

Der Kommandant machte eine entschiedene Handbewegung.

»Schon gut«, besänftigte er seinen Freund. »Wir wollen anhören, was uns der Matten-Willy zu sagen hat.«

Das seltsame Wesen streckte einen Arm in Liggons Richtung und fragte erwartungsvoll: »Habt ihr auch wirklich keinen Whisky, den ihr auf mich schütten könntet? Ich meine, dann läßt sich besser verhandeln.«

Baibote verschwand achselzuckend in seiner Kabine und kam gleich darauf mit einem Becher zurück, dessen Inhalt er auf den Matten-Willy schüttete.

Das Geschöpf begann zu zittern. Es schien sich sehr wohl zu fühlen. »Ist das eine besondere Sorte?« erkundigte es sich.

Baibote bestätigte es.

»He!« flüsterte Liggon dem Kommandanten zu. »Woher haben Sie den Whisky?«

»Whisky?« wiederholte Baibote. »Das war Mundwasser.«

Liggon war erschüttert.

»Werdet ihr mir folgen?« fragte der Matten-Willy. »Wir wollen versuchen, die Fremden zu finden. Ich glaube, sie wollen die Macht auf der Hundertsonnenwelt an sich reißen.«

Baibote machte eine bezeichnende Geste. Er hielt das Wesen zu seinen Füßen für verrückt.

»Was sollen wir tun?« wollte Liggon wissen.

»Wir folgen ihm«, entschied Baibote. »Vielleicht erleben wir ein paar Überraschungen.«

Waringer klammerte sich an den Gedanken, daß alles, was innerhalb der letzten Stunden geschehen war, eine Verkettung unglücklicher Zufälle sein mußte. Er hatte gerade die Nachricht vom Zusammenbruch der Eyckless-Positronik erhalten. Hinzu kamen Meldungen von Zwischenfällen aus allen Teilen Suntowns.

Die Konferenz war vor einer halben Stunde zu Ende gegangen. Waringer und Tifflor hatten die Verantwortlichen an ihre Arbeitsplätze zurückgeschickt und sie damit beauftragt, alle noch so bedeutungslos erscheinenden Unregelmäßigkeiten zu beachten und sofort an die Zentrale zu melden.

Nur Waringer, Dr. Kern, Tifflor und Craisen Laffer hielten sich noch im Konferenzraum auf. Laffer war von Tifflor paralysiert worden. Der Wissenschaftler saß starr auf seinem Platz.

»Sie glauben also, daß die Zwischenfälle von Cynos verursacht wurden?« wandte sich Dr. Kern an Tifflor.

Der Zellaktivatorträger zögerte mit einer Antwort. Er bereute bereits, daß er einen Verdacht ausgesprochen hatte. Es war durchaus möglich, daß Waringer recht hatte und alle Zwischenfälle auf einem bedauerlichen Zufall beruhten.

»Wir müssen Laffer genau untersuchen und feststellen, ob er auf parapsychischem Weg beeinflußt wurde«, wich Tifflor aus.

Waringer sagte: »Ich habe dafür gesorgt, daß sofort Verbindung zum Zentralplasma aufgenommen wurde.«

»Es ist zu bezweifeln, ob uns das Plasma helfen kann«, meinte Dr. Kern. »Es ist parapsychisch nicht beeinflussbar. Daher ist nicht sicher, ob es auf irgendeine Weise auf die Ankunft der Fremden reagieren kann.« Für Waringer war die Ungewißheit schlimmer als alles andere. Er hätte gern sofort etwas unternommen, obwohl er in der augenblicklichen Situation völlig auf Tifflor angewiesen war. Nur der Solarmarschall wußte genügend über den mutmaßlichen Gegner, um entsprechend reagieren zu können.

»Wir müssen davon ausgehen, daß die Cynos mit der PASCON angekommen sind«, überlegte Tifflor laut. »Also gibt es insgesamt nur sechshundertzwei Personen, die verdächtig sind.«

»Das kann auch ein Trick der Cynos sein«, gab Waringer zu bedenken. »Vielleicht sind sie schon länger auf Suntown und haben nur auf die Ankunft des ersten ISK-Transporters gewartet. Auf diese Weise lenken sie den Verdacht auf die Terhint-Gruppe und die Besatzungsmitglieder, obwohl sie dort nicht zu finden sind.«

»Trotzdem gehören alle mit der PASCON angekommenen Personen zu den Verdächtigen«, sagte Tifflor. »Wir müssen sie alle unter Quarantäne stellen und beobachten.«

Er war sich darüber im klaren, daß es dafür bereits zu spät sein konnte. Wenn Cynos für die Vorgänge der letzten Stunde verantwortlich waren, hatten sie die Arbeit der Wissenschaftler in Suntown bereits empfindlich gestört. Der Ausfall der wichtigsten Positronik, das Verschwinden von Laffers Unterlagen und Kurbishs Aufsässigkeit genügten, um die Arbeit der Waringer-Gruppe um ein paar Monate zu verlängern. Dabei mußte ständig mit neuen Katastrophenmeldungen gerechnet werden.

Aum Taun kam herein. Er machte einen aufgeregten Eindruck.

»Ich habe mich mit dem Zentralplasma in Verbindung gesetzt«, berichtete er. »Es schlägt vor, daß wir uns unter den gegebenen Umständen in die Kuppeln des Plasma zurückziehen. Dort sind wir vor parapsychischen Manipulationen der Cynos weitgehend sicher.«

Tifflor lachte auf. »Schön und gut, aber hat das hilfsbereite Plasma auch daran gedacht, daß wir, würden wir so handeln, die Cynos mit uns nehmen würden?«

Taun machte ein verdutztes Gesicht. »Sie haben recht. Trotzdem wären wir nicht so schutzlos wie hier.«

Der Solarmarschall winkte ab. »Wir müssen uns zunächst überlegen, was wir tun wollen.«

Professor Goron Terhint beobachtete mit gemischten Gefühlen, wie das Gebäude, in dem man ihn und seine Mitarbeiter untergebracht hatte, von Wachmannschaften und Kampfrobotern umstellt wurde. Fahrbare Feldprojektoren standen bereit, um diesen Sektor von Suntown nötigenfalls sofort mit Energieschirmen abzuschließen. Über dem Dach des Gebäudes kreisten bewaffnete Gleiter.

»Deutlicher kann man uns nicht mehr sagen, daß man uns mißtraut«, bemerkte Asamira Hanimano, die neben Terhint stand und aus dem Fenster blickte.

Terhint nickte verbissen.

»Wir müssen Verständnis für Waringers Handeln aufbringen. Sollte sich Tiffors Verdacht bestätigen, müssen gründliche Untersuchungen durchgeführt werden.«

Die Kosmobiologin seufzte. »Jetzt, da wir endlich wieder arbeiten könnten, muß so etwas passieren.«

Die Mitglieder der Gruppe Terhint waren in ihrem Wohngebäude zusammengerufen worden. Waringer hatte ihnen zugesichert, daß sie nach Abschluß der Untersuchung keine Benachteiligungen mehr zu befürchten haben würden. Trotzdem war es zu heftigen Protesten einiger Wissenschaftler gekommen.

»Man behandelt uns wie Gefangene«, bemerkte Grank Eygon, einer der Hyperphysiker. »Diese Geschichte mit den Cynos kommt mir ziemlich merkwürdig vor. Ich glaube, sie ist nur ein Vorwand, um uns hier festzusetzen.

Alles, was man uns bisher erzählt hat, ist ziemlich merkwürdig.«

Zustimmende Rufe wurden laut. Die Furcht, die viele dieser Männer und Frauen gerade verdrängt hatten, brach wieder durch. Terhint konnte seine Mitarbeiter verstehen.

»Tiffor will eine Untersuchung mit Paradetektoren anstellen lassen. Danach wird man uns nicht länger kontrollieren.«

Als er wieder aus dem Fenster sah, landete vor dem Haupteingang des Gebäudes ein Gleiter. Waringer und Tiffor sprangen heraus. Sie gingen mit schnellen Schritten auf den Eingang zu. Die Wachmannschaften ließen sie ungehindert passieren.

Terhint wandte sich zu den Frauen und Männern um, die sich in seinem Zimmer versammelt hatten.

»Wer sich beschweren will, hat jetzt Gelegenheit dafür. Waringer und Tiffor kommen hierher.«

Sofort entstand Unruhe.

»Wir wollen uns aber diszipliniert benehmen!« ermahnte Terhint die anderen.

Wenige Augenblicke später betraten Waringer und Tiffor den Raum. Zu Terhints Erleichterung wurde es sofort still. Waringer durchquerte wortlos das Zimmer und schaltete den Interkomanschluß auf Terhints Tisch ein.

»Wir wollen, daß alle, die in diesem Haus wohnen, mithören können«, erläuterte Tiffor.

Waringer nickte bestätigend.

»Es wäre natürlich sinnlos, Ihnen die Wahrheit verheimlichen zu wollen. Wir müssen offen sein. Jeder von Ihnen steht unter Verdacht.«

»Und was ist mit den Besatzungsmitgliedern der PASCON?« rief eine Wissenschaftlerin erregt. »Sind sie nicht ebenso verdächtig wie wir?«

»Das ist richtig!« gab Waringer zu. »Deshalb sind wir auch hier. Im Wohngebäude der Raumfahrer wurde ähnlich gearbeitet. Allerdings sind Princ Baibote und einer seiner Männer, Metus Liggon, spurlos verschwunden.«

Terhint war entsetzt. »Glauben Sie, daß beide zu den Cynos gehören?«

»Mutmaßungen helfen uns nicht weiter«, sagte Tiffor. »Die Suche nach den beiden Männern hat begonnen. Es wird nicht lange dauern, bis wir sie gefunden haben. Dann werden wir sie untersuchen. Vielleicht kann uns jemand aus Ihrer Gruppe Hinweise geben, ob Baibote oder Liggon sich in irgendeiner Weise verdächtig verhalten haben.«

Terhint erinnerte sich: »Baibote ist ein großartiger Raumfahrer. Es war erstaunlich, wie er die PASCON manövrierte.«

»Und Liggon?« fragte Waringer.

»Ich weiß nicht«, wich Terhint aus. »Liggon kümmerte sich um alles. Er war überall, schien aber von seiner Arbeit nicht gerade begeistert zu sein. Der Kommandant und er stritten sich oft. Sie scheinen sich nicht zu mögen.«

»Ist es nicht seltsam, daß ausgerechnet zwei Männer zusammen verschwinden, die einander nicht leiden können?« fragte einer der Forscher. »Dieser Spur sollten wir nachgehen, Solarmarschall.«

»Wir müssen *jeden* untersuchen«, beharrte Tiffor. »Das können wir Ihnen nicht ersparen.«

Waringer bemühte sich, seine innere Unruhe zu unterdrücken, denn sie hinderte ihn am logischen Denken. Er hatte vor einer halben Stunde das Gebäude der Gruppe Terhint verlassen. Es würde noch einige Zeit in Anspruch nehmen, bis die Paradetektoren einsatzbereit waren. Dann war es immer noch fraglich, ob die Geräte ihren Zweck erfüllen würden. Die einzige Spur, die sie bisher entdeckt hatten, waren Baibote und Liggon, deren Verschwinden Waringer Kopfzerbrechen bereitete.

Die PASCON war inzwischen gründlich durchsucht worden. Auch die Gebäude in der Nähe des Raumhafens wurden bewacht. Dort konnten sich Liggon und der Kommandant der PASCON nicht aufhalten.

Es war denkbar, daß sich das Verschwinden der beiden Männer als Mißverständnis herausstellen würde.

Vielleicht tauchten sie in den nächsten Stunden wieder auf. Eine andere Möglichkeit war, daß die Cynos für das Verschwinden verantwortlich waren. Sie konnten auf diese Weise versuchen, die Terraner auf eine falsche Spur zu locken.

Suntown mit seinen sechs Werften bedeckte eine riesige Fläche und bot unzählige Versteckmöglichkeiten.

Waringer flog mit seinem Gleiter über den Mittelpunkt der Stadt hinweg und näherte sich den Randgebieten.

Sein Ziel waren die Kuppeln des Zentralplasmas. Er wollte noch einmal mit dem Kollektivlebewesen sprechen.

Plötzlich fühlte Waringer, wie sich seine Hände um die Steuerung krampften. Er spürte einen eigenartigen Druck im Hinterkopf. Alarmiert richtete er sich im Sitz auf. Er kannte dieses Gefühl. Irgend jemand versuchte, ihn

parapsychisch zu beeinflussen. Waringer war mentalstabilisiert, aber er wußte, daß es Formen psionischer Energie gab, gegen die auch er nicht immun war.

Er dachte blitzschnell nach. Zweifellos war es nicht das Zentralplasma, das ihn auf diese Weise zu erreichen versuchte. In Suntown gab es auch keine Mutanten, die parapsychisch stark genug waren, um ihn beeinflussen zu können.

Der Druck auf sein Gehirn wurde stärker. Er konnte keine einzelnen Impulse verstehen - wenn das geschehen sollte, würde es bereits zu spät sein.

Waringer preßte die Lippen aufeinander, bis es weh tat. Dann schaute er aus der Kuppel. Schräg unter ihm lag ein flaches Dach. Ohne zu zögern, flog er mit dem Gleiter darauf zu. Solange er sich an Bord der Maschine befand, war sein Leben in höchster Gefahr. Er merkte, daß es ihm schwerfiel, den Gleiter unter Kontrolle zu halten. Ob die unsichtbaren Gegner, die ihn mit Psi-Kräften angriffen, einen Absturz herbeiführen wollten? Waringers Blicke trübten sich. Er schien durch einen dichten Nebel zu fliegen. Entsetzt wurde ihm klar, daß er sofort landen mußte. Er überblickte die Kontrollen. Einzelheiten waren kaum noch erkennbar. In seinem Schädel dröhnte es. Die Schwingungen waren so stark, daß sie seine Augen scheinbar nach außen treten ließen. Seine Hände, die die Steuerung umklammerten, zitterten heftig. Das Gebäude, auf dem er zu landen beabsichtigte, war ein großer dunkler Schatten.

Waringer löste eine Hand vom Steuer und tastete nach der Funkanlage. Er mußte die Zentrale über den Zwischenfall informieren.

Der Gleiter schwankte heftig. Waringer hatte keine andere Wahl, als sich völlig auf die Steuerung zu konzentrieren. Gefühlsmäßig erschien ihm die Geschwindigkeit niedrig genug, um eine Landung riskieren zu können.

Er drückte das Steuer nach vorn. Das Dach schien steil vor ihm aufzuragen.

Der Gleiter prallte heftig auf die Oberfläche des Gebäudes. Er kippte zur Seite und richtete sich wieder auf. Es gab ein schrilles Geräusch, als die Maschine quer über das Dach schlitterte und dabei eine tiefe Rille in den Steinboden riß.

Waringer hörte fast auf zu atmen. Er hielt sich krampfhaft fest. Alles, was er sah, waren helle Flecke und dunkle Schatten. Der Lärm war unbeschreiblich. Instinktiv schaltete der Wissenschaftler die gesamte Energieversorgung ab.

Der Gleiter prallte gegen die Schutzmauer am Rande des Daches und blieb liegen. Waringer hörte das Knacken überbeanspruchten Materials.

Explosionsgefahr! dachte er hektisch.

Er kroch aus dem Sitz und stand sekundenlang schwankend inmitten des Gleiters. Beide Hände hielt er fest gegen den Kopf gepreßt. Noch immer wurde er von diesen Impulsen überflutet. Kein einzelnes Wesen hätte ihn derart in Schwierigkeiten bringen können. Ein Psi-Kollektiv von Cynos mußte am Werk sein.

Waringer tappte zum Ausstieg, der sich automatisch geöffnet hatte. Halb blind kletterte er aus der Maschine und entfernte sich von ihr. Unbewußt dachte er daran, daß in wenigen Minuten jemand eintreffen würde, um nach der Ursache des Absturzes zu sehen. Trotzdem ging er weiter.

Obwohl er kaum etwas sehen konnte, erreichte der Wissenschaftler den Eingang zum Gebäude. Er ahnte, daß die Cynos mit dem Angriff deshalb so lange gewartet hatten, weil sie von seiner Immunität wußten und ihn deshalb in einem Augenblick des Alleinseins zu überfallen geplant hatten.

Mit seinem beabsichtigten Flug zum Zentralplasma war er den Wünschen der Cynos entgegengekommen.

Waringer riß die Tür auf. Er wußte nicht genau, wo er sich befand, aber alles in ihm drängte danach, möglichst schnell von hier wegzukommen. Dabei war er sich darüber im klaren, daß ihn die suggestiven Impulse der Unsichtbaren überall auf der Hundertsonnenwelt erreichen konnten.

Nein! dachte er. In den Kuppeln des Zentralplasmas konnte er vielleicht Ruhe finden. Aber wie sollte er jetzt noch dorthin gelangen? Das Nachdenken fiel ihm schwer.

Er glaubte jetzt sicher zu sein, daß die Cynos ihn nicht töten wollten. Sie versuchten vielmehr, ihn für ihre Zwecke zu benutzen. Wenn es ihnen gelingen sollte, ihn völlig unter Kontrolle zu bringen, konnten sie ihre Pläne verwirklichen.

Geoffrey Waringer befand sich jetzt innerhalb eines Korridors. Er tastete sich mit einer Hand an der Wand entlang, berührte Türen und Vertiefungen. Seltsamerweise kümmerte sich niemand um ihn. Er schloß daraus, daß er mit dem Gleiter auf dem Dach eines der vielen unbewohnten Gebäude gelandet war. Zweifellos war der Absturz der Maschine bemerkt worden.

Waringer wurde jetzt mit hypnosuggestiven Impulsen überschüttet. Die Umgebung, durch die er sich bewegte, schien vor ihm zurückzuweichen. Er lehnte sich mit dem Rücken zur Wand, um die Beziehung zur Realität nicht zu verlieren. Doch vor seinen Augen änderte sich die Szenerie. Er erblickte ein farbenprächtiges Bild. Dicht geballte Sonnen und gasförmige Gebilde wirbelten vor seinen Augen vorbei. Er wußte, daß dieses Bild suggeriert war, und wehrte sich heftig dagegen. Je mehr er sich jedoch auf den fremdartigen Anblick konzentrierte, desto schneller ließen die Kopfschmerzen nach.

Er spürte kaum noch die Berührung mit der Wand in seinem Rücken. Das Bild vor ihm wurde immer realistischer. Waringer erkannte, daß er das galaktische Zentrum vor sich sah. Dann kam es zu einer

Ausschnittsvergrößerung. Inmitten der unzähligen Sonnen des Zentrums entdeckte Waringer die Hundertsonnenwelt.

Das, erkannte er unbewußt, war eine Wunschvorstellung der Cynos. Sie wollten die Hundertsonnenwelt aus dem Leerraum zwischen den Galaxien in das Zentrum der Milchstraße bringen.

Aber weshalb? Was versprachen sie sich von einer derartigen Manipulation?

Auf jeden Fall wollten sie Waringer für ihre Zwecke mißbrauchen.

Der rauschähnliche Zustand, in dem sich der Wissenschaftler befand, vertiefte sich noch. Waringer verlor jede Bindung zur Realität. Trotzdem gewährte ihm sein mentalstabilisiertes Gehirn einen letzten Schutz. Sein Unterbewußtsein wurde nicht völlig von den Impulsen beeinflusst.

Die Nachricht vom Absturz des Waringer-Gleiters bedeutete für Tiffloor einen schweren Schock. Er hielt sich zusammen mit Aum Taun im Büro des Wissenschaftlers auf, als ein Bericht der Außenstation eintraf.

Tiffloor schaute Taun eindringlich an. »Wir müssen unter allen Umständen verhindern, daß dieser Unfall auf der Hundertsonnenwelt bekannt wird.«

»Unfall?« echote Taun sarkastisch. »Daran glauben Sie doch selbst nicht!«

Alles, was Tiffloor jetzt tun konnte, war, der zuständigen Außenstation die Entsendung eines Rettungskommandos zu befehlen.

»Vor allem muß Stillschweigen über den Zwischenfall bewahrt werden«, ordnete er an. »Bevor wir nicht wissen, was mit Waringer tatsächlich passiert ist, müssen wir alle Gerüchte unterdrücken.«

Er brach die Verbindung ab.

»Das wird sich nicht machen lassen«, meinte Taun niedergeschlagen. »Außerdem hätte ich es für besser gehalten, wenn Sie oder ich uns persönlich der Rettungsaktion angeschlossen hätten. Die Ungewißheit über Waringers Schicksal ist für mich schlimmer als alles andere.«

»Wir müssen unsere Arbeit fortsetzen«, entschied Tiffloor. »Je schneller wir die Cynos stellen können, desto besser für uns.«

Taun resignierte. Er glaubte nicht daran, daß sie die Cynos in die Enge treiben konnten.

»Wenn es keine andere Möglichkeit gibt, müssen wir alle Bewohner Suntowns in die Kuppeln des Zentralplasmas bringen«, überlegte Tiffloor laut. »Das würde zwar bedeuten, daß wir die Cynos unfreiwillig dorthin mitnehmen, doch ich glaube nicht, daß sie in der Nähe des Zentralplasmas die gewohnte parapsychische Aktivität entfalten können.«

»Das würde das Ende aller Arbeiten in Suntown bedeuten.«

»Vorübergehend«, stimmte Tiffloor zu. Er war sich darüber im klaren, daß ihre gesamte Forschungsarbeit zum Erliegen kommen würde. Auch jetzt wurde nicht mehr konsequent weiterexperimentiert. Führende Wissenschaftler spielten verrückt. Eine wichtige Positronik war ausgefallen.

Zu allem Überfluß hatte Waringer jetzt noch einen Unfall gehabt, über dessen Ausgang noch Unklarheit herrschte.

Princ Baibote blieb stehen und blickte in den halbdunklen Gang, der vor ihnen lag. Sie waren jetzt schon längere Zeit unterwegs, ohne daß erkennbar wurde, welches Ziel der Matten-Willy hatte. Vor ein paar Minuten waren sie in die Kellerräume eines großen, unbewohnten Gebäudes eingedrungen. Der Gang, vor dem sie jetzt standen, schien in ein unter der Planetenoberfläche liegendes Kanalsystem zu führen. Baibote wußte nicht viel über Suntown.

Auch Liggon war stehengeblieben. Der Matten-Willy wandte sich zu seinen beiden Begleitern um.

»Folgt mir!« forderte er sie auf. »Wir haben wenig Zeit zu verlieren.«

»Wohin bringst du uns?« erkundigte sich Baibote.

Das Plasmawesen fuhr einen Tentakel aus und winkte ihnen damit zu.

»Ihr werdet sehen«, wich es aus. »Wenn wir jetzt darüber sprechen, verlieren wir nur Zeit.«

Ein Erinnerungsfetzen der Ereignisse auf Forchy II drang in Balbotes Gehirn. Er versteifte sich und griff nach Liggons Arm.

»Metus!« rief er aufgeregt.

Liggon sah ihn besorgt an. »Was ist denn, Kommandant?«

»Es passiert immer dann, wenn ich mich aufrege«, erklärte Baibote stoßweise. »Dann drängt sich die Erinnerung in mein Gehirn.«

Liggon sah ihn verständnislos an. »Woran erinnern Sie sich?«

»An Forchy II«, antwortete Baibote, der allmählich wieder ruhiger wurde. »Dort bekam ich meine weißen Haare.«

»Vielleicht würde es helfen, wenn Sie sich in allen Einzelheiten erinnern könnten«, meinte Liggon.

Der Kommandant schüttelte wild den Kopf. Er fürchtete die Erinnerung. Entschlossen deutete er auf den Matten-Willy. »Wir folgen ihm!«

Baibote lauschte in sein Inneres und atmete auf. Die Bilder von Forchy II erschienen nicht mehr. Baibote wußte jedoch, daß sie jeden Augenblick wieder aus seinem Unterbewußtsein hervorbrechen konnten. Er war sich darüber im klaren, daß er aufgrund dieser psychischen Schwäche niemals den Befehl über ein Raumschiff erhalten hätte, wenn das Solare Imperium wegen der Verdummungswelle nicht auf jeden Immunen angewiesen gewesen wäre. Unter anderen Umständen hätte er sich in die Behandlung eines Psychologen begeben müssen.

Der Gang, durch den sie sich bewegten, beschrieb mehrere Kurven. In regelmäßigen Abständen gab es markierte Stellen und Energieanschlüsse. Schließlich gelangten sie an eine Stelle, wo ein kleiner Gang abzweigte. Er war durch ein Metallgitter vom Haupteingang getrennt.

Der Matten-Willy machte sich dünn und floß mühelos durch die Gitterstäbe.

»Halt!« rief Baibote. »Wir können dir nicht folgen.«

Die Kreatur kroch auf einen Schaltkasten und berührte einige Hebel. Das Gitter bewegte sich geräuschlos nach oben.

Der schmale Gang, den Baibote und Liggon betraten, wurde von einigen Deckenstrahlern erhellt. Hier unten war es vollkommen still, wahrscheinlich kamen Menschen nur selten hierher. Baibote konnte sich vorstellen, daß sie hier bestenfalls auf Roboter treffen würden.

Der schmale Gang mündete in einen großen Kesselraum, in dem sich zu Baibotes Überraschung ein halbes Dutzend Matten-Willys versammelt hatten. Sie schienen auf den Führer der beiden Raumfahrer zu warten.

Der Matten-Willy, der die beiden Männer in den Kesselraum gebracht hatte, hob einen Pseudoarm. »Es sind noch nicht alle hier!«

»Nein!« lautete die Antwort. »Ein paar von uns mußten in den Walgon-Sektor, um Waringer zu helfen. Er wird von den Fremden beeinflusst.«

»Was ist los?« fragte Baibote. »Was ist mit Waringer geschehen?«

Er bekam keine Antwort. Die Matten-Willys bildeten einen Halbkreis. Sie schienen sich lautlos zu unterhalten.

»Verstehen Sie das, Baibote?« fragte Liggon verwirrt.

Der Kommandant fluchte. Er wurde immer ungeduldiger. In Suntown ereigneten sich Dinge, die mehr als geheimnisvoll waren.

Nach einer Weile richtete sich einer der Matten-Willys auf. Sie sahen sich so ähnlich, daß Baibote nicht beurteilen konnte, ob es jener war, der sie hierhergebracht hatte.

»Wir bringen euch zu dem Gebäude, wo die Fremden sich aufhalten«, kündigte das Plasmawesen an. »Vielleicht können wir euch gegen die parapsychischen Impulse dieser Wesen abschirmen, damit ihr sie überwältigen könnt. Alle anderen haben keine Chance.«

»Ich verstehe überhaupt nichts«, sagte Baibote grimmig.

»Wir sollten die Zentrale verständigen«, schlug Liggon vor. »Die Sache hört auf, mir Spaß zu machen.«

»Jetzt sind wir unserem Freund bis hierher gefolgt, ohne daß etwas geschah«, brummte der schwarzhäutige Terraner. »Trotzdem habe ich den Eindruck, daß die Matten-Willys genau wissen, was sie tun.«

Die Plasmawesen verließen nacheinander den Kesselraum. Sie schienen überzeugt davon zu sein, daß die beiden Männer ihnen folgen würden.

Baibote schaute zu der Leiter hinüber, über die man aus dem Kesselraum in höher gelegene Räume gelangen konnte. Zweifellos hätten die Matten-Willys sie nicht daran gehindert, den Raum auf diesem Weg zu verlassen.

Doch Baibotes Neugier war stärker als alle Bedenken. Für das seltsame Verhalten der Matten-Willys mußte es eine Erklärung geben. Ihre Bemerkungen über die Fremden waren sicher nicht aus der Luft gegriffen.

Die Matten-Willys schlugen jetzt eine schnellere Gangart ein. Durch zahlreiche Gänge und Schalträume gelangten sie in ein anderes Gebiet von Suntown. Baibote konnte jetzt ab und zu das Stampfen von Maschinen hören. Er schloß daraus, daß sie sich unter großen Produktionswerkstätten bewegten.

Einmal stießen sie auf Reparaturroboter, die mit Schweißarbeiten beschäftigt waren und sich nicht um sie kümmerten.

»Allmählich reicht mir diese Herumlauferei!« beklagte sich Liggon. »Ich habe das Gefühl, daß wir den Untergrund von ganz Suntown durchquert haben.«

»Hör auf zu jammern, Metus!« verwies ihn Baibote. »Sieh dich lieber um, damit wir eventuell auch allein hier herauskommen.«

Endlich hielten die Matten-Willys an. Einer kroch zu Baibote und Liggon zurück.

»Wir sind jetzt in der Nähe jenes Gebäudes, in dem sich alle Wissenschaftler der Gruppe Terhint aufhalten. Die Fremden sind unter ihnen. Soweit wir feststellen können, ist das Gebäude umstellt. Die Terraner versuchen offenbar herauszufinden, wer die Fremden sind.«

»Wer sind diese Fremden überhaupt?« erkundigte sich Baibote.

»Das wissen wir auch nicht genau! Sie sind mit dem Raumschiff gekommen, das du gesteuert hast.«

»Es waren nur Männer und Frauen an Bord, die von Heyschryk kamen«, sagte Baibote.

»Die Fremden können jedes beliebige Aussehen vortäuschen«, wurde ihm erläutert. »Außerdem besitzen sie starke parapsychische Kräfte. Sie werden versuchen, auch das Zentralplasma zu beeinflussen, um die Hundertsonnenwelt in ihre Gewalt zu bekommen.«

Weitere Auskünfte bekamen die beiden Männer nicht. Sie waren auf Vermutungen angewiesen.

Baibote und Liggon diskutierten miteinander, während sich die Matten-Willys lautlos unterhielten.

»Ich glaube nicht, daß sie dieses Schauspiel nur unseretwegen vorführen«, sagte Baibote.

»Wir müssen Verbindung mit der Zentrale aufnehmen.« Liggon unterstrich seine Worte mit einer nachdrücklichen Handbewegung. »An der Planetenoberfläche ist offenbar allerhand geschehen.«

Baibote schnalzte mit der Zunge. »Mir fällt gerade ein, daß die Besatzung der PASCON ebenfalls verdächtig ist.«

»Das würde bedeuten, daß das Gebäude, in dem unsere Freunde wohnen, ebenfalls kontrolliert wird.«

»Nicht nur das!« entgegnete Baibote. »Überleg einmal, Metus! Sie werden uns suchen.«

Liggon stieß einen Pfiff aus.

»Mir ist nicht wohl in meiner Haut. Sie werden uns mit den Fremden in Verbindung bringen. Womöglich schießen sie auf uns, wenn wir irgendwo auftauchen sollten.«

Ihre Unterhaltung wurde von einem Matten-Willy unterbrochen, der auf sie zugekrochen kam und sie sanft mit einem Pseudoarm berührte.

»Wir werden versuchen, von hier unten aus in das Gebäude einzudringen«, erklärte das Geschöpf. »Ihr werdet uns begleiten. Wir werden euch körperlich und parapsychisch abschirmen, so gut es geht.«

»Und wie soll das vor sich gehen?« fragte Baibote. »Ich kann mir nicht vorstellen, daß ihr in...«

Er stieß einen Schrei aus. Er sah die Steppenlandschaft von Forchy II vor seinem geistigen Auge auftauchen. Im Hintergrund loderten Flammen. Der See der Anouas reflektierte das Licht des Feuers.

Baibote kam zu sich, als Liggon ihm einen Faustschlag versetzte.

»Sie sind blaß, Kommandant!« stellte Liggon beunruhigt fest.

Baibote, der noch immer unter dem Eindruck der starken Gedankenbildung stand, fühlte, wie ihm der Schweiß ausbrach.

»Ich sah alles ganz deutlich«, sagte er langsam. »Sogar den See.« Er tastete über seine Haare. »Der See der Anouas!« rief er. »Dort ist etwas passiert.«

»Schon gut!« sagte Liggon. »Wir haben jetzt andere Sorgen, Kommandant.«

Baibote straffte sich. »Natürlich, Metus! Es ist schon vorbei.«

Der Matten-Willy hatte offenbar gespürt, daß der Terraner Schwierigkeiten hatte. Erst jetzt sprach das Plasmawesen wieder.

»Wir können nicht körperlich gegen die Fremden kämpfen. Das Zentralplasma kann noch nicht eingreifen. Deshalb werden wir euch abschirmen, damit ihr die Fremden vernichten könnt.«

Da Baibote weder wußte, wer die Fremden waren, noch was sie beabsichtigten, mußte er den Matten-Willys vertrauen.

Er beobachtete, wie die sieben Matten-Willys zu einem großen Plasmawesen verschmolzen. Dieses bildete einen länglichen Hohlkörper, der leicht schwankte.

»Ihr könnt euch beide in unseren Körpern aufhalten«, bedeuteten ihnen die Matten-Willys. »Tragen können wir euch nicht, aber ihr könnt euch hinter uns bewegen wie hinter einem Schild. Wir können es ausprobieren.«

Liggon und Baibote zwängten sich in den Hohlraum, den die Eingeborenen der Hundertsonnenwelt gebildet hatten. Es war ziemlich eng, aber sie konnten aufrecht stehen.

Das Gebilde setzte sich in Bewegung. Die beiden Männer versuchten, ihre Gangart dem Tempo dieses Wesens anzupassen. Sie konnten nicht sehen, was vor ihnen geschah, aber sie stellten fest, daß der Gang in einen größeren Raum mündete.

»Wir werden jetzt nach oben gehen«, kündigten die Matten-Willys an.

Baibote und Liggon wechselten einen Blick. Sie wußten nicht, was sie oben erwartete. Die Plasmawesen setzten große Hoffnungen in sie, aber Baibote befürchtete, daß er viel zu wenig Informationen besaß, um irgend etwas tun zu können.

32.

Julian Tiffloor blickte auf den kleinen Bildschirm, auf dem sie die Umrisse von Waringers Gleiter sehen konnten.

»Auf alle Fälle ist er nicht explodiert!« sagte er zu Taun. »Das macht mir Hoffnung, daß Geoffry noch lebt.«

Das Bild auf dem Schirm wechselte. Ein Mitglied des Rettungskommandos wurde sichtbar.

»Sie haben den Gleiter sicher gesehen, Sir!« sagte der Mann. »Von Waringer haben wir noch keine Spur gefunden. Auf dem Dach ist er jedenfalls nicht.«

Hoffentlich war Waringer nicht aus der Maschine geschleudert worden.

»Wir haben auch alle Straßen in der näheren Umgebung abgesucht«, berichtete der Mann weiter. »Gefunden haben wir allerdings auch dort nichts.«

Tiffloor atmete auf. »Durchsuchen Sie das Haus!« befahl er. »Vielleicht hält er sich dort irgendwo auf.«

Das Bild verblaßte. Tiffloor wandte sich an Taun.

»Sie kümmern sich weiter um das Rettungskommando!« ordnete er an. »Ich werde inzwischen die Untersuchung der Gruppe Terhint einleiten. Die Paradetektoren werden inzwischen einsatzbereit sein.«

Sein Gesicht wurde hart, und er wich ein paar Schritte bis zur Wand zurück.

Taun merkte sofort, daß etwas nicht stimmte. »Ist Ihnen nicht gut?« fragte er.

Tiffloor schüttelte den Kopf. »Hypnosuggestive Impulse!« teilte er mit. »Irgend jemand will mich beeinflussen.«

Er lächelte verbissen. »Glücklicherweise ist meine Immunität stärker als die Geoffrys. Mit mir werden sie nicht fertig.«

Er blickte auf den Paralysator, der plötzlich in Tauns Hand lag. »Mißtrauisch?«

Taun bekam einen roten Kopf und entschuldigte sich.

»Sie haben völlig richtig gehandelt«, lobte Tifflor.

Taun stieß die Waffe in den Gürtel zurück.

»Wir werden bald anfangen, uns gegenseitig zu belauern. Keiner kann dem anderen trauen, solange die Fremden nicht identifiziert und unschädlich gemacht sind.«

Der Solarmarschall wußte, daß Taun recht hatte. Er durfte das jedoch nicht offiziell zugeben, denn dann hätte er den Ausbruch einer Panik nur beschleunigt.

Die letzten Nachrichten aus allen Teilen Suntowns waren besorgniserregend. Die Arbeit war bis auf wenige Ausnahmen eingestellt worden. Einige Wissenschaftler befanden sich auf der Flucht. Parapsychisch beeinflusste Mitarbeiter Waringers sorgten für weitere Unruhe. Alle Beteuerungen, die Tifflor von der Zentrale ausstrahlen ließ, schienen nicht zu helfen.

Ruhe und Ordnung in Suntown waren gefährdet. Es wurde Zeit, daß sie Waringer fanden. Er mußte mit seinen Mitarbeitern sprechen. Ihm vertrauten sie. Tifflor war für sie mehr oder weniger ein Fremder, mit dessen Auftauchen sie die Schwierigkeiten auf der Hundertsonnenwelt in Verbindung brachten.

Noch immer spürte Julian Tifflor ein starkes Ziehen im Kopf. Nachdem sie Waringer ausgeschaltet hatten, versuchten die Cynos, ihn auf parapsychischem Weg zu überwältigen.

Es erhob sich die Frage, ob es überhaupt sinnvoll war, wenn man das ISK weitere Wissenschaftler nach Suntown bringen ließ. Bei jedem Transport konnten Fremde sein. Ab sofort mußten alle auf der Hundertsonnenwelt eintreffenden Personen gründlich untersucht werden.

Das Auftauchen des Schwarms hatte die Cynos dazu veranlaßt, überall in der Galaxis aktiv zu werden. Die Zeit ihrer heimlichen Manipulationen war vorüber.

Was wollten sie erreichen? Warum stellten sie sich auf der Hundertsonnenwelt gegen die Menschheit?

Auch die Cynos mußten wissen, daß in Suntown an einem Gerät gearbeitet wurde, mit dessen Hilfe die Verdummungsstrahlung neutralisiert werden sollte.

Zu seiner Erleichterung spürte Julian Tifflor, wie die hypnosuggestive Wirkung der fremden Impulse an Intensität verlor. Die Unbekannten hatten offenbar begriffen, daß sie den Terraner nicht so schnell unter Kontrolle bekommen konnten. Sie würden den Versuch jedoch wiederholen.

Tifflor sah, daß Taun sich über einen Funkanschluß beugte und mit einem unbekannten Mann sprach. Als der Wissenschaftler sich aufrichtete, sah er betroffen aus.

»Kurbish probt den Umsturz! Er will eine Regierung bilden, die an die Stelle der bisherigen Führung treten soll.«

»Das habe ich befürchtet!« Tifflor nickte grimmig. »Im Augenblick müssen wir die beeinflussten Männer und Frauen gewähren lassen. Auch Kurbish. Wir müssen daran denken, daß sie im Begriff sind, die Befehle fremder Wesen auszuführen.«

»Es gibt weitere Neuigkeiten, die alles andere als angenehm sind«, fuhr Taun fort. »Versorgungsanlagen, die über den Eyckless-Computer gesteuert wurden, sind außer Funktion getreten.«

Damit hatte Tifflor gerechnet. Die Cynos hatten den biologischen Schaltteil der Positronik beeinflusst.

Glücklicherweise waren die anderen Positroniken unangreifbar.

»Sie dürfen die Zentrale auf keinen Fall verlassen«, ermahnte Tifflor den Wissenschaftler. »Sollten Sie während meiner Abwesenheit parapsychisch angegriffen werden, müssen Sie versuchen, sich selbst zu paralysieren.« Der Wissenschaftler war skeptisch.

»Glauben Sie, daß ich schnell genug bin?« Er legte den Paralysator vor sich auf den Tisch und beantwortete seine eigene Frage: »Zumindest muß ich es im Ernstfall versuchen.«

Tifflor verließ das Zimmer. Auf seinem Weg zum Dach begegnete er aufgeregten diskutierenden Männern und Frauen. In Suntown wußte niemand genau, was geschehen war. Früher oder später würde die Nachricht von Waringers Verschwinden überall bekannt sein. Tifflor hoffte, daß es dann nicht zu schlimmeren Unruhen kommen würde.

Als er den Antigravlift betrat, stieß er auf zwei Wissenschaftler, die mit ihm nach oben fuhren. Sie nutzten die Gelegenheit und fragten, was nun geschehen würde.

»Ihre Unruhe ist verständlich, aber nicht nötig«, antwortete Tifflor. »Wir haben die Lage unter Kontrolle. Alle verdächtigen Personen befinden sich in Quarantäne. Eine Untersuchung steht bevor.«

Er war froh, als der Lift auf dem Dach ankam. Auf diese Weise wich er weiteren neugierigen Fragen aus.

Er bestieg einen Gleiter und startete sofort. Sein Ziel war das Gebäude, in dem man die Mitglieder der Gruppe Terhint untergebracht hatte.

Gefangen in einer Welt fremder Bewußtseinsvorstellungen, torkelte Waringer durch Korridore und Gänge. Er bewegte die Arme unkontrolliert. Immer wieder stieß er gegen Wände und vorspringende Ecken. Er blutete im Gesicht. In seiner Vorstellung bewegte er sich wie eine im Wasser schwimmende Blase durch das Zentrum der Galaxis. Vor ihm stand die Hundertsonnenwelt.

Ab und zu wurde sich Waringer instinktiv seiner realen Umgebung bewußt. Dann blieb er sekundenlang stehen und hob wie lauschend den Kopf.

Er merkte nicht, daß er einen Antigravlift benutzte und in die untere Etage fuhr. Als er dort aus dem Liftschacht stieg, traf er auf sieben Matten-Willys, die vor wenigen Augenblicken die Vorhalle des Gebäudes betreten hatten.

»Da ist er!« rief eines der Plasmawesen.

Zwei andere krochen auf die Straße hinaus und kamen mit drei Robotern zurück. Waringer spürte zwar, daß er hochgehoben und weggetragen wurde, aber in seiner Phantasie bekamen diese Bewegungen eine völlig andere Bedeutung.

»Er scheint uns nicht zu erkennen«, stellte einer der Matten-Willys betrübt fest. Er berührte Waringer im Gesicht. Die Blutung hörte sofort auf.

»Geoffry!« rief der Matten-Willy. »Geoffry! Deine Freunde sind hier und wollen dir helfen.«

Waringer stöhnte leise. Die Roboter hoben ihn auf ihre Arme und trugen ihn hinaus. Die Matten-Willys folgten.

»Er muß sofort zum Zentralplasma in eine der Kuppeln«, entschieden sie. »Dort wird der parapsychische Druck auf sein Gehirn nachlassen.«

Unmittelbar vor dem Eingang hoben die Roboter ab und flogen davon.

Die Matten-Willys unterhielten sich noch ein paar Minuten miteinander, dann krochen sie davon.

Die Matten-Willys hatten einen Turm aus Plasma gebildet, der langsam vorankroch. Licht und Sauerstoff drangen durch Risse und winzige Löcher ins Innere dieses Gebildes.

Baibote konnte nicht viel von der Umgebung sehen, aber er vermutete, daß sie in das Gebäude eindringen, in dem die Mitglieder der Gruppe Terhint festgehalten wurden. Die Matten-Willys hatten den beiden Raumfahrern keine weiteren Informationen gegeben. Baibote wußte nicht, wie Liggon und er gegen eventuell auftauchende Feinde vorgehen sollten. Sie trugen zwar ihre Waffen, aber solange sie sich im Innern der Plasmawesen aufhielten, konnten sie sie nicht benutzen.

»Halt!«

Die Stimme ließ Baibote zusammenzucken und schreckte ihn aus seinen Gedanken. Er preßte sein Gesicht dicht an einen Ritz, konnte aber nichts erkennen. Die Matten-Willys blieben stehen.

»Was ist draußen los?« flüsterte Liggon. »Ich kann nichts sehen, Kommandant.«

»Natürlich nicht«, gab Baibote zurück. »Sei jetzt still, Metus.«

»Ein paar Matten-Willys!« rief die Stimme. »Sie haben ein Kollektiv gebildet.«

Baibote begriff, daß sie auf einen oder mehrere Wächter gestoßen waren, die die Ausgänge im Keller beobachteten. Das Gebäude war also nach allen Seiten abgesichert.

Eine andere Stimme sagte: »Was wollen sie hier? Wir müssen Tifflor verständigen.«

»Wir sind gekommen, um euch zu helfen«, sagte einer der Matten-Willys. »Laßt uns ins Haus, damit wir die Fremden identifizieren können.«

»Hm!« machte einer der Wächter. »Das können wir nicht entscheiden. Wir benachrichtigen Tifflor.«

Schritte entfernten sich. Gleich darauf hörte Baibote eine leise Stimme. Die Worte waren nicht zu verstehen, der Mann sprach offenbar in ein Funkgerät. Wenig später kam er zurück.

»Tifflor ist in der Zentrale. Wir können ihn jetzt nicht erreichen, aber er wird in ein paar Minuten hier eintreffen.«

»Dann ist Dr. Kern verantwortlich«, versetzte der zweite Wächter.

»Ich habe mit Dr. Kern gesprochen. Er will die Entscheidung Tifflor überlassen.«

Der andere wurde wütend. »Die Matten-Willys sind harmlos.«

»Trotzdem«, beharrte der Mann mit der rauhen Stimme. »Wir dürfen sie vorläufig nicht durchlassen.«

Der Plasmaturm schwankte leicht, blieb aber an seinem Platz. Die Matten-Willys schwiegen. Sie hatten sich offenbar mit einer längeren Wartezeit abgefunden.

Metus Liggon befeuchtete seine trockenen Lippen mit der Zungenspitze.

»Jetzt sitzen wir fest!« beklagte er sich. »Lange halte ich es hier drinnen nicht aus. Ich werde eine Phobie bekommen.«

»Ruhe!« befahl der Kommandant. »Die Männer dort draußen dürfen uns nicht hören. Es kommt...«

Er unterbrach sich, denn völlig unerwartet kam die Erinnerung an Forchy II zurück. Sie überfiel ihn so heftig, daß er augenblicklich die reale Umgebung vergaß.

Er schwebte über dem See der Anouas. Die kristallklare Flüssigkeit unter ihm kochte. Metallkugeln wurden in die Höhe geschleudert. Am Grund des Sees erkannte Baibote das Gesicht der Göttin von Tampapher. Die Augen leuchteten. Baibote sank tiefer auf den See hinab. Glühende Metallkugeln schlugen in seinen Körper. Durch die riesigen Augen der Göttin am Grund des Sees sah Baibote eine andere Welt. Er versuchte sich einzureden, daß alles nur eine Halluzination war, geschaffen durch die geistigen Kräfte der Anouas.

Durch die Augen sah er jetzt eine Kristallfestung. Sie wurde von Schneehalden umgeben. Hinter den kristallinen Wänden bewegten sich Gestalten.

Jemand schrie um Hilfe. Ein Mann, der Dünn Beynon hieß. Baibote verlor das Bewußtsein.

Als er wieder zu sich kam, lag er am Ufer des Sees. Die Flüssigkeit war kalt und glatt. Er kroch auf allen vieren ins Wasser. Sein Gesicht spiegelte sich auf der Oberfläche.

Er sah, daß er weiße Haare bekommen hatte. Als er später untersucht wurde, entdeckte man in seinem Körper seltsame Narben. Baibote ahnte, daß sie von den Metallkugeln herrührten. Man fand jedoch nichts in seinem

Körper und vermutete, daß die Narben von Wunden herrührten, die ihm Tiere oder Pflanzen von Forchy U beigebracht hatten.

Baibote schrie. Er tobte im Innern des Plasmaturms herum. Die Matten-Willys vermochten ihn kaum festzuhalten.

Liggons Stimme drang in sein Bewußtsein. »Verdammt, Princ!« rief der ehemalige Kaufmann. »Jetzt haben sie uns gehört.«

Baibote atmete heftig. Seine Hände umklammerten einen Arm seines Begleiters.

»Jetzt kann ich mich wieder an alles erinnern«, sagte er mit unsicherer Stimme. »Ich weiß genau, was damals auf Forchy II geschehen ist.« Er lachte wild. »Aber niemand wird mir glauben.«

»Sie haben laut geschrien!« sagte Liggon gelassen. »Die Männer, die draußen Wache halten, haben uns gehört.«

Nur sehr langsam fand Baibote sich in der realen Umgebung zurecht. Er erinnerte sich an alles, was geschehen war. Eines Tages, das wußte er schon jetzt, würde er nach Forchy II zurückkehren und den See der Anouas genau untersuchen.

»Begreifen Sie nicht?« Liggon schrie ihn jetzt an. »Man hat uns entdeckt. Draußen werden Kampfroboter und Wachmannschaften zusammengezogen.«

»Schon gut«, sagte Baibote. »Jetzt ist wieder alles in Ordnung. Die Erinnerung an Forchy II wurde offenbar durch die Ereignisse in Suntown ausgelöst.«

Liggon schüttelte verzweifelt den Kopf. Er begriff, daß der Kommandant in Gedanken noch immer bei Ereignissen war, die Monate oder Jahre zurücklagen.

In diesem Augenblick löste sich der Plasmaturm, den die Matten-Willys zum Schutz der beiden Männer gebildet hatten, auf.

Baibote sah in unmittelbarer Nähe Kampfroboter und Männer in Schutzanzügen stehen. Sie hatten Waffen auf Baibote und Liggon gerichtet.

»Ich ...«, setzte Baibote an.

Mehr konnte er nicht sagen. Paralysierende Strahlen aus mindestens sieben Waffen trafen ihn und ließen ihn zusammenbrechen. Auch Liggon sank zu Boden.

Baibote hörte, wie jemand rief: »Wir haben zwei Cynos erwischt. Holt Julian Tifflor!«

Dann verlor der Raumfahrer endgültig das Bewußtsein.

Die Nachricht, daß man die verschwundenen Raumfahrer Princ Baibote und Metus Liggon in den unteren Räumen des Gebäudes gestellt und paralyisiert hatte, erreichte Julian Tifflor unmittelbar nach seiner Ankunft im Gebäude der Gruppe Terhint.

»Es muß ihnen gelungen sein, die Matten-Willys zu beeinflussen«, berichtete Dr. Kern aufgeregt. »Dann ist irgend etwas schiefgegangen. Bai-374

böte begann zu schreien. Wahrscheinlich wollte er uns warnen. Das bedeutete, daß er nicht völlig beeinflußt wurde.«

Tifflor nickte nur. Er konnte sich nicht vorstellen, daß die Cynos auch Matten-Willys beeinflussen konnten.

»Gehen wir nach unten!« schlug er vor. »Was geschah mit den Matten-Willys?«

»Sie wurden ebenfalls paralyisiert.«

Tifflor preßte die Lippen zusammen. Dieser Zwischenfall konnte das Ende ihrer guten Beziehungen mit dem Zentralplasma bedeuten. Hoffentlich hatten die Wachmannschaften nicht voreilig gehandelt. Es war denkbar, daß es zu den Plänen der Cynos gehörte, die Freundschaft zwischen den Terranern und dem Zentralplasma zu zerstören.

Dr. Kern und drei Wissenschaftler drängten sich zu Tifflor in den Antigravlift. Bevor sie nach unten fahren konnten, erschien Professor Terhint im Korridor.

Er winkte Tifflor zu. »Wie ich hörte, wurden zwei Cynos gefaßt!«

»Ich muß mir darüber erst Klarheit verschaffen«, wich der Solarmarschall aus. Es gefiel ihm nicht, wie schnell zwei Männer zu Gegnern gestempelt wurden. In Suntown war eine regelrechte Psycho ausgebrochen. Wenn ihr nicht Einhalt geboten wurde, mußte bald mit den ersten Angriffen auf Unschuldige gerechnet werden.

Terhint spürte, daß Tifflor verärgert war. »Sie müssen verstehen, daß mir viel daran liegt, daß die Sache schnell bereinigt wird.«

»Natürlich!« Tifflor gewann seine Gelassenheit zurück. Er konnte sich gut in die Gedanken des Wissenschaftlers versetzen. Terhint und seine Mitarbeiter hatten ein paar schlimme Monate auf Heyschryk hinter sich. Voller Erwartung und Arbeitswillen waren sie zur Hundertsonnenwelt gekommen. Bisher hatten sie sich ihrer wiedergewonnenen Intelligenz jedoch nicht erfreuen können.

»Kann ich Sie nach unten begleiten?« fragte Terhint. Ihm entging nicht, daß Tifflor zögerte. »Ich bin ein potentieller Gegner!« stellte er bitter fest.

»Wir können keine Ausnahmen machen.« Tifflor schüttelte bedauernd den Kopf, dann setzte er den Lift in Bewegung.

In den Kellerräumen hatten sich ein paar Dutzend Menschen versammelt. Tifflor mußte sich eine Gasse bahnen. Dann stand er vor den paralyisierten Matten-Willys. Zwischen ihnen lagen die beiden Männer. Dem geübten Blick des Solarmarschalls entging nicht, daß alle eine starke Ladung abbekommen hatten. Es würde Stunden dauern, bis die beiden Raumfahrer und die Plasmawesen aus der Paralyse erwachten.

Tifflor war sich darüber im klaren, daß er im Augenblick nichts tun konnte. Er schaltete sein Armbandfunkgerät ein und stellte eine Verbindung zur Zentrale her. Zunächst meldete sich ein Assistent Waringers, dann wurde die Stimme Aum Tauns hörbar.

»Hier ist es zu einem Zwischenfall gekommen«, eröffnete Tifflor das Gespräch. Er berichtete in knappen Worten, was geschehen war. »Es ist wichtig, daß Sie sofort mit dem Zentralplasma sprechen. Ich will nicht, daß wir Schwierigkeiten bekommen. Für die Sicherheit der paralysierten Matten-Willys übernehme ich die Verantwortung.«

Taun fragte: »Was werden Sie jetzt tun?«

Tifflor ging nicht auf die Frage ein. »Ist der Vermißte schon gefunden worden?« wollte er von Taun wissen. Er vermied es, Waringers Namen zu nennen.

»Nein«, antwortete Taun. »Die Sache ist äußerst rätselhaft.«

»Ich melde mich wieder«, kündigte Tifflor an und unterbrach die Verbindung.

»Bringt die Matten-Willys nach oben!« befahl er den Wachmannschaften. »Weiterhin werden alle Eingänge bewacht.«

Einer der Männer, die Schutzanzüge trugen, trat vor. »Ich bin Major Maltron!« stellte er sich vor. »Was soll mit den beiden Cynos geschehen?«

»Ich sehe nur zwei Raumfahrer«, sagte Tifflor gelassen. »Ob sie von Cynos übernommen oder beeinflußt wurden, muß sich erst noch herausstellen.«

Maltron wurde wütend und machte eine alles umfassende Geste.

»Wir sind der Auffassung, daß wir hart durchgreifen müssen. Wenn wir warten, bis die Cynos wieder zu sich kommen, haben wir vielleicht keine Gelegenheit mehr dazu.«

Tifflor schaute den Major zwingend an. »Und was schlagen Sie vor?«

Maltron schluckte hörbar. »Wir ... wir müssen sie ... unschädlich machen.«

Die Blicke des Solarmarschalls wanderten über die Männer hinweg. Er sah in finstere Gesichter. Haß und Furcht waren in ihnen zu erkennen.

»Denkt noch jemand so wie Maltron?« fragte Tifflor.

Zustimmendes Gemurmel wurde laut.

»So ist das also!« rief Tifflor aus. »Die Angst vor den Cynos läßt Sie vergessen, daß Sie eine Verantwortung haben. Einige unter Ihnen würden diese beiden Männer auf einen bloßen Verdacht hin töten.«

»Das stimmt nicht!« protestierte Maltron.

»Sie sprachen davon, die beiden Raumfahrer unschädlich zu machen«, erinnerte ihn Tifflor. »Wollen Sie mir erklären, was Sie damit meinen?«

Der Wachoffizier sagte etwas Unverständliches und zog sich zurück.

Dr. Kern, der neben Tifflor stand, seufzte leise. »Können Sie die Männer nicht verstehen?«

»Nur zu gut«, versetzte Tifflor. Er sah zu, wie die Wächter die erstarrten Matten-Willys auf Antigravtragen legten und nach oben brachten. Auch Princ Baibote und Metus Liggon wurden aus dem Kellerraum getragen.

»Glauben Sie, daß es Cynos sind?« wollte Dr. Kern wissen.

»Jeder ist verdächtig.« Tifflor deutete zum Eingang des Antigravlifts. »Es wird Zeit, daß wir die Paradetektoren einsetzen. Vielleicht helfen sie uns weiter.«

Tifflors Armbandfunkgerät summt. Er schaltete auf Empfang. Taun meldete sich aus der Zentrale. Seine Stimme klang müde.

»Anfrage aus Sektor Peyden. Sie wollen wissen, warum sie nicht mit Waringer sprechen können.«

»Erfinden Sie eine Ausrede«, empfahl Tifflor. »Wir müssen sie hinhalten, solange es geht. Die Stimmung ist explosiv. Die Nachricht von Waringers Verschwinden könnte die Lage noch verschlechtern. Haben Sie mit dem Zentralplasma gesprochen?«

»Keine Verbindung«, sagte Taun. »Das Plasma schweigt. Ich mache mir Sorgen.«

In einer düsteren Vision sah Tifflor das Zentralplasma unter der Kontrolle der Cynos. Er riß sich von dieser Vorstellung los. Das Plasma hatte seine parapsychische Stärke schon oft bewiesen. Es würde auch den Cynos standhalten. Vielleicht hatte es sich völlig von der Umwelt abgekapselt.

»Versuchen Sie es wieder!« befahl Tifflor Waringers Stellvertreter.

Taun lachte humorlos.

Inzwischen waren alle Matten-Willys weggebracht worden. Die Wachmannschaften hatten ihre Plätze wieder eingenommen. Das Gebäude, in dem die Gruppe Terhint untergebracht war, glich mehr und mehr einer bewaffneten Festung. Trotzdem war Tifflor nicht sicher, ob es möglich war, die Cynos auf diese Weise festzuhalten.

»Kommen Sie!« forderte er Dr. Kern auf. »Wir gehen wieder nach oben. Wir müssen mit dem Verhör der einzelnen Wissenschaftler beginnen. Er wird ein paar Tage dauern, bis wir alle untersucht haben.«

Kern machte ein skeptisches Gesicht. »Bis dahin kann viel passieren.«

Tifflor lauschte in sich hinein. Er spürte keinen parapsychischen Druck. Das bedeutete bestimmt nicht, daß die Gegner eine Beeinflussung Tifflors schon aufgegeben hatten. Irgendwann würden sie wieder zuschlagen.

Der Solarmarschall dachte an Waringer. Ohne den genialen Wissenschaftler war der terranische Stützpunkt auf der Hundertsonnenwelt nur die Hälfte wert.

Als Tifflor zusammen mit Dr. Kern in den oberen Räumen ankam, erwartete sie eine neue Überraschung. Vier Mitglieder der Gruppe Terhint waren spurlos verschwunden.

Terhint machte einen gehetzten Eindruck. Er wich Tifflors Blicken aus. Offenbar fühlte er sich für die Handlungen seiner Mitarbeiter verantwortlich. Tifflor zog einen Stuhl zu sich heran und ließ sich darauf nieder.

Terhints Zimmer war mit Angehörigen seiner Forschungsgruppe überfüllt. Im Eingang drängten sich Männer und Frauen, die auf neue Nachrichten warteten. Tifflor konnte die allgemeine Nervosität beinahe körperlich fühlen. Er ließ sich vom Stimmengewirr draußen auf dem Korridor nicht stören.

»Es ist Zufall, daß wir das Verschwinden der vier Personen überhaupt bemerkt haben.« Terhint unterbrach seine ruhelose Wanderung durch das Zimmer. »Ich wollte mit Varc Tolschon sprechen, doch er war nirgends zu finden.«

»Daraufhin habe ich eine sofortige Zählung veranlaßt«, fügte Dr. Kerschynski hinzu.

»Das war richtig«, anerkannte Tifflor. »Wer ist außer Tolschon noch verschwunden?«

»Ein Biologe namens Caldon, Fendon Ayloms und Bartella Stonis, eine Feldlinienphysikerin.«

»Besteht zwischen diesen Personen ein bestimmter Zusammenhang?« wollte Dr. Kern wissen.

Terhint überlegte einen Augenblick, dann schüttelte er den Kopf.

Tifflor stand auf und trat an das Fenster. Vor dem Haus sah er Wächter und Roboter patrouillieren. Ein paar Meter weiter entfernt leuchtete der Schutzschirm. Alle Schleusen waren besetzt.

»Es ist undenkbar, daß jemand einfach verschwinden kann«, sagte Tifflor. »Wir müssen das Haus durchsuchen.«

»Das habe ich bereits angeordnet«, meldete Kerschynski. »Aber wir konnten niemanden finden.«

Terhint nagte an seiner Unterlippe. »Mir ist das unerklärlich. Vor allem Tolschon war äußerst zuverlässig. Ich kann seine Handlungsweise nicht begreifen.«

»Vielleicht sind es Cynos!« rief jemand aus dem Hintergrund.

Für Tifflor war das ein Signal, sich an die im Raum versammelten Wissenschaftler zu wenden.

»Solche Verdächtigungen sind verantwortungslos!« rief er den Männern und Frauen zu. »Sie können dazu führen, daß Jagd auf Menschen gemacht wird, deren einzige Schuld bisher darin besteht, daß wir sie nicht auffinden können. Die Cynos sind teuflisch schlau. Es ist durchaus möglich, daß sie jemand hat verschwinden lassen, um uns auf eine falsche Spur zu locken. Wir suchen weiter nach den Verschwundenen. Inzwischen werden wir mit den Untersuchungen beginnen.«

Die Paradetektoren wurden ins Haus gebracht. Tifflor wählte einen großen Raum für die Untersuchungen aus. Er bestimmte Dr. Kern zum Leiter der dreiköpfigen Gruppe, die die Wissenschaftler untersuchen sollten. Roboter und Wächter mit schußbereiten Waffen standen neben den Detektoren.

»Die Männer und Frauen werden in alphabetischer Reihenfolge untersucht!« ordnete Tifflor an.

»Ich möchte den Anfang machen!« bot Terhint sich an. Sein Gesicht war blaß. »Alle sollen wissen, daß ich in Ordnung bin.«

»Die Detektoren geben uns vielleicht keinen endgültigen Aufschluß«, sagte Tifflor. »Wir müssen es aber versuchen.«

Er zog sich in einen verlassenen Nebenraum zurück und schaltete sein Armbandfunkgerät ein. Aum Taun meldete sich.

»Vier Mitglieder von Terhints Gruppe sind verschwunden«, berichtete Tifflor dem Wissenschaftler. »Es ist anzunehmen, daß es sich um die eingesickerten Cynos handelt. Trotzdem habe ich mit den Untersuchungen anfangen lassen.«

Er hörte Taun ächzen. »Wie konnten vier Menschen aus dem Gebäude entkommen? Es ist doch vollkommen abgeriegelt.«

»Das wird noch untersucht«, sagte Tifflor. »Doch wir müssen voraussetzen, daß sich die vier Cynos frei in den Werften bewegen.«

»Bei allen Planeten!« rief Taun entsetzt. »Was sollen wir tun?«

»Wir evakuieren Suntown!« sagte Juli an Tifflor gelassen.

Eine knappe Stunde nach diesem Gespräch mit Tifflor gelang es Aum Taun endlich, Verbindung zum Zentralplasma herzustellen. Das Kollektivlebewesen erklärte sein Schweigen nicht, gab aber zu verstehen, daß Waringer in Sicherheit war.

Taun erklärte die Lage. »Wir möchten die Bewohner von Suntown in die Kuppeln des Zentralplasmas evakuieren, weil wir glauben, daß sie dort vor eventuellen parapsychischen Angriffen der Cynos sicherer sind als in der Stadt.«

Das Zentralplasma erwies sich einmal mehr als echter Verbündeter. Es stimmte Tauns Vorschlägen sofort zu. Wie Tifflor und die anderen Verantwortlichen war es sicher, daß es den Menschen auf der Hundertsonnenwelt ausreichenden Schutz vor den Cynos geben konnte.

Dann endlich konnte Taun über Funk mit Waringer sprechen.

»Wir haben uns Sorgen um Sie gemacht, Geoffry! Um ehrlich zu sein: Ich hatte Sie schon aufgegeben. Wann kommen Sie in die Zentrale zurück?«

Waringers Stimme klang schwerfällig, als er antwortete.

»Ich kann vorläufig nicht zurück. Die Cynos würden mich sofort wieder angreifen. Hier in der Kuppel bin ich sicher.«

»Sie kennen Tiffors Pläne?«

»Ja. Ich unterstütze sie. Nur eine Evakuierung kann die Menschen von Suntown vor einer Katastrophe bewahren.«

Taun biß sich auf die Unterlippe. »Aber das bedeutet, daß wir Suntown den Cynos überlassen. Wir ziehen uns zurück.«

»Es ist ein Rückzug auf Zeit«, prophezeite Waringer. »Wir werden zurückkehren, sobald wir die Cynos überwältigt haben.«

Obwohl Taun wußte, daß Tiffor die Detektoruntersuchungen auch während der Evakuierung fortsetzen würde, rechnete er nicht mit einem Sieg über die Cynos.

»Ich muß mich jetzt um die Organisation kümmern«, kündigte er Waringer an. Zögernd fügte er hinzu: »Ich rechne mit einem Angriff der Cynos auf die Zentrale. Vielleicht werden wir niemals wieder miteinander sprechen.«

»Sie sollten weniger pessimistisch sein!« empfahl ihm Waringer.

Das Gespräch wurde vom Zentralplasma unterbrochen. Taun stand einen Augenblick grübelnd da, dann begab er sich in die Funkzentrale. Ein paar Minuten später war seine Stimme überall in Suntown zu hören. Sie klang aus allen Lautsprechern der Interkomanschlüsse.

Taun teilte den Bewohnern der Stadt mit, daß Waringer sich in einer Kuppel des Zentralplasmas aufhielt. Danach verkündete er seine Pläne, wie die Evakuierung der Stadt schnell und reibungslos durchgeführt werden konnte.

Noch während er sprach, erschien Tiffor im Zentralgebäude, um ihn bei der Organisation zu unterstützen.

»Wir wissen jetzt mit Sicherheit, daß die vier verschwundenen Forscher nicht mehr sie selbst sind«, sagte der Solarmarschall, nachdem Taun das Funkgerät abgeschaltet hatte. »Es sind zweifellos Cynos. Sie haben das Gebäude völlig ungeniert verlassen. Die Wachen ließen sie passieren und öffneten ihnen sogar noch eine Schleuse im Schutzschirm. Auf unsere Fragen erklärten die Wächter, daß sie nicht anders handeln konnten. Das bedeutet, daß sie parapsychisch beeinflusst wurden.«

Unbewußt blickte Taun sich innerhalb des Raumes um. Er schien mit einem Angriff zu rechnen.

»Wann werden sie wieder zuschlagen?«

»Das weiß niemand«, erwiderte Tiffor. »Es stünde in ihrer Macht, weitere Menschen zu beeinflussen, aber sie verzichten offenbar darauf. Sie haben ihr vorläufiges Ziel erreicht. Wenn sie die Hundertsonnenwelt erobern wollen, müssen sie sich jetzt um die Matten-Willys und das Zentralplasma kümmern.«

Das erste, was Baibote spürte, waren krampfartige Schmerzen im gesamten Körper. Er mußte sich dazu zwingen, seine Augen zu öffnen. Zunächst sah er nur ein paar Schatten, dann schälte sich die dunkle Mündung eines Kombi-Laders aus dem Nebel.

Sie war genau auf seine Stirn gerichtet. Baibote zog es vor, seine Augen wieder zu schließen.

»Der Kommandant der PASCON kommt zu sich!« hörte er jemand rufen.

»Wir bringen ihn und seinen Begleiter sofort in den Detektorraum«, sagte eine zweite Stimme. »Dr. Kern möchte die beiden untersuchen, bevor sie sich richtig bewegen können.«

Harte Hände griffen nach Baibote, legten ihn auf eine Antigravtrage und schnallten ihn fest.

»Laßt ihn nicht aus den Augen!« befahl der Mann, der als zweiter gesprochen hatte. »Wenn er einer der verdamnten Cynos ist, kann er jeden Augenblick angreifen. Sobald ihr etwas spürt, müßt ihr ihn wieder paralisieren.«

»Nein!« krächzte Baibote schmerzgequält. »Das ist alles ein schrecklicher Irrtum. Wir haben nichts mit diesen Cynos zu tun. Ich weiß nicht einmal, wer oder was das ist.«

»Hört nicht auf seine Beteuerungen!« befahl der Sprecher. »Handelt so, wie ich es gesagt habe.«

Baibote öffnete die Augen zum zweitenmal. Er hatte einen schlechten Geschmack im Mund und ein Gefühl in der Magengegend, als müßte er sich übergeben. Die Trage, auf die man ihn gelegt hatte, war von bewaffneten Männern umstellt.

Baibote schaute sie verständnislos an. »Will mir niemand erklären, was hier eigentlich los ist?«

Ein breitschultriger Mann, der den Helm seines Schutzanzuges zurückgeklappt hatte, gab den anderen einen Wink. »Bringt sie jetzt weg!«

Baibote sah, daß Metus Liggon ein paar Meter von ihm entfernt ebenfalls auf einer Trage lag. Er schien sein Bewußtsein noch nicht zurückerlangt zu haben.

Baibote ergab sich in sein Schicksal.

Die Männer, die ihn bewachten, machten nicht den Eindruck, als würden sie auf Proteste reagieren.

Er wurde in einen Lift geschoben. Sechs Männer kamen mit herein, auf jeder Seite der Trage drei, die Waffen im Anschlag. Diese Cynos mußten äußerst gefährlich sein, wenn man sich so gegen sie absicherte.

Liggon wurde in einen benachbarten Lift gebracht. Baibote sah die zweite Trage gerade noch vorbeigleiten, dann setzte sich der Lift in Bewegung.

Der Raumfahrer zählte die Etagen. Er fühlte die Blicke seiner Wächter auf sich ruhen. In ihren Gesichtern las er Mißtrauen und Angst. Diese Männer würden beim geringsten Anlaß das Feuer aus ihren Paralysatoren eröffnen. Baibote hatte keine Lust, ein zweites Mal völlig gelähmt zu werden, denn das konnte gesundheitliche Schäden nach sich ziehen. Er verhielt sich deshalb vollkommen still.

Der Lift hielt an. Die Trage wurde in einen breiten Korridor gesteuert. Auch hier standen überall bewaffnete Männer und Kampfroboter.

»Ist ein Krieg ausgebrochen?« fragte Baibote sarkastisch.

Niemand antwortete ihm.

Vor ihm glitt eine Tür auf. Er blickte in einen hell beleuchteten Raum, in dessen Mitte ein paar Maschinen standen. Baibote hob den Kopf. An den Wänden standen ebenfalls bewaffnete Männer.

Ein großer Mann kam auf ihn zu und blickte ihn forschend an. »Princ Baibote?«

»Natürlich!« rief der Afroterranner erbittert. »Wollen Sie mir vielleicht erklären, wie ich in dieses Tollhaus komme und was es bedeutet?«

Einer der Männer, die ihn begleitet hatten, hob drohend die Waffe. Der große Mann winkte ab.

»Baibote und sein Begleiter sind in Ordnung. Die Matten-Willys sind inzwischen aus ihrer Bewußtlosigkeit erwacht und haben uns alles erklärt. Sie wollten mit Hilfe der beiden Raumfahrer die Cynos überwältigen.«

Seine Worte hatten den Wachen gegolten, jetzt wandte er sich wieder an Baibote. »Ich bin Dr. Kern. Wie fühlen Sie sich?«

»Wie ein Stück Gummi mit Füßen«, antwortete Baibote unwirsch.

Der Wissenschaftler lächelte verständnisvoll.

»Obwohl die Erklärung der Matten-Willys genügt, müssen Sie sich in Ihrem eigenen Interesse der Untersuchung mit einem Paradetektor unterziehen.«

Baibote schaute mißtrauisch in Richtung der Maschinen.

»Die Untersuchung ist völlig ungefährlich«, beteuerte Dr. Kern.

Dem Raumfahrer fiel auf, daß die Augen des Wissenschaftlers tief in den Höhlen lagen und stark gerötet waren. Dr. Kern fehlte Schlaf.

»Ich erkläre Ihnen alles, sobald wir die Prozedur hinter uns gebracht haben«, versprach Dr. Kern.

Hinter Baibote fluchte jemand. Es war Liggon, der gerade auf seiner Trage hereingeschoben wurde. Er saß aufgerichtet da und wedelte mit den Armen.

»Kommandant!« rief er erleichtert. »Unter diesen Umständen halte ich es für besser, wenn wir die Hundertsonnenwelt wieder verlassen.«

»Das ist unmöglich«, sagte Dr. Kern. »Im Augenblick kann niemand Suntown verlassen.«

33.

Während die Untersuchung der Mitarbeiter Terhins und der Besatzungsmitglieder der PASCON in aller Eile fortgesetzt wurde, begann die Evakuierung der achtzigtausend Einwohner von Suntown in die Kuppeln des Zentralplasmas. Tifflor und Taun ließen mit Großtransportern Vorräte und Waffen zu den Kuppeln fliegen, denn sie wußten nicht, wie lange der unfreiwillige Aufenthalt im Schutz des Zentralplasmas dauern würde.

Tifflor ging kein Risiko ein, sondern bereitete alles für einen längeren Zeitraum vor.

Die zweite Ladung der Großtransporter bestand aus Menschen. Tifflor und Taun verfolgten die Evakuierung von der Zentrale in Suntown aus.

Der kleine Wissenschaftler wurde von Stunde zu Stunde nervöser. Er hatte zwischendurch nur ein paar Stunden geschlafen und nahm ständig Aufputschmittel.

»Die Cynos beobachten uns«, flüsterte Taun. »Sie sehen, was wir vorhaben. Warum dulden sie es?«

Tifflor hob die Schultern. Es war wahrscheinlich unmöglich, sich in die Gedanken eines Cynos zu versetzen.

»Ich rechne mit einem Angriff«, sagte Taun.

Ärgerlich murrte Tifflor: »Können Sie nicht einmal damit aufhören? Solange nichts passiert, haben wir keinen Grund, uns aufzuregen.«

Das wirkte. Taun straffte sich und sprach nicht mehr von den Cynos. Auf den Bildschirmen konnten die beiden Männer die verschiedenen Sektoren von Suntown beobachten. Überall waren die Wissenschaftler beim Aufbruch.

Die meisten von ihnen trugen Schutzanzüge und waren bewaffnet. Tifflor sah es voller Skepsis. Für die Cynos würde es unter diesen Umständen leicht sein, ein Chaos zu entfesseln. Sie brauchten mit Hilfe ihrer parapsychischen Fähigkeiten nur dafür zu sorgen, daß die Wissenschaftler aufeinander schossen.

Tifflor hoffte, daß die Cynos diese Situation nicht ausnutzen würden.

In der Zentrale trafen ständig Funknachrichten aus allen Sektoren Suntowns ein. Die auf der Hundertsonnenwelt lebenden Menschen verlangten neue Informationen.

Taun versuchte sie zu beschwichtigen. Das Gerücht, ein Angriff von über zweihundert Cynos auf Suntown stünde unmittelbar bevor, hielt sich hartnäckig. Erst als Geoffrey Abel Waringer in einem Funkrundspruch über alle Lautsprecher von den Kuppeln des Zentralplasmas aus zu den Wissenschaftlern sprach und sie beruhigte, legte sich die allgemeine Aufregung.

Trotzdem gab Tifflor sich keinen Illusionen hin. Es konnte schnell zu einer Panik kommen. Der geringste Zwischenfall konnte aus dem glimmenden Funken eine Explosion werden lassen.

»Ich bin froh, wenn alle in den Kuppeln untergebracht sind«, sagte Taun. Er rieb sich das Gesicht. »Ein paar von uns sollten in jedem Fall bewaffnet hier zurückbleiben.«

»Daran habe ich auch schon gedacht«, gab Tiffloor zu. »Ich bezweifle jedoch, daß es einen Sinn hat, Suntown von ein paar bewaffneten Männern bewachen zu lassen. Im Ernstfall wären sie den Cynos unterlegen.«

Taun nickte gequält. Für ihn war es unvorstellbar, daß er die Stadt, an deren Aufbau er mitgearbeitet hatte, ohne jeden Widerstand verlassen sollte.

»Was werden Sie Perry Rhodan berichten, wenn Sie wieder mit ihm zusammentreffen?« erkundigte sich Taun.

»Er hofft, daß wir hier eine Waffe gegen die Verdummungsstrahlung entwickeln können.«

Tiffloor betrachtete die Bildschirme.

»Ich werde Rhodan erst wiedersehen, wenn er aus dem Schwarm zurückgekehrt und auf der Hundertsonnenwelt die Ordnung wiederhergestellt ist.«

Es klang wie ein Versprechen.

Im Halbdunkel der Kuppel drängten sich die Wissenschaftler. Sie mußten sich ihre Plätze suchen, denn im Kuppelinnern herrschte Enge. Das Zentralplasma hatte sich zurückgezogen, soweit es ging.

Waringer, der auf einer Kiste stand und den Eingang der Kuppel nicht aus den Augen ließ, erkannte, daß die Unterbringung der Bewohner von Suntown in den Kuppeln nur eine Notlösung sein konnte. Länger als ein paar Tage konnten sie hier nicht bleiben, sonst würde es infolge der qualvollen Enge und der gefährdeten Versorgung zu Schwierigkeiten kommen.

Seit er sich in der Kuppel aufhielt, hatte der Einfluß der Cynos nachgelassen. Nur ein dumpfer Druck im Hinterkopf bewies dem Wissenschaftler, daß die vier Gegner weiterhin auf eine Gelegenheit zum Angriff warteten.

Die von den Cynos parapsychisch beeinflussten Wissenschaftler waren in besondere Räume gebracht worden. Dort wurden sie bewacht.

All dies würde bei einem konzentrierten Angriff der Cynos auf einzelne Personen keinen Sinn haben.

Doch die heimlichen Invasoren verhielten sich seltsamerweise still. Waringer ließ sich dadurch nicht täuschen.

Er ahnte, daß die Cynos sich zum entscheidenden Kampf rüsteten. Die Fremden waren sich wahrscheinlich darüber im klaren, daß sie zuerst das Zentralplasma besiegen mußten, wenn sie die Hundertsonnenwelt beherrschen wollten.

Waringer hatte das Kollektivlebewesen vor einem bevorstehenden Angriff gewarnt. Es war jedoch immer schwer, die Absichten des Plasmas vorherzusagen. Nach Waringers Ansicht unterschätzte der Verbündete der Terraner die Gefahr, die von den Cynos ausging.

»Die Gruppen, die in den einzelnen Sektoren zusammengearbeitet haben, bleiben auch jetzt zusammen!« rief Waringer ins Mikrophon. »Auf diese Weise bleibt zumindest die Diskussion erhalten. Richten Sie sich darauf ein, in den nächsten Tagen auf engstem Raum miteinander leben zu müssen. Die Teamleiter sind für die Versorgung ihrer Mitarbeiter verantwortlich. Alle Vorräte werden rationiert, weil wir nicht wissen, ob wir im Bedarfsfall Nachschub aus Suntown holen können.«

»Und was geschieht, wenn wir nach ein paar Tagen die Kuppeln nicht verlassen können?« rief ein bärtiger Mann.

Sofort wurde es still. Die Evakuierten innerhalb der Kuppel hatten die Frage gehört und warteten jetzt gespannt auf Waringers Antwort.

Der Zellaktivatorträger zögerte. Was sollte er diesen Männern und Frauen sagen? Die Wahrheit?

Waringer lächelte verlegen. Er kannte sie selbst nicht. Wie sollte er auch nur ahnen, was in ein paar Tagen sein würde?

»Ich denke, daß eine Entscheidung unmittelbar bevorsteht«, sagte er bedächtig. »Es wird zu einer Auseinandersetzung zwischen den eingedrungenen Cynos und dem Zentralplasma kommen. Vom Ausgang dieses Kampfes hängt unser Schicksal ab. Wir müssen das Zentralplasma unterstützen. Dazu gehört, daß wir uns innerhalb der Kuppel so ruhig wie möglich verhalten, damit das Plasma sich konzentrieren kann.«

Der bärtige Mann schob sich in die vordere Reihe.

»Und was geschieht, wenn die Cynos das Plasma ignorieren und sich auf die Zerstörung von Suntown beschränken?«

»Ich glaube nicht, daß dieser Fall eintreten wird.« Waringer versuchte, seiner Stimme Überzeugungskraft zu verleihen. »Die Cynos sind keine Wesen, die aus emotionalen Gründen vernichten. Ihre Einsätze sind gezielt. Sie sind intelligent und haben ihre eigenen moralischen Vorstellungen, nach denen sie handeln. Alles, was wir über sie wissen, deutet auch darauf hin, daß uns keine unmittelbare Gefahr droht.«

Die Erinnerung an die parapsychischen Visionen, die ihn vor kurzer Zeit überfallen hatten, wurde übermächtig. Gegen seinen Willen fuhr Waringer fort: »Ich habe den Eindruck, daß es das Ziel der Cynos ist, die Hundertsonnenwelt aus dem Leerraum zwischen den Galaxien zu entfernen und ins Zentrum der Galaxis zu bringen.«

Seine Worte lösten heftige Unruhe aus. Die Wissenschaftler riefen durcheinander.

»Ruhe!« schrie Waringer ins Mikrophon. »Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig.«
Das wirkte.

In die entstehende Stille hinein sagte Waringer: »Ich sah dieses Bild vor mir, als ich von den Cynos fast - völlig beherrscht wurde. Es muß nicht den tatsächlichen Wünschen der Fremden entsprechen.«

Zu seiner Erleichterung landete ein Transportgleiter vor der Kuppel und enthob ihn damit weiterer Erklärungen. Er sprang von der Kiste und eilte hinaus, um die Neuankömmlinge an die richtigen Plätze zu schicken.

Das Wesen, das wie Varc Tolschon aussah, verhielt im Schatten einer Kablesäule und hielt stumme Zwiesprache mit einem Altgenossen, der ein paar hundert Meter von ihm entfernt ein Gebäude durchsuchte. Etwas später wurden auch die beiden anderen Cynos in das telepathische Gespräch miteinbezogen.

Der Fremde, der das Aussehen des Biologen Caldon angenommen hatte, stellte fest, daß sich fast alle Menschen aus den Werften von Suntown in die Kuppeln des Zentralplasmas geflüchtet hatten.

Ein paar Roboter mit Paradetektoren durchstreiften die Stadt. Die Cynos konnten ihnen leicht ausweichen.

»Sie haben sich freiwillig zurückgezogen«, telepathierte der Cyno, der wie Bartella Stonis aussah. »Natürlich wissen sie längst, was unser Ziel ist.«

»Wir hätten Waringer unter Kontrolle halten müssen«, antwortete der Caldon-Cyno.

»Solange das Zentralplasma frei handeln kann, wird es die Menschen unterstützen«, meinte der Ayloms-Cyno.

»Darüber müssen wir uns im klaren sein. Wenn wir die Hundertsonnenwelt vollständig kontrollieren wollen, müssen wir das Zentralplasma ausschalten.«

Der falsche Tolschon trat auf die Straße hinaus und blickte sich um. »Wir müssen auf die Paradetektoren aufpassen. Sie könnten uns gefährlich werden.«

»Unsinn!« erwiderte der Stonis-Cyno heftig. »In ganz Suntown sind im Höchstfall sechs oder sieben Detektoren im Einsatz.«

Die Gedanken der vier Fremden verstummten. Die Cynos dachten jeder für sich über die noch zu lösenden Probleme nach. Sie bedauerten, daß bis her noch keine anderen Mitglieder ihres Volkes auf der Hundertsonnenwelt eingetroffen waren. Das hätte alles erleichtert.

Nach einer Weile gab der Tolschon-Cyno seine Abgeschlossenheit auf. »Gehen wir gemeinsam gegen das Plasma vor oder jeder für sich?«

Der Fremde, der das Aussehen von Bartella Stonis angenommen hatte, reagierte sofort: »Natürlich machen wir es gemeinsam. Anders wird es nicht möglich sein. Ich habe das Gefühl, daß ihr das Zentralplasma unterschätzt. Ich warne euch!«

»Wie könnte uns das Plasma gefährlich werden?« fragte der Caldon-Cyno.

»Es wirkt sehr friedlich und zurückhaltend«, meinte der Ayloms-Cyno.

»Solange es nicht angegriffen wird«, erinnerte sie das Wesen, das die Frau verkörperte, »kann das Zentralplasma nichts unternehmen. Aber allein seine Anwesenheit ist ein Störfaktor für uns. Wir müssen es unter Kontrolle bekommen.«

»Wollen wir damit nicht warten, bis wir mehr sind?« fragte der Caldon-Cyno.

Auch der Stonis-Cyno hatte schon daran gedacht, die Entscheidung hinauszuzögern. Doch dann würden ihre Aktionen von vielen Zufällen abhängen.

»Wir bringen es hinter uns«, entschied er.

Wieder verstummten die Gedanken. Die vier Cynos konzentrierten sich. Einige Zeit später trafen sie sich auf einem freien Platz zwischen einigen Lagerhallen. Obwohl es nicht notwendig war, behielten sie das Aussehen bei, das sie bereits auf dem Planeten Heyschryk angenommen hatten.

Im Gegensatz zu Wesen, die nicht ihrem Volk angehörten, konnten die Cynos auch in diesem Zustand das wirkliche Aussehen ihrer Artgenossen erkennen.

»Seid ihr bereit?« erkundigte sich der Stonis-Cyno. Die drei anderen stimmten zu.

Sie warteten, bis der Gleichklang ihrer Psi-Fähigkeiten hergestellt war, dann setzten sie sich in Bewegung. Sie gingen langsam durch die stillen Straßen von Suntown. Obwohl sie noch weit von den Kuppeln des Zentralplasmas entfernt waren, begannen sie ihre Fühler bereits danach auszustrecken.

Princ Baibote beobachtete einen Matten-Willy, der zwischen den am Boden kauern Menschen herumkroch und sie aufzumuntern versuchte. Die Matten-Willys waren geradezu rührend um das Wohlergehen ihrer achtzigtausend unfreiwilligen Gäste besorgt. Trotzdem war die Stimmung innerhalb der Kuppeln schlecht. Das tatenlose Warten zerrte an den Nerven der Evakuierten.

Schläfrig blickte Baibote zum Ausgang. Dort standen ein paar Männer und Frauen und diskutierten. Die Besatzungsmitglieder der PASCON beteiligten sich nicht an Gesprächen mit den Wissenschaftlern. Baibote und die Mannschaft spürten deutlich, daß man sie ablehnte. Das Mißtrauen legte sich nur langsam. Unbewußt wurden die Raumfahrer für das Eindringen der Cynos verantwortlich gemacht.

Metus Liggon, der neben Baibote am Boden lag, stöhnte im Schlaf. Baibote versetzte ihm einen Rippenstoß. Sofort schreckte der ehemalige Kaufmann hoch.

»Alles in Ordnung!« beruhigte ihn Baibote. »Ich wollte dir nur mitteilen, daß es Zeit für unsere zweite Ration ist.«

Liggon rieb sich die Augen und fragte verdrossen: »Warum haben Sie sich nicht darum gekümmert?«

Baibote grinste. »Mir war langweilig«, gestand er. »Ich hatte vor, mich ein bißchen mit dir zu unterhalten.«

»Über Forchy II?« fragte Liggon.

Ein Schatten fiel über Baibotes Gesicht. Seine Augen verengten sich.

»Das ist vorbei. Ich werde mich allein mit meiner Erinnerung auseinandersetzen.«

Der Matten-Willy hatte die beiden Raumfahrer erreicht und winkte ihnen mit einem Pseudoarm zu.

»Kann ich irgend etwas für euch tun?«

Liggon deutete mit dem Daumen auf Baibote und sagte säuerlich: »Er braucht einen Alleinunterhalter.«

Bevor das Plasmawesen antworten konnte, knackten die Lautsprecher.

»Hier spricht Waringer!« meldete sich der führende Wissenschaftler des Solaren Imperiums. »Ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß ein parapsychischer Angriff auf das Zentralplasma bevorsteht. Unser Verbündeter ist zwar optimistisch, aber wir wollen trotzdem einige Vorsichtsmaßnahmen treffen.«

Baibote und Liggon sahen sich betroffen an. Die in ihrer Nähe liegenden Menschen richteten sich auf. Die Stille, die sich ausbreitete, täuschte.

»Vor allem«, fuhr Waringer fort, »müssen wir das Plasma entlasten. Das bedeutet, daß wir uns seinen Anordnungen fügen müssen. Wenn jeder von uns das tut, was das Zentralplasma für richtig hält, kann uns nichts geschehen. Überall in den Kuppeln sind Matten-Willys. Sie werden uns sagen, was wir zu tun haben.«

Baibote beobachtete die Frauen und Männer in seiner unmittelbaren Umgebung. Er war ein erfahrener Kommandant und konnte aus winzigen Reaktionen Rückschlüsse ziehen. Die Spannungen, unter denen die Evakuierten standen, konnten sich leicht in einer Panik entladen. Zuviel war in den letzten Monaten auf diese Menschen eingestürmt. Nach dem Vordringen des Schwarms in die Galaxis war es zur Verdummungswelle gekommen. Dann hatte man die Wissenschaftler unter schwierigen Begleitumständen nach Suntown gebracht. Baibote ahnte, daß die Belastungsgrenze der Evakuierten bald erreicht sein würde.

Aber das wußten Tifflor und Waringer sicher auch. Sie und die anderen Verantwortlichen würden sich entsprechend verhalten.

Baibote konzentrierte sich wieder auf Waringers Stimme, die aus den Lautsprechern klang.

»... durchaus möglich, daß auch wir von einem parapsychischen Angriff auf das Zentralplasma betroffen werden. Das ist nicht vorherzusagen. Jeder von uns, der spürt, daß er beeinflußt werden soll, muß sofort die Personen in seiner unmittelbaren Umgebung darauf aufmerksam machen. Sie müssen ihn dann paralysieren.«

Baibote fragte sich, was sie tun sollten, wenn die Cynos sie alle gleichzeitig beeinflussen würden?

Seine einzige Hoffnung war, daß ein solches Vorgehen die Kraft dieser Wesen überstieg.

Waringer nannte weitere Einzelpunkte. Nachdem er die Durchsage beendet hatte, blieben die Evakuierten noch einige Zeit ruhig auf ihren Plätzen sitzen.

Sie machten einen Eindruck, als wären sie betäubt. Baibote glaubte auch dieses Symptom richtig einschätzen zu können. Unauffällig kontrollierte er seinen Paralysator. Er war überzeugt davon, daß er ihn früher brauchen würde, als ihm lieb war.

Liggon blieben die Vorbereitungen des Kommandanten nicht verborgen. »Was machen Sie da?« erkundigte er sich unwillig. »Glauben Sie, daß *ich* beeinflußt werden könnte?«

Baibote sah ihn abschätzend an. »Nein«, sagte er dann.

»Was heißt das?« wollte Liggon argwöhnisch wissen. »Trauen Sie mir nicht zu, daß ich beeinflußt werden könnte?«

»Möchtest du denn beeinflußt werden?« erkundigte sich Baibote.

»Natürlich nicht!« rief Liggon heftig. »Aber ich möchte nicht, daß Sie denken, daß die Cynos mich im Falle eines Angriffs überhaupt nicht beachten würden. Als Ihr Stellvertreter bin ich ein wichtiger Mann.« Er wurde verlegen, als er Baibote lächeln sah. »Ich weiß jedoch, daß Sie mich nicht als Ersten Offizier der PASCON anerkennen!«

Baibote stand auf und streckte sich. »Du bist Kaufmann, Metus. Ein richtiger Raumfahrer wird aus dir nie werden.«

»Sie überheblicher Riese!« brach es aus Liggon hervor. »Eines Tages werden Sie Ihren Dünkel aufgeben müssen. Ich werde Ihnen beweisen, daß ich ein mindestens genauso guter Raumfahrer bin wie jedes andere Mitglied der PASCON-Mannschaft.«

Waringer, Tifflor, Aum Taun und Kerschynski standen auf dem Dach einer Kuppel und blickten in Richtung von Suntown. Es fiel Tifflor nicht schwer, sich die verlassenen Industrieanlagen und Straßen vorzustellen. Das visionäre Bild hatte etwas Niederschmetterndes. Eine Stadt, überlegte der Solarmarschall, war wie ein lebendes Wesen.

Und wie ein lebendes Wesen konnte sie sterben. Vielleicht hatten sie Suntown mit der Evakuierung zum Tode verurteilt.

Taun brach als erster die Stille. »Ich spüre noch immer nichts. Vielleicht kommen die Cynos nie.«

Waringer lachte auf. Er hielt einen Paralysator schußbereit in der rechten Hand. Er war entschlossen, sich damit selbst zu lahmen, falls ihn die Cynos noch einmal angreifen sollten. Ein zweites Mal wollte er sich nicht mehr diesen quälenden Hypnoimpulsen aussetzen.

»Sie werden kommen«, sagte Waringer mit Überzeugung. »Sie wissen genau, daß sie das Zentralplasma unter Kontrolle bekommen müssen, wenn sie die Hundertsonnenwelt beherrschen wollen.«

Kerschynski sah ihn zweifelnd an. »Ich glaube einfach nicht, daß die Cynos Möglichkeiten haben, die Hundertsonnenwelt ins Zentrum der Galaxis zu versetzen.«

»Wir wissen zu wenig über sie, um uns darüber ein Urteil erlauben zu können«, mischte sich Taun ein.

»Allein die Vorstellung, daß sie die Entwicklung der Menschheit von Anfang an beobachtet haben, schockiert mich«, gestand Waringer.

»Nicht nur beobachtet«, verbesserte Tifflor, »sondern auch beeinflusst.«

»Dafür gibt es keine Beweise«, meinte Taun.

Tifflor lächelte nur. Er kannte alle Berichte über die Tätigkeit der Cynos.

Tifflor glaubte auch den Grund für diese Tätigkeit im Untergrund zu kennen: den Schwarm!

Die Cynos hatten versucht, die Völker der Galaxis auf das Zusammentreffen mit dem Schwarm vorzubereiten.

Dabei war ihnen jedoch ein entscheidender Fehler unterlaufen. Sie hatten nur ihre eigenen Interessen berücksichtigt. Zweifellos bestand zwischen den Cynos und dem Schwarm ein Zusammenhang.

Tifflor hörte auf, darüber nachzudenken. Er wußte genau, daß er nur errahnen konnte, wie die Wirklichkeit aussah.

»Im Augenblick mache ich mir mehr Sorgen um die Menschen in den Kuppeln als um die Cynos«, sagte er. »Ich hoffe nur, daß das Plasma seine Kräfte richtig einschätzt und uns gegen alle Angriffe abschirmen kann.«

»Vielleicht sind wir zu passiv«, meinte Taun. »Angriff wäre vielleicht die beste Verteidigung.«

Tifflor antwortete nicht. Wen sollten sie denn angreifen? Die Cynos zeigten sich nur, wenn sie es wollten. Es war zwar bekannt, welches Aussehen sie angenommen hatten, um unauffällig in die Gruppe Terhint leben zu können.

Aber besaßen sie dieses Aussehen noch immer?

Tifflor bezweifelte es. Sicher würden die Cynos ihre alte Taktik weiterverfolgen. Diese Wesen waren so daran gewöhnt, aus dem Verborgenen zu operieren, daß ihnen jede andere Handlungsweise wahrscheinlich fremd war.

»Gehen wir nach unten«, schlug Waringer vor. »Wir werden die Cynos doch nicht sehen.« Der Angriff auf das Zentralplasma erfolgte drei Stunden später.

34.

Der Matten-Willy vor dem Eingang der großen Kuppel begann zu zittern. Er spürte fremdartige Impulse. Die Sonnen am Himmel der Hundertsonnenwelt schienen zu flackern. Der Matten-Willy begann zu rotieren und versank einen Meter im Boden. Dort hielt er inne. Alle seine Bewegungen erstarben. Vorsichtig streckte er seine telepathischen Fühler aus. Wieder erreichten ihn die fremden Impulse, zögernd noch und tastend, als wollten die Fremden zunächst einmal die Reaktion ihres erwählten Opfers abwarten.

Hastig zog der Matten-Willy seine telepathischen Fühler zurück. Er errichtete eine Barriere gegen die fremden Impulse. Das half. Der Matten-Willy spürte jedoch keine Erleichterung, weil er unterschwellig die wirklichen Kräfte der Fremden erahnte.

Nach einer Weile öffnete er seine parapsychischen Sinne für die anderen Matten-Willys. Gleich ihm verhielten sie sich abwartend. Auch das Zentralplasma tat nichts.

Der Matten-Willy hatte den Eindruck, daß das Plasma und die Fremden sich weiterhin abtasteten, als wollten sie ihre Kräfte erproben, bevor sie aufeinanderprallten. Er bildete einen dünnen Pseudoarm und bohrte damit eine Öffnung bis an die Oberfläche. Dann bildete er ein Auge und beobachtete die Umgebung. Das Land mit den Kuppeln lag flach und verlassen vor ihm.

Trotzdem mußten die Fremden ganz in der Nähe sein.

Voller Sorge dachte der Matten-Willy an seine Freunde, die Menschen. Sie besaßen bis auf wenige Ausnahmen keine Abwehrkräfte. Was würde mit ihnen geschehen?

Es war denkbar, daß sie zwischen den streitenden Parteien zerrieben wurden. Eine parapsychische Auseinandersetzung unvorstellbaren Ausmaßes stand bevor.

Ein Impuls des Zentralplasmas, der an die Fremden gerichtet war, ließ den Matten-Willy zusammenzucken. Das Zentralplasma demonstrierte seine Stärke, ließ aber gleichzeitig seine Bereitschaft zu einer friedlichen Lösung erkennen. Es forderte die vier Cynos auf, die Hundertsonnenwelt zu verlassen.

Die Cynos lehnten das ab. In einer telepathischen Botschaft versicherten sie, daß sie nichts gegen die Terraner und gegen das Plasma unternehmen würden, wenn sie die gesamte Hundertsonnenwelt für ihre Zwecke verwenden konnten.

Das Zentralplasma lehnte entschieden ab.

Der Matten-Willy, der nichts anderes erwartet hatte, bohrte sich hastig noch ein Stück tiefer in den Boden, obwohl er genau wußte, daß ihm die Dunkelheit allein keinen Schutz bieten würde. Die Nähe anderer Matten-Willys wurde ihm bewußt. Das vertraute telepathische Zusammengehörigkeitsgefühl stärkte das Vertrauen des Matten-Willys.

In diesem Augenblick hörten die Impulse des Zentralplasmas und der Fremden völlig auf. Die Konzentration begann.

Überall auf der Hundertsonnenwelt lagen die Matten-Willys in ihren Löchern und warteten auf den Ausbruch des Kampfes. Sie wußten, daß die Fremden zuschlagen würden. Das Zentralplasma verhielt sich nach wie vor abwartend.

Im Innern der Kuppeln war es ebenfalls still. Auch die Menschen, die in keiner Weise parapsychisch befähigt waren, hielten den Atem an. Für jedes lebende Wesen auf der Hundertsonnenwelt war die Spannung fühlbar. Der erste Angriff der Fremden wirkte so primitiv, daß der Matten-Willy im Boden vor der großen Kuppel sich fragte, ob es nicht nur Taktik war, daß die Cynos sich mit einem Hypnoimpuls größter Intensität begnügten. Das Plasma hielt dem Druck mühelos stand. Sofort zogen sich die Fremden wieder zurück. Sie hatten dem Zentralplasma befohlen, einfach aufzugeben.

Wie der Matten-Willy erwartet hatte, war der nächste Angriff ungleich gefährlicher. Die Cynos imitierten einen telepathischen Notruf der Matten-Willys, weil sie auf diese Weise tief in das Bewußtsein des Zentralplasmas einzudringen hofften.

Fast wäre ihnen das auch gelungen, doch die Matten-Willys reagierten blitzschnell und schickten ebenfalls einen Impuls an das Zentralplasma, das sich sofort verschloß. Trotzdem wirkte es einen Augenblick durch den psionischen Schock wie gelähmt.

Die Fremden nutzten die Schwäche sofort aus und stießen nach. Der Matten-Willy spürte eine Welle von schmerzenden Impulsen, die gegen die Kuppeln gerichtet waren.

Auch das Zentralplasma spürte den Schmerz, aber es hatte sich auf einen solchen Angriff vorbereitet und reagierte erstaunlich gelassen. Es war jedoch in die Verteidigung gedrängt worden. Die Cynos wollten den einmal gewonnenen Vorteil nicht aufgeben und legten ihre gesamte Kraft in den nächsten Angriff.

Auch die Menschen spürten die Wucht des Vorstoßes. Sie wußten, daß ihr Schicksal ebenfalls entschieden wurde, und verharrten schweigend.

Die Cynos schufen das Suggestivbild einer veränderten Landschaft. Zwischen den Kuppeln ragten plötzlich Berge auf. Wassermassen wälzten sich heran und schäumten über die Kuppeln hinweg. Die Hundertsonnenwelt schien aufzuglühen.

Der Matten-Willy im Boden vor der großen Kuppel rollte sich zusammen. Obwohl er wußte, daß er von psionischer Energie geschaffene Trugbilder erblickte, konnte er sich nicht davon losreißen. Er wußte, was die Cynos beabsichtigten. Das Plasma sollte verängstigt und unsicher gemacht werden.

Das Kollektivlebewesen reagierte anders, als es die Cynos erwartet hatten. Es schaltete seine Psi-Energien in das Suggestivbild ein und verstärkte es. Die Cynos gaben ihren Versuch sofort auf und griffen wieder mit hypnotischen Befehlsimpulsen an. Über den Kuppeln erschienen bläulich leuchtende Kugeln. Das Plasma registrierte ihre Anwesenheit. Es war sich darüber im klaren, daß die Cynos immer wieder von ihren eigentlichen Aktionen abzulenken versuchten.

Der sich ausschließlich auf parapsychischer Ebene abspielende Kampf wurde immer erbitterter. Die Cynos spürten, daß das Plasma aus seiner Verteidigungsstellung heraus geschickter alle Angriffe parierte als zuvor. Sie kamen nicht so gut voran, wie sie gehofft hatten. Der Verteidiger der Hundertsonnenwelt war ebenfalls beunruhigt. Er hatte bisher keinen entscheidenden Gegenschlag führen können. Das bedeutete, daß er weiter geduldig auf seine Chance warten mußte. Überall auf der Hundertsonnenwelt kauerten die Matten-Willys in ihren Erdlöchern und verfolgten den Kampf. Wenn das Zentralplasma verlor, waren auch sie von den Cynos abhängig.

Die hypnotischen Impulse, die dem Zentralplasma galten, waren jetzt so stark, daß die meisten Wissenschaftler, auch Waringer, es vorgezogen hatten, sich selbst zu paralisieren. Auf diese Weise entzogen sie sich dem Zwang, bestimmte Befehle ausführen zu müssen.

Tifflor sehnte sich danach, sich ebenfalls mit seinem Paralysator Erleichterung zu verschaffen. Auch sein mentalstabilisiertes Gehirn litt unter den Impulsen. Die Kopfschmerzen wurden immer unerträglicher. Er lehnte mit dem Rücken gegen die Wand neben dem Eingang und versuchte sich auf irgend etwas Nebensächliches zu konzentrieren. Er war von dem Gedanken besessen, daß zumindest einer der evakuierten Menschen bei Besinnung bleiben mußte, um dem Zentralplasma im Notfall zu Hilfe kommen zu können.

Tifflor stellte sich einen Garten mit bunten Blumen vor. Er sah sich selbst, wie er durch den Garten ging und die Blumen zählte. Das Bild verblaßte wieder und wurde von parapsychischen Befehlen überlagert.

Die Matten-Willys waren aus der Kuppel verschwunden. Tifflor vermutete, daß die Plasmawesen sich in den Boden gebohrt hatten.

Tifflor stieß sich von der Wand ab.

Wieviel Zeit war eigentlich seit Beginn der Auseinandersetzung vergangen? Je länger der Kampf dauerte, desto geringer wurden die Aussichten für das Zentralplasma, ihn zu gewinnen.

Tifflor öffnete die Tür und trat ins Freie. Er hielt jetzt einen Desintegrator in der Hand. Die Hoffnung, daß er die vier Cynos finden könnte, war sehr gering. Aber er wollte es zumindest versuchen.

Als er stehenblieb, sah er aus der Richtung einer anderen Kuppel eine menschliche Gestalt auf sich zutaukeln. Sofort hob er die Waffe.

Dann erkannte er Princ Baibote, der sich offenbar kaum auf den Beinen halten konnte.

Tifflor kniff die Augen zusammen. Schon einmal hatte Baibote sich verdächtig gemacht. Die Aussage der Matten-Willys und die Untersuchung mit dem Paradetektor hatten ihn jedoch rehabilitiert.

Aber das bedeutete gar nichts. Inzwischen konnte ein Cyno Balbotes Aussehen angenommen haben.

Auch Baibote hob jetzt seine Waffe. Entweder spielten sich in seinem Gehirn die gleichen Gedanken ab, oder er war tatsächlich ein Cyno.

Die beiden Männer gingen aufeinander zu.

»Bleiben Sie stehen!« schrie Tifflor. »Ich ziele auf Sie.«

Der Kommandant der PASCON hielt sofort an. Er schwankte mit dem Oberkörper hin und her.

»Sind Sie wirklich Tifflor oder ein verdammter Cyno?« rief er.

Auch dieser Ausruf konnte ein Trick sein. Sie beobachteten sich über eine Entfernung von fünfzig Metern hinweg. Für Sekunden vergaß Tifflor die hypnotischen Impulse der Cynos, die gegen das Zentralplasma gerichtet waren.

»Wie soll ich wissen, ob nicht *Sie* ein Cyno sind?« schrie Tifflor.

Plötzlich brach Baibote in ein wildes Gelächter aus und stieß seine Waffe in den Gürtel zurück. Tifflor stimmte in das Lachen ein. Die Spannung löste sich.

Die beiden Männer gingen aufeinander zu.

»Wie kommt es, daß Sie sich nicht paralysiert haben?« fragte Tifflor.

Balbotes gutmütiges Gesicht hatte harte Linien bekommen. Er hatte einen abgekauten Zigarrenstummel zwischen den Zähnen. Auf Tifflors erstaunten Blick sagte er: »Das hilft mir, mich von den Impulsen abzulenken. Ich habe Liggon paralysiert, bevor er es mit mir tun konnte. Ich denke, daß ich noch für einige Zeit aushaken kann.«

»Ausgezeichnet!« lobte Tifflor. »Vielleicht können wir etwas für das Zentralplasma tun.«

»Woran haben Sie gedacht?«

»An die Paradetektoren. In der Stadt haben sie jetzt wenig Sinn.« Tifflor holte tief Atem. »Vielleicht können wir ein oder zwei Geräte hierherbringen und gegen die Cynos einsetzen.«

»Worauf warten wir noch?« fragte Baibote grimmig.

Die vier Cynos hatten die Stadt verlassen. Sie waren nun in der Nähe der Kuppeln. Noch immer täuschten sie das Aussehen jener vier Menschen vor, die früher einmal zur Gruppe Terhint gehört hatten. Dabei war ihnen klar, daß sie von niemand gesehen wurden. Sie standen dicht nebeneinander und bewegten sich nicht. Ihre parapsychischen Sinne arbeiteten jedoch angestrengt.

Für eine Unterhaltung untereinander hatten sie keine Zeit. Sie mußten sich völlig auf das Zentralplasma konzentrieren. Jeder von ihnen wußte, was er zu tun hatte. Sie hatten längst erkannt, daß der Erfolg ihnen schwerer fallen würde, als sie ursprünglich angenommen hatten. Das Zentralplasma war ein ebenbürtiger Gegner.

Immer wieder prallten die parapsychischen Energien aufeinander. Entscheidend würde sein, wessen Kraft zuerst nachließ. Die Cynos bedauerten wieder, daß sie nur zu viert waren. Doch darüber nachzudenken war für sie sinnlos. Sie mußten das zu Ende führen, was sie begonnen hatten.

Sie verstärkten ihre Anstrengungen. Manchmal glaubten sie, bei ihrem Gegner Erschöpfung erkennen zu können.

Je weiter sie sich aus dem Gebiet der Kuppeln entfernten, desto geringer wurde der Einfluß der Cyno-Impulse.

An die Stelle der Schmerzen trat eine Müdigkeit, wie sie Tifflor, der Zellaktivatorträger, seit Jahrhunderten nicht mehr erlebt hatte.

Er wunderte sich deshalb nicht, daß Baibote im Sitz des Gleiters zusammensank und einschlief. Die Maschine schwebte über den Häusern von Suntown. Vergeblich hielt Tifflor nach den Robotern mit den Paradetektoren Ausschau. Er hatte bereits ein paar Funkimpulse abgestrahlt, aber keine Antwort erhalten.

Tifflor konnte sich nicht vorstellen, daß irgend jemand den Robotern die Einstellung ihrer Rundflüge befohlen hatte. Wahrscheinlich hatten die Cynos etwas gegen die Roboter unternommen.

Tifflor landete die Maschine, mit der sie von den Kuppeln aus gestartet waren, auf einem freien Platz zwischen den Gebäuden.

Draußen war alles still. Unheimlich still. Suntown war zu einer Geisterstadt geworden. Würde sich das jemals ändern?

Tifflor rüttelte seinen Begleiter wach. Baibote schreckte aus seinem Erschöpfungsschlaf hoch.

»Was ... was ist los?« fragte er matt. Tifflor konnte sehen, daß der Mann Mühe hatte, seine Augen offenzuhalten.

»Wir sind in Suntown!« antwortete der Solarmarschall. »Aber von den Robotern mit den Paradetektoren ist nichts zu sehen.«

Baibote preßte die Hände gegen die Schläfen. »Ich kann nicht klar denken.«

»Das verstehe ich! Ohne meinen Zellaktivator erginge es mir nicht besser.«

Baibote ließ sich wieder in den Sitz sinken und schlief sofort ein. Für Tifflor bedeutete das, daß er die Suche allein fortsetzen mußte. Er startete den Gleiter und flog damit zu dem Gebäude, wo die Gruppe Terhint gewohnt hatte. Aber auch dort fand er keinen Paradetektor. Die Cynos hatten offenbar ganze Arbeit geleistet.

Tifflor stand auf dem flachen Dach des Hauses. Der warme Wind strich über sein Gesicht. Er spürte den Wunsch, sich neben Baibote in den Pilotensitz zu legen und zu schlafen.

Plötzlich vernahm er ein Geräusch.

Vom Südrand der Stadt näherte sich ein Gleiter. Er flog unregelmäßige Kurven. Manchmal sank er bis über die flacheren Gebäude hinab, so daß es aussah, als würde er gegen eine Hauswand prallen. Unter dem Gleiter hing irgendein Gebilde, eine eigenartige Last, die Tifflor nicht genau ausmachen konnte.

Abermals weckte er Baibote. Er schlug ihm mit der flachen Hand leicht ins Gesicht.

»Kommen Sie zu sich, Princ! Da kommt irgendein Gleiter an, der etwas mitschleppt.«

Baibote schaute aus der Kanzel.

Nach einer Weile verlor Tiffloor die Geduld und startete den Gleiter, mit dem sie nach Suntown gekommen waren. Schnell näherte er sich der anderen Maschine. Er stieß einen Pfiff aus.

»Der Gleiter schleppt alle Paradetektoren mit sich. Verstehen Sie das?«

Baibote sagte: »Vielleicht sitzt ein Cyno im Pilotensitz.«

Sie flogen hinter der mit mäßiger Geschwindigkeit dahingleitenden Maschine her.

»Das Ziel des Gleiters scheinen die Kuppeln zu sein.«

Die beiden Männer sahen, wie der Pilot der vor ihnen fliegenden Maschine die Gewalt über die Steuerung verlor. Der Gleiter senkte sich rasch zu Boden. Das Gewicht der Paradetektoren, die von Stahlseilen zusammengehalten wurden, beeinträchtigte die Landung.

»Ich gehe nicht zu dicht heran, wegen der Explosionsgefahr«, erklärte Tiffloor.

Baibote nickte. Er sah die verzweifelten Bewegungen des Piloten des anderen Gleiters.

Die Paradetektoren krachten auf die Straße. Ein paar Meter davon entfernt schlug die Maschine auf und kippte um. Flammen züngelten hoch, wurden aber von der automatischen Löschanlage sofort erstickt.

»Ich lande ebenfalls«, entschied Tiffloor.

Als sie aufsetzten, kletterte aus dem notgelandeten Gleiter ein Mann.

»Das ist Eyckless!« rief Tiffloor. »Was, zum Teufel, tut er denn in Suntown?«

Tiffloor und Baibote sprangen aus ihrer Maschine und liefen dem Wissenschaftler entgegen. Der Hyperphysiker hatte aufgerissene Augen, die Haare hingen ihm wirr ins Gesicht. Er schien Tiffloor und Baibote nicht zu erkennen. Er wäre an ihnen vorbeigegangen, wenn Tiffloor ihn nicht festgehalten hätte.

»Eyckless!« rief Tiffloor. »Wie kommen Sie hierher? Was tun Sie hier?«

Eyckless kicherte. Speichel lief über seine Lippen.

»Er ist wahnsinnig geworden«, sagte Tiffloor erschüttert. »Offenbar hat er versucht, die Paradetektoren aus Suntown zu holen.«

»Er hatte die richtige Idee«, meinte Baibote. »Es ist erstaunlich, daß er sie unter den gegebenen Umständen fast verwirklicht hätte.«

»Offenbar hatte er ein Schuldgefühl wegen des fehlgeschalteten Computers«, überlegte Tiffloor. »Er wollte seinen Fehler wiedergutmachen.«

Baibote ging hinüber, wo die Paradetektoren lagen. Einige der Geräte waren bei dem Aufprall beschädigt worden, andere sahen noch funktionstüchtig aus.

»Wir können zu Ende führen, was Eyckless begonnen hat«, schlug Tiffloor vor. »Wir fliegen mit allen noch intakten Geräten ins Gebiet der Kuppeln und setzen sie gegen die Cynos ein.«

Entschlossen öffnete Baibote die Verschlüsse der Stahlseile. Sie durften keine Zeit verlieren. Ihre Aktion hatte nur dann einen Sinn, wenn der Widerstand des Zentralplasmas noch nicht gebrochen war.

Der Matten-Willy, der vor dem Eingang der großen Kuppel im Boden lag, fühlte die Abwehr des Zentralplasmas erlahmen. Das war nur natürlich, denn auch die Angriffe der Cynos hatten an Intensität verloren. Beide Parteien hatten sich in diesem lautlosen, aber erbarmungslos geführten Kampf erschöpft.

Es kam jetzt darauf an, auf welcher Seite der Kräfteverfall schneller voranschreiten würde.

Der Matten-Willy spürte die Impulse seiner Freunde. Sie alle waren besorgt und unterstützten das Plasma mit aufmunternden telepathischen Impulsen.

Inzwischen kannte das Plasma die Position der Cynos. Das half ihm jedoch wenig, denn die Menschen, die unter Umständen etwas gegen die Fremden hätten unternehmen können, waren bis auf wenige Ausnahmen paralysiert. Die Cynos schienen etwas ratlos zu sein. Sie hatten bereits mit dem Gedanken gespielt, den Angriff abubrechen und es nach einer Pause noch einmal zu versuchen. Dann jedoch hatten sie überlegt, daß dies ein nicht zu unterschätzender moralischer Sieg für das Zentralplasma sein würde.

Der Matten-Willy hoffte, daß die Auseinandersetzung nach wie vor unentschieden stand. Er war sich darüber im klaren, daß seine Beobachtungen nicht unbedingt richtig sein mußten, denn er stand schließlich klar auf der Seite des Plasmas und war daher alles andere als objektiv.

Die durch Suggestivbilder entstandene Landschaft rund um die Kuppeln war wieder der Realität gewichen. Im Augenblick griffen die Cynos mit Intervallimpulsen an. Sie schickten abwechselnd freundliche Botschaften und harte Hypnobefehle. Auf diese Weise versuchten sie die parapsychische Barriere des Zentralplasmas zu brechen. Das Plasma war jedoch dagegen gewappnet. Es beging niemals den Fehler seine Verteidigungsanstrengungen auf längere Sicht zu planen. Sein Vorteil war, daß es variieren konnte. Trotz seiner Erschöpfung stellte es sich auf die jeweilige Methode des Gegners ein.

Während es kämpfte, erwachten im Innern der Kuppeln die ersten Menschen wieder aus der Starre. Sie spürten die parapsychischen Impulse und paralysierten sich ein zweites Mal, wohl wissend, daß sie davon unter Umständen gesundheitliche Schäden davontragen konnten.

Der Matten-Willy registrierte alle Vorgänge in seiner Umgebung. Plötzlich spürte er, daß die Cynos unruhig wurden. Auch das Verhalten des Zentralplasmas änderte sich sofort. Es verließ seine Verteidigungsstellung und schlug zum erstenmal heftig zurück.

Irgend etwas war geschehen, was diese plötzliche Änderung verursacht hatte.

Tifflor hielt die Steuerelemente der Maschine so fest umklammert, daß seine Knöchel weiß wurden. Neben ihm saß Baibote und stöhnte leise. Seit sie sich über den Kuppeln des Zentralplasmas befanden, waren die Impulse wieder stärker spürbar geworden. Unter dem Gleiter hingen an mehreren Stahlseilen sechs eingeschaltete Paradetektoren. Sie schirmten einen Teil der Psi-Impulse ab.

Seit einer halben Stunde kreiste Tifflor über dem Gebiet der Kuppeln, weil er annahm, daß die Fremden sich irgendwo dort unten aufhielten. Er wußte nicht, ob dieser Einsatz überhaupt einen Sinn hatte.

»Wann ist es vorüber?« fragte Baibote leise.

Der Solarmarschall blieb die Antwort schuldig und blickte zurück, wo Eyckless am Boden lag. Sie hatten den Wissenschaftler paralysiert und ihn auf diese Weise zur Ruhe gebracht. Es war zu bezweifeln, ob er jemals seinen klaren Verstand zurückgewinnen würde.

Plötzlich entdeckte Tifflor unter sich eine Bewegung. Er machte Baibote darauf aufmerksam. Mit zitternden Händen stellte der Kommandant der PASCON den Bildschirm der Fernortung ein. Auf der leuchtenden Fläche erschien eine unregelmäßig geformte Gestalt.

»Ein Matten-Willy!« sagte Tifflor.

»Halten Sie das für ein gutes Zeichen?«

»Ganz bestimmt!«

Das schwarze Gesicht des Raumfahrers wirkte fröhlich. »Ich wußte, daß wir es schaffen würden.«

Der Zellaktivatorträger hob den Arm. »Keine verfrühten Siegesfanfaren.«

Sie kreisten weiter über den Kuppeln. Der Kampf zwischen den vier Cynos und dem Zentralplasma stand unmittelbar vor seiner Entscheidung.

Ein kurzer Augenblick der Ablenkung hatte genügt, um den Kampf zu entscheiden. Die Cynos hatten sich für einige Sekunden nicht auf das Plasma konzentriert, sondern die Impulse der Paradetektoren neutralisiert. Diese Chance hatte sich das Zentralplasma nicht entgehen lassen. Es gelang ihm, die gesamte psionische Energie der Fremden lahmzulegen. Mit einem Schlag waren die Cynos völlig hilflos.

Sie wußten, daß sie verloren waren, und zogen sich zurück. Eine Flucht von der Hundertsonnenwelt kam für sie nicht in Frage. Aber sie taten etwas anderes.

Wenige Augenblicke später kamen alle Matten-Willys aus ihren Verstecken hervor und bejubelten den Sieg des Kollektivwesens. Das Zentralplasma unterrichtete die allmählich erwachenden Terraner vom Ausgang der Auseinandersetzung.

Waringer und Tifflor standen auf dem Dach des Zentralgebäudes von Suntown. In ihrer Nähe wartete ein startbereiter Gleiter. Inzwischen waren fast alle Wissenschaftler aus den Kuppeln nach Suntown zurückgekehrt. Die PASCON war nach Ustrac gestartet, um dort neue Aufgaben für das IS K entgegenzunehmen.

»Bevor Sie zur Erde zurückkehren, werde ich Ihnen etwas zeigen«, sagte Waringer zu dem Solarmarschall. »Wir haben es erst vor wenigen Augenblicken entdeckt, aber es ist so rätselhaft, daß Sie es sich ansehen sollten.«

»Sie machen mich neugierig«, gestand Tifflor.

Waringer deutete auf die wartende Maschine. »Der Gleiter steht bereit. Kommen Sie, Tiff.«

Sie stiegen gemeinsam in den Fluggleiter.

»Ich wundere mich, daß wir die vier Cynos niemals gefunden haben«, sagte Waringer und schaute Tifflor fragend an. »Was halten Sie davon?«

Darauf wußte der Zellaktivatorträger keine Antwort.

»Das Plasma beteuert, daß die Cynos nicht mehr am Leben sind«, erinnerte Waringer. »Ich habe überlegt, ob sie sich vielleicht aufgelöst haben könnten.«

»Das wäre eine Möglichkeit«, gab Tifflor zu. Dann meinte er verstört: »Sie denken doch hoffentlich nicht, daß die Cynos noch immer unter den Wissenschaftlern von Suntown leben?«

Der Professor schüttelte den Kopf.

Der Gleiter hob vom Dach ab und näherte sich dem Rand der Stadt. Wenig später erschien unter ihnen ein flaches Gebirge.

Tifflor runzelte die Stirn. »Ich bin gespannt, wohin Sie mich bringen.«

Über einem kleinen Tal sank der Gleiter tiefer. Unter sich sah Tifflor einen schwarzen, steil aufragenden Stein.

»Sehen Sie ihn sich gut an«, empfahl ihm Waringer. »Ich befürchte, daß er für alle Zeiten ein Rätsel bleiben wird.«

Tifflor war verwirrt.

»Fällt Ihnen nichts auf?« erkundigte sich Waringer.

»Nein«, gestand Tiff.

»Ich gebe zu, daß es auf einer Welt, die von so vielen Sonnen beschienen wird, schwer festzustellen ist, was diesen Stein so ungewöhnlich macht.«

»Und was ist es?« forschte Tifflor.

»Er wirft keinen Schatten«, erklärte Waringer.

»Das ist unmöglich!«

»Er steht noch nicht lange hier«, erklärte Waringer langsam. »Erst seit dem Ende des Kampfes zwischen dem Zentralplasma und den Cynos. Erstaunlicherweise ist es nicht der einzige Stein dieser Art, den wir entdeckt haben. Und nun raten Sie, wie viele es insgesamt sind.«

Tifflor schloß die Augen. Als er sie öffnete, trafen sich die Blicke der beiden Männer.
»Vier!« sagte Julian Tifflor.
Waringer nickte.

ENDE